Paul M. Zulehner

GELEGENHEITSWORTE 3

Verkünde das Wort,
tritt dafür ein,
ob man es hören will oder nicht!
(2 Tim 4,2)

Wien 2022

Inhalt

Inhalt **1**
ENTRADA **9**
RUNDFUNK **12**
Gedanken für den Tag **13**
2001 „Herr gib jedem seinen eignen Tod.“ (Rilke) Für die Freiheit des Sterbens. 14
2012 Der Archetyp 20
2012 Leib hingegeben 21
2012 Der Tod oder die Liebe? 22
2015 Sehnsucht ist der Anfang von allem. (Nelly Sachs) 23
Erfüllte Zeit **27**
1994 Weihnachten: Beheimatung 28
1994 Den Himmel offenhalten (Apg 7,55) 30
1997 „Im Grunde seines Herzens ist jeder Mensch ein Gottessehnsüchtiger.“ .. 34
1998 Entsorgung der Überflüssigen 37
1998 Weihnachten: Obdach der Seele 41
1998 Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf 44
2001 Gottesverdrohlichung und Gottesverlieblichung 49
2001 Gott tun als „Leib hingegeben“ 52
2001 Immanuel 55
2008 Pfingsten: Löscht den Geist nicht aus 58
2011 Wandlung der Gewalt in Liebe. 63
2015 Weihnachten 65
2015 Hölle 67
2015 Kirchenaustritte 69
2017 Entängstigt euch! 71
INTREVIEWS UND KURZBEITRÄGE IN PRINTMEDIEN **81**
Zur religiös-kirchlichen Lage heute **82**
2007 Wiederkehr der Rituale 83
2007 Wie religiös sind die Österreicherinnen und Österreicher [ÖSTERREICH] . 86
2007 Herausforderung für Gewerkschaften [Gewerkschaft Öffentlicher Dienst-Magazin] 88
2007 "Man sollte als Auto zur Welt kommen" [Vorarlberger Nachrichten] 90
2007 Benedikt XVI. in Österreich [Kleine Zeitung] 92
2007 Wie katholische ist Österreich, das Benedikt XVI. besucht? [KNA] 93
2007 Respiritualisierung 96
2008 Kirchen in Europa [kroatisches Concilium] 101

2009 Spirituelle Suche in säkularer Kultur [Osnabrücker Kirchenzeitung].....105
2009 Wiederkehr der Religion? [derStandard].....107
2009 Über die Lage der katholischen Kirche in Österreich: [Profil].....111
2009 Das Kreuzurteil [Tygodnik Powszechny] 113
2010 Zwanzig Jahre lang nicht angekommen [Salzburger Nachrichten].....115
2011 „Die Natur liegt ständig in den Wehen“ [Salzburger Nachrichten].....117
2011 Chance durch Verbuntung von Welt und Kirche [Academia superior] 120
2011 125 Jahre Rerum novarum [Kurier].....121
2011 Wie weit ist und bleibt Europa christlich? [Wiener Zeitung] 123
2011 „Einem kinderarmen, glaubensschwachen Christentum steht ein kinderreicher, glaubensstarker Islam gegenüber“ [ZAMAN] 126
2011 Abtreibung [Vorarlberger Nachrichten] 131
2011 Zur Lage des Glaubens und der Kirchen [Neue Vorarlberger Tageszeitung] 133
2012 Wellnessspiritualität – und der Dalai-Lama? [Psychologie heute].....137
2013 Zum Zukunftsforum der KAÖ [Die FURCHE] 140
2015 Gutes Leben 142
2015 Christliche Kirchen in Europa [Bozen] 145
2015 Service-Clubs [Ferment] 147
2015 Universelle Ethik [Kurier, Oberösterreich, Ertl].....150

Lebensformen, Geschlechter, Lebensalter.....153

1994 Störfaktor – Deutsche Bischofskonferenz zur Schwangerschaftskonfliktberatung 154
2008 „Hochrisikolebensform Ehe“ 156
2010 Zum Vatertag [Augsburg].....158
2011 Wenn Frauen glauben [Kärntner Kirchenzeitung].....160
2013 Neuer Balanceakt zwischen Männern und Frauen [Oberösterreichische Nachrichten] 161
2014 Zu Conchita Wurst [Kathweb] 163
2014 Familie heute – eine Herausforderung für Frauen und Männer. [Amberg] 165
2014 Gleichstellung in der Sackgasse [Sonntag].....167
2015 Zeit für Kinder [Kleine Zeitung].....170
2015 „Ohne Liebe besteht auch die Ehe nicht mehr“ [Salzburger Nachrichten]172
2015 Familiensynode [Tygodnik Powszechny].....175
2009 Zukunft für unsere Jungen.....179

Pastoraltheologisches.....183

2000 Wiederkehrt der Religion [Norddeutsche Kirchenzeitungen] 184
2002 Priestermangel [Kurier] 187
2006 Neue Modelle des Priesterberufs [Profil] 189

2006 Johannes Paul II. [Tygodnik Powszechny] 192
2008 Mut zum Fragment 197
2008 Mystik [Glaubenslust] 199
2008 Weihnachten [Glaubenslust] 201
2008 Einheit von Liturgie und Diakonie [Vorarlberger Nachrichten] 208
2009 Zulehner: Kirche muss dringend näher zu den Menschen rücken [Kathpress] 209
2009 Weihnachten feiern [Sonntag] 212
2010 „Warum ich bleibe“ [Wiener Kirchenzeitung] 214
2010 Kirchenaustritte [Format] 215
2010 Benedikt XVI. [Tygodnik Powszechny] 216
2010 Zum PGR-Kongress[Sonntag] 221
2010 Pfarrerstudie [Kirchenzeitungen Westverbund] 222
2010 Zulehner hofft auf Kirchenreform "von unten nach oben" [APA] 225
2010 Mitwirken, aber nicht um jeden Preis. [Die PRESSE] 226
2010 „Wie geht´s, Herr Pfarrer“ [Rheinischer Merkur] 229
2011 Papst Johannes Paul II. ist seliggesprochen [Tiroler Tageszeitung] 234
2011 Zum Papstbesuch in Deutschland 238
2011 „Nachgefragt“ [Kurier] 239
2011 Der gute Geist im Zwischentief [Innsbrucker Kirchenzeitung] 241
2011 Kirche als Heil-Land [Landeskirchen Forum Boldern] 243
2011 Protestanten, die nicht Christen werden 246
2012 Für die Vielen [Ypsilon] 249
2012 Zur Situation der katholischen Kirche 251
2012 Der heilige Joseph [Süddeutsche Zeitung] 253
2013 Zum Pontifikat von Papst Benedikt XVI. [Sonntag] 255
2013 Zum Pontifikat Benedikt XVI. [Oberösterreichische Nachrichten] 257
2013 Pastoralreferentinnen: verhinderte Priester? [Sonntag, Schweiz] 259
2013 Zum Buch „Dein Reich komme‘“ [Wiener Kirchenzeitung] 260
2013 Dein Reich Komme - Leben mit Gott [DRK] 262
2013 Religion und Lebenssinn [Brixener Tageszeitung] 265
2013 Schenken [Kleine Zeitung] 268
2013 Papst Franziskus ist anders [Hannoveransche Zeitung] 272
2013 „Zehn Gedanken zur Zukunft der Kirche“ 273
2013 zwei Päpste im Vatikan [Vorarlberger Nachrichten] 296
2013 Kirchenvisionen [Vorarlberger Nachrichten] 299
2013 Zum Rücktritt von Papst Benedikt XVI. [Kurier] 302
2014 Nach der Familiensynode [ff., Südtirol] 304
2014 Schatten und Licht: Menschen mit Behinderung 309
2014 Kirchenumbau [VELKD] 314

2014 Zu Papst Franziskus [Südtirol] 315
2014 Erbarmen bewahrt Recht ins Unrecht zu kippen 317
2014 Brücken bauen – Wohin und zu wem? 319
2014 Zur Kirchenentwicklung [Deutsche Welle] 325
2014 Salz in der Suppe [IEGG] 330
2014 Ein Volk ohne Visionen [AMD] 332
2014 Gottessehnsucht [Faix] 334
2015 Zwei Jahre Papst Franziskus [Kleine Zeitung] 335
2015 Kirche – ein Auslaufmodell? [Sonntag] 337
2015 Erneuerung der Kirche [Die PRESSE] 339
2015 Über das Sterben [Hospizzeitung] 341
2015 „Wir sind die Agentur Gottes“ [Salzburger Nachrichten] 343
2015 Reformation [Brudereck Christine] 346
2015 Ehrenamt 347
2016 Kirche im Wandel [Kirchenzeitung Hildesheim] 350
Kirchenpolitisches, Konflikte, Skandale 352
2009 Problemstau abarbeiten [ÖON] 353
2009 Zum Rücktritt von Gerhard M. Wagner [Die PRESSE] 355
2009 Über die Situation in Österreich und den Fall Wagner [Glaubenslust] 356
2009 Über die Piusbruderschaft [Glaubenslust] 359
2009 Über den Kurs der Kirche [Glaubenslust] 361
2009 Über die Situation im Vatikan [Glaubenslust] 363
2009 Zur Ernennung von Gerhard Maria Wagner zum Weihbischof in Linz [Wiener Zeitung] 365
2010 Rechter Kirchenflügel pflegt Schulterschluss mit der FPÖ [Salzburger Nachrichten] 367
2010 Karfreitag [Vorarlberger Nachrichten] 370
2010 Zur Lage der Katholischen Kirche nach dem Missbrauchsskandal [Vorarlberger Nachrichten] 373
2010 Zulehner: „Nur auf einem Friedhof ist es wirklich friedlich“ [Oberösterreichische Nachrichten] 376
2010 „Papst braucht Troubleshooter“ [Wiener Zeitung] 378
2011 Kardinal Schönborn und die Pfarrerinitiative [Die FURCHE] 380
2011 Aufruf zum Ungehorsam [Oberösterreichische Nachrichten] 382
2011 Wird es nur Verlierer geben? [Wiener Zeitung] 384
2011 Wie kann es weitergehen [Kurier] 387
2011 „Ungehorsam“ [Die PRESSE] 390
2011 Aufruf zum Ungehorsam [Die FURCHE] 391
2011 Aufruf zum Ungehorsam – die alten Themen [Sonntag – Schweiz] 393
2012 Krisenzeit in der Kirche [derStandard] 397

2012 Die mühsame Suche nach einem neuen Bischof für Vorarlberg [Vorarlberger Nachrichten] 402
2012 Vatileaks [Die PRESSE] 404
2013 Zur Wiener Diözesanreform 406
2014 Selbstgemachte Hürden [Publik-Forum] 408
2016 Eugen Drewermann [Publik-Forum] 412
Biographisches 415
2008 Wordwrap [Sonntag] 416
2009 Biographisches Interview - Religionsforschung 417
2013 Wordwrap 421
2014 Biographisches Interview: Warum Priester? 422
PREDIGTEN 425
KIRCHENJAHR 426
Weihnachten 427
2010 Silvesterpredigt: Solidarität und Freiheit 428
1996 „Christ, erkenne deine Würde!“ 435
1997 Predigt zu Epiphanie 437
2002 Weihnachten: Menschwerdung. 439
2004 Weihnachten: Wir suchen Gott. Lassen wir uns von ihm finden? 442
2006 Weihnachten: Der Täufer und das Kind 443
2008 Aus dem Nichts ins Nichts 445
2008 Die Angst loswerden, um Liebende zu sein. 448
2008 Weihnachten: Aus dem Nichts ins Nichts 452
2009 Weihnachten: Die Angst loswerden, um Liebende zu sein. 455
2010 „Alles, was er angenommen hat, hat er auch rlöst.“ 459
2010 Durch die Menschwerdung erlöst 465
2011 Schmetterlingseffekt und Weihnachten 472
2012 Zeitenwende 477
2013 Ein weihnachtlicher Mensch sein 480
2014 Ein Kind ist uns geboren 483
2015 Fürchtet euch nicht! 485
2016 Postfaktisch 488
Karwoche - Ostern 490
2002 Gründonnerstag: Lieben 491
2002 Karfreitag: Todgeweiht 493
2009 Osterpredigt: Hadesfahrt 495
2011 Gründonnerstag mit Johannes Paul II. 498
2011 Karfreitag mit Johannes Paul II. 501
2011 Karsamstag mit Johannes Paul II. 503

2012 Gründonnerstag: Trost in trostlosen Zeiten 505
2012 Karfreitag: Er macht die vielen gerecht....508
2012 Karsamstag: Licht der Völker 511
2016 Gründonnerstag: Wen habe ich in der Angst?....513
2016 Karfreitag: Gewalt in Liebe wandeln....514
2016 Karsamstag: eine heutige Auferstehungsgeschichte....516
2017 Petrus: Dreinhauen oder erdulden? 518
2017 Judas: Dürfen wir auch für ihn hoffen? 520
2017 Dismas: ein unbekanntes Vorbild 522
Pfingsten....524
1995 Predigt zum Weizer Pfingsttreffen 525
1996 Den Himmel offenhalten....529
1996 Keine Angst. Es brennt.....533
2002 Wege zum Frieden 536
2009 Pfingsten: Keine Angst. Es brennt.....543
2011 Pfingsten: Ein guter Geist für die Welt 546
2013 Ein neues Pfingsten. 549
2013 Ein neues Pfingsten. 555
LEBENSWENDEN 560
Heirat 561
1995 An old Chassidic Story 562
2002 Menschsein unter offenem Himmel 564
2005 Du bist die Würze meines Lebens 566
2006 Kirchliche Heirat – ein Risiko für Avantgardisten 571
2007 Gott führt Ehepaare zusammen 574
2009 Ja natürlich heiraten wir! 576
2012 Wer liebt, sucht einen Gott… 581
2013 Zur Kultur des Liebens 583
2014 Für ein Leben im Schalom. *Predigt zur „Traufe“.* 585
2016 Vom Vertrag zum Vertragen....588
Geburt....589
2012 Wenn du durchs Wasser schreitest 590
Tod....592
2003 Cello in der Hand Gottes....593
2003 In Verschiedenheit geeint....596
2007 Sie fragten mich nach der Auferstehung....600
2010 Ein treuer Diener....602
2011 Entfesselung....605

2012 Heimgekommen 607
2015 Nur Liebe, freigewordene, mich überflutend 610
2016 Ein guter und getreuer Knecht 614
Varia 617
2006 Orpheus und Eurydike 618
2008 Ritafest 626
2009 Auf ihn hin 634
2009 Peter und Paul 640
2010 Silvesterpredigt 643
2011 Mystisch und politisch 650
2011 Priester für heute 652
2013 Bescheidenheit. Am Beispiel von Papst Franziskus 657
2014 Heute Pfarrer sein 660
2015 Seepredigt 666
2015 Allerheiligen und Allerseelen 669

ENTRADA

Verkünde das Wort, tritt dafür ein,
ob man es hören will oder nicht;
weise zurecht, tadle, ermahne,
in unermüdlicher und geduldiger Belehrung.
(2 Tim 4,2)

Diese Weisung aus dem zweiten Timotheusbrief übersetze ich für gewöhnlich etwas zugespitzter und ergänze sie zugleich: „Verkünde das Wort, tritt ein, gelegen oder ungelegen - Und nicht nur gelegentlich!“ Daran habe ich in meinen öffentlichen Reden im Bereich Rundfunk, in Printmedien und beim Predigen stets gehalten.

Die Arbeit mit Medien hat mir stets Freude gemacht. Anfragen gab es viele. Ich war dafür bekannt, nicht nur viele Insidergeschichten zu kennen, sondern redlich Rede und Antwort zu stehen, auch wenn es um kritische Aussagen ging. Damit habe ich mir viele Freunde gemacht, nicht zuletzt bei Menschen, die sich an ihrer Kirche (wie ich ja auch) rieben. Dass dann nicht alle applaudieren konnten, habe ich nie erwartet und verstehe ich auch. Dass ich in manchen Fragen (wie beim Umgang der Kirche mit Menschen, die nach einer Scheidung neuerlich sich ehelich verbünden) der Zeit voraus war, bestätigt meine Suche nach tragfähigen pastoralen Lösungen, die sich weniger dem Zeitgeist beugen, sondern tiefer in das Evangelium eindringen.

Wichtig war und ist mir das Predigen. In einer Studie über die Gottesdienstkultur in der Stadt Wien[1] wird von den Befragten die Predigt als ein wichtiges Element in der Feier der Messe wahrgenommen. Ihre Qualität übe einen beachtlichen Einfluss auf den Kirchgang aus. Die Erwartungen sind hochgesteckt: An der Spitze stehen die glaubhafte Darstellung (91 Punkte[2]), Kopf und Herz sollen angesprochen werden (88), gewünscht werden eine natürliche Aussprache (87), eine Konzentration auf das Wesentliche (87), ein Bezug zum heutigen Leben (86). Die Predigt soll geist- und humorvoll sein (86), einsichtig gegliedert (83). Die Befragten wünschen eine spirituelle Ermutigung im Glauben (82).

Erwartung und Wahrnehmung klaffen zwischen den an den Testen beteiligten Befragten bei der Predigt weiter auseinander als beim Gottesdienst allgemein. Besonders auffällig ist die Differenz bei den folgenden Merkmalen: Kopf und Herz ansprechen (34 Punkte Differenz); Konzentration auf Wesentliches (32); lebendig mit Geist und Humor (32); natürliche Aussprache (29); glaubhafte Darstellung (29); einprägsame Denkanstöße (26); einsichtige Gliederung (26). Doch wo erhalten Predigende „Feedback“ und haben sie Möglichkeiten, sich von den Lebensfragen und Problemen anderer berühren zu lassen?

---

[1] Zulehner, Paul M./Beranek, Markus/Gall, Sieghard/König, Markus: Gottvoll und erlebnisstark. Für eine neue Kultur und Qualität unserer Gottesdienste, Ostfildern 2004.

[2] Die Skala bei der von Sieghard Gall durchgeführten Reactoscopemessung läuft von 0-100 (100 bedeutet uneingeschränkte Zustimmung).

So ist es Herausforderung für den Prediger, sich in der Vorbereitung auf das Wesentliche zu konzentrieren und eine klare Gliederung zu erarbeiten. Tiefer noch geht es aber um den Predigenden/die Predigende selbst als Person. Es muss der ganze Mensch in der Predigt spürbar werden, der nicht nur eine intellektuelle Botschaft vermittelt. Wer predigt, muss sich in Dingen des Glaubens selbst auch ins Herz schauen lassen – die eigentliche Herausforderung an die Predigt ist daher eine zutiefst spirituelle: „Was wir mit eigenen Augen gesehen haben, das verkünden wir euch“ (1 Joh 1,1).

Ob ich selbst als Prediger oder auch als Verfasser von Radiobeiträgen solchen Ansprüchen gerecht geworden bin? Wohl nur begrenzt. Die hier zusammengetragenen Texte sind Annäherungen an das von den Zuhörenden erwartete Ideal.

Es handelt sich, vor allem wenn es um Predigten zu Feiern der Lebenswenden Heirat, Geburt und Tod geht, um sehr persönlich gehaltene Texte. Spontanes Feedback nach der Feier zeigte mir, dass ich bei nicht wenigen Herz und Verstand berührt habe.

Die wohl am häufigsten gelesene Predigt ist jene von der Beerdigung meines Bruders Hans, der seit Geburt mit starken Beeinträchtigungen lebte und 77 Jahre alt geworden ist. Diese hatte ich alsbald auf dem Portal meiner Homepage (www.zulehner.org) platziert. Sie wurde zum häufigsten angeklickten Beitrag – und das weit über Europa hinaus. Sie wurde inzwischen auch wiederholt abgedruckt.

Dokumentiert werden zudem Predigten zu den hohen kirchlichen Feiertagen. Viele davon wurden in der öffentlichen Kirche der Schulschwestern in Wien im 15. Bezirk gehalten. Jahr um Jahr sammelt sich eine kleine Gottesdienstgemeinde. Darunter sind auch Ehemalige der Schulen, von denen Einige aus der Kirche ausgetreten sind, aber dennoch aus Treue zur Schule zu den Feiern der hohen Feste kommen.

Der andere Ort der Verkündigung war und ist seit der Begründung der Weizer Pfingstvision[3] die Wallfahrtskirche in Weiz, einer Stadt in der Oststeiermark. Es sind durchgehend Pfingstpredigten. Markenzeichen der Weizer Aufbruchbewegung ist die Vision einer Kirche, in der Gottesverwurzelung, Geschwisterlichkeit und Menschenentfesselung ineinander verwoben sind.

Ein weiteres Paket enthält Predigten, die zu bestimmten Anlässen und vor höchst unterschiedlichen Gemeinschaften gehalten worden sind. Das eine Mal waren Personen versammelt, welche ein Jubiläum der Rita-Schwestern feierten. Ein anderes Mal stand ich auf einem Boot in Roxheim (am Rhein gelegen; Diözese Speyer) und hielt von dort eine Seepredigt zu den Menschen, die sich am Land versammelt hatten.

In diesem Band sind zahlreiche Interviews zu aktuellen Fragen der Kirche in der Welt von heute dokumentiert. Sie haben ein sehr breites Spektrum. Dass die Anfragen zahlreich sind, straft jene Lügen, welche meinen, das Interesse an Religion und Kirche sei aus dem Land geschwunden.

Die in diese Sammlung aufgenommenen Texte aus meiner Arbeit im Österreichischen Rundfunk sind naturgemäß knapp und ausgefeilt. Das

[3] www.pfingstvision.at

verlangt nicht nur das zeitliche Korsett der Sendungen „Gedanken für den Tag“ oder „Erfüllte Zeit“. Auch die weltanschauliche Bandbreite sowie die Vielfalt der religiös-kirchlichen Ausstattung der Zuhörenden sind schwer einzuschätzen. Anzunehmen ist, dass Kirchentreue, Privatreligiöse, Atheisierende wie Skeptiker mithören. Oft entscheidet der Einstieg in ein Thema, ob jemand weiter zuhört.

Wien, Herbst 2017.

RUNDFUNK

Gedanken für den Tag

2001 „Herr gib jedem seinen eignen Tod.“ (Rilke) Für die Freiheit des Sterbens.

Im Namen der Freiheit

Es sei, so der liberale Theologe Hans Küng, Ausdruck der Freiheit des Menschen vor Gott, ihm das Leben zu einem selbstgewählten Zeitpunkt zurückzugeben. Philosophen pflichten ihm bei und fordern, dass andere dabei straffrei behilflich sein können. Haben sie nicht Recht, die liberalen Anwälte der grenzenlosen Freiheit des Menschen?

Aber die Freiheit des Einzelnen ist nur ein Moment am Sterben. Viele andere „Umstände“ wirken mit. Fast die Hälfte dessen, was jemand ein langes Erwerbsleben lang in die Krankenversicherung einbezahlt, wird in den letzten Lebenswochen verbraucht. Es wäre eine willkommene finanzielle Entlastung, ließe sich am Lebensende die eine oder andere Woche einsparen, indem man die Leute daran gewöhnt, ihre Freiheit zum Verkürzen teuren Sterbens zu nützen.

Dazu kommt, dass viele es nicht leicht haben, ihren Beruf mit der Last der Pflege zu vereinbaren. Am Lebensende stellt sich damit die gleiche Frage wie am Beginn: Wir haben für das Großziehen der Kinder wie für die Pflege Alter, Kranker und Sterbenden zu wenig „übrig“, zumindest zu wenig Kraft und Energie.

Die Ärztin Kübler-Ross berichtet, dass Sterbende durch ein Tal tiefer Depression hindurchmüssen. Es bedrückt, aus einer Welt scheiden zu müssen, die man mit anderen aufgebaut hat. Zudem deprimiert es, anderen zur Last zu fallen.

Da liegt dann jemand in seiner Depression auf dem Sterbelager. Dabei steht die Krankenversicherung und sagt: Du kommst uns zu teuer. Daneben die Angehörigen, denen die Pflege oft unermesslich schwerfällt. Und die Philosophen und Theologen reden zu: Nütz Deine Freiheit...

Sterbende sind nicht wirklich frei im Tal ihrer tiefen Depression. Was sie notgedrungen wünschen, ist oft nicht Ausdruck verantwortlicher Freiheit, sondern depressive Gefälligkeit. Nicht die Gesellschaft hilft dem Sterbenden, sondern der Sterbende muss der Gesellschaftlich behilflich sein – den Angehörigen, dem überlasteten Gesundheitswesen, den Schreibtisch-Philosophen und –Theologen. Sterbende werden ausgebeutet. Im Namen der Freiheit...

Versenken oder lotsen

Ein Schiff gerät kurz vor der Einfahrt in den Zielhafen in Seenot. Aus eigenen Kräften kann die Besatzung den Hafen nicht erreichen. Ein Hilferuf wird ausgeschickt. Das SOS wird empfangen. Rettungskräfte begeben sich zum Schiff in Not. Aber statt es in den Hafen zu lotsen, versenken sie das Schiff.

Auf den ersten Blick eine gründliche Lösung. Das Problem besteht nicht mehr. Das versenkte Schiff ist nicht mehr – und auch nicht in Not.

Ähnliches planen manche in unseren modernen Gesellschaften für Pflegebedürftige, Todkranke, Sterbende. Es sind etliche unter diesen, die es

aus eigener Kraft nicht mehr schaffen, ihr Lebensschiff in den Zielhafen zu bringen. Sie möchten den Kampf im Sturm beenden. So senden sie einen Hilferuf aus: sie können nicht mehr. aus eigener Kraft schaffen sie es nicht. Ihre Fahrt ist unerträglich geworden. Sie möchten, dass alles ein Ende hat: ihre Schmerzen, ihre Angst. Sie sehen für ihre letzte Fahrstrecke keinen Sinn mehr.

Auch bei der Lebensfahrt ist es wie bei der Schifffahrt. Es gibt bewährte Rettungsdienste: Angehörige, Seelsorgerinnen, Ärzte, Pflegekräfte. Sie hören den Ruf derer, die Rettung suchen, Erlösung aus der unerträglich gewordenen Lebensfahrt. Was aber sollen sie tun?

Viele sind voll von Mitgefühl. Sie nehmen den Wunsch der Leidenden wahr, dass alles zu Ende sein möge. Sie möchten alles tun, um diesen verständlichen Wunsch zu erfüllen. Deshalb verlangen sie, dass es möglich sein müsse, das unerträgliche Leben und mit ihm die Qualen zu beenden. Direkte Sterbehilfe, Euthanasie, Töten aus Mitleid solle straffrei möglich sein. Kurzum, sie sind bereit, das Lebensschiff, das in Not geraten ist, zu versenken.

Es wäre der schwierigere Weg, darüber nachzudenken, wie das in Lebensnot geratene Schiff in den Hafen gelotst werden kann. Das ist auch aufwendiger und fordert mehr Phantasie. Versenken ist hingegen rascher, billiger, einfacher. Noch dazu auf den ersten Blick erfolgreicher: Das Leiden ist endgültig zu Ende. Der Preis: Das Schiff gelangt nicht in seinen Lebenshafen. Es reift, würde Rilke klagen, kein eigener Tod.

Wir sollten das Lotsen lernen.

Liebe der Angehörigen

„O HERR, gibt jedem seinen eignen Tod: ein Sterben, das aus jenem Leben geht, darin er Liebe hatte, Sinn und Not.“ So Rainer Maria Rilke.

Sterben fordert jene Menschen heraus, in deren Umkreis ein Menschenleben zuende geht. Was Sterbende vorab brauchen, ist nicht eine optimale medizinische Versorgung – eine solche auch – sondern ist Liebe: in der Gestalt der stillen Anwesenheit, der behutsamen Zuwendung.

Dreiviertel der Menschen in unserem Land wollen laut Umfragen „daheim sterben“. Das meint mehr als das Zuhause, die gewohnten vier Wände. „Daheim“ – das sind die Menschen, mit denen jemand vertraut wurde ein Leben lang, die ihm Zuneigung und Nähe geben können. „Angehörige“ also.

In den letzten Jahrhunderten ist – dank des großen medizinischen Fortschritts, aber auch auf Grund der Erwerbstätigkeit der meisten erwachsenen Männer und Frauen – das Sterben von „daheim“ ausgewandert: in Alten- und Pflegeheime, in die Krankenhäuser und dort wieder in eigene beengte Sterbezimmer. Sterben wurde „enthäuslicht“. Der Wunsch, „daheim sterben“ zu können, bleibt viel zu oft unerfüllt. Zu viele sterben, medizinisch gut versorgt, einsam und allein.

Es gibt aber als Alternative die Hospizbewegung, begründet durch Cicely Saunders aus England: Sterben kann wieder in der Nähe der Angehörigen stattfinden. Dazu wird Raum geschaffen in den Krankenhäusern. So wie Eltern bei einem kranken Kind im Krankenhaus über Nacht bleiben können, soll es

ein „rooming in“ auch für Angehörige von Sterbenden geben. Viele möchten ihre Sterbenden „heimnehmen“ können. Allein schaffen sie aber das nicht. Dauert das Sterben länger, geht ihnen oft die Kraft aus. Verloren ging im Zuge der Enthäuslichung auch die pflegerische Kompetenz. Nicht zuletzt ist es die Angst vor dem eigenen Sterben, die hindert, ohne Angst an der Seite der Sterbenden auszuhalten.

Wenn wir das „Sterben daheim“ wirklich wollen, müssen wir viele Lebensgewohnheiten ändern. Wir haben einen langen Weg vor uns.

Palliative Care

Schmerzen können unerträglich werden. Dabei spielen sie im Leben eine wichtige Rolle. Sie sind wie Feuermelder, die anzeigen, wenn es brennt. Schmerzen sagen uns, dass und wo etwas in unserem Körper nicht stimmt. Ohne die Fähigkeit, Schmerzen zu fühlen, wären wir wohl alle schon längst tot, weil wir nicht wahrgenommen hätten, wenn sich in uns etwas Lebensbedrohliches anbahnt.

Allerdings können wir die Schmerzen durchhalten, weil wir die Hoffnung haben, dass sie eines Tages wieder zu Ende gehen, wenn wir gesunden. Was aber, wenn der Schmerz nicht mehr aufhört? Weil es keine Rückkehr in schmerzfreies Leben mehr gibt, sondern sich der Weg durch Schmerzen hindurch auf den Tod hin ankündigt? Wie soll inmitten oft unerträglich sinnloser Schmerzen der eigene Tod reifen?

Aber da sind ja nicht nur die körperlichen Schmerzen. Auch die Seele kennt Schmerz. Dieser ist manchmal noch unerträglicher als körperliche Qual. Zum Beispiel der Schmerz, nach einem Leben in Unabhängigkeit nun auf dem Sterbelager rund um die Uhr in jeder Lebens- und Sterbensäußerung von Pflegenden, Angehörigen, abhängig zu sein, ihnen zur Last zu fallen.

Schreit also nicht alles nach Beendigung des Schmerzes? Und weil der Weg zurück in ein schmerzfreies Leben versperrt zu sein scheint: Muss man nicht doch jenes Sterben beenden, das unerträgliche Schmerzen verursacht? Wird auf diese Weise aber nicht jenes Ausreifen des eigenen Todes verhindert, das Rilke für so wünschenswert darstellt?

Fachleute haben einen besseren Weg gefunden. Und dieser heißt „Palliativ Care“.

Pallium, das ist der lateinische Name für den Mantel. Schmerz wird nicht beseitigt, sondern ummantelt. Ein Abstand wächst zwischen dem bohrenden Schmerz und dem wachen Bewusstsein des Sterbenden. Das macht diesen frei, das Sterben in Würde und Charakter zu durchleben.

Er kann aufarbeiten, was noch unerledigt ist. Eine Chance erhält, was zum Reifen des Lebens und zum Ausreifen des Todes dazugehört: Das Leben in Freiheit in Gottes gute Hand zurückgegeben.

Aus der Welt begleiten können

Es war nach den bedrängenden Ereignissen in Lainz: Überforderte Hilfsschwestern hatten 50 Pflegedürftige getötet. In einer kurz danach einberufenen Expertenrunde unter dem damaligen Wissenschaftsminister Erhard Busek habe ich Kardinal Martini aus Mailand zitiert. Dieser hatte auf

einem Symposium der Europäischen Bischofskonferenzen im Jahre 1989 gefordert: „So, wie die Eltern die Kinder zur Welt bringen, müssen künftig auch die Kinder die Eltern aus der Welt begleiten können." Im Jahre 1991 fand dieser Satz Eingang in den Österreichischen Sozialhirtenbrief.

Kaum hatte ich diese Forderung auf den Tisch gelegt, fuhr mich der vorsitzende Ministerialrat aufgeregt an: „Professor, wie stellen Sie sich das vor? Soll ich als Ministerialrat meine alte Mutter daheim pflegen?" – Totenstille in der Runde. In sie hinein sagte der damals schon pensionierte Primarius Barolin aus Vorarlberg in aller Ruhe: „Herr Ministerialrat, vielleicht werden Sie am Ende Ihres Lebens sagen, es wäre besser gewesen, ich hätte meine Mutter daheim gepflegt."

Aber hatte der Ministerialrat nicht doch Recht? Können Angehörige ihren Beruf und die Pflege Sterbender daheim wirklich miteinander verbinden? Ist nicht ihr Arbeitsplatz in Gefahr, wenn sie sich entscheiden, auf unbestimmte Zeit für die Pflege daheim zu bleiben? Und kommt uns eine zusätzliche „Freistellung" (mit gleichzeitigem Freihalten des Arbeitsplatzes für die Zeit der Pflege) zur Sorge um Sterbende daheim nicht zu teuer? Ist nicht schon die Freistellung von Vätern und Müttern am Beginn des Lebens sehr teuer – und nunmehr soll sie auch am Lebensende finanziert werden?

Gewiss kostet solches die Gesellschaft viel Geld. Aber wäre es nicht besser, solange das Geld knapp ist, solche „Freistellung" für pflegende Angehörige zu finanzieren als Abfangjäger anzuschaffen?

Allerdings wird die „Freistellung" pflegender Angehöriger allein auch nicht viel helfen. Zusätzlich bräuchte es eine Umwertung der Werte. Wir müssten dem Lebensdienlichen in all seinen Phasen wieder einen höheren Wert geben als der Produktion von toten Gütern. Es müsste Wertschätzung finden, wenn zumal ein Mann seine Arbeit unterbricht, um seine kranken Eltern daheim zu pflegen und beim Sterben zu begleiten.

Ars moriendi

Ars moriendi – „Kunst des Sterbens" nannte man im Mittelalter die Einübung in den guten Tod. Vor allem in der Pestzeit, wo viele – allein gelassen – vom Tod hinweggerafft wurden, gab man den einzelnen Menschen in Bildern Anleitungen mit. Dargestellt war das kommende Schicksal der Seele nach dem Tod – die Bedrohung durch die Teufel und die paradiesische Begegnung mit Gott und seinem himmlischen Hofstaat. Solche Bilder haben nicht nur getröstet, sondern auch erschreckt. Das war beabsichtigt. Sollte sich doch der Mensch wenigstens am Totenbett noch von den bösen Seiten seines Lebens trennen, um in die Seligkeit des Himmels eingehen zu können.

Die ebenso plastischen wie drastischen Bilder sind uns heute fremd geworden. Dennoch bedrängt es nicht wenige Menschen, wie es sein wird nach dem Tod und wie man sich auf ihn gut vorbereiten kann. Sich anfreunden mit Tod und Sterben, inmitten des Lebens? Es hätte für das Leben einen großen Gewinn. „Herr, lehre uns unsere Tage zählen, damit wir ein weises Herz gewinnen", so der Psalmist (Psalm 85).

Das Leben wird anders, wenn wir uns der Vergänglichkeit und damit seiner Verletzlichkeit bewusst werden. Es kann dadurch hektischer werden – wenn

einer nur mit einem Leben auf dieser Erde rechnet, und dabei maßlos leidfreies Glück will. Er hat dann nicht viel Zeit und braucht viel stoische Ruhe, um nicht ein angstbesetzter und damit tendenziell unsolidarischer Glückjäger zu werden, getrieben von der naheliegenden Angst doch zu kurz zu kommen.

Spirituelle Menschen hingegen werden nicht nur sagen, dass wir „mitten im Leben vom Tod umfangen" sind. Ihnen kann sich dieser Satz auch befreiend wenden: „Mitten im Tod sind wir vom Leben umfangen." Sie bereiten sich auf das Sterben am Ende des Lebens vor, indem sie schon inmitten des Lebens so sehr in Gott einzutauchen, dass sie sich auch in der Nacht des Todes von Gott gehalten fühlen. Jesus am Kreuz hat diese Haltung vorgelebt. Zwar schreit er heraus: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Dann aber bricht sein unverbrüchliches Vertrauen in Gott durch: „In Deine Hände empfehle ich mein Leben."

Ars moriendi wird so zur ars vivendi: zur Kunst des Lebens.

Den Tod ausreifen

O HERR, gib jedem seinen eignen Tod.
Das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not.

DENN wir sind nur die Schale und das Blatt.
Der große Tod, den jeder in sich hat,
das ist die Frucht, um die sich alles dreht.

Denn dieses macht das Sterben fremd und schwer,
dass es nicht unser Tod ist; einer der
uns endlich nimmt, nur weil wir keinen reifen.
Drum geht ein Sturm, uns alle abzustreifen.

Rainer Maria Rilke schrieb diese Verse in seinem Stundenbuch. Die Botschaften dieses großen Menschenkenners sind einfach.

Zunächst ringt er darum, dass jeder seinen und jede ihren eigenen Tod sterben kann. Ein solcher aber wächst nur aus einem Leben, in dem es Liebe, Sinn und Not gab.

Solch ein eigener Tod lässt das Leben reifen. Der Tod ist dann nichts Lebensfremdes mehr. Er wird zur Frucht, um die sich alles dreht. Wir selbst sind nur die Schale und das Blatt.

Wenn wir solchen Tod als unseren eigenen nicht reifen, dann wird uns ein fremder Tod nehmen, ein Sturm wird uns vom Lebensbaum abstreifen, bevor die große Frucht des Lebens, der Tod ausgereift ist: dann aber wird das Sterben fremd und schwer.

Folgen wir Rilke, dann wird sichtbar, was wirkliche Solidarität mit Sterbenden ist. Wir stehen einander bei, um den je eigenen Tod ausreifen zu können. Das verbietet dann aber zwei verbreitete Eingriffe durch andere in das je eigene Sterben:

Der eine Eingriff geschieht durch eine Hightech-Medizin, die das Sterben unnötig verlängert.

Den anderen Eingriff dagegen nehmen jene vor, die das Sterben durch aktiven Sterbensabbruch frühzeitig beenden.

Die hohe Kunst aller, die einen Sterbenden begleiten, kann nach Rilke dann nur darin bestehen, dem einzelnen beizustehen, dass er seinen, die sie ihren je eigenen Tod auszeitigen kann. Das verlangt ein hohes Einfühlungsvermögen nicht nur des Sterbenden in sich selbst, sondern auch derer, die ihm beigesellt sind.

O Herr, gib jedem seinen eignen Tod! Und gib, dass solches Ausreifen des Todes niemand aberwitzig stört.

2012 Der Archetyp

Ein Archetyp, so der Psychoanalytiker Carl Gustav Jung, trägt das in sich, was auch wir in uns tragen. Jesus ist so etwas wie ein Archetyp des Menschen. Sein Leben ist eine Lesehilfe für unser Leben.

In einfachen Verhältnissen geboren ist er unauffällig herangewachsen. Dann kam eine dichte Zeit in der Öffentlichkeit. Jesus zeigt eine auffällige Vorliebe für all jene, die es nicht leicht haben in ihrem Leben, die Sünder, die Zöllner, die Kranken. Ihm widerfahren Liebe wie Verrat, Jubel und Ablehnung. Das vorläufige Ende ist der gewaltsame Tod am Kreuz.

Eines durchzieht sein Leben wie ein roter Faden: Er war ein Mensch, der ohne Bedingung und notfalls völlig einseitig liebte. Selbst die Feinde umschloss seine Liebe. Gewalt war ihm fremd. Seine Botschaft war einfach und doch provokant: Das entscheidende im Leben jedes Menschen ist, ein liebender Mensch zu werden. Im Brief eines Paulusschülers an die Christen in der Stadt Kolossä findet sich zu Beginn ein Hymnus, aus der Liturgie der frühen Kirche. „Auf ihn hin ist alles erschaffen“, heißt es in diesem Text. Jesus Christus ist der „Erstgeborene der Toten“. Für uns bedeutet das: Wir sind Zweit- und Drittgeborene. Unser Lebensweg hat das gleiche Ziel: in einem alltäglichen Leben, durch Freuden, Leiden und Tod, die Liebe zu lernen. Dann kann im Tod auch uns das widerfahren, wovon die Christenheit zu Ostern von Jesus erzählt: Im Tod von den Fesseln des Todes befreit, werden wir ein Moment an der vollendeten Welt sein. Oder mit den Worten der Heiligen Hildegard von Bingen und dem Kolosserhymnus: Ein Glied am vollendeten „Weltleib“ der Schöpfung, deren Haupt Christus, der Auferstandene ist.

Nur ein frommer Traum? Oder das, was unsere Aufgabe jeden Tag ist: Alltäglich an meinem Platz nach und nach eine Liebende oder ein Liebender zu werden?

2012 Leib hingegeben

Das war Jesu Herzensanliegen: Im Kraftfeld Gottes sollte die Welt verwandelt in eine neue Welt werden. Eine Welt voll von Gerechtigkeit, Frieden und Erbarmen. „Reich Gottes“ nannte Jesus eine solche Welt. Eine Welt mit solidarischen Menschen, die keine Angst mehr um sich selbst haben, keine Angst vor dem Tod und daher keine Angst, in diesem kurzen Leben zu kurz zu kommen.

Um die Seinen dafür zu bereiten, feierte er mit ihnen das für Juden so heilige Paschamahl. Als er das Brot reicht, sagt er deutend: Das ist mein Leib hingegeben – für euch und für das Leben der Welt. In ihnen – in uns – wollte der aus dieser Welt Vertriebene weiterleben und wirken. Alle, die von diesem Brot essen, sollten sein „Leib“ werden: eine von und in ihm geeinte, sich hingebende Gemeinschaft. Um das Dienen zu unterstreichen, wäscht er den Seinen die Füße. Und trägt ihnen schließlich auf, diese Feier stets zu seinem Gedächtnis zu begehen.

Angenommen, ich lasse mich in diese Feier mit offenem Herzen ein: Sie kann mich formen. In der Nähe Gottes kann ich die Angst um mich verlieren. Ich finde mich in einer Gemeinschaft vor, die eine Spiritualität der Fußwaschung zu leben versucht: Ich lerne hinzuschauen, wo andere wegschauen und übersehe nicht mehr die Not der Menschen um mich herum. Mich interessierten die Ursachen der Not. Ich leide mit den Armen mit. Und ich habe Mut und Kraft, solidarisch zu handeln: in meiner kleinen Lebenswelt ebenso wie im politischen Bereich.

Ich wäre dann eine oder einer der 750000 Katholiken, die sich in Österreich am Sonntag versammeln. Nicht nur mein eigenes Leben: auch das Land könnte am Montag anders sein – mit etwas weniger Angst und mehr solidarischer Liebe: Wenn wir nur wirklich tun, was Jesus am Abend vor seinem Leiden getan hat.

2012 Der Tod oder die Liebe?

Der liebende Spielmann Orpheus verliert durch tragischen Tod die geliebte Frau: seine Eurydike. Er findet sich mit ihrem Tod nicht ab. Dank seiner Spielkunst auf der Lyra kann er den Todesfluss überschreiten. Er gelangt so in die Unterwelt. Hades und Persephone sind von der Kraft seiner Liebe so beeindruckt, dass sie ihm gestatten, Eurydike zurückzuführen. Allerdings dürfe er sich auf dem langen Weg zurück nicht umsehen, ob Eurydike ihm folgt. Je länger der Weg währt, umso größer wird sein Zweifel, ob sie wirklich hinter ihm hergeht. Schließlich dreht er sich um und verliert sie für immer. So versucht der Mythos eine Antwort auf die menschheitsalte Frage zu geben, Was ist am Ende stärker ist, der Tod oder die Liebe? Die Antwort fällt nicht gut aus. Am Ende hat immer der Tod das letzte Wort, so die resignierende Erfahrung.

Dem Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien war die Erzählung von Orpheus und Eurydike wohl vertraut. Mit Blick auf Jesus Christus deutet er sie neu. Christus ist der eigentliche Orpheus, der Spielmann Gottes. Und Eurydike ist die von Gott geliebte Menschheit. Diese ist hineingeraten in den Herrschaftsbereich des Todes. 'So steigt Christus in die Unterwelt. „Hinabgestiegen in das Reich des Todes" beten wir Christen im Glaubensbekenntnis. „". Jesus Christus führt – ohne sich umzusehen – die Menschheit aus dem Totenreich zurück in das Leben. Am Ende hat immer die Liebe das letzte Wort – so der Glaube von uns Christen.

Heute, am Karsamstag, beten die orthodoxen Christen in ihrer Liturgie: „Zum Hades bist Du, mein Erlöser, hinabgestiegen und hast seine Pforten als Allmächtiger zertrümmert, hast als Schöpfer die Verstorbenen mitauferweckt und, Christus, den Stachel des Todes zerbrochen und Adam vom Fluch erlöst, Du Menschenfreund. Darum rufen wir alle: Rette uns, Herr!" Welche Hoffnung für uns todbedrohte Liebende!

2015 Sehnsucht ist der Anfang von allem. (Nelly Sachs)

Desir-manque

„Gott spricht zu jedem nur, eh er ihn macht,
dann geht er schweigend mit ihm aus der Nacht.
Aber die Worte, eh jeder beginnt,
diese wolkigen Worte, sind:
Von deinen Sinnen hinausgesandt,
geh bis an deiner Sehnsucht Rand;
gieb mir Gewand.“

Rainer Maria Rilke, Stundenbuch

„Geh bis an deiner Sehnsucht Rand“: Rilke berührt mit dem Wort Sehnsucht die Tiefen unseres Lebens. Der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan sieht es ähnlich, wenn er den Menschen als Wesen des „désir“ begreift. Diese Sehnsucht passt nicht in Raum und Zeit. Sie ist maßlos. Und das in der Liebe, in der Arbeit und im Amüsement.

Lacan fügt dann aber dem désir ein manque bei: eine Entbehrung, einen Mangel. Wir hinken immer hinter unserer Sehnsucht nach. Auch der Theologe Karl Rahner spricht von der Erfahrung, dass die Rechnungen immer offenbleiben. Wir seien immer nach mehr aus, als stattfindet. Als Menschen erleben wir uns also eingespannt zwischen maßloser Sehnsucht und stets nur mäßiger Erfüllung.

Besteht nicht wahre Lebenskunst darin, mit dieser Spannung schöpferisch umzugehen? Die Lebenskünstler unterscheiden sich allerdings in unserer weltanschaulich verbunteten Welt diesbezüglich beträchtlich. Eine Schlüsselfrage ist: Wie viel Zeit habe ich für die Stillung meiner Sehnsucht? Nur dieses Leben? Eine Ewigkeit? Muss ich nach maßlosem Glück in mäßiger Zeit streben? Oder habe ich dafür maßlose Zeit?

Ich will in den nächsten Tagen ~~mit Ihnen~~ ein paar Wege ansehen. Nur einer Spur werde ich nicht folgen: der Ermäßigung der Sehnsucht. Die Weite des Traums weicht der Enge der Realität. Diesbezüglich halte ich es jedoch mit der großen Poetin Marie von Ebner- Eschenbach: *„Nicht jene sind zu bedauern, deren Träume nicht in Erfüllung gehen, sondern die, die keine mehr haben.“*

Lebenskultur als ob es Gott nicht gäbe

Der marxistische Soziologe Henri Lefebvre ist Atheist. Als solcher glaubt er Gott weg. Er rechnet damit, dass mit dem Tod alles aus ist. Wie er als Atheist die Spannung zwischen maßloser Sehnsucht und stets nur mäßiger Erfüllung meistert, hat er unter dem Titel „La critique de la vie quotidienne“, Kritik des Alltagslebens, veröffentlicht.

Eingestreut in unseren Alltag, so Lefebvre, finden sich „moments“, Momente, Lebensfeste. Vier nennt er: Liebe, gute Arbeit, Erkennen und das Spiel. Typisch für diese sei, dass sie uns Raum und Zeit vergessen machen. Sie sind gelebte Sehnsucht pur. Von ihnen lässt Goethe Faust sagen: „Verweile doch,

du bist so schön!“ Ähnlich der Kernkreis der Jünger Jesu auf dem Berg der Verklärung: „Lass uns hier drei Hütten bauen…“

Gern möchten wir in den „moments“ verweilen. Aber, so Lefebvre lebenserfahren, die Momente „scheitern“. Wir müssen vom Berg der Verklärung in den Alltag zurück. Die Feste der Liebe enden ebenso wie gutes Erkennen oder das Spiel. Das nimmt aber den Lebensfesten nicht ihre Bedeutung. Denn wir erinnern uns an sie zurück. Und fangen im Erinnern an zu wünschen, dass es morgen wieder ein Fest geben möge. Diese Sehnsucht nach neuerlichen Festen lässt uns den Alltag bestehen, lässt uns leben. Das désir, das maßlose Sehnen, hat einen Sinn. Auch wenn es nur in eingestreuten Momenten Erfüllung findet.

In Ernest Hemingways Roman „Wem die Stunde schlägt“ lehrt eine einfache Frau aus dem Volk den unerfahrenen Soldaten Robert Jordan, der ihre Tochter Maria liebt: „Nur dreimal im Leben wackelt die Erde.“ Leben, so ihr weiser Rat, ist nie ein Dauererdbeben der Sehnsucht, sondern Alltag. Hoffentlich versöhnter Alltag wünscht der lebenserfahrene Atheist Lefebvre: Denn nur in einem solchen können uns Feste zufallen.

Leben als letzte Gelegenheit

Der französische Historiker Philippe Ariès bemerkte einmal: „Wir Heutigen leben im Vergleich zu den früheren Generationen zwar länger, aber insgesamt kürzer. Denn früher lebten die Leute 30 plus ewig und wir nur noch neunzig.“

Die deutsche Pädagogin Marianne Gronemeyer veranlasste diese Art des Lebens zum Buchtitel: „Leben als letzte Gelegenheit“. Das nötigt viele Zeitgenossen, das maßlose désir, das maßlose Sehnen, in der mäßigen Zeit von neunzig Jahren zu ernötigen.

Gronemeyer analysiert solches Leben.

- Es sei hastig und schnell. Zeit ist knapp. Wer maximales Glück in minimaler Zeit will, muss schnell leben: Und das in der Liebe, in der Arbeit wie im Amüsement. Menschen tun sich zusammen, die sich einem gemächlicheren Umgang mit der Zeit widmen. Organisationsentwickler empfehlen Entschleunigung. Das Buch von Nadolny „Das Lob der Langsamkeit“ avancierte zum Bestseller.
- Das hastige Leben überfordert. „Wir amüsieren uns zu Tode“, schrieb Neil Postman über unseren Umgang mit Medien. „Wir arbeiten uns zu Tode“, mahnte Diane Fassel, eine amerikanische Betriebsberaterin. Die Liebe sterbe an ständiger romantischer Überforderung, so der kürzlich verstorbene Beziehungsfachmann Jürg Willi.
- Leben als letzte Gelegenheit sei zudem geprägt von der Angst, in der knappen Zeit zu kurz zu kommen.
- Angst wiederum entsolidarisiert. Männer wie Frauen sind besorgt, dass das andere Geschlecht die eigenen Lebenschancen mindert. Aus Angst wehren sich gar viele gegen Asylwerbende und Fremde. Unerleuchtete Politiker bewirtschaften diese Angst und verschärfen die nationale wie internationale Entsolidarisierung. Ungerechtigkeiten werden so nicht abgebaut, sondern wachsen. Zu den Bedingungen wahren Friedens aber gehört Gerechtigkeit.

Diese Lebenskultur, so die Forschung, ist am weitesten verbreitet. Sie prägt unsere Kultur. Auch mich.

Flüchten oder Ausbrechen

In unserer Lebenskultur stimmt etwas nicht. Das führt zu gegenläufigen Reaktionen. Die einen suchen *das* Weite, andere *die* Weite.

Die Lösung der einen heißt Escape – Davonlaufen: Manche flüchten aus ihrem ereignisarmen Alltag in das schöne gespielte Leben einer Rosamunde Pilcher. Andere brechen auf in ein chemisch erzeugtes Paradies von Drogen und Alkohol. Wieder andere verlieren sich in den virtuellen Welten des Internets. Junge Menschen, denen man ständig zuruft: Du hast keine Chance, also nütze sie, werden kriminell; sie schlagen auf eine Gesellschaft ein, die viel verspricht und wenig hält. Mit Mitleid belohnt wird die Flucht in psychosomatische Krankheiten: Burnout ist die häufigste Volkskrankheit geworden. Personen, die keine widerständige eigene Persönlichkeit ausbilden, suchen Zuflucht in sektoiden Gruppen mit festen Ordnungen und starken Führern. Manche, selbst Kinder, begehen Suizid. Der unvergessliche Psychotherapeut Erwin Ringel lehrte, dass der Selbsttötung ein „präsuizidales Syndrom“ vorausgehe. Die Welt verenge sich. Das lateinische Wort für eng ist angustus. Angustia wiederum bedeutet Angst. Ist die Welt der neunzig Jahre für den Menschen und sein maßloses Sehnen zu eng? Erzeugt sie eine „Culture of fear“, eine Angstkultur?

Wer nicht *das* Weite, sondern *die* Weite sucht, bricht aus der Enge der neunzig Jahre aus. Solche spirituellen Pilger revolutionieren ihr Leben. Sie repräsentieren die Wiederkehr jener Spiritualität, welche der Zukunftsforscher Matthias Horx einen Megatrend der späten Neunzigerjahre nannte. Spirituelle Pilger und Pilgerinnen sind in Berührung mit ihrer maßlosen Sehnsucht. Deshalb begehren sie auf gegen die Banalität und angstbesetzte Enge des Lebens als letzter Gelegenheit. Sie suchen Weite unter einem offenen Himmel.

Dimensionen

Die moderne Gestalt des religiösen Menschen, schreibt die auf Religionsforschung spezialisierte Französische Soziologin Danièle Hervieu-Léger, ist der „pèlerin“, der Pilger. Die Kulturanthropologin und ZDF-Redakteurin Ariane Martin hat in einer Studie erhoben, welches Dimensionen zeitgenössischer Spiritualität jenseits der christlichen Kirchen sind. Ihr Buch trägt den an Nelly Sachs angelehnten Titel „Sehnsucht – der Anfang von allem“. Aus ihren sieben Dimensionen greife ich drei wichtige heraus.

Nicht wenige machen sich heute auf eine „Reise zu sich selbst“. Sie fühlen sich an die Peripherie ihres Lebensrades geschleudert. Das entfremdet sie von sich selbst. Sie haben ihre Mitte verloren. Deshalb machen sie sich auf, um in ihr Lebenshaus, in ihre Lebensgeschichte einzukehren. Sie gehen ihrem Leben auf den Grund und riskieren, dass dabei Einiges zugrunde geht. Manche ahnen, wie Teresa von Avila, deren 500ter Geburtstag in diesem Jahr gefeiert wird, dass in den eigenen Tiefen ein Geheimnis west, das sie als Mystikerin Gott nennt.

Die spirituelle Reise geht aber nicht nur zu sich selbst, sondern auch in die Weite. Mit ökologischen Gruppen spüren spirituelle Pilgerinnen, dass alle Menschen untergründig eins sind. Haben solche Pilger Zugang zu einem Gott, dann gilt für sie: „Wenn nur ein Gott ist, dann ist jede eine von uns, jeder einer von uns." Daraus entspringt Mitgefühl und handfeste Solidarität mit allen Menschen, darüber hinaus aber auch der Mitwelt. Nicht spirituelle Wellness ist das Ziel spiritueller Pilger, sondern eine neue, andere Welt.

Nicht überrascht, dass eine dritte Dimension Heilung bedeutet. Viele spüren, dass sie „krank an der Gesellschaft" sind: so titelte der Therapeut Rudolf Affemann. Was sie auf ihrem Lebensweg nicht brauchen, sind moralische Urteile und Anweisungen. Moralisierende Kirchen sind solchen Menschen auf der Suche nach Heilung nicht hilfreich. Schon Jahrzehnte mahnen große Theologen aller großen christlichen Kirchen wie Soeren Kierkegaard, Eugen Drewermann, Eugen Biser – und nunmehr der Bischof von Rom Franziskus, dass die Kirchen Wunden heilen sollen. In der Nachfolge des Heilands sollen sie Heil-Land werden.

Gottessehnsucht

Die meisten Zeitgenossen suchen die Beruhigung ihrer maßlosen Sehnsucht in mäßiger Zeit. Sie wollen optimal leidfreies Glück in knapper Zeit in Liebe, Arbeit und Amüsement. Sie suchen den Himmel auf Erden. Sie können auch nicht anders: Denn der Himmel ist ihnen verschlossen. Einer Vertröstung auf das Jenseits erliegen sie nicht. Wenn schon Vertröstung, dann auf das Diesseits.

Einigen modernen Zeitgenossen ist aber der Himmel nicht verschlossen. Sie halten sich an einen Gott, der selbst maßlose Liebe ist. Die Sehnsucht des maßlosen Gottes nach Menschen spiegle sich in der maßlosen Sehnsucht des Menschen nach Gott wieder. Der königliche Poet David besingt diese Sehnsucht mit den Worten: „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir."

Ins Leben eingestreute „himmlische" Lebensfeste genießen sie. Diese sind für sie auch Ahnungen von einem Leben, das aussteht und das sie ewiges Leben nennen. Gewiss schmerzt sie, dass die maßlose Sehnsucht in mäßiger Zeit nie dauerhaft erfüllt werden kann. Sie ahnen, dass sich in der immer offenen Wunde der Sehnsucht Gott inmitten säkularer Gottvergessenheit in Erinnerung hält.

Solche Menschen, die ihre maßlose Sehnsucht an Gott festmachen, sind angenehme und zugleich gefährliche Zeitgenossen. In der Liebe sind sie nicht gefährdet, einen geliebten Menschen mit der maßlosen Gottessehnsucht zu überfrachten. Wenn sie lieben, gewähren sie ein Recht auf Versagen und Vergebung. So erhält die Liebe unter endlichen Menschen eine reale Chance. Solche Menschen sind auch politisch gefährlich. Erzbischof Romero aus El Salvador konnte den Mächtigen widerstehen – bis hin zu seiner Ermordung am Altar vor 35 Jahren – weil das Ziel seiner Sehnsucht letztlich Gott war.

Erfüllte Zeit

1994 Weihnachten: Beheimatung

Was den Leuten heilig ist

Lange wurde geforscht, was den Menschen so „heilig“, so unantastbar ist, dass sie darüber nichts kommen lassen.

G. Schmidtchen: Der Mensch ist wie ein Baum - Wachsen und Wurzeln. In der Erfahrung des Menschen: Freiheit und Geborgenheit. Für beides gibt es vielfältige Erfahrungen.

Wachsen: Freisein, das Leben so leben, wie ich es für richtig achte.

Wurzeln dagegen: wohnen und beiwohnen, ein Dach über der Seele haben, dazugehören, für viele immer noch getauft sein. Und eben nicht zuletzt: Weihnachten feiern. **Weihnachten als Fest der Beheimatung.**

Zweifel auf den ersten Blick

Nun sieht ja Weihnachten auf den ersten Blick nach anderem aus...

Mag sein, dass vielen der Zugang zur Tiefe verschlossen ist. Auch zur Tiefe Weihnachtens. Sie sind dann Getriebene jener, die Weihnachten nach dem steigenden Umsatz bemessen (müssen), keineswegs aus Geldgier, sondern manchmal um das kleine Geschäft zu erhalten....

Wer in die Tiefe gräbt, stößt auf die Sehnsucht

Wer aber tiefer gräbt: Telefonseelsorge – Da zeigt sich, dass gerade zu Weihnachten viele erleben, wie vereinsamt sie sind. Und wäre da nicht die große Sehnsucht nach Nähe und Beheimatung, würden die Einsamen nicht so leiden.

Vielleicht nur die Spitze eines Eisberges?

Kühle Gesellschaft, finanzierbare Einsamkeit, bedrohliche **psychische Obdachlosigkeit**?

Die alten Menschen in ihren Altenschließfächern?

Die unfreiwilligen Singles, Verlassenen, Alleinerziehenden?

Die Hinterbliebenen von Lassing?

Die Heimatlosen, die Kriegsflüchtlinge... (Peter Quendler, als er erschöpft und des Helfens und der Schickanen müde durch ein verwüstetes bosnisches Dorf geht: das steht eine Mutter mit einem Kind einsam und verlassen am Fenster eines beschädigten Hauses...)

Die „kosmisch“, **religiös Unbehausten** (der Abschied von den Kirchen löst diese Frage nicht, sondern verschärft sie; Kirchen geben wenigstens metaphysische Einheit; das ist auch der Grund, warum viele, die sich schwer tun mit Kirchen und Christentum, dennoch nicht austreten. Dazugehören ist ihnen „heilig“). Wir beginnen zu verstehen, warum eine religiöse Suche mit neuer Qualität durch das Land geht: Es ist die Suche nach einem verläßlichen Dach über der Seele, der Wunsch, unerschütterlich irgendwo hinzugehören, Wurzeln zu haben.

Nicht zuletzt in dem mit Sicherheit andrängenden Ernstfall: in der bedrohlichen Unbehaustheit im Tod...

Das Geheimnis von Weihnachten

Gott, von dem die Schrift sagt, er wohnt im Himmel, entäußert sich, geht aus sich heraus, wird einer von uns Menschen.

Er nimmt unser Schicksal auf sich: damit auch die Unbehaustheit. Auf dem Weg dahin **durchleidet er tiefe Heimatlosigkeit** (im Stall geboren, wie Frauen in Kriegsgebieten auf der Flucht gebären; erlebt sich durchs unwirtliche Land getrieben vom Eifer für seinen Gott, kein Bau wie ein Fuchs...) Vielleicht traf ihn am stärksten, dass am Ende auch sein Gott ihn zu verlassen schien, in dem er sich ein Leben tief aufgehoen gefühlt hat, so sehr, dass er ihn liebkosend abba, Väterchen nannte... Das stürzt ihn in die tiefste Einsamkeit und Heimatlosigkeit... Aber selbst da schafft es sein Gott nicht, dass er nicht an ihm hängt. Zu tief sind seine Wurzeln.

Wurde nicht gerade dazu Gott Mensch (und feiern wir nicht deshalb Weihnachten), **damit der Mensch, damit wir bei Gott wieder ein Dach über seiner Seele finden?** Eine bleibende und **verläßliche Heimat? Ein Vertrauen, das auch in der Nacht des Todes hält?**

Im Geheimnis daheim sein.

Daher nimmt die Zahl der wahren Mystiker zu. **Weihnachten könnte zu einer „Mystik für Anfänger“** werden. Ahnungen könnten sich verdichten, dass wir in einem GeHEIMnis daheim sind. Mystische Menschen wären dann Geheimnisbewohner, Geheimnisbewohnerinnen.

Weihnachten könnte dann mehr werden als die Begegnung mit nur verblassenden Erinnerungen aus einer vielleicht gar nicht so glücklichen Kindheit.

1994 Den Himmel offenhalten (Apg 7,55)

Der Hunger nach dem möglichst leidfreien Glück

Er steckt in der Tiefe des Herzens einer jeden. Er macht den alten Traum von der Eudaimonia, der Glückseligkeit fühlbar.

Er ist seiner inneren Kraft nach unersättlich. Auch wenn er in Lebensfesten gestillt wird, kehrt er wieder. Und lässt uns leben. Nicht jene sind zu bedauern, deren Träume nicht in Erfüllung gehen, sondern jene, die keine mehr haben (Maria von Ebner-Eschenbach).

Kurzum: Wir sind stets nach mehr aus als stattfindet. Nach mehr, als wir füreinander sein können. Nach mehr, als es an erlebtem Glück –alles zusammengenommen – auch geben mag.

Der Wunsch nach Glück ist maßlos. Daher ist seine Kehrseite schnell das Leiden an der Vergänglichkeit des Glücks, am Scheitern der Feste.

Wozu dieser maßlose Wunsch nach Glück und das Leiden, dass wir stets nach mehr aus sind, als stattfindet? Welchen Sinn hat er: Eine Erinnerung an den Traum vom Paradies? Vom Himmel? Gottes charmante Art, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zu halten?

Himmelssehnsucht

Die großen Religionen der Menschheit haben diesen unersättlichen Hunger nach Glück religiös gedeutet. Für sie kam in ihm die Sehnsucht nach einem Himmel zum Vorschein. Viele von uns haben daher als Kinder im Kleinen Katechismus die Antwort auf die Frage auswendig gelernt: Wozu sind wir auf Erden? Antwort: um in den Himmel zu kommen.

Diese Antwort hatte für jene, die sie annehmen konnten, viele Vorteile. Das Leben kannte ein klares Ziel. Keiner ging im Kreis, sondern war zum Ziel auf dem Weg. Für die meisten war das auch ein überschaubarer Weg von dreißig, vierzig Jahren. Sie starben dann, als Soldaten auf den Kriegsfeldern, als Mehrfachmütter im Wochenbett, an Pest und Armut. Wie viele Menschen bis heute rund um die Welt.

Vertröstung aufs Jenseits

Die Himmelsorientierung des Lebens hatte aber auch arge Nachteile. Leicht konnte sich eine Pastoral der Himmelsvertröstung entwickeln. Karl Marx hatte diese gegeißelt. Dem Volk werde der Himmel als Opium verabreicht, damit es im Jammertal des Lebens stillhält und gegen Elend und Ausbeutung nicht aufbegehrt.

Pfaffen-Trost

Du wirst ein schönes Leben schauen,
Und ewig, ewig bleibt es Dein;
Man wird Dir gold'ne Schlösser bauen,
Nur – musst Du erst gestorben sein.

Du wirst bis zu den Sternen dringen,
Und stellen Dich in ihre Reih'n,

Von Welten Dich zu Welten schwingen,
Nur – musst Du erst gestorben sein.

Du wirst, ein freier Brutus, wallen
Mit Brutussen noch im Verein,
All' Deine Ketten werden fallen,
Nur – musst Du erst gestorben sein.

Wenn Sünder in der Hölle braten,
So gehest Du zu Himmel ein;
Du wirst geküßt und nicht verraten,
Nur – musst Du erst gestorben sein - -

Ob ihm der Ost die Segel blähe,
Was hilfts dem morschen, lecken Kahn?
Was hilft dem Fink die Sonnennähe,
den t o d ein Adler trägt hinan?

[Georg Herwegh in der Arbeiterzeitung vom 23.8.1889]

Vertröstung auf das Diesseits

Längst haben die Menschen diese Lektion gelernt. Und die Kirchen haben gründlich mitgelernt. Von einer Vertröstung auf das Jenseits ist nichts mehr zu spüren. Das Gegenteil hat sich vielmehr breitgemacht. Leben ist für die meisten von uns zur „letzten Gelegenheit" geworden. Denn wir leben heute zwar länger als unsere Vorfahren aber insgesamt kürzer. Früher lebten nämlich die Leute vierzig plus ewig, und wir nur noch neunzig.

Vorzüge

Solche Leben kennt weniger die Nachteile der Vertröstung auf das Jenseits. Wir gehen sorgsamer mit dem Glück um, beseitigen unnötiges Leid, kämpfen gegen Unrecht und Unterdrückung. Die hohe Aufmerksamkeit auf ein Leben vor dem Tod hat sich gelohnt. Für uns, die Reichen, wenigstens. Wir haben höhere Chancen glücklich zu werden. Noch mehr, wir wollen das Glück rundum. Der Hunger nach dem Glück treibt auch uns.

Nebenwirkungen

„Bei unerwünschten Nebenwirkungen fragen Arzt, Apotheker und Seelsorger".

- Das Leben wir schneller, hastiger. Zeit wird knapp.
- Das Leben wir anstrengend. Viele fühlen sich in ihrem biographischen Powerplay zunehmend gestresst und überfordert.
- Angst breitet sich aus: die Angst zu kurz zu kommen.
- Da hat es auch Solidarität schwer. Und es ist immer Angst, die entsolidarisiert.

Immer mehr halten es nicht mehr aus. Sie flüchten aus der Unerträglichkeit und wachsenden Trostlosigkeit.

So verheißungsvoll also die hohe Aufmerksamkeit auf das Leben vor dem Tod ist: Sie kann leicht in eine Vertröstung kippen, die nicht hält, was sie verspricht.

Und wie die Vertröstung auf das Jenseits die Menschen ausbeutbar gemacht hat, so banalisiert die Vertröstung auf das Diesseits. Der Zugriff zum Menschen ist eher leichter geworden. Die kapitalintensiven Maschinen zählen mehr als er. Er schrumpft zur klonbaren Biomasse, wird zum durchsichtigen und rundum überwachten Fall. Es ist da kein Gott mehr, an den der Mensch rückgebunden ist, was ihn aber auch dem Zugriff der Mächtigen entzogen und so freigemacht hat.

So zieht ein leiser Aufstand gegen die Banalisierung ins Land. Respiritualisierung ist sein Name. Eine religiöse Suche mit neuer Qualität hat begonnen. Denn die Erde, so sehr wir sie lieben, wird uns zu eng. Es ist Leben auf engen Erden unter dem verschlossenen Himmel. Eingepfercht in engen Raum und knappe Zeit. Zu eng für den Menschen, der zuinnerst die Weite des offenen Himmels sucht.

Leben auf Erden unter dem offenen Himmel

Der Ausweg aus einer der Vertröstung aufs Diesseits kann nicht die Rückkehr zur alten Vertröstung aufs Jenseits sein. Wäre es nicht gut, auf Erden unter einem offenen Himmel zu leben? Aber wie soll dies sein, wenn uns eben dieser Himmel verschlossen ist?

Muss da das Programm nicht lauten: Den Himmel öffnen und offenhalten?

Um ihnen den Himmel offen zu halten,
haben wir auf Erden viel zu tun.
Ihre Lufthansa.
(Baustellenplakat auf dem Flughafen Frankfurt)

Der Himmel läßt sich leise erspüren. Das sind ins alltägliche Leben eingestreute Momente, die wir Feste nennen sollten: die Liebe, das Erkennen, das Spiel, gute Arbeit. Gewiß, sie scheitern. Aber sie geben eine Ahnung von jenem Leben, das aussteht. Spuren des Himmels?

Symbole stehen in unserem Land, die nach oben weisen, die Türme der Dome und der Kathedralen, der Stifte und der einfachen Pfarrkirchen. Himmelserinnerungen inmitten des Lebens auf Erden?

Da sind die Erzählungen von alten, lebensreichen Weisen. Böll auf die Frage eines Journalisten, wie für ihn sein Leben war; Er: ein wenig fremd war es mir immer auf Erden. Oder mein Lehrer Klostermann wenige Stunden vor seinem Tod: Ich bin so neugierig.

Stephanus

Eine ähnliche Geschichte erzählt das heutige Fest von einem Mann, namens Stephanus.... Einer aus der ersten Christengeneration. Ein hilfsbereiter Mann, deshalb zum Diakon bestellt – wie viele Frauen, die das auch für sich wünschen.

Er war ein Frommer. Mit seinem Herzen hing er an Gott, wie er ihn in der Schule Jesu kennengelernt hat. Ihn lenkte seine tiefe Frömmigkeit nicht von den Menschen ab. Im Gegenteil: seine Gottesnähe wandelte sich in Menschennähe. Weil er Gott nicht vergaß, war er empfindsam für die Leiden der Armen. Beides war ihm untrennbar wichtig, der Himmel und die Erde.

Keine Spur irgendeiner Vertröstung. Noch mehr. Das Schicksal Jesu, dem er mit eifrigem Herzen anhing, lehrte ihn, dass nach einem starken Leben auf Erden der Tod kein Ende ist. Er glaubte so fest an die eigene kommende Auferstehung, weil er an die Auferstehung Jesu glaubte.

Und das wurde ihm zum Verhängnis. Seine Glaubensgegner steinigten ihn. Und in dieser todernsten Stunde tat er, was gerade uns heute gut wäre: „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen." (Apg 7,55).

Das wäre eine gute Botschaft dieses heutigen Stephanitags: Auf Erden zu leben unter einem offenen Himmel.

1997 „Im Grunde seines Herzens ist jeder Mensch ein Gottessehnsüchtiger.“

Zu Mk 12,28-34

Gebot oder Weisheit

Gegen Sätze, die mit „Du sollst“ beginnen, sind wir heute allergisch. Wir sind gegen sie empfindlich, weil wir dahinter Fremdbestimmung vermuten. Andere verfügen, wie wir leben sollen. Deshalb tun wir uns mit Geboten, die uns etwas gebieten, schwer. Im heutigen Evangelium passiert aber genau dieses: Gestützt auf die lange Tradition Israels gebietet uns Jesus, Gott zu lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, mit all unseren Gedanken und all unserer Kraft, und den Nächsten wie uns selbst. Gebotene Liebe: heute schwer zu verstehen.

Manche freilich haben ganz anders zu leben gelernt. Niemand mehr hat ihnen Vorschriften gemacht. Sie konnten ihr Leben lang, von Kindesbeinen an, tun, was sie selbst für gut fanden. Sie fühlen auch, dass sie nicht nur für sich allein verantwortlich sein können, sondern dieses auch müssen. Niemand nimmt ihnen mehr die Verantwortung für ihr Leben ab. Da wird verständlich, dass die Zahl derer steigt, die nach guten Lebenserfahrungen ausschauen. Die Lebensratgeber gehören heute zu den meistverkauften Büchern. Gesucht ist also Lebensweisheit aus Erfahrung. Und diese erfahrene Weisheit wird in aller Freiheit als Anweisung, ja als Weisung angenommen.

Es lohnt sich, aus dieser Suchbewegung nach Erfahrungsweisheit auf das heutige Evangelium mit seinen zwei Geboten zuzugehen. Dabei kann es geschehen, dass aus einem fremdbestimmenden Gebot eine Weisung wird, die dem Leben guttut, weil sie gutem und wahrem Leben Raum verschafft.

Gottesliebe

Wer sein Leben nicht auf ängstlicher Sparflamme geführt hat, kennt diese Erfahrung: dass die Träume stets größer sind, als was an Leben stattfindet. Wir sind stets nach mehr aus, als wir wünschen. Die Rechnungen bleiben also zumeist offen. Das Leben, wie es ist, verglichen mit dem, was es sein könnte, bleibt ein Fragment, ist bruchstückhaft.

Natürlich kann man die Schuld darauf schieben, dass wir eben in unmäßiger Weise maßlos wünschen. Daher raten manche stoischen Zeitgenossen zur Ermäßigung, ja zur Abtötung der Wünsche. Der Wunschlose sei der Glückliche. Das Glück der Wunschlosigkeit wird beschworen. Ich halte da zu Peter Handke und seinem wunschlosen Unglück. Das Wünschen, ja gerade das maßlose, macht unser Leben aus, hält unsere Liebe lebendig, setzt Kräfte frei. Der Wunschlose ist saft- und kraftlos.

Ich halte es mit Heinrich Böll, der gegen Ende seines Lebens einem Journalisten auf die Frage, wie es sich in seinem Leben gefühlt habe, gesagt haben soll: Ein wenig fremd war ich immer auf dieser Erde. Der Mensch ein Pilger durch die Erdenzeit? Einer, der letztlich anderswohin will? Die menschheitsalte religiöse Tradition hat dieses anderswohin benannt. Bildworte stehen dafür: Paradies, Himmel, ewiges Leben – und in all dem Gott. Das, so sagen diese uralten Traditionen mache den Menschen aus: er ist

himmelssehnsüchtig. Und weil Himmel und Gott deckungsgleiche Sprachbilder sind, ist es zulässig zu sagen: der Mensch ist im Grunde seines Herzens ein Gottessehnsüchtiger.

Gute Schöpfungstheologie erklärt das näher. Da ist ein Gott, der in sich überreiche Liebe ist. Er beschließt, so wird etwas unbeholfen formuliert, sich selbst zu verschenken: aus liebender Sehnsucht. So wird die Welt und in ihr der Mensch. Und so, wie die Schöpfung aus der Sehnsucht Gottes entsprungen ist, wird die Sehnsucht nach Gott zum innersten Grundzug der Schöpfung. Sie sehnt sich nach der Vollendung in der Heimkehr zur Gott.

König David, der wahrlich das Leben ausgekostet hat, gibt dieser Sehnsucht in tiefer Poesie einen Namen. In der Wüste, so wird im Psalm 63 berichtet, singt er das Lied von seiner und unserer Gottessehnsucht:

Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir.
Nach dir schmachtet mein Leib wie dürres, lechzendes Land ohne Wasser.
Darum halte ich Ausschau nach dir im Heiligtum, um deine Macht und Herrlichkeit zu sehen.
Denn deine Huld ist besser als das Leben; darum preisen dich meine Lippen.
Ich will dich rühmen mein Leben lang, in deinem Namen die Hände erheben.
Wie an Fett und Mark wird satt meine Seele, mit jubelnden Lippensoll mein Mund dich preisen.
Ich denke an dich auf nächtlichem Lager und sinne über dich nach, wenn ich wache.
Ja, du wurdest meine Hilfe; jubeln kann ich im Schatten deiner Flügel.
Meine Seele hängt an dir, deine rechte Hand hält mich fest.

Sollte das also der Sinn des Gebotes der Gottesliebe sein? Ist dieses Gebot nicht gerade eine eindringliche Erinnerung daran, dass wir erkennen, was wir sind: Menschen, denen die Welt und auch jeder Mensch, selbst in der gelungen Liebe, eine Nummer zu klein ist? Ein Mensch, der gerade darin zum vollendeten Menschen heranreift, dass er seine Gottessehnsucht entdeckt und ihr Raum gibt in seinem Leben?

Die verborgene Gottessehnsucht

Zeitgenossen haben es heute schwer, diese ihre innere Kraft, die auf Gott hin ausgerichtet ist, als solche zu verstehen. Es gelingt vielen nicht, der maßlosen Sehnsucht ihrer Seele einen religiösen Namen zu geben. Daraus folgt aber keinesfalls, dass nicht auch sie umgetrieben sind von der Himmelssehnsucht. Aber sie leben gleichsam unter dem verschlossenen Himmel. Das nötigt sie aber unbemerkt, die Gottes- und Himmelssehnsucht auf Erden zu binden. Viele Möglichkeiten stehen dafür nicht offen. Zumeist geschieht es in der Liebe, in der Arbeit, im Amüsement. In all diesen Bereichen suchen viele das optimal leidfreie Glück, also so etwas wie den Himmel auf Erden. Ist es nicht – um beim Beispiel der Liebe zu bleiben – dass viele gerade in der Liebe unerfüllbare Erwartungen aneinander haben? Dass wir es bei einem Menschen nur schwer aushalten, wenn er diesen Erwartungen nicht gerecht wird? Der renommierte Beziehungstherapeut Jürg Willi aus Zürich diagnostiziert, dass die Liebe immer häufiger an einer Übererwartung und daran geknüpft an einer Erbarmungslosigkeit zerbricht, die religiöse Wurzeln hat. Ein begrenzter Mensch kann die schwere Last unserer Gottessehnsucht nicht tragen.

Die deutsche Soziologin und Pädagogin Marianne Gronemeyer nennt solches Leben unter dem verschlossenen Himmel das „Leben als letzte Gelegenheit“. Sie arbeitet auch die Grundzüge solchen Lebens heraus: es leidet unter Zeitknappheit, ist also hastiges Leben, getrieben vom großen Glück. Die Angst, zu kurz zu kommen, nistet sich ein und beschädigt unsere Fähigkeit, de Nächsten solidarisch zu lieben.

Es wäre gut für uns Heutigen, denen der Himmel verschlossen ist, wenn er sich wieder öffnen würde. Es wäre sehr gut, könnten wir der maßlosen Sehnsucht in uns wieder jenen Namen geben, der ihr angemessen ist: „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir. Darum halte ich Ausschau nach dir...“. Wir brauchten dann unser maßloses Wünschen nicht töten. Aber wir könnten es festmachen an Gott.

Nächstenliebe

Dann aber kann sich der Raum auf tun dafür, dass wir auch den Nächsten lieben. Auch das gehört zu unserem innersten Wesen, dass wir nur in liebender Begegnung reife Menschen werden. „Alles wirkliche Leben entstammt der Begegnung“, so der große jüdische Philosoph Martin Buber. Wer nicht liebt, bleibt im Tod. Dieser biblische Satz ist erfahrungsgedeckt und weit mehr als ein autoritäres Gebot.

All das ahnen wir. Wir sehnen uns im Grunde danach, in friedvollen Beziehungen zu leben, wo wir geben und nehmen, gelten und gelten lassen, lieben und geliebt werden. Ist es nicht gerade die Angst, mit unserem maßlosen Wünschen zu kurz zu kommen, die uns nicht sein läßt, was wir sehr wohl zu sein wünschen?

So verweben sich die beiden Gebote des Evangeliums. Die absichtslose Gottesliebe wird zum besten Raum für die wahre und tragfähige, also belastbar solidarische Nächstenliebe. Wer sein Herz an Gott festmacht, wird frei von einem Lebensstil krampfhafter Selbstbehauptung. Er wird frei zu lieben. Wer bei liebend Gott ankommt, findet sich liebend beim Nächsten wieder.

Gehen nicht manche Zeitgenossen heute den Weg tastend in der umgekehrten Richtung? Riskieren sie nicht wagemutig die Liebe zum Nächsten, ohne dabei zu ahnen, dass sie der Weg zum Nächsten auch in die Nähe Gottes bringt? Vielleicht hat Jesus auch diese im Blick, wenn er sagt: „Du bist nicht mehr fern vom Reich Gottes.“

Gedanken für den Tag.

1998 Entsorgung der Überflüssigen

Die Arbeitsplatzlosen

"Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?" Hans Magnus Enzensberger, herausragender Zeitbeobachter aus Deutschland, hat diesen Satz geschmiedet. Er handelt von der sozialen Entsorgung Überflüssiger. Und jede und jeden von uns kann es treffen. Selbst in reichen Gesellschaften. Wohin mit ihnen?

Wer überflüssig wird, läßt sich heute im eigenen Nahbereich erkennen. Es sind jene, die nicht arbeiten, nicht kaufen, nicht erleben. Herausragendes Beispiel: die rasch wachsende Zahl von Arbeitsplatzlosen. 74% der Frauen und Männer in Österreich haben Angst vor solchem Schicksal. Junge Menschen, die gutausgebildet von den Schulen kommen, ebenso wie Vierzigjährige, deren Betrieb Konkurs macht. Von den ausländischen Arbeitnehmern ganz zu schweigen. Die soziale Entsorgung in die bleibende Arbeitslosigkeit findet immer häufiger statt. Finanzielle Ruhigstellung hilft dagegen auf die Dauer nicht. Ein Armutseinkommen wäre zu wenig.

Gibt es wirklich keine Alternative zur Entsorgung so vieler Frauen und Männer in das menschlich unerträgliche Schicksal bleibender Arbeitslosigkeit? Fällt unserem Land keine bessere Lösung ein, als anderen die Arbeit abzunehmen und sie aus dem Land hinauszuentsorgen? Zugespitzt formuliert: Wie könnten wir anstelle des Weges der sozialen Entsorgung auf einen Weg der Solidarisierung finden?

Natürlich wird jede Gesellschaft versuchen, Arbeit zu mehren. Doch das allein wird in Zukunft auch nicht ausreichen. Wie werden wir die knapper werdende Erwerbsarbeit solidarischer verteilen? Haben wir die nötige Experimentierfreudigkeit?

Gute Arbeit, so erlebe ich es, gehört zu einem Leben, das zufriedenstellend ist und stimmt. In guter Arbeit gestalte ich meine Lebenszeit, erlebe ich meinen Wert, gewinne ich soziales Ansehen. Die alte christliche Theologie hat schon recht, dass wir zu einem Abbild des Schöpfergottes werden, wenn wir uns arbeitend schöpferisch selbst hervorbringen. Ich protestiere daher im Namen Gottes, wenn immer mehr Menschen der schöpferischen Möglichkeit guter Arbeit beraubt werden. In seinem Namen protestiere ich gegen die Entsorgung in bleibende Arbeitslosigkeit.

Die Sterbenden

"Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?" Mit diesem Satz von Hans Magnus Enzensberger wird scharf ins Licht gebracht, dass es in unseren hochmodernen Gesellschaften neben vielen Errungenschaften einen dramatischen Sog zur sozialen Entsorgung Überflüssiger gibt. Ein markantes Beispiel sind die unheilbar Kranken und die Sterbenden. Die hochentwickelte teure Intensivmedizin wird morgen nicht mehr allen zur Verfügung stehen. Wer wird dann drankommen, wer nicht? Schon kann man hören: Wer nicht mehr in den Produktionsprozeß zurückkehrt, wird nach hintengereiht. Europaweit wird über die Euthanasie diskutiert. Aber geht es wirklich um den guten,

schmerzfreien, selbstbestimmten Tod? Um die Vermeidung unsinniger Verlängerung des Sterbens durch Maschinen? Oder planen wir nicht doch insgeheim unter dem Deckmantel des schönen Wortes Euthanasie die soziale Entsorgung immer kostspieligerer Sterbender.

Europas Bischöfe und nach ihnen die österreichischen fordern als Anwälte Gottes für die von Entsorgung Bedrohten einen neuen Generationenvertrag. Wörtlich: "So wie die Eltern die Kinder zur Welt bringen, sollen künftig die Kinder die Eltern aus der Welt begleiten können." Eine solidarische Träumerei?

Als nach den unseligen Vorgängen in Lainz - eine belastete Krankenschwester hatte fünfzig Patienten entsorgt - eine wissenschaftliche Kommission zusammengerufen worden war, zitierte ich diesen Text aus dem Sozialhirtenbrief. Da sagte der Vorsitzende der Kommission: Professor, wie stellen Sie sich das vor? Wie soll ich als Ministerialrat meine sterbende Mutter daheim pflegen? In die betroffene Stille hinein sagte ein Arzt: Herr Ministerialrat, vielleicht werden Sie am Ende Ihres Lebens sagen: "Es wäre besser gewesen, ich hätte meine sterbende Mutter daheim gepflegt." Vor die Alternative Entsorgung oder Solidarität gestellt, protestiere ich im Namen Gottes gegen die wortbeschönte Entsorgung von Sterbenden.

Die Kinder

"Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?" Folgt man dieser Befürchtung von Hans Magnus Enzensberger, stößt man unentwegt auf akute Beispiele. Da sind beispielsweise die Kinder, die in Gefahr sind, in den Entsorgungssog zu geraten. Ich meine gar nicht die Entsorgung von Ungeborenen, die auch dann unerwünscht bleibt, wenn eine Frau - vom Kindsvater und der Gesellschaft allein gelassen - in ihrer Situation keinen Ausweg mehr sieht. Mich bekümmert die zunehmende Entsorgung von geborenen Kindern weg aus den Familien, hinein in soziale Einrichtungen.

Was ich meine, kann leicht mißverstanden werden. Denn viele alleinerziehende Väter und Mütter sind darauf angewiesen, ihre Kinder pädagogischen Einrichtungen anzuvertrauen, während sie selbst einer Erwerbsarbeit nachgehen. Ich verstehe auch, dass Frauen ihren Lebenssinn nicht nur in der schlecht honorierten Familienarbeit sehen, sondern auch in außerhäuslicher Erwerbsarbeit. Umgekehrt wäre es für die Männer gut, in der Familie mehr mit den Kindern zu sein. Denn ohne Kinder werden wir Barbaren, so der führende deutsche Pädagoge Hartmud von Hentig. Aber gibt es nicht auch Eltern, die zwar ein Kind zur Welt bringen, das aber ihre Lebenspläne massiv stört? Dann aber wird den Kindern vorenthalten, was sie dringend brauchen: Hautkontakt, Wärme, Sicherheit, Zuwendung, Auseinandersetzung. Kindesmißhandlung geschieht. Meine Kirche sollte sich daher weniger darum kümmern, wie Eltern verantwortlich die Kinderzahl planen. Sie sollte vielmehr sagen: Es ist nur dann sittlich zulässig, ein Kind zur Welt zu bringen, wenn man bereit ist, diesem einen Lebensraum zur Verfügung zu stellen, der geprägt ist von "Stabilität und Liebe". Das wäre dann nicht nur für die Kinder gut. Auch die Eltern würden dabei viel gewinnen.

Die Behinderten

"Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?" Die Liste derer, die überflüssig werden, ist lang. Die Zahl der Menschen, die in den Entsorgungssog geraten, nimmt beängstigend zu: Immer mehr werden Arbeitswillige in bleibende Arbeitslosigkeit entsorgt; von Entsorgung bedroht sind Sterbende und Kinder. Aber auch Behinderte sind zunehmend von diesem Sog erfaßt.

Auf die Frage, wer ausgestellt werden soll, wenn Arbeit knapp wird, denken nicht wenige neben den Ausländern, den Älteren und den Frauen auch die Behinderten. Wieder gibt es in der Wissenschaft eine Strömung, behindertes Leben als lebensunwert zu definieren. Geschieht das in Gesellschaften, die ökonomisch überlastet sind, dann bildet sich leicht der Gedanke, dass solches lebensunwertes Leben kein Lebensrecht hat. Eltern, die nach einer vorgeburtlichen Untersuchung hören, dass ihr Kind behindert sein könnte, geraten dann in einen unbarmherzigen Entsorgungsdruck, ja, sie werden geradezu angeklagt, wenn sie der Gesellschaft und sich selbst ein behindertes Leben auflasten.

Die Alternative zur Entsorgung von ist die Solidarität mit den Behinderten. Schulen gehen heute diesen Weg. Kinder lernen, dass allein die Bestimmung, wer ist behindert und wer nicht, mißlingt. Die Erfahrung wächst, dass Solidarität menschlich bereichert. Behinderte haben, wie jeder vermeintlich Gesunde, einen Charme. Behinderte beschenken uns damit, dass wir einfühlsamer werden. Ihre Art, Mensch zu sein, macht auch uns menschlicher. Es ist gut, dass christliche Kirchen im Namen Gottes gegen jegliche Entsorgung von Behinderten protestieren. Es ist auch gut, dass viele kirchliche Netzwerke mit Behinderten leben. Auch ich verdanke meinem behinderten Bruder, der mit Glück der nationalsozialistischen Entsorgungsmaschinerie entgangen ist, viel.

Option gegen die Entsorgungsgesellschaft

"Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?" Unsere modernen Gesellschaften stehen an einer Wegzweigung. Der eine Weg führt in eine Entsorgungsgesellschaft, der andere in eine Solidargesellschaft. Als Christ optiere ich im Namen Gottes für die Solidargesellschaft und protestiere Vehement gegen die schleichende Entsorgung von Überflüssigen: von Arbeitslosen, unproduktiven Alten, Kranken und Sterbenden, von Geborenen und ungeborenen Kindern, die stören.

Mein Protest hat tiefe gläubige Wurzeln. Als Christ glaube ich mit vielen anderen, die an den einen Gott glauben, an eine tiefe Zusammengehörigkeit in der einen Schöpfung. Die Formel heißt für mich: Weil nur ein Gott ist, also ist jede, jeder einer von uns. Oder mit den Worten des großen Europäers Paulus an die Christengemeinde in der damaligen Welt- und Hafenstadt Korinth: Wenn ein Glied am Leib leidet, dann leiden alle mit. Die Leiden der Arbeitsplatzlosen, der störenden Kinder, der Behinderten, sie sind unser eigenes Leiden. Vorausgesetz, ich bin nicht gefangen in angstbesetzter solistischer Vereinsamung.

Der große zeitgenössische Alttheologe Johann Baptist Metz diagnostiziert in unserer Kultur eine tiefe Gotteskrise. Damit verknüpft erkennt er eine wachsende Leidunempfindlichkeit. Sollten Menschennähe und Gottesnähe also doch aneinandergebunden sein? Umgekehrt: Verliert ein Mensch den Zugang zum leidenden Mitmenschen, wenn ihm Gott abhandenkommt? Wenn heute Trendforscher eine neue Gottsuche beobachten: Läßt uns das nicht hoffen, dass nicht die Entsorgungsgesellschaft sich durchsetzt, sondern doch die Solidargesellschaft Oberhand behält?

Armutsflüchtlinge

"Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm?" Wenn Hans Magnus Enzensberger besorgt ist über die Gefahr, dass in unseren reichen Gesellschaften Menschen überflüssig und entsorgt werden, dann vergisst er nicht das Überflüssigwerden der armen Regionen der Erde. Afrika ist für uns längst ein überflüssiger Kontinent geworden. Wenn kümmert der Bürgerkrieg in Ruanda und Burundi? Wer ist um den Balkan besorgt? Mit der Golfregion war es schon ganz anders. Da ging es um unser Öl und damit unser materielles Wohl.

Wer die armen Regionen abschreibt, übersieht, dass wir in der Einen Welt alle in einem Boot sitzen. Die Prognosen der Fachleute liegen auf dem Tisch. Wenn es uns nicht gelingt, durch Entwicklungszusammenarbeit in den armen Regionen der Erde Hoffnung zu schaffen, wird es immer mehr Armutsflüchtlinge geben. Dabei ist es ja weniger die akute Arbeit, die zur Wanderung treibt. Wanderung entsteht dann, wenn es keine Perspektiven für die Zukunft gibt. Was soll denn auch ein rumänischer Familienvater mit Frau und fünf Kindern tun, wenn es in seinem Land keine Hoffnung und Zukunft gibt? Es wird dann langfristig auch für uns nicht reichen, wenn wir unsere Grenzen gegen die Armutsflüchtlinge militarisieren. Frieden und Freiheit werden wir in Europa, ja in der einswerdenden Welt nur dann erhalten, wenn die Kluft zwischen den armen und den reichen Gesellschaften nicht wächst, sondern schrumpft. Nicht jene Weltgesellschaft, welche die armen Regionen entsorgt, hat eine friedvolle Zukunft, sondern nur eine solidarische Weltgesellschaft. Auch in unserem Land beginnen das immer mehr junge Menschen zu begreifen, dass Gott nur eine Welt geschaffen hat, damit in ihr alle leben können. Wird die Weltpolitik dieser Einsicht der Jungen folgen?

1998 Weihnachten: Obdach der Seele

Obdachlosigkeit ist bitter. Es ist schlimm, kein Dach über dem Kopf zu haben. Zu viele haben es nicht gut, weil sie obdachlos sind.

- Obdachlos werden Menschen, die flüchten aus Armut. Nicht Wirtschaftsflüchtlinge sind sie. Der rumänische Familienvater ist arm, nicht, weil er jetzt keine Arbeit hat, um seine mehrköpfige Familie zu ernähren, sondern weil er keine Hoffnung hat, dass sich das zu seinen Lebzeiten ändert. Armut ist Aussichtslosigkeit, Hoffnungslosigkeit.
- Obdachlos werden Menschen, die Opfer von Naturkatastrophen werden: in Mittelamerika, oder – von vielen unbemerkt – in durch Überschwemmungen in der Ostslowakei. Erschütternd die Bilder von jenen Alten, Frauen und Kindern, die vor dem Nichts stehen.
- Obdachlos werden Menschen, die fliehen, weil Krieg ist: im Kosovo, im Kongo, in Burundi und Rwanda. Diese Kriegsobdachlosen müssen ihre Wohnungen zurücklassen, um ihr nacktes Leben zu retten. Manche stranden im Transitraum des Schwechater Flughafens, werden in die Obdachlosigkeit vermeintlich sicherer Drittländer abgeschoben.

Die Herbergsuche des jungen unverheirateten Paares aus Nazareth, Josef mit der schwangeren Frau Maria, mutet idyllisch an angesichts der Herbergsuche so vieler Zeitgenossen.

Unbemerkt spielt sich daneben eine andere Herbergsuche ab, die Herbergsuche der Seele. Es ist nicht nur bitter, kein Dach über dem Kopf zu haben. Es ist oftmals ebenso bedrängend, wenn wir kein Dach über der Seele haben. Das ist dann nicht Einsamkeit. Diese gehört zum Menschen, ist Lust und Herausforderung zugleich. Wer kein Dach über seiner Seele hat, ist nicht einsam, sondern vereinsamt. Eine Obdachlosigkeit der Seele droht. Leiden nicht viele von uns an ihr? Vielleicht ist diese moderne Krankheit bei uns nicht voll ausgebrochen, aber der Bazillus steckt in uns. Wird kulturell übertragen.

willst du nicht

willst du nicht
den fremden
neben dir gehen lassen
ein stück
mit dir sitzen
dich anlächeln
willst du nicht
mit dem fremden
dein brot teilen, ihm
deine letzte zigarette
schenken
dein geld

halbieren
mit dem, der dann nicht mehr fremd ist
Brigitte Schwaiger[4]

Es lohnt sich, wenn wir uns dieser beängstigenden Erfahrung stellen. Denn im Leiden wächst die Sehnsucht. Wir spüren, was uns wichtig ist, in dem, was uns fehlt. Oder was wir befürchten, dass uns fehlen könnte. Wir fühlen: Wichtig, ja unantastbar „heilig" ist es uns, dass unser Lebensbaum Wurzeln hat.
Irgendwo muss der Mensch daheim sein. Menschsein heißt nicht nur wachsen, sondern wurzeln. Unsere unbehauste Seele will wohnen. Wir brauchen also beides: ein Dach über dem Kopf, ein Obdach der Seele. So reden wir ja auch. Wollen wir wissen, wer jemand ist, fragen wir ihn: Wo wohnst du? Wir nennen Menschen, die uns guttun, wohnliche Menschen, die aufgeräumt sind. Sind Menschen in den Festen der Liebe einander zugetan, reden wir von beiwohnen.

So bauen wir Häuser, um ein Dach über dem Kopf haben. Wir bauen Beziehungshäuser, um ein Dach über der Seele zu haben. Bitter, wenn dann jemand entrissen wird, mit dem wir ein solches Beziehungshaus gebaut haben. Da haben wir den Atem angehalten, als in Lassing Männer in der Grube geblieben sind. Da ist nicht nur das eine Haus am Rand des Kraters eingestürzt. Eingestürzt sind auch jene Beziehungshäuser, welche die Frauen und Kinder mit diesen Männern gemeinsam bewohnt haben. Von daher rührt der Schmerz, der sich meldet, sobald es rundherum still wird. Wie jetzt zu Weihnachten. Gegen diesen Schmerz der Obdachlosigkeit der Seele helfen keine schnellen Worte... Herbergsuche der Seele.

Gott wird Mensch, so ist jede Weihnacht zu hören. Das klingt schön und ungenau. Gott wird im Neugeborenen zu Betlehem ein obdachloser Mensch. Das ist genauer. Wie ein roter Faden durchzieht Obdachlosigkeit sein Leben, vom Anfang bis zum Ende. Von seiner Geburt bis zum Tod.

- Obdachlos, notdürftig behaust in einem Stall, kommt er zur Welt, in einer primitiven Krippe.
- Obdachlos zieht er durchs Land: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann." (Mt 8,20)
- Obdachlos erlebt er seine Seele am Kreuz. Seine ganze Verlassenheit schreit er heraus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" (Mk 15,34)

Jesus kennt Obdachlosigkeit in allen Variationen. Kein Dach über dem Kopf, und am Ende kein Dach über der Seele. Gottverlassen erlebt er sich am Kreuz.

Gerade in dieser letzten Verlassenheit schreit Jesus ein Wort, das auch uns in aller Obdachlosigkeit einen Hoffnungsweg auftut. So erzählt der Evangelist Lukas: „Und Jesus rief laut: Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist. Nach diesen Worten hauchte er den Geist aus." (Lk 23,46)

---

4 Für die Sendung Feierabend am 25.12.1998.

Da kommt ein Geheimnis zum Vorschein, das in diesem Kind – geboren im Stall zu Bethlehem – vorborgen ist und sein ganzes Leben trägt. Jesus ist in Gottes Geheimnis daheim. Und das so sehr, dass Gott es selbst am Kreuz nicht schafft, ihm dieses tiefe Gefühl der Verborgenheit zu nehmen. Gott ist ihm wie eine Wohnung. Ein Obdach seiner Seele. Das ein Leben lang. Und deshalb auch noch im Tod. Jesus war buchstäblich ein Geheimnisbewohner. Er war in Gottes Geheimnis daheim. Sein Gott war ihm Wohnstätte für seine Seele sein ganzes Leben hindurch, also auch noch im Tod. Es war das Geheimnis seines Lebens.

Viele Zeitgenossen suchen wieder nach eben diesem Geheimnis. Inmitten wachsender seelischer Unbehaustheit hat gerade in vermeintlich gottvergessenen Kulturen eine Herbergsuche der Seele begonnen. Eine religiöse Suche mit neuer Qualität geht durchs Land. Gerade Menschen, die ihre Seele spüren, ersehnen eine tiefe Geborgenheit. Zunächst suchen wir sie bei Menschen. Wir Menschen können einander auch Ahnung davon geben, indem wir anderen ein Dach über der Seele sind. Doch letztlich suchen wir einen wohnlichen Gott, in dessen Geheimnis wir daheim sind.

All das zusammen wäre Weihnachten: ein Ereignis, in dem wir unsere Sehnsucht nach einem Obdach der Seele wahrnehmen und etwas von jenem Geheimnis Gottes ahnen, in dem diese Sehnsucht gestillt wird. Es wäre ein Tag zum Staunen.

1998 Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf

Der offene Himmel

Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf. Sie haben Stärken, die auch durch ihre notorischen Schwächen nicht zerstörbar sind. Eine der Stärken: Kirchen halten uns den Himmel offen.

Warum dies eine Stärke ist, werden jene, die vom modernen Lebensstil erfasst sind, schnell verstehen. Wir leben heute zwar länger als unsere Vorfahren, insgesamt aber erheblich kürzer. Früher lebte man vierzig und ewig. Heute nur noch neunzig. Das Leben als letzte Gelegenheit, so die Pädagogin und Soziologin Marianne Gronemeyer. Dabei erwarten wir von dieser letzten Gelegenheit optimal leidfreies Glück. In der Jugendkultur heißt daher die Formel: Wir wollen alles und zwar subito. Wer das sucht, muss immer schneller machen. Und das in der Arbeit, in der Liebe, im Amüsement. Zeitknappheit regiert. Und immer mehr laufen heiß, und erleiden eine Art biographischen „Kolbenreiber“. Plötzlich verliert das Leben, die Liebe, die Arbeit ihren Sinn. Die Ausflucht in den Alkohol, in die Droge, in eine Sekte, in psychosomatische Krankheiten nimmt zu. Und manche sehen ihren einzigen Ausweg im Selbstmord.

Für den Theologen ist solche Lebenshast gut verständlich. Er glaubt, dass in jedem Menschen eine Art Himmelssehnsucht steckt. Die Erde ist uns stets eine Nummer zu klein. Wir sind stets nach mehr aus, als stattfindet. Die Rechnungen bleiben offen. Religiöse Kulturen haben die Himmelssehnsucht beruhigt, indem das Leben unter dem offenen Himmel stattfand. Das ganze Leben war konzipiert als ein Weg in den Himmel. Die Erde war Ort für diesen Lebensweg. Das entlastete enorm, auch wenn es in der Form der Vertröstung auf das Jenseits viele davon abhielt, die Verhältnisse auf Erden zu verändern.

Aber ist nicht heute vielen der Himmel verschlossen? Bedroht uns nicht eine fatale Vertröstung aufs Diesseits? Und ist Leben nicht vielfach der unbemerkte, letztlich aber vergebliche Versuch, den Himmel auf Erden zu erzwingen?

Ich plädiere dagegen für die alte christliche Lebenskultur: zu leben auf dieser Erde unter dem offenen Himmel. Ich bin dankbar dafür, dass die Kirchen in diesem Land uns den Himmel offen halten.

Gottvoll

Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf. Sie haben Stärken, die auch durch ihre notorischen Schwächen nicht zerstörbar sind. Eine der Stärken: Sie ist „gottvoll“. Ein Raum tut sich auf für Gottsuchende. Deren Zahl wächst, weil die Sehnsucht zunimmt. Respiritualisierung gilt als Megatrend der späten Neunzigerjahre. Das ist mit Sicherheit ein Protest zunehmend vieler gegen eine schale Banalisierung des Menschen in unserer Kultur. Der Mensch als funktional einsetzbare oder auch kündigbare Arbeitskraft, als berechenbare Kaufkraft, als manipulierbare, genetisch steuerbare Biomasse, als der elektronisch Steuerbare, ist das der Mensch? Oder haben die alten Christlichen Traditionen Recht, dass die Würde des Menschen nicht daher

kommt, dass er verwertbar, sondern gottbezogen ist. Das verbietet aber jede Vernützlichung und damit Abwertung des Menschen.

Gewiss, das Wissen um diese Gottessehnsucht jedes Menschen ist heute noch nicht sicher. Viel mehr sind wir noch Gottesanalphabethen. Aber einige Lesehilfen gibt es. Da ist zum Beispiel das klare Wissen von Lebenserfahrungen, dass die Rechnungen immer offenbleiben, wir nach mehr aus sind als stattfindet. Dass die maßlose Sehnsucht unseres Herzens weder in der Arbeit, noch in der Liebe noch im Amüsement beruhigt wird. Auch dann nicht, wenn wir in diesen Bereichen immer schneller leben, meinend, dass rasch wiederholtes mäßiges Glück die maßlose Sehnsucht stillt. Könnte eben diese Erfahrung, dass unser Sehnen stets größer ist als stattfindet, Gottes diskrete Art sein, sich bei uns Gottvergessenen wieder in Erinnerung zu bringen?

Dach über der Seele

Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf. Sie haben Stärken, die auch durch ihre notorischen Schwächen nicht zerstörbar sind. Eine der Stärken: Sie sind eine Gegenkraft gegen die wachsende psychische Obdachlosigkeit.

Es haben es schon jene nicht leicht, die kein Dach über dem Kopf haben. Aber sind nicht auch jene in einer nicht einfachen Lage, die kein Dach über der Seele haben?

Alles wirkliche Leben entstammt der Begegnung, so der große Philosoph Martin Buber. Tatsächlich ist es für den Menschen nicht gut, allein zu sein. Zwar gehört es zum reifen Menschen, jene letzte Einsamkeit auszuhalten, die uns zu Individuen macht. In dieser Hinsicht bleiben auch Liebende einsam. Doch braucht jeder Mensch einen Raum, geprägt von Stabilität und Liebe: die Alten, die Erwachsenen, die Kinder. Wir brauchen ein Obdach der Seele.

Eine der Stärken christlicher Kirchen besteht darin, dass sie Menschen zusammenbringt. Kirche ist Gemeinschaft. Und zwar nicht irgendeine, sondern eine familienübergreifende. Da zählt nicht der Lebensstand, nicht die Rasse, nicht das Geschlecht. Wer dieser Gemeinschaft – von Gott selbst, so die Gründungsberichte der Bibel – hinzugefügt wird, wird in der Lebenstiefe mit den anderen verwoben. Als Töchter und Söhne Gottes werden wir untereinander Brüder und Schwestern.

Wären diese christlichen Netzwerke nicht heilende Orte für all jene, die psychische Obdachlosigkeit bedrängt? Es sind Sonntag um Sonntag viele, die in ihrer gläubigen Gemeinschaft ein Dach über ihrer Seele finden.

Freiheitsermutigung

Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf. Sie haben Stärken, die auch durch ihre notorischen Schwächen nicht zerstörbar sind. Eine der Stärken: Sie ermutigen zu wahrer Freiheit und schützen so vor der wachsenden Freiheitsflucht.

Um es gleich vorwegzunehmen: zumal in meiner katholischen Kirche war diese Stärke lange Zeit verschüttet. Freiheit stand im Katalog wichtiger Anliegen nicht oben. Das hat sich aber seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil

geändert, und die katholische Weltkirche kommt auf dem eingeschlagenen Weg gut weiter.

Die kulturelle Großwetterlage schafft dafür zwiespältige Bedingungen. Freiheit im Sinn von Selbststeuerung des Lebens ist uns allen „heilig“. Darüber lassen wir nichts kommen. Zugleich nimmt aber die Zahl der Freiheitsflüchtigen zu. Sie versuchen, die lästig werdende Last der Freiheit loszuwerden. Der Grund ist einfach: Der solistisch, ja einsam Freie wird mit der zunehmend unübersichtlichen Welt allein nicht mehr fertig. Überforderung tritt ein. Da sind dann enge spirituelle Gruppen, Gurus, Sekten, Führer, zumeist am rechten Flügel der Politik und der Kirchen willkommen.

Die Kirchen könnten da eine neuartige Aufgabe übernehmen. Sie heißt Ermutigung zur Freiheit durch gemeinschaftliche Entlastung. Den überforderten Menschen könnten die Kirchen bewährtes Erfahrungswissen als „Lebensweisheit“ bereitstellen, dazu leidpräventive Normen und leitbildhafte Autoritäten, an denen man sich in Freiheit messen kann.

Kirchen leisten diese Aufgabe, weil sie davon ausgehen, dass Gott den freien Menschen will. War es nicht sein größtes Risiko, einen Teil des Schöpfungsgeschehens daran zu binden, dass wir uns in Freiheit ein Leben lang selbst erschaffen? Ich verstehe, warum in der Talenteparabel Jesu der schlecht wegkommt, der aus Angst das Lebenstalent der Freiheit begraben hat.

Solidarität

Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf. Sie haben Stärken, die auch durch ihre notorischen Schwächen nicht zerstörbar sind. Eine der Stärken: Sie fördert belastbare Solidarität in den Menschen. Das geschieht in einer Zeit, in der wir ein Höchstmaß an Solidarität brauchten, zugleich aber der ererbte Vorrat ausgeht. Wir werden aber ohne Menschen, die einen Willen zur Solidarität haben, keine von demokratischer Mehrheit getragene Politik machen können, die nicht immer mehr Modernisierungsverlierer produziert, verarmte kinderreiche Familien, Langzeitarbeitslose, Jugendliche ohne Zukunft. Ohne Solidarität keine Zukunft in Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit.

Nun wünschen die Menschen in unserem Land für die Kinder nichts mehr, als dass sie teilen lernen. Wir wissen also, dass Solidarität eine Überlebenstugend ist. Doch verkommt dieser Wunsch auf dem langen Weg zur Tat. Unterwegs erstickt er in vielfältigen Ängsten. Besonders die Angst, in einem kurzen Leben mit dem Wunsch nach optimal leidfreien Glück zu kurz zu kommen, entsolidarisiert.

Christlicher Glaube, der diesen Namen verdient, stärkt die Kraft zu solidarischer Liebe. Er heilt unsere Seele an ihrer Wurzel von tiefsitzender Daseinsangst. Wir haben dann keinen Lebensstil krampfhafter Selbstbehauptung nötig. Entängstigt aber sind wir freier zu lieben.

Ist das die Ursache, dass in Österreich die Landkarte religiöser Netzwerke, Pfarren, Basisgruppen, Ordenskommunitäten, weithin deckungsgleich ist mir der Solidarlandkarte? Wer Menschen mit einem überdurchschnittlichen Gespür für Solidarität hat, sucht am besten ein solches religiöses Netzwerk auf. Ist es

vermessen zu sagen, dass wegen dieser Solidarstärke ohne die christlichen Kirchen unser Land kühler und ärmer wäre?

Entprovinzialisierung

Christliche Kirchen sind besser als ihr Ruf. Sie haben Stärken, die auch durch ihre notorischen Schwächen nicht zerstörbar sind. Eine der Stärken: Entprovinzialisierung.

Wir Österreicher sind ein Volk, das sehr lokal fühlt und denkt. Manchen ist Ottakring oder Hütteldorf schon genug. Andere schauen über den Tellerfand der österreichischen Kirche oder ihrer Pfarrgemeinde nicht hinaus. Andere igeln sich in die behaglichen kleinen Lebenswelten ein und schotten sich in diesen hermetisch ab. Die Horizonte sind klein. Das Gleiche trifft auf die Zeit zu. Es stimmt ja, dass es gut ist, im Hier und Heute zu leben. Aber nur so zu leben? Nicht mehr über den Tod hinaus zu fühlen und zu denken? Oder auch an die nächste Generation, deren Lebenschancen wir zurzeit munter verbrauchen?

Christliche Kirchen, zumal die katholische, weiten Lebensraum und Lebenszeit gewaltig aus. Sie entprovinzialisieren das Bewusstsein. Der Christ lebt zugleich lokal in seiner Basisgemeinschaft, und global in der Weltkirche. Verständlich, dass dann die Kirchen in der weltweiten Zusammenarbeit zumal im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit führend sind. Ein junger Mensch, der Ausweitung seines Horizonts sucht, findet dafür in den Kirchen die optimalen Voraussetzungen und Hilfestellungen. Von da her kommt es auch, dass für wahrhafte Christen ein angstbesetzter Nationalismus keinen Sinn macht. Für ihn ist der Bezugsrahmen stets die Eine Welt Gottes. Alle sitzen wir in einem Boot. Und wer immer ein menschliches Gesicht trägt, ist einer von uns, und kein abzuwehrender Fremder, der unseren Vorsprung an Reichtum bedroht.

Wer davon lebt, dass in dem einen Gott in der Einen Welt alle untereinander tief verwoben sind, ist gegen die friedensbedrohende Entsolidarisierung eher gefeit. Vielleicht sind Weltreligionen, wie die christlichen, gerade deshalb heute Hoffnungträgerinnen für eine zerrissene, und doch einswerdende Welt.

Auf Christus getauft

Da sind also in letzter Zeit tatsächlich Leute aus der Kirche ausgetreten, weil sie sich an bestimmten Personen geärgert haben. Das ist leider nur auf den ersten Blick verständlich. Bei näherem Hindenken aber macht es mich nachdenklich. Dasselbe gilt für die Lagerbildungen in der Kirche, und die Belagerungen, die sie verursachen. Da halten die einen zu dem, die anderen zu jenem.

Leider kein originell neuer Zustand in der Kirche. „Es wurde mir nämlich, meine Brüder, von den Leuten der Chloë berichtet, dass es Zank und Streit unter euch gibt," so schreibt der große Missionar Paulus in seinem ersten Brief an die Christengemeinde in Korinth. „Ich meine damit, dass jeder von euch etwas anderes sagt: Ich halte zu Paulus - ich zu Apollos - ich zu Kephas - ich zu Christus." Wie modern. Kephas ist uns als der erste Papst bekannt. Apollos war wie Paulus ein erfolgreicher Missionar.

Paulus macht solche Lagerbildung theologisch wütend. Harsch fährt er die Frommen in Korinth an: „Ist denn Christus zerteilt? Wurde etwa Paulus für euch gekreuzigt? Oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft worden?“

Tun nun nicht auch viele hierzulande, als wären sie nicht auf Christus getauft, sondern auf den Bischof A, oder den Papst, oder den Bischof B? Eine Schande ist es, und macht sichtbar, wie wenig wir von dem verstehen, was unsere Kirche wirklich ist.

Ich habe für mich schon vor Jahren, als die Turbulenzen in Österreichs Kirche losgingen, einen Beschluß gefaßt, dem ich bis heute viel verdanke: „Ich lasse mir durch nichts und niemanden meine Freude an der Kirche kaputt machen.“ Das macht mich frei, mit vielem nicht einverstanden sein und für Veränderungen in der Kirche hartnäckig zu arbeiten. Aber ich käme nie auf die Idee, wegen des Fehlers von Menschen in der Kirche – ich trage selbst meine eigenen bei – aus der Kirche auszutreten. Sollte ich mich wegen der Fehler anderer Christen selbst bestrafen? Für mich geht es in der Kirche um Christus, und um nichts anderes.

2001 Gottesverdrohlichung und Gottesverlieblichung

(Zweiter Adventsonntag: Mt 3,1-12)

In jenen Tagen trat Johannes der Täufer auf und verkündete in der Wüste von Judäa: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe. Er war es, von dem der Prophet Jesaja gesagt hat: Eine Stimme ruft in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg! Ebnet ihm die Straßen! Johannes trug ein Gewand aus Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Hüften; Heuschrecken und wilder Honig waren seine Nahrung. Die Leute von Jerusalem und ganz Judäa und aus der ganzen Jordangegend zogen zu ihm hinaus; sie bekannten ihre Sünden und ließen sich im Jordan von ihm taufen. Als Johannes sah, dass viele Pharisäer und Sadduzäer zur Taufe kamen, sagte er zu ihnen: Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Gericht entrinnen könnt? Bringt Frucht hervor, die eure Umkehr zeigt, und meint nicht, ihr könntet sagen: Wir haben ja Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann aus diesen Steinen Kinder Abrahams machen. Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. Ich taufe euch nur mit Wasser (zum Zeichen) der Umkehr. Der aber, der nach mir kommt, ist stärker als ich, und ich bin es nicht wert, ihm die Schuhe auszuziehen. Er wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen. Schon hält er die Schaufel in der Hand; er wird die Spreu vom Weizen trennen und den Weizen in seine Scheune bringen; die Spreu aber wird er in nie erlöschendem Feuer verbrennen.

Johannes droht. Seine Sprache ist nicht lieb und nett: Schlangenbrut nennt er seine Zuhörer. Die Axt ist an der Wurzel ihrer Lebensbäume gelegt. Umgehauen werden sie, verbrannt, vernichtet. Das alles macht er als Prophet, was aus dem hebräischen wörtlich übersetzt heißt: der Gottesmund. Johannes droht also im Namen Gottes. Und das steht im Evangelium. Also doch eine Drohbotschaft?

Mit dem Bedrohlichen des Evangeliums haben wir aufgeklärte Menschen es nicht leicht. Das Drohen bessert Menschen nicht, so die landläufige pädagogische Einsicht. *Es ist keinesfalls sicher, dass es in Ländern mit Todesstrafe weniger Morde gibt.* Abschreckung macht keinen Menschen gut, so sagen wir heute mit wissenschaftlicher Überzeugung.

Drohen ist zudem Ausdruck der Übermacht. Atomare Abschreckung lebt davon. Auch die Vergeltungsschläge für den Terror des 11. Septembers verbleiben in der Logik der Abschreckung.

Im Umkreis Gottes, auf dem Boden seiner Kirche, - so sagen wir aufgeklärten Christen - hat aber Drohen keinen Platz. Wir entschuldigen uns heute emsig dafür, dass wir in den letzten Jahrhunderten den Menschen von Kindesbeinen an bis zum Sterbelager gedroht haben – mit der Hölle, dem Fegfeuer, *mit dem Ausschluss aus der kirchlichen Gemeinschaft,* mit Kirchenstrafen, mit dem Entzug der Sakramente. Solche Drohungen sind in den Predigten der meisten Kirchen nicht mehr zu hören. Die Menschen in modernen Ländern

haben aufgehört, an eine Hölle zu glauben. *Was soll da das Drohen mit der längst nicht mehr bedrohlichen Höllenpein?*

Evangelien wie das heutige lesen wir deshalb nur mit schlechtem Gewissen öffentlich vor. Das Evangelium vertrage keine Drohbotschaft. Deshalb halten wir die Position des Täufers nicht nur für vorläufig, sondern schlicht für überholt.

Inzwischen ist freilich aus der Gottesverdrohlichung längst eine Gottesverlieblichung geworden. Wir haben aus einem unpassenden Gott einen uns passenden Gott gemacht: einen der in allen Lebenslagen umstandslos zu uns passt. Seine Liebe gilt als grenzenlos. Aus diesem durchaus richtigen Satz leiten wir dann ab: Gott hat deshalb alles Recht zu sein, was wir leben, denken und tun. Er hat alles gutzuheißen. Lateinisch heißt das bene-dicere, segnen. Kirchen segnen daher auch munter alles, *und zwar immer mehr ohne genauer hinzuschauen:* Banken – ohne nachzufragen, was mit dem Geld passiert, Seilbahnen – unabhängig von ihrem Sicherheitsgrad, Militärs – wohl wissend, dass diese einen Krieg entfesseln können, der nach heutigem ethischen Standard nicht mehr „gerecht“ sein kann. Wir segnen alle nur möglichen Lebensverhältnisse, Ehen, neuestens Scheidungen, Zweitehen – auch wenn immer noch unbewältigte Schuld einem verlassenen Partner das Leben vergällt. Wir segnen Autos, welche die Umwelt immer mehr belasten, kurzum, es gibt kaum noch etwas auf dieser Welt, was wir nicht im Namen Gottes gutheißen.

Gott ist nicht nur ein liebender Gott geworden, sondern ein gar lieblicher Gott, ein harmloser und deshalb immer mehr erübrigbarer Gott. Die Gottesverdrohlichung ist in ihr unproduktives Gegenteil gekippt, die Gottesverlieblichung. Und diese hat schwerwiegende Folgen:

Allerdings nur bei uns im satten Westen. Auf den Philippinen sah ich in der Hütte von zwei Mitgliedern einer verbotenen Landgewerkschaft (einer von ihnen war Priester) das Bild eines zornigen Jesus. Dieser sah aus wie der Täufer des heutigen Evangeliums. Das bringt uns zu den unerwünschten Nebenwirkungen unserer Gottesverlieblichung.

Leidtragende unserer Gottesverlieblichung sind die vielen Opfer des Unrechts, kriegerischer Attacken, unsozialer Strukturen und sexueller Männergewalt. Es sind jene, denen in gottgesegneten Wirtschaftssystemen Lebenschancen vorenthalten werden. Weil wir unterschiedslos alles segnen, heißen wir in einem Aufwaschen leichtfertig jenes Unrecht gut, das die Bibel himmelschreiende Sünde nennt. Ich verstehe, dass daher gerade die auf Gott Hoffenden in den Ländern der Unterdrückung (und das sind 80% der Menschheit) heute ihre Hoffnung nicht auf einen lieblichen Jesus setzen, der unterschiedslos alles liebt und gutheißt. Ihnen ist ein gar nicht lieber, sondern zornig-drohender Jesus näher.

Was der Täufer sagt, ist bedrohlich. Aber nicht weil Gott in seiner Übermacht droht. Vielmehr deckt er im Namen eines mitfühlenden Gottes das tödliche Elend in den Menschen auf. Sie sind wie Bäume, die keine Frucht tragen. Solchen Menschenbäumen kommt das bedrohliche Ende nicht von außen, sondern steckt in ihnen. Es ist das existentielle Elend, das der Prophet aufs Korn nimmt. Er ist wie ein fürsorglicher Arzt, der mit höchsten Ernst einen bedrohlichen Herzinfarkt diagnostiziert und die Änderung des Lebensstils einklagt. Sonst fällt der Lebensbaum.

Vielleicht geht es heute uns Menschen so schlecht, weil wir im Zuge der Verlieblichung Gottes unentwegt jene in uns selbst lauernde tödliche Gefahr übersehen, an deren Ende das Unheil steht. Um sie wahrzunehmen, hilft bestimmt keine neuerliche Gottesverdrohlichung, aber ebenso wenig hilft uns die gängige Gottesverlieblichung. Was wir brauchen, sind Propheten, welche im Namen Gottes in bedrohlichem Ernst jene Verhältnisse benennen und sichtbar machen, welche Menschen in den Untergang treiben. Der Täufer setzt auf Umkehr. Aber nur wenn wir ehrlich sind, wird solche Umkehr möglich.

Es braucht also heute mehr denn je Propheten wie den Täufer, die in der Wüste unseres Lebens ehrlich und deshalb auch bedrohlich reden.

2001 Gott tun als „Leib hingegeben“

(Dritter Adventsonntag: Mt 11,2-11)

Johannes hörte im Gefängnis von den Taten Christi. Da schickte er seine Jünger zu ihm und ließ ihn fragen: Bist du der, der kommen soll, oder müssen wir auf einen andern warten? Jesus antwortete ihnen: Geht und berichtet Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen wieder, und Lahme gehen; Aussätzige werden rein, und Taube hören; Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet. Selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt. Als sie gegangen waren, begann Jesus zu der Menge über Johannes zu reden; er sagte: Was habt ihr denn sehen wollen, als ihr in die Wüste hinausgegangen seid? Ein Schilfrohr, das im Wind schwankt? Oder was habt ihr sehen wollen, als ihr hinausgegangen seid? Einen Mann in feiner Kleidung? Leute, die fein gekleidet sind, findet man in den Palästen der Könige. Oder wozu seid ihr hinausgegangen? Um einen Propheten zu sehen? Ja, ich sage euch: Ihr habt sogar mehr gesehen als einen Propheten. Er ist der, von dem es in der Schrift heißt: Ich sende meinen Boten vor dir her; er soll den Weg für dich bahnen. Amen, das sage ich euch: Unter allen Menschen hat es keinen größeren *gegeben als Johannes den Täufer; doch der Kleinste im Himmelreich ist größer als er.*

Es war auf der Kirchenversammlung der altehrwürdigen Diözese Rottenburg-Stuttgart. Der damalige Bischof Moser hatte junge Menschen aufgefordert, ihm zu berichten, wie sie die Kirche erlebten. Eine siebzehnjährige Näherin schrieb ihm, das „Gottesgeschwätz“ in den Kirchen sei nicht mehr auszuhalten.

In der Tat, wir haben in den letzten Jahren die Gottesrede beschleunigt. Noch nie in der Kirchengeschichte wurde wohl so viel von Gott geredet: im Rundfunk, im Fernsehen, in den unzähligen Worten während eines einzigen Gottesdienstes, in den Katechesen. Mag sein, dass die Gottesrede verbessert werden kann und muss. Aber das Kernproblem ist nicht nur, wie wir über Gott reden, sondern dass wir von Gott fast nur noch reden und Gott kaum tun.

Auch Jesus hat gut und viel über Gott geredet. Aber als die Abgesandten des Johannes, seines Vorläufers, zum ihm kommen, um seine Zweifel zu beheben, da trägt ihnen Jesus nicht auf, von seinen Predigten zu berichten. Vielmehr heißt es im heutigen Evangelium: „Berichtet Johannes, was ihr hört und seht“. Dann folgen die unheimlichen Gottestaten: „Blinde sehen wieder, und Lahme gehen; Aussätzige werden rein, und Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet.“ Das gesprochene Evangelium kommt vor, aber es steht an letzter Stelle – noch mehr: Seine Worte – das Evangelium für die Armen - stützen sich auf Taten gerade zu Gunsten der Lebensarmen. Jesus respektiert, dass der Vorläufer Worten allein misstraut.

Auch unsere Zeit ist misstrauisch geworden zumal gegenüber dem Zeugnis bezahlter Propheten: im Zeugnis der Priester, der Religionslehrer, der Gottesredner. „Das Gottesgeschwätz ist nicht mehr auszuhalten“, so die Siebzehnjährige.

Der Kirche sind die vier Evangelien anvertraut: Variationen des einen Evangeliums für die Armen. Aber sie selbst ist das fünfte und wichtigste Evangelium. die Art, wie wir Christen und Christinnen leben und was wir tun – bringt Gott in Kredit oder eben in Misskredit. Das, was wir leben, öffnet für Menschen den Weg zum Glauben – oder zum Unglauben. Das Zweite Vatikanische Konzil vermerkt deshalb schuldbewusst, dass die Gläubigen am Entstehen des Atheismus einen erheblichen Anteil haben, und zwar auch und gerade „dadurch, dass sie durch die Mängel ihres religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens das wahre Antlitz Gottes und der Religion eher verhüllen als offenbaren“. (GS 19)

Weniger über Gott reden, mehr Gott tun, das wäre ein Programm einer Evangelisierung mit neuer Qualität.

Solches Gott tun beginnt damit, dass wir selbst „gottvoll“ werden. Nur dann kann Gottes Art zu tun unser innerstes Lebensgesetz werden.

Das heißt auch, dass wir es Gott gestatten müssen, uns durch seinen revolutionären Geist zu wandeln. Sonntag um Sonntag lädt uns die Kirche ein, uns buchstäblich in „Gottesgefahr“ zu begeben. Die Inszenierung jeder Eucharistiefeier strebt hin zu solcher Wandlung. Gaben bringen wir zum Altar, Brot und Wein, darin uns selbst. Wir rufen Gottes Heiligen Geist auf die Gaben herab, damit er sie wandle – zu einem „Leib, hingegeben“. Das sagen wir von den Gaben, aber auch von uns. Die Kernschwäche unseres kirchlichen Lebens: Liegt sie nicht darin, dass wir insgeheim sagen: Gott wandle die Gaben, aber uns lass in Ruh?

Sich von Gott formen zu lassen zu einem „Leib, hingegeben“: das hieße, Gott zu tun. Das würde unsere Gottesrede glaubhaft machen. Solches aber hätte drastische Konsequenzen für unser kirchliches Leben.

Würde uns aber Gott wandeln, könnte der eine **„Leib“** als eine neuartige Gemeinschaft wachsen: eine Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern. *Väter gibt es in ihr aus menschlicher Sicht keinen mehr – weshalb sich keiner so nennen soll, denn nur einer ist Euer Vater, der Vater im Himmel, so Jesus (ohne merkliche Wirkung bei uns) (Mt 23,8).* Diese Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern lebt in fundamentaler Gleichheit aller. Die menschheitsalten Diskriminierungen sind in ihr überwunden: die rassistische (es gibt nicht mehr Juden und Griechen), die kapitalistische (nicht mehr Sklaven und Freie), die sexistische (nicht mehr Männer und Frauen): alle sind einsgeworden in dem Leib, der Christus selbst ist (Gal 3,28). Alle sind berufen, alle begabt. Deshalb gibt es eine hohe Verbindlichkeit im gemeinsamen Leben. Es wird auch keine Entscheidung getroffen ohne Beteiligung der Betroffenen.

Es bildete sich aber nicht irgendein Leib, sondern ein Leib, „**hingegeben“** für das Leben der Welt. Eine Kirche, die gewandelt ist aus der Kraft des Heiligen Geistes, geht den Weg Jesu, und das ist der Weg der Fußwaschung (Joh 13). Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts *(Jacques Gaillot)*. Daher ist eine vom Geist Gottes gewandelte Kirche auf der Seite derer, die es schwer haben durchs Leben zu gehen. Sie ist dann bei den Sterbenden, den Behinderten, den Alleinerziehenden, den Arbeitslosen, den Menschen ohne Dach über dem

Kopf oder über der Seele, den Kriegsflüchtlingen, insbesondere den kommenden aus Afghanistan, bei den Kindern, die immer mehr stören.

Fragen uns unsere misstrauischen Zeitgenossen im Gefängnis ihrer Vorurteile, ob sie auf einen anderen warten sollen als den, von dem wir reden - dann könnten auch wir sagen: Hört und seht her. So leben wir. So handeln wir. Und eben darin zeigt sich Gott als der, der da ist. Dass er da ist, erkennt ihr an dem, was er an uns tut: dass er uns wandelt.

2001 Immanuel

(Vierter Adventsonntag: Mt 1,18-24)

Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete - durch das Wirken des Heiligen Geistes. Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloss, sich in aller Stille von ihr zu trennen. Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: *Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären, und man wird ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott ist mit uns. Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen*

Die Sehnsucht boomt, so schreibt Günther Nenning. Seit der Mitte der Neunzigerjahre gebe es den Megatrend der Respiritualisierung. Eine religiöse Suche mit neuer Qualität geht durchs Land.

Die Gründe dafür liegen nahe. Wir leben heute, so kürzlich ein französischer Historiker, zwar länger, aber insgesamt kürzer. Denn wir leben neunzig oder morgen noch mehr Jahre, früher hingegen lebten die Leute siebzig plus ewig. Wir leben im Hier und Jetzt. Und da wünschen wir uns optimal leidfreies Glück. Also suchen wir maßloses Glück in mäßiger der Zeit. Der Himmel, den frühere Generationen nach dem Tod erwarteten, muss jetzt stattfinden: In Liebe, Arbeit und Amüsement.

Solches Leben wird unweigerlich schnell. Denn die Zeit ist knapp für die individuelle Glücksoptimierung: in der Liebe, in der Arbeit, im Amüsement. Zudem strengt es an. Manche überfordert es. Zu den Nebenwirkungen gehört die Angst, man könnte zu kurz kommen. Das macht uns unsolidarisch, weil wir so sehr mit uns beschäftigt sind, dass wir für andere wenig „übrig“ haben, wenig Kraft, wenig Zeit.

Auffällt, dass aus solchem Leben immer mehr flüchten. Sie halten seine Untröstlichkeit nicht durch. Sie dämpfen ihr Bewusstsein immer häufiger ab, im Alkohol, im Konsum durch allabendlicher Fernsehunterhaltung, durch Surfen im Internet, in weichen und harten Drogen. Sie flüchten in psychosomatische Kranken, beenden ihr unerträglich leer-angestrengtes Leben.

Andere hingegen werden aufständig. Sie rebellieren gegen die Enge der vorfindbaren Welt. Sie brechen aus, um der Angst zu entrinnen, welche aus der Banalität des Arbeitens, Kaufens und Erlebens erwächst.

Andere rebellieren gegen den sich ausweitenden Zugriff des Menschen auf den Menschen. In der high-tech-Medizin verkommt der Mensch zu clonbarer Biomasse. Die hochinformatisierte Verwaltung kann sein privates Leben mit Microchips bis in die letzten Winkel verfolgen. In der Wirtschaft ist der Mensch

in Gefahr, weniger zu zählen als kapitalintensive Maschinen und sonntägliche Verkaufschancen großer Handelsketten.

Nicht wenige sehen in solchen Erfahrungen den besten Boden für die neue Respiritualisierung. Menschen wollen Weite und Größe erleben, statt angstbesetzte Enge und Banalität. Sie möchten wieder mit den Wurzeln ihrer Seele in Berührung kommen. Es interessiert sie die Frage, wer sie sind, als Mensch, als Frau und als Mann, woher sie kommen und wohin sie gehen und welchen Sinn das Ganze haben soll. Auf solche Urfragen geben die alten und neuen spirituellen Weisheiten mehr Antwort als unsere alltägliche Betriebsamkeit, welche das Fragen in die Träume verdrängt oder im Alkohol ertränkt.

Die Sehnsucht boomt, aber die Kirchen schrumpfen. Noch, füge ich ermächtigt durch das heutige Evangelium bei. Was dem Menschen nämlich Weite und Größe gibt, ist die Ersthand-Begegnung mit Gott selbst und seiner weiten Welt. Dabei sieht es auf den ersten Blick in unserer gottvergessenen Welt so aus, als wäre dieser Gott den Suchenden fremd und unnahbar weit weg.

Genau das ist die Verheißung des heutigen Tagesevangeliums: Die junge Frau wird einen Sohn gebären, dessen Name Immanuel heißt: also „Gott ist mit uns“. Gott lässt sich finden, seit er als Sohn Mariens geboren wurde.

Nicht alle, welche von der spirituellen Suche mit neuer Qualität erfasst sind, suchen Gott. Manche begnügen sich damit, wenn sie mit sich selbst in Berührung kommen. Solch ein Exodus ins Ego bringt ihnen Ruhe, Entstressung, Energie. Sie erleben sich nicht mehr an die Peripherie ihres Lebensrades geschleudert, sondern finden ihre Mitte. Manche meinen, dies sei schon genug. Und einige setzen dann das Ich mit Gott gleich.

Andere möchten in ihrer religiösen Suche der Einsamkeit ihres Ichs entrinnen. Ihnen ist die in vielen spirituellen Traditionen aufgedeckte tiefe Verwobenheit allen Seins ein großer Trost. In kosmischer Weite gewinnen sie an Bedeutung und Größe. Die alten religiösen Weisheiten der Menschheit gewinnen neue Kraft und Bedeutung.

Einige begegnen auf ihrer Suche auch den christlichen Kirchen. Diese haben zwar noch nicht gelernt, eine der besten Adressen für Suchende zu sein. Sie beschäftigen sich lieber mit ihrer treuen Klientel. Jene, die ernsthaft nach Gott suchen, werden dann in unseren verseichteten kirchlichen Gemeinschaften nicht wirklich fündig. Kreist doch das Leben vieler Gemeinden allzu sehr um nützliche Aktivitäten, um die Erneuerung zweitwichtiger Strukturen wie Zölibat, Mitbestimmung oder Sexualmoral, während die Kernstärke unentfaltet bleibt.

Ich kenne Menschen, darunter auch gerade treue Kirchenmitglieder, die an der Kirche verzweifeln, gerade weil sie Gott suchen. Dabei wäre auch ihr kürzester Name „Immanuel“. So wie von Jesus gesagt wird, Gott sei mit ihm, gilt auch die Kirche als jenes Volk, in dem Gott in besonderer Weise anwesend ist. Natürlich nicht nur hier, hier aber in besonders dichter Weise – und hier trägt er ein Gesicht, das von Jesus von Nazareth.

Kirchen werden für die religiös Suchenden morgen spirituelle Orte haben. Es wird Gottesdienste geben, in denen die Mitfeiernden Gotteserfahrung aus erster Hand machen. Es wird Menschen geben, die gute spirituelle Begleiter,

weil „geistliche Menschen“ sind, Gottesfrauen und Gottesmänner also. Und es wird eine Theologie geben, die aus dem „Theolog“, also dem betenden Dialog mit Gott geboren ist.

Das Konzil sieht in Maria das Sinnbild der Kirche. Nicht nur ihr Sohn trägt daher den Ehrennamen Immanuel, sondern auch die Kirche: Gott ist mit uns. Eine gottvergessene, gottlose Kirche dagegen hört auf, Gottes Volk und damit Kirche zu sein. Die größte Gefährdung unserer Kirche ist somit ihr eigener latenter Atheismus. Gott ist dann nicht mehr ihr Los, vielmehr wird sie gott-los.

2008 Pfingsten: Löscht den Geist nicht aus

Man schrieb das Jahr 1962. Es war Österreichischer Katholikentag. Der damals noch junge Professor Karl Rahner hielt das Hauptreferat. Der Titel seiner prophetischen Rede: „Löscht den Geist nicht aus."

„Das Erste, was getan, was zu Herzen genommen werden müsste, wäre die Sorge, es könne der Geist ausgelöscht werden… Darum muss uns alle die Sorge quälen, dass wir es sein könnten, die den Geist auslöschen: ihn auslöschen durch den Hochmut der Besserwisserei, durch die Herzensträgheit, durch die Feigheit, durch die Unbelehrbarkeit, mit denen wir neuen Impulsen, neuen Drängen in der Kirche begegnen. Wie vieles wäre anders, wenn man dem Neuen nicht so oft entgegentreten würde mit der überlegenen Selbstsicherheit, mit einem Konservativismus, der nicht Gottes Ehre und Lehre und Stiftung in der Kirche verteidigt, sondern sich selbst, die alte Gewohnheit, das Übliche, das schon Gewohnte, dass man leben kann ohne den Schmerz der täglich neuen Metanoia. Wenn man aber brennend empfände, dass man auch gerichtet werden kann für seine Unterlassungen, für seine diffuse anonyme Herzenshärte und Trägheit, für seinen schuldhaften Mangel an schöpferischer Phantasie und an Mut zu Kühnem, dann würde man sicher hellhöriger, vorsichtiger, zuvorkommender achten auf die leiseste Möglichkeit, dass sich irgendwo der Geist regt, der nicht schon in den amtlichen Formeln und Maximen der Kirche und ihrer amtlichen Stellen eingegangen ist."

[Rahner, Karl: Löscht den Geist nicht aus! in: ders.: Schriften zur Theologie 7, Zürich 1966, 77-90]

Es war eine weitsichtige Rede. Unvergesslich bis heute. Und nach wie vor von höchster Aktualität. Denn Gottes Geist hatte es damals nicht leicht – und hat es auch heute schwer: sowohl in der Welt. Und – Gott sei's geklagt – oftmals auch in der Kirche. Dabei ist es gar nicht die Berufung der Kirche, die Geistlosigkeit der Welt auf dem Boden der Kirche zu verdoppeln. Auch wenn Gottes Geist weht wo er will – die Kirchen könnten eine privilegierte Eintrittspforte des Gottesgeistes in die Welt von heute sein. Denn die heutige Welt hat in einer Zeit der Geistauslöschung Gottesgeist mehr als nötig.

Anzeichen der Geistauslöschung gibt es heute viele. Plakativ und fast unerlaubt vereinfachend greife ich drei Symptome heraus, welche die Menschheit und mit ihr die Jüngerinnen und Jünger Jesu Christi seit ihrer Anfangszeit gefährdet haben: horizontlos – visionslos – mutlos.

***

In der oststeirischen Stadt Weiz ist Pfingsten das wichtigste Fest im Kirchenjahr. 1997 hatte der Jahrhundert-Kardinal Franz König Weiz besucht und mit vielen jungen Menschen im Steinbruch Pfingsten gefeiert. Unvergessen sind seine visionären Worte an die im Steinbruch versammelten jungen Menschen:

„Einige Zeit vor dem letzten Konzil wurde Papst Johannes XXIII. Gefragt, was er sich denn eigentlich vom Konzil erwarte. Und seine Antwort war: Ich erwarte mir ein neues Pfingsten. Und so ähnlich antworte auch ich, wenn ihr mich fragt, warum ich nach Weiz gekommen bin: Ich erwarte mir von eurem Weizer Treffen ein neues Pfingsten."Ich erwarte mir von eurem Weizer Treffen ein Neues Pfingsten."

Ein neues Pfingsten erhoffte sich der Kardinal. Ein pfingstlicher Mensch wird sich von seiner Hoffnung anstecken lassen. Er wird es daher nicht bei der Klage über die Geistauslöschung belassen und bei Anklage derer, die sie verantworten, stehen bleiben. Vielmehr wird er dem Wort Jesu aus dem heutigen Fest-Evangelium trauen: „Empfanget den Heiligen Geist". Eben die Gabe dieses Geistes behebt die Geistlosigkeit. Der Gottesgeist wandelt dann die *Horizontlosigkeit* in katholische (alle umfassende) Weite, die *Visionslosigkeit* in Visionen, die verlässlich orientieren und kraftvoll motivieren, und nicht zuletzt die *Mutlosigkeit* in Christen- und Bürgermut.

***

Horizont

Die Welt von heute wächst unaufhaltsam zusammen. Europa eint sich, ohne sich der übrigen Welt zu verschließen. Eine solche zusammenwachsende Welt braucht „Weltbürger". Solche haben Gottes eine Welt im Blick. Ihre innerste Überzeugung ist: Weil nur ein Gott ist, ist jede eine, ist jeder einer von uns. Selbst mit der Natur wissen sich solche ökologisch sensiblen Weltbürgerinnen tief verwoben.

In solcher Zeit sind ein dumpfer Nationalismus sowie ein eingeigelter Eurozentrismus geistlos. Das gilt auch für jenes engstirnige Kulturchristentum, das neuestens hierzulande auftaucht. Solchen vermeintlichen Christen geht es nicht um das Feuer des Geistes und die Weite des Glaubens an den einen Gott der Einen Welt. Nein: Das Christentum muss jetzt herhalten als Instrument der Ab- und Ausgrenzung. Insbesondere gegenüber dem Islam. Solche provinzielle Abgrenzer müssen vergessen, dass in der christlichen Theologe ein Thomas von Aquin seine grandiose mittelalterliche Theologie nur entwickeln konnte, weil er über die Muslime Südspaniens Zugang zu Aristoteles erhalten hatte. Auch viele Kenntnisse in der Medizin, in der Mathematik (wir nennen unsere Ziffern immer noch arabisch), der Architektur, der Sternenkunde verdankt Europa islamischen Gelehrten. Heute aber wollen wir von Arbeitsmigranten lediglich die Arbeitskraft. Sie müssen unsere eigenen fehlenden Kinder ersetzen. Dass solche muslimische Arbeitskräfte Familien mit vielen Kindern mitbringen, nehmen wir widerwillig in Kauf. Dass es sich aber noch dazu um Menschen handelt, die einen starken Glauben haben, stört und verstört uns. Aber sind nicht wir selbst das Problem? Da trifft in Europa ein vormoderner, glaubensstarker und kinderfreundlicher Islam auf ein postmodernes, glaubensschwaches und kinderarmes Christentum. Wir sollten unseren eigenen christlichen Glauben stärken statt mit bischöflichem Segen den Bau von Minaretten zu verbieten. Die gläubige Grundregel kann nur lauten: Weil nur ein Gott ist, ist jede eine von uns – der Buddhist ebenso wie der Moslem, der Atheist ebenso wie der evangelische oder orthodoxe Christ oder der Jude.

Vision

Hinter einer solchen weltumspannenden, also im strengen Sinn dieses Wortes katholischen Haltung steht eine gläubige Vision von der Geschichte und ihrem innersten Ziel. Für gläubige Christinnen ist dieses Ziel nicht loszulösen von Christus, dem gekreuzigten und von Gott auferweckten. Wahrhaft

Christgläubige wissen, dass mit der Auferweckung eines von uns, Jesus von Nazareth, Gott angefangen hat, seine Schöpfung in die Zielgerade zu bringen. Paulus und mit ihm das Konzil sprechen daher vom Ende der Zeiten (1 Kor 11,10), in das wir eingetreten sind. Diese Vision ist aber alles andere provinziell, und schon gar nicht ist sie konfessionell. Sie betrifft jeden Menschen. Jede und jeder reift aus der Kraft des Geistes des Auferstandenen hinein in den auferweckten Christus. Der Atheist ebenso wie der Buddhist, der Jude ebenso wie der unbekümmerte Alltagspragmatiker, der sich, solange es gut geht, mit einem diesseitigen Leben vertröstet und mit Lieben und Arbeiten das Auslangen findet. Der kosmische Christus wird am Ende alles in allen sein: die Vollendung jedes Menschen sowie der ganzen Schöpfung.

Wen diese grandiose Vision eines Apostels Paulus trägt, der weiß sich mit jeder und jedem unterwegs auf dieses Ziel hin. Das verbindet solche Visionäre des Glaubens mit den Menschen anderer Religionen ebenso wie mit jenen, die nicht die Kraft haben, Gott herbeizuglauben, sondern diesen noch viel angestrengter wegglauben. Wir sind dann im Grund nicht mehr Konkurrenten und Feinde, sondern schicksalshaft Weggefährten. Und miteinander ist uns das Schicksal der Welt anvertraut, das Ringen um Freiheit und nicht zuletzt, dass wir der Freiheit unentwegt Gerechtigkeit abringen (Jean B. Lacordaire).

Nur ein derart weit geöffnetes Christentum, das Gottes Heilsspuren in allen Religionen und bei allen Menschen aufzuspüren vermag und selbstlos fördert, ist getragen von der Vision Jesu und dem Kommen seines endzeitlichen Reiches in die Eine Weltgeschichte.

Wie kümmerlich nehmen sich im Licht einer solchen Vision jene aus, deren Welt an den Grenzen von Klagenfurt und Graz, Hütteldorf und Feldkirch endet, die keinen Dialog zusammenbringen, weder mit den christlichen Schwesternkirchen, noch mit den großen Religionen der Welt und schon gar nicht mit einem lehrreichen und intelligenten Atheismus. In solcher Enge blüht die Angst. Geistlose Enge ist ein tragischer Beitrag zu jener zukunftslosen Culture of fear, die für den amerikanischen Forscher Frank Furedi ein typisches Merkmal unserer Zeit ist. Was für ein Segen für die Eine Welt wäre es, würde der pfingstliche Gottesgeist solch zukunftslose Ängstlichkeit an der Seelenwurzel der Menschen heilen. Pfingsten wäre dann das Fest einer letzten tiefen Einheit der Menschheit, damit von Würde und Größe jedes Menschen sowie von Gerechtigkeit und Frieden.

Mut

Wenn es heute eine Kraft gibt, welche die Menschen klein macht, dann ist es die Mutlosigkeit. Längst kämpfen die wachen Zeitgenossen wie einst vor vierzig Jahren in den Achtundsechzigern des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr gegen Repression, sondern leiden unter Depression. Im deren Umkreis erstickt aber die Phantasie, mauern sich Menschen in den bestehenden Verhältnissen ein, haben nur noch Besitzstandswahrung im Sinn. Aufbruch droht keiner, weder in der Welt noch in der Kirche. Die Türen werden aus Angst verschlossen: Es sind die Türen vor der Zukunft und damit vor Gott, der auf uns von der Zukunft her zukommt.

Jesus betrat den verriegelten Raum, in dem sich die frühkirchlichen Angsthasen aufhielten, durch die verschlossene Tür. Und mit dem Ruf „Empfanget den Heiligen Geist“ macht er die Türen für die in ihrer Angst Verschlossenen weit auf. Angst und Mutlosigkeit sind ein Symptom der Geistauslöschung. Gottes Geist aber macht wagemutig und kampfstark. Kontemplation und Kampf verwachsen, so der große Roger Schutz von Taizé. Geistvolle kämpfen um eine gerechtere Welt und lassen sich nicht dadurch von ihrem Einsatz abbringen, dass sich nachhaltige Erfolge nur langsam einstellen. Geistvolle Kirchenmitglieder resignieren nicht, sondern zeigen wachen und loyalen Kirchenmut. Dann wären mutige Schritt möglich: der römisch-katholischen Kirche nicht nur auf die Orthodoxie, sondern auch auf die Kirchen der Reformation hin. Das Sekretariat für die Nichtglaubenden, unter Kardinal König hatte es seine Blütezeit, würde neu belebt. Es gäbe auch innerkirchlich mutige Reformen: zumindest könnten neue Möglichkeiten in kontrollierten Experimenten ausgetestet und auf ihre weltkirchliche Tauglichkeit hin geprüft werden. Dann könnte der prophetische Satz von Josef Ratzinger aus dem Jahre 1970 eine Chance bekommen, wo er für die Kirche im Jahr 2000 prophezeite:

„Sie wird sich sehr viel stärker gegenüber bisher als Freiwilligkeitsgemeinschaft darstellen, die nur durch Entscheidung zugänglich wird. Sie wird als kleine Gemeinschaft sehr viel stärker die Initiative ihrer einzelnen Glieder beanspruchen.

Sie wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden.

Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein. Aber bei allen diesen Veränderungen, die man vermuten kann, wird die Kirche ihr Wesentliches von neuem und mit aller Entschiedenheit in dem finden, was immer ihre Mitte war: Im Glauben an den dreieinigen Gott, an Jesus Christus, den menschgewordenen Sohn Gottes, an den Beistand des Geistes, der bis zum Ende reicht.“

Ein solch Geistermutigter Papst würde dann nicht besorgt über den Priestermangel klagen und die wenigen Priester nicht zum Tragen von noch größeren pastoralen Lasten auffordern, sondern alles tun, um den Priestern und den vielen Engagierten in der Kirche Lasten abzunehmen. Er würde wagemutig aus der Kraft des Geistes neue Wege eröffnen, die ihm vor dreißig Jahren schon einleuchtend waren. Er würde dann damit rechnen, dass auch ihm Gott in Traum etwas zumutet, wozu er – gestützt auf seine bisherige Erfahrung – ein „nie und nimmer“ parat hatte: als es um die Frage ging, ob man Jude unter dem Gesetz werden muss, bevor man die Freiheit des Christen erfahren darf. In Joppe musste Gott ihn belehren, dass sein „nie und nimmer“ nur seinen bisherigen begrenzten Erfahrungen, nicht aber dem weiten Horizont des Gottesgeistes entspricht. Seither hat die Kirche immer wieder erfahrungsgestützt „nie und nimmer“ erlassen: Nie und nimmer wird sich der Pontifex Romanus mit den modernen Freiheitsrechten – einschließlich der Religionsfreiheit anfreunden. Nie und nimmer werden Frauen ordiniert werden. Muss aber nicht auch heute ein Papst damit rechnen, dass Gott ihn

eines anderen belehrt – heute nicht in Joppe, sondern im Vatikan, vielleicht auch nicht in Träumen, sondern in einer Kirchenversammlung? „Empfanget den Heiligen Geist“: Welch ein gefährliches Geschenk des Auferstandenen für eine geistlose Welt und eine geistarme Kirche!

2011 Wandlung der Gewalt in Liebe.

Zum Einzug Jesu in Jerusalem (Mt 21,1-11).

Auch das war ein Einzug in eine Hauptstadt. Es war Anfang (des Jahres) 1938. Hitler aus der Provinzstadt Braunau, zog in Wien ein. Dicht an dicht standen die Menschen entlang der Straßen, durch die der Konvoi des Führers fuhr. Sie riefen „Heil“. Eine Art Hosianna-Ruf. Wörtlich übersetzt bedeutet er: „So hilf doch!“. Genau das haben die Menschen in Österreich erwartet. Viele Menschen waren arbeitslos und hatten keine Hoffnung, dass sich das bald ändern könnte.

Hitler zog in die Hauptstadt seiner Heimat. Seine Rede am Heldenplatz hat überaus viele in Bann gezogen. Immer wieder wurde er unterbrochen durch tosende „Heil Hitler“ – Rufe. Hitler fühlte sich als eine Art Messias, den Gottes Vorsehung führt. So war er davon überzeugt, - Hitler wörtlich - „die große Wende in so kurzer Zeit mit Gottes Hilfe herbeizuführen“.

Und immer noch O-Ton: „Ich proklamiere nunmehr für dieses Land seine neue Mission.“ Ein Ende der Hoffnungslosigkeit stellte er in Aussicht. Die Menschen der Stadt waren „in Aufregung“ – zumindest jene auf den Straßen und auf dem Heldenplatz.

***

Fast 2000 Jahre zuvor war auch einer in seine Hauptstadt eingezogen. Vielleicht war es zunächst nur eine bescheidene Pilgergruppe, die vom Ölberg in die Stadt zog. Der Evangelist Matthäus berichtet: „Als er in Jerusalem einzog, geriet die ganze Stadt in Aufregung.“ Und unterwegs riefen die Leute um ihn herum: „Hosanna dem Sohne Davids. Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn.“ Der Empfang galt einem Mann aus der Provinz, aus Galiläa. Die Menschen hielten ihn für einen Propheten: also einen, der Gottes Absichten mitteilt.

Zweimal Männer aus der Provinz. Zweimal Männer, die den Anspruch erhoben, Gottes Sendung zu erfüllen. Zweimal eine Stadt in Aufregung. Zweimal ein Mann, der eine rettende „Mission“ bringt. Und zweimal die Heil- und Hosianna-Rufe. Aber damit sind die Gemeinsamkeiten erschöpft.

***

Da ist zunächst der Esel, mit dem Jesus in die Stadt reitet. Ein alttestamentlicher Prophet namens Sacharja, den Matthäus zitiert, lässt seinen angekündigten Friedenskönig gleichfalls auf einem Esel bei seinem Volk einreiten.

Der Esel ist das traditionelle Reittier des Friedensfürsten. Anders das Pferd: Auf diesem reitet der Kriegskönig. Und mit ihm ziehen seine Soldaten in den Krieg. Indem Jesus demonstrativ auf einem Esel reitet, wissen die Schriftkundigen, dass er als der verheißene Messias Frieden bringen will. Anders Hitler, der mit einem Auto mit vielen Pferdestärken und Soldaten in die Stadt zog. Er hat Krieg gebracht. Mehr noch. Er rottete in seinen Tötungsfabriken das Volk der Juden aus und vernichtete Homosexuelle, heimatlose Romas und gläubige Christen.

Welch ein Unterschied: Der eine steht für Krieg, der andere für Frieden. Der eine für Gewalt, der andere für Liebe.

***

Der Einzug in Jerusalem eröffnet das Finale des Lebens Jesu. Er ahnte schon lange, dass ihm sein Eintreten für seinen Gott das Leben kosten werde. In dessen Namen heilte er demonstrativ am Sabbat, um zu zeigen, dass Gott nicht Opfer, sondern Erbarmen will. In dem, was er tat, sollten die Menschen eine Ahnung von Gott bekommen: Er hatte ein Herz für die aus der Gesellschaft Ausgegrenzten. Die Aussätzigen. Die Dirnen. Die Zöllner. Die Kranken. Er heilte viele und eröffnete einen Horizont der Hoffnung für viele an den Rand des Lebens Gedrängte.

In der Geschichte der Menschheit, hat es seit der Ermordung Abels durch Kain immer Gewalt gegeben. Gewalt erzeugt Gewalt. Für Frieden bleibt kein Raum. Jesus wird Opfer dieser menschheitsalten Gewalt. Doch er erwidert sie nicht. In seinem Tod versandet sie. Raum wird für Liebe. Damit beginnt für viele die große Wandlung der Welt, um die es Jesus im Namen Gottes geht.

***

Zurück zu den Eseln. Theologen der kirchlichen Frühzeit, die sogenannten Kirchenväter, fanden es anregend, dass die Evangelisten aus dem einen Esel des Propheten Sacharja zwei Esel machten. Das gab ihnen die Möglichkeit, im jungen Esel die Kirche zu erblicken. Also jene, die couragiert den Weg Jesu mitgehen sollten. Christinnen und Christen begehen dann den Einzug Jesu in Jerusalem nicht nur in der Liturgie, sondern in ihrem Leben. Das könnte sie auszeichnen, dass wo immer sie sind, Gewalt versandet und Liebe Raum gewinnt. Und so könnten sie Licht der Welt und Salz der Erde sein: damit mit ihnen immer mehr Menschen, Gläubige, spirituelle Pilger, Skeptiker und Atheisierende Gewalt in Liebe wandeln.

2015 Weihnachten

1859 war von Charles Darwin das bahnbrechende Buch „Origin of species“ – „Entstehung der Arten“ – erschienen. Die Frau eines schottischen anglikanischen Bischofs erfuhr davon und soll gesagt haben:

„Lieber Gott, lass es nicht wahr sein.
Aber wenn es wahr ist, dann mach, dass es sich nicht herumspricht.“

Es hat sich herumgesprochen. An der Lehre von Charles Darwin kommt heute keine Naturwissenschaft mehr vorbei. Manche meinen, dass ein gläubiger Mensch mit Darwins Annahmen Schwierigkeiten haben müsse. Ich selbst habe als Theologe aber keine. Denn was Darwin macht ist der forscherische Versuch zu verstehen, wie sich das Leben bis zu uns Menschen herauf entwickelt hat. Als Theologe aber interessiert mich weit mehr, woraufhin sich alles entwickelt.

Der große Jesuit Teilhard de Chardin, der in genialer Weise Evolutionstheorie und Theologie zu verweben verstand, nennt das Woraufhin der gesamten Entwicklung den Punkt Omega –das ist der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets. Und genau von dieser Entwicklung ist an jedem Weihnachtsfest, das die westlichen Christen heute feiern, die Rede.

Aber der Jesuit war mit seiner evolutionstheoretischen Vision nicht der Erste. Schon für Jahre vor Charles Darwin schrieb der englische Geologe und Christ Hugh Mittel im Jahre 1854:

„Was, frage ich, ist das Wesentliche der Erdgeschichte oder das der Schöpfungsgeschichte? Das Entscheidende in beidem ist der Fortschritt. In beidem finden wir den Aufstieg von toter Materie zu bescheidenen, dann zu höheren Lebensformen. Aber ist dieser Aufstieg zu Ende? Nein. Gott lässt immer noch Höheres auf Niederes folgen. Jetzt ist Gott dabei, den armseligen Menschen auf einen höheren Status vorzubereiten. Die Arbeit des siebenten Tages ist die Erlösung. Schließlich werden Schöpfung und Schöpfer sich in einem Punkt zu einer Person vereinigen. Der Aufstieg von toter Materie zum Menschen hatte Gott zum Ziel. Von Anbeginn an diesen Punkt der Vereinigung. Wahrer Gott und wahrer Mensch. Sie erkennen den anbetungswürdigen Herrn aller Zukunft.“

Dieses Ziel ist in einem von uns aus der Menschheit, in dem in Bethlehem geborenen Kind mit dem Namen Jesus, erreicht worden. So jubelt die Christenheit am weihnachtlichen Fest. Sie kleidet ihren Jubel in die Verse eines alten „Logos-Hymnus“ aus der Frühzeit der Christenheit. Johannes, der tiefschürfende Theologe unter den vier Evangelisten, hat ihn an den Beginn seines Evangeliums gestellt. „Der Logos ist Fleisch geworden." Logos bedeutet auf Griechisch „Wort“, jenes Wort, das in tiefer Einheit mit dem unauslotbaren Grund allen Seins gesehen wird, den die meisten Religionen der Welt Gott nennen. Daher lapidar der Hymnus: „Und das Wort war Gott“. Es ist Gottes schöpferisches Wort. Die Welt ist durch dieses geworden, schreibt der Evangelist.

Wir leben in einem Zeitalter, in dem die einzelne Person höchsten Wert hat. Wir schätzen Individualität, die im Kraftfeld der Angst leicht in unsolidarischen Individualismus kippen kann. Wir sind in Gefahr, uns voneinander zu

entnetzen: voneinander ebenso wie von der bedrohten Mitwelt. Das Johannesevangelium und mit ihm viele andere Texte der Religionen gehen aber von einer tiefen Verwobenheit allen Seins aus. Daher sagen die großen Mystiker: Was in Bethlehem in einem von uns geschehen ist, das betrifft alle Menschen. Wie Hugh Miller eben zugespitzt formuliert: „Schließlich werden sich Schöpfung und Schöpfer in einem Punkt zu einer Person vereinigen." Diese finale Gotteinung ist die Vision aller großen Religionen. Genau dieses Finale hat mit der Geburt Jesu begonnen. Es wird am Ende alle erfasst haben.

2015 Hölle

In einer Diskussion wurde die große Elisabeth Kübler-Ross von einer Jüdin gefragt, ob dies auch Hitler erleben werde. Zuvor hatte die Nahtodforscherin dem Auditorium erklärt, dass an der Pforte des Todes jedem Menschen ein wunderbar bergendes Licht leuchten werde. Die Jüdin hatte ihre Angehörigen in Auschwitz verloren. Sie machte Hitler dafür verantwortlich. Daher war es für sie unerträglich sich vorzustellen, dass auch Hitler einen guten Tod erlebt habe. Sein Ort sollte nicht ewiges Licht, sondern für immer und ewig die Hölle sein. Darauf erwiderte Kübler-Ross: Sie verstehe die schmerzgetränkte Anfrage der Frau sehr wohl. Wir Menschen wünschen uns Gerechtigkeit. Wenigstens in einem Leben danach. Dann aber fügte sie bei: Ob das nicht unser Bild von Gerechtigkeit sei? Ob Gottes Gerechtigkeit nicht noch einmal anders sei?

Liberale Zeitgenossen, denen nicht wenige christliche Theologen beipflichten, haben die Hölle ersatzlos gestrichen. Die Beseitigung der Hölle habe den Menschen befreit. Kultur und Kirche hätten zu lange gemeinsam versucht, mit der Angst vor der Hölle die Menschen vor Unmoral zu schützen. Das wurde damit begründet, dass ohne Hölle sonst jeder tun könne was er wolle. Es seien auch die Kirchen gewesen, welche die schuldig gewordenen Menschen vor der Hölle zu bewahren versprachen, was ihre Macht sicherte und ihren Reichtum begründete. Diese liberalen Zeitgenossen waren sehr erfolgreich. In Österreich glaubten im Jahre 2008 lediglich 19% an eine Hölle. Es erinnert an das gemütliche Wienerlied: „Wir kommen alle, alle in den Himmel."

Jesus ist in dieser Frage nicht liberal, sondern radikal. Er kämpft gegen die Selbsttäuschung der Menschen an, gegen ihren Unschuldswahn. Die Gewalt der Männer gegen Frauen und Kinder, Priester einschließlich, ist eben kein Kavaliersdelikt, sondern ein Verbrechen. Flüchtlinge, die um ihr Leben bangen, nicht aufzunehmen ist wie wenn eine Familie sich um ein eigenes Kind nicht kümmert – sind in der Einen Welt doch alle Ebenbilder und Kinder Gottes, also ist jede und jeder einer von uns. Der Wahnsinn der Kriege, die Zerstörung des einen Lebenshauses aller Menschen, des Oikos, der Mitwelt, schreit zum Himmel. Jesus sieht viel Schuld und warnt, dass jene, die solches Tun, auf dem direkten Weg ins Verderben, in die Hölle sind, und das oftmals schon auf dieser Welt. Jesus ist also strikt gegen die Banalisierung der Schuld und damit gegen eine Verniedlichung der Hölle.

Wir hätten Jesus aber gänzlich missverstanden, wenn wir meinen, dass er mit der Hölle droht. Er redet von ihr allein mit dem Ziel, dass wir nicht auf dem Weg zum Verderben bleiben, sondern unser Leben auf solidarische Liebe hin ausrichten. Deshalb rät er uns dazu, die fatalen Folgen unseres bösartigen Tuns nicht zu verdrängen und damit Mitmenschen und Mitwelt zu bedrängen. „Reift aus, was in uns ist, landen wir alle in der Hölle", so Karl Rahner.

Was Jesus aber gegen diese reale Möglichkeit setzt, ist Gottes andre Gerechtigkeit, wie Kübler-Ross im Gespräch mit der Jüdin andeutete. Gott will nicht den Tod des Sünders. Damit es nicht dazu kommt, setzt sich selbst aufs Spiel, wird Mensch und geht in den Tod, damit kein Mensch verloren geht, sondern von seiner Auferstehung erfasst wird. Die orthodoxen Kirchen erzählen, dass Jesus nach seiner Auferstehung nicht gleich in den Himmel

aufgefahren, sondern in den Hades, also die Hölle, hinabgestiegen ist. Dann zeigen sie, wie der Auferstandene Adam und Eva mit dem Rettungsgriff aus dem Reich des Todes herauszieht. Adam und Eva stehen aber für die ganze Menschheit. Ich habe für einen solchen universellen Heilsoptimismus zwar keine theologische Gewissheit, aber eine felsenfeste Hoffnung. In dieser Hoffnung traue ich es Gott zu, dass er am Ende allen Zeiten, wenn alle höllischen Ewigkeiten durchlitten sein werden, alle Menschen rettet: Stalin, Hitler und mich.

2015 Kirchenaustritte

Seit Jahrzehnten kehren Menschen in vielen Ländern ihrer Kirche den Rücken. Schuld daran seien, so eine gängige Meinung, die viele Störungen, welche das Verhältnis der Kirchen zu ihren Mitgliedern belasten. Von Irritationen ist die Rede. Der katholischen Kirche beispielsweise wird vorgehalten, sie sei frauenfeindlich, sexualneurotisch, undemokratisch, vormodern, also out. Zu diesen Lang-Irritationen kommen noch Kurzzeit-Irritationen wie die verheerenden Missbrauchsfälle von Kindern durch Priester hinzu. Schon seit Jahrzehnten verlangen kirchliche Reformgruppen den Abbau dieser Irritationen. Ihr Erfolg hielt sich bislang in Grenzen. Nicht wenige setzen daher große Hoffnung auf den neuen Bischof von Rom, Papst Franziskus.

Es tröstet die Verantwortlichen, vor allem die unverdrossenen Kirchenliebhaber wie mich, nicht sehr, dass die evangelische Kirche viele dieser Irritationen nicht haben und noch mehr ihre Kirche verlassen. Vielleicht müssen evangelische Christinnen und Christen andere Störungen aushalten. Da tritt schon manch ein evangelischer Christ aus, wenn sich der Frontmann der evangelischen Diakonie kompromisslos für eine humane Flüchtlingspolitik einsetzt.

Das evangelische Beispiel lehrt uns aber, dass Irritation zwar eine Rolle spielen, aber für das Austreten zumeist nicht entscheidend sind. Ich kann das an meinem eigenen Beispiel belegen. Wahrscheinlich bin ich als guter Kenner vieler hintergründiger Vorgänge in meiner katholischen Kirche im Land oder im Vatikan weit mehr irritiert als viele, die die Kirche verlassen haben. Und doch bleibe ich.

Ich finde mich im heutigen Evangelium in meiner zwiespältigen Lage wieder. Es erzählt von der ersten großen Austrittswelle aus der noch ganz jungen Jesusbewegung. Johannes berichtet davon, in seine oftmals bildhafte Sprache verpackt. Jesus predigt und lehrt die junge Bewegung: Wer mein Fleisch nicht isst und mein Blut nicht trinkt, kann nicht gerettet werden. Etwas weniger bildhaft formuliert: Wer mit mir nicht eine so innige Gemeinschaft hat wie die aufgenommene Nahrung mit dem Körper, erlangt nicht das Ziel seines Lebens, die Vollendung in der Liebe. Das provoziert viele: Es gibt keinen Heilsweg an ihm vorbei. Es nützt nichts, einfach nur moralisch perfekt zu sein. Entscheidend ist „to be connected“, wie Richard Rohr formuliert, verbunden zu sein. Auch das ist eine Irritation für viele, wenngleich ein viel radikalere, als die Kirchen heute liefern. An Jesus vorbei kein Heil. Denn er ist, so wird es Paulus im Brief an die Gemeinde in Kolossä formulieren, der Erstgeborene der ganzen Schöpfung, wir alle sind Zweit- und Drittgeborene. Er ist das Haupt der vollendeten Welt, in welche hineinreift, die Gottes Geist zu liebenden Menschen formt.

Es ist wie eine vorweggenommene Lektion für die heutigen christlichen Kirchen, wie Jesus auf die massenhafte Austrittswelle auf die von ihm ausgelöste Bewegung reagiert. Unvermittelt stellt er seinen engsten Kreis vor die Frage: „Wollt auch ihr gehen?“ Das mutet unglaublich modern an. Denn Jesus respektiert die Freiheit all jener Menschen, die sich seiner Bewegung angeschlossen haben. In seiner Bewegung gibt es keinen Zwang. Es herrscht Religionsfreiheit, Freiheit zur Nachfolge.

Dann aber lehrt uns das biblische Beispiel, worauf es ankommt, damit sich jemand in die Jesusbewegung einwählt. Entscheidend sind nicht die Störungen und Zumutungen, die Menschen vertreiben. Vielmehr kommt es auf starke Bindungskräfte an. Es ist Petrus, damals schon Wortführer in der Jesusbewegung, der das Wort ergreift. Dabei ist er nicht gar höflich: „Wohin sollen wir denn schon gehen“ – so eine richtige Alternative ist nicht in Sicht! Dann aber nennt er den entscheidenden Grund zu bleiben und weiterhin mitzuziehen: „Du hast Worte des ewigen Lebens!“ Mit Dir zu gehen macht Sinn! Du zeigst den Weg in die Vollendung, also in die Liebe!

Es wäre gut für die Kirche, die Freiheit der modernen Menschen zu respektieren. Es wäre aber noch besser, starke Bindungskräfte an das Evangelium zu fördern. Das mussten die Kirche eine Konstantinische Ära lang nicht machen. Heute aber herrscht wieder der biblische Normalfall.

2017 Entängstigt euch!

Fürchte Dich nicht, Maria. Denn du hast bei Gott Gnade gefunden

Von zwei Schwangerschaften wird im heutigen Festtagsevangelium erzählt. Die junge Mirijam soll ein Kind empfangen. Und ihre weit ältere Verwandte Elisabeth ist bereits guter Hoffnung. Den Kontrapunkt bildet die erste Lesung. Dort ist von der Vertreibung der Menschen aus dem Paradies die Rede. Man mag auf den ersten Blick denken: Was gehen mich solche alten Erzählungen an. Für solche Skeptiker will ich skizzieren, wie sehr in diesen Berichten unserer eigenen Menschwerdung vorabgebildet ist.

In St. Gallen in der Schweiz leitet Monika Renz die Onkologische Klinik. Von ihrer Ausbildung her ist sie Tiefenpsychologin und Theologin. In ihrer Doktorarbeit hat sie sich darüber Gedanken gemacht, wie eine Menschwerdung verläuft. Ihre erste überraschende Annahme: Wir alle werden in ein Paradies hineinerschaffen. Dieses ist die Tiefe Gottes, aus der wir kommen. Ausgestattet sind wir mit einem paradiesischen Urvertrauen. So gelang das neue Menschenwesen in den Schoß der Mutter. Das werdende Menschenwesen hat es dort gut. Es erlebt Wärme, Geborgenheit, Sicherheit. Das Urvertrauen wird konkret und prägt das Menschenwesen.

Dann aber wird schon im Mutterschoß nach und nach eine andere Stimmung wahrgenommen. Eine Urangst wird gefühlt. Es ist die Angst davor, nun zur Entwicklung eines eigenen Ichs aus dem Paradies vertrieben zu sein. Neue Wirklichkeiten strömen auf das aufkeimende Menschenwesen ein: ungewohnte Geräusche, das Lärmen des Kreislaufs der Mutter. Das ist die eine Seite der Urangst: sich bedroht zu erleben. Und dann die Fülle der neuen Erfahrungen, in denen der heranwachsende Embryo sich verloren fühlen kann – die andere Seite der Urangst. Nach der Geburt werden diese beiden Seiten der Urangst noch konkreter. Kann das Neugeborene überleben, abgenabelt, vertrieben aus dem Hotel Mama, in einer kalten und bedrohlichen Welt?

Es ist gut, um diese beiden Seiten des Anfangs zu wissen. Unzerstörbar ist am Grund unseres Lebens ein Urvertrauen. Aber unsere Entwicklung als ein eigenständiges Ich macht vielfach Angst.

Die Kernfrage reifenden Menschenlebens ist, ob es gelingt, durch die vielgesichtige Angst hindurch in Verbindung zu kommen mit dem uns tragenden Urvertrauen. Man kann das auch mit dem Bild aus dem Schöpfungsbericht formulieren: Inmitten des bedrohlichen Chaos der Urangst, hebräisch dem Tohuwabohu, muss eine Verbundenheit mit dem trittfesten Land des in uns anwesenden Vertrauens erreicht werden. Religionen zögern nicht, dieses Urvertrauen mit vielfältigen Namen mit dem Göttlichen gleichzusetzen. Nur wenn solches Urvertrauen wächst und zumindest stärker ist als die vielgesichtigen Ängste, kann ein Menschenkind überleben. Es kann auf Grund der Verbundenheit mit dem Urvertrauen glauben, hoffen und lieben. Und wenn der Mensch als Ebenbild eines liebenden Gottes letztlich allein für die Liebe erschaffen ist, kann in der Verankerung des Lebens im tragenden Urvertrauen jemand zu einem Menschen heranreifen.

Behält aber die Urangst mit ihren vielfältigen Ausformungen die Oberhand, dann greifen solche Verängstigte zu Selbstsicherungsstrategien – so die

Tiefenpsychologin Monika Renz. Drei nennt sie ausdrücklich: Angst, Gier und Lüge. Diese gibt es auch im politischen Feld und heißen dort heute Terrorismus, Finanzgier und Korruption. Angst macht also böse. Nur wer vom Vertrauen und nicht von der Angst geprägt ist, kann solidarisch Lieben.

Im Evangelium von heute kommt ein Gottesbote zur jungen Miriam und sagt ihr, dass sie schwanger werde. Das ganze Geschehen versetzt sie, so der Evangelist einfühlsam, in Angst und Schrecken. Wieder taucht jene Angst auf, die jede und jeder vom Anfang seines Erdenlebens in sich trägt. „Fürchte dich nicht. Hab keine Angst." Du kannst vertrauen. Nämlich Deinem Gott.

Kulturelle Ängste

Angst ist zu einem beherrschenden Thema geworden. Und das nicht nur im persönlichen Leben. Auch das öffentliche Leben ist davon geprägt. Der französische Politologe Dominique Moïsi hat ihr weltweit nachgespürt. Seine Analysen überzeugen. So hält er China und Indien zusammen – er nennt sie auch Chindia – für einen Kontinent der Hoffnung, of hope. Das liege nicht unbedingt an den Regierenden. Aber die Bevölkerungen Asiens sind unglaublich aufstrebend. Junge Chinesinnen, junge Inder wollen etwas aus ihrem Leben machen. Die Grundstimmung ist hoffnungsschwanger.

Ganz anders die arabische Region. Diese prägt „humiliation", Demütigung, Kränkung. Das ist ein brandgefährliches Gefühl. Eine vielschichtige Auseiandersetzung zwischen der modernen westlichen und der vormodernen arabischen Welt findet statt, militärisch wie kulturell. Manche halten diese Auseinandersetzung für einen Kampf zwischen Islam und Christentum. Aber schon der politisch bedeutsame Papst Johannes Paul II. hat in Assisi mit Imamen um den Frieden gebetet. Der US-amerikanische Präsident Georg W. Bush hingegen hat zusammen mit dem Engländer Tony Blair die Arabische Welt mit seinen Cruise-Missiles gegen Saddam Hussein tief verletzt. Osama bin Laden war nicht arm: Es war die kulturelle Kränkung, die ihn zum Terroristen gemacht hat. Die Welt leidet nun unter ihm und seinen terroristischen Folgen.

In den USA findet Moïsi heute „a culture of fear", eine Kultur der Angst. Spätestens sein 9/11 (nine/eleven), der Zerstörung der Twintower, leiden die Vereinigten Staaten darunter. Kaum in einem anderen westlichen Land ist das Einreisen so umständlich geworden. Ein eigenes Heimatministerium sorgt für die Sicherheit des mächtigsten Landes der Welt. Der derzeitige Präsident sperrt die Menschen mehrerer arabischer Nationen aus seinem Land aus. Das bringt aber den Amerikanern noch mehr Unsicherheit, weil eben auch dieser Bann die Demütigung der arabischen Welt steigert.

Und unser altes Europa? Im Osten dieses Kontinents gab es bis zur Wende staatlich erzeugte Angst. Der Westen hingegen blühte wirtschaftlich dank des großzügigen Marshallplans auf. Die Europäische Einigung wurde euphorisch vorangetrieben. Der Kontinent erlebte 70 Jahre Frieden. Dann aber kam im Jahre 2008 die weltweite Finanzkrise. Jetzt kippten Ost- und Westeuropa gemeinsam in die Angst. Der deutsche Soziologe Heinz Bude nennt sein Land seither eine Gesellschaft der Angst. Österreich steht dem nicht nach.

Tatsächlich ist heute die Angst im öffentlichen Leben allgegenwärtig. Sie hat viele Gesichter. In der Tiefe lauern Verlustängste, wie die Angst vor Krankheit, Tod, Verlust des Lebenspartners. Nicht wenige haben begründete soziale Abstiegsängste. Im zehntreichsten Land der Welt gibt es nicht nur wirklich Arme, sondern auch Reiche, die um ihren Reichtum bangen. Befürchtet wird eine kulturelle Überfremdung. Und manche Ängste sind gesichtslos.

Dazu kommt, dass zwar alle Politiker beschwören, die Ängste der Menschen ernst nehmen. Statt aber diese durch eine weitsichtige Politik des Vertrauens abzuschwächen, schüren sie die Angst, um Wählerstimmen zu gewinnen. Für Parteien der politischen Mitte tun sich mit ihrer christlichsozialen oder sozialistischen Überzeugung schwer. Schwerer wiegt ihre fatale Angst vor dem Machtverlust. Man möchte solchen Politikern, die eine Politik mit der Angst machen, mit dem 32. Präsidenten der Vereinigten Staaten zurufen, was er 1933 inmitten der weltweiten Depression bei seiner Antrittsrede sagte: „The only thing we have to fear is fear itself!“ - Das Einzige, wovor wir uns in der Politik ängstigen sollen, ist die Angst selbst!“ Das trifft kurz gesagt den Kern: Das Programm zu Gunsten einer Politik des Vertrauens mit dem Ziel Gerechtigkeit in der Welt und darauf aufbauend Frieden geht nur, wenn alle, die Bevölkerungen und ihre Politikerinnen sich entängstigen.

Was für einen Kontrast bietet die heutige Lesung aus dem Propheten Jesaia! Der „Mund Gottes“, so die Übersetzung des Wortes Prophet, tröstet nicht nur das Volk im Namen seines Gottes Jachwe, den das Volk Israel als „unbeirrbar treuen Gott besingt“ (Dtn 32,4). Vielmehr ruft er dem ängstlichen Volk zu:

„Erheb Deine Stimme mit Macht, Jerusalem, du Botin der Freude. Erheb deine Stimme, fürchte dich nicht!“ (Jes 40,9)

Eine Frau, die sich in der gar nicht leichten Integration von schutzsuchenden Gästen aus den Kriegsgebieten engagiert, sagte mir voll Überzeugung: „Wenn es ganz schwer wird, spüre ich göttlichen Rückenwind“. Wenn solchen auch unsere Politiker fühlen könnten!

Ein neuer Himmel und neue Erde

Nicht wenige Zeitgenossen haben das flaue Gefühl, dass in unserem Leben etwas nicht stimmt. Das Leben ist hastig geworden. Ratschläge zur Entschleunigung werden gegeben. Das Buch Entdeckung der Langsamkeit von Sten Nadolny war schon vor Jahren ein Bestseller. Wer schnell lebt, überfordert sich leicht. Burnout ist zu einer der teuersten Volkskrankheiten geworden. Warum aber diese Hast und Schnelligkeit im Leben so vieler Menschen?

Der französische Historiker Philippe Aries vermerkt einmal pointiert: ‚Wir, die Heutigen, leben im Vergleich zu den früheren Generationen zwar länger, aber insgesamt kürzer. Denn früher lebten die Leute dreißig plus ewig und wir nur noch neunzig.‘ Dabei tragen wir alle eine maßlose Sehnsucht in uns, die nicht in Raum und Zeit passt. Wir haben Sehnsucht nach dem Ganzsein, dem großen Glück, dem Paradies. Wir erleben dieses auch in wenigen „Momenten“: In guter Arbeit. Im Erkennen. Im Spiel. In der Liebe. Niemand sagt einer, die er liebt: Ich liebe dich nur die nächsten drei Jahre und das lediglich in Hietzing.

Wir stecken also in einem bedrängenden Dilemma: Wir sind aus dem Paradies vertrieben und tragen die Sehnsucht nach diesem in uns.

Meine Großmutter hat sich damit nicht schwergetan. Sie war als fromme Frau erzogen worden. Da lernte sie, ihre maßlose Sehnsucht nach dem Paradies in einen ausstehenden Himmel auszulagern. Das große Glück erhoffte sie sich einst im Himmel. Sie hat verstanden, was vorhin im Petrusbrief zu hören war*: „Dann erwarten wir, seiner Verheißung gemäß, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die Gerechtigkeit wohnt." (2 Petr 3,13).* Das hat meiner Oma gutgetan. Denn sie musste jetzt nicht das Paradies auf Erden erzwingen, nicht in ihrer Arbeit, nicht in ihrer Liebe. Sie konnte mit Spuren des Glücks zufrieden sein. Das bewirkte zudem, dass die Menschen, mit denen sie lebte, nicht mehr Rivalen ihrer Jagd nach dem himmlischen Glück auf Erden waren. *Sie lebte nicht in der ständigen Angst zu kurz zu kommen.* Das machte sie frei, großzügig ihr Leben mit anderen zu teilen. Möglich war ihr das alles, weil sie unter einem offenen Himmel lebte.

Viele Zeitgenossen leben dagegen, so meine vielfältigen Umfragen, unter einem verschlossenen Himmel. Oder wieder mit dem zweiten Petrusbrief: Sie erwarten keinen neuen Himmel und keine neue Erde. Sie leben erwartungslos, kommen ohne Verheißung aus.

Karl Marx war der Meinung, dass die Religion wie Opium die Menschen auf das Jenseits vertröste und daher vom Kampf um Gerechtigkeit in dieser Welt abhalte. In diesem Satz steckt viel Wahrheit. Christen haben im Kampf um eine gerechtere Gesellschaft nicht immer in der ersten Reihe gestanden. Unerleuchtete Prediger haben die Armen auf das Jenseits vertröstet.

Das ist heute Gottlob längst nicht mehr der Fall. Papst Franziskus kämpft mit vielen Christinnen in der ersten Reihe um mehr Gerechtigkeit, für die Menschen wie für die Mitwelt. Er betrachtet dies als seine Mitarbeit an einer neuen Erde. Schon jetzt. Und das macht er, weil er der Ansicht ist, dass der neue Himmel und die neue Erde schon jetzt mitten in dieser alten Welt anfangen. Sie beginnen immer dann in Spuren, wenn jetzt schon Gerechtigkeit anfängt. Franziskus kämpft also um Gerechtigkeit auf Erden unter einem offenen Himmel, in einem Lebensentwurf also, der nicht mit dem Tod endet.

So sehr Karl Marx mit seinem Vorwurf der Vertröstung der Armen auf das Jenseits nicht ganz falsch liegt: Tragisch ist, dass sich sein Vorwurf inzwischen umgekehrt hat. Heute gibt es eine fast religiöse Vertröstung der Reichen auf das Diesseits. Eben aus dieser erwachsen die oben beschriebenen Folgen: dass solche Menschen hastig leben, sich ständig überfordern, in der Angst leben zu kurz zu kommen, was sie unsolidarisch macht.

Der große Journalist und Marxkenner Günther Nenning schrieb ein Buch mit dem Titel: „Mehr Opium mein Herr!". Seine Schrift ist ein Plädoyer für einen offenen Himmel.

Wäre es nicht ein Glück, gingen Zeitgenossen in die Lebensschule meiner Oma? Oder des zweiten Petrusbriefes und lernen zu leben aus der Verheißung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde? Könnte ihr Leben dadurch nicht wieder stimmiger, weil freier und solidarischer, werden?

Göttlicher Rückenwind

Auf ihm ruht Gottes Geist. Er war der zum Messias und König Gesalbte, was griechisch „chrestos“ – also Christus heißt. Er hat die frohe Botschaft gebracht – wiederum in Griechisch: das „eu-angelion“. Ihn nennen die Nachfolgenden liebevoll Heiland. Er befreit aus den vielfältigen Fesseln. Nicht zuletzt aus den Fesseln der Angst. Und in all dem eröffnet er ein Gnadenjahr des Herrn. Die Evangelisten beziehen den alten Text des Propheten Jesaia auf Jesus von Nazareth.

Derselbe Geist Gottes ruhte aber nicht nur auf Jesus, der in der Auferstehung zum Christus geworden ist. Er lässt sich auch auf uns nieder. Manche wurden dazu in der Firmung gesalbt: Aber nicht nur für sich selbst, sondern dass alle begreifen, dass Gottes Geist sich auf jeden Menschen niederlassen will.

Ich traf unlängst eine Frau. Sie arbeitete ehrenamtlich in einem Projekt ihrer Pfarrgemeinde mit. Schutzsuchende Menschen sollten nicht nur umstandslos erstaufgenommen werden. Die pfarrliche Gruppe hatte es sich zum Ziel gesetzt, Aufgenommene bis zur vollen Integration in unser gesellschaftliches Leben professionell zu begleiten. Dazu gehören zu freundlichen und unfreundlichen Behörden. Einige treffen sich stundenlang jede Woche um mit den Asylanten die deutsche Sprache lernen. Das fällt manchen von diesen erstaunlich leicht. Ich könnte nicht so schnell Farsi oder Paschtun lernen. Andere aber resignieren, weil sie keine Sprachbegabung haben. Wenn sie aber bleiben wollen, gibt es keinen anderen Weg als die Sprache des Landes zu erlernen. Die nächste Hürde ist die Suche nach einer leistbaren Wohnung. Manche Vermieter legen auf, sobald sie erfahren, dass es um eine Asylantenfamilie mit Kindern geht. Und nicht zuletzt die große Hürde in den Arbeitsmarkt. Oft, so erzählt sie, ist es zum Verzweifeln, wenn nichts weitergeht. Aber wenn es ganz schwer ist, spürt sie – so ihre einfache und doch betörend klare Sprache – „göttlichen Rückenwind“. Wind, Hauch: das ich im Hebräischen „ruach“. Gottes Heiliger Geist, oder wie feministische Theologin konsequent sagen, die Heilige Geistin wird so genannt. Die engagierte Frau spürt also, um das heutige Evangelium für sie zu übernehmen, dass Gott Geist auf ihr ruht. Sie arbeitet daran mit, dass Menschen, die vor den Fesseln des Krieges und der Unfreiheit fliehen, Befreiung erleben. Sie ruft für sie in einfachem Einsatz das Gnadenjahr des Herrn aus.

Solchen göttlichen Rückenwind hat sie nicht nur deshalb nötig, weil die Integration eine anspruchsvolle Mammutaufgabe ist. Sie braucht diesen Rückenwind mehr denn je, weil ihr aus dem gesellschaftlichen Umfeld heute der Wind ins Gesicht weht.

Als die ersten Schutzsuchende unser Land erreicht haben, waren viele – zumal junge Leute – unterwegs, um diese an der Grenze oder auf den Bahnhöfen willkommen zu heißen. Willkommenskultur avancierte zum Wort des Jahres. Inzwischen wurde dieses Wort aber ironisiert und wird von Politikern und nicht nur von Stammtischjournalisten verspottet. Zwar würdigen die Kirchenleitungen, der österreichische Bundespräsident oder die deutsche Kanzlerin Angela Merkel die vielen Freiwilligen, die sich einsetzen und ohne die der Staat seine vom Asylrecht auferlegte Pflicht nicht erfüllen könnte. Oft

beklagen sich in Diskussionen viele ehrenamtlich Engagierte, dass die von nicht wenigen als „Gutmenschen“ beschimpft werden, weil sie sich einsetzen. Sie wären zu naiv, wirft man ihnen vor. So weit haben wir es im Christlichen Abendland gebracht, dass jene, die das Gute tun, die sich einsetzen, die bei der Integration helfen, sich verteidigen müssen. Daran kann man gut erkennen, dass nicht das Christliche Abendland zu retten ist, sondern das Christliche im Abendland.

Ich lese mich wieder und wieder in den verheißungsvollen Text ein. Der Geist des Herrn ruht auf ihr, so meditiere ich. Das verleiht mir die hoffnungsschwangere Gewissheit, dass Menschen wie diese Frau dank des göttlichen Rückenwinds durchhalten werden. Dabei wird sie wie eine gutes Seglerin gläubig gegen den Wind „kreuzen“ – in des christlichen Wortes buchstäblichen Sinn. Das wird sie und mit ihr unser Land wirklich voranbringen.

Ängste der Flüchtenden

Ende 2016 sind in Deutschland 4500 Menschen befragt worden, die aus dem Krieg geflohen und ins Land gekommen sind. Es sollte erhoben werden, was sie bewegt.

Die Ergebnisse sind ernüchternd. Ich zitiere aus dem Forschungsbericht:

„Mit großem Abstand wird die Angst vor gewaltsamen Konflikten und Krieg (70 %) als wichtigstes Fluchtmotiv genannt. Andere wichtige politische Motive sind Verfolgung (44 %), Diskriminierung (38 %) und Zwangsrekrutierung (36 %).“

Gefragt wurde auch nach den Motiven, warum sie bevorzugt nach Deutschland gelangen. Auch dieses Ergebnis macht nachdenklich. Wiederum wörtlich:

„Der am häufigsten genannte Grund ist die Achtung der Menschenrechte (73 %)... Seltener wird als Grund das deutsche Bildungssystem angegeben (43 %) und das Gefühl, in Deutschland willkommen zu sein (42 %). Knapp ein Viertel der Befragten nennt die wirtschaftliche Lage in Deutschland oder das staatliche Wohlfahrtssystem als Motiv für ihre Wahl.“

Lässt man sich von schutzsuchenden Menschen ihre Fluchtgeschichte erzählen, erfährt man von gefahrvollen Geschichten. Häufig spielen Schlepper eine Rolle, welche die Angst der Flüchtenden schamlos ausbeuten, ohne dabei immer sichere Fluchtwege zu garantieren. Tausende sind im Mittelmeer oder in der Ägäis ertrunken.

Dazu kommt, dass über zehntausend Kinder unterwegs verschwunden sind. Menschen- und Organhandel wird vermutet. Und nicht wenige junge Frauen und minderjährige Mädchen werden von den Schleppern direkt an Zuhälter vermittelt.

Menschen fliehen vor den Bomben eines Krieges, in dem das Völkerrecht mit Füßen getreten wird. Das Bild des fünfjährigen Omran Daqnesh ging um die Welt. Im August 2016 wird er in Ost-Aleppo aus dem Trümmern des zerbombten Hauses gerettet. Wortlos geschockt sitzt er im Rettungsauto,

greift mit seiner Hand an seinen blutenden Kopf. Als er das warme Blut in seiner Hand spürt, versucht er dieses hilflos auf dem Sitz abzuwischen.

Man kann gut verstehen, dass Mütter und manchmal auch Väter ihre Kinder nehmen, zunächst in ein Flüchtlingslager in einem der umliegenden Länder ziehen. Und weil der Krieg schon zu lange dauert und ihre Kinder Jahr um Jahr ein Lebensjahr ohne Bildung verlieren, ziehen sie unter Gefahren nach Europa weiter. Dabei erwachsen zumal den Frauen auf der Flucht vielfältige Ängste. Zitat aus der Tageszeitung DIEPRESSE vom 19.1.2016:

„Zahra, 31, aus dem Irak, flüchtete im Herbst 2015 allein. ‚Du musst auf der Flucht immer auf der Hut sein, immer auf dich aufpassen.' Mehrmals sei sie von Männern, die mit ihr unterwegs waren, belästigt worden, anzügliche Sprüche seien an der Tagesordnung gewesen. Am schlimmsten sei es in einem Lager in Ungarn gewesen. ‚Die Wachmänner sagten, sie müssen mich durchsuchen und deuteten mir, dass ich mich nackt ausziehen soll. Sie haben mich überall angegriffen und gelacht - ich habe solche Angst, habe mich aber bemüht, ruhig und gleichgültig zu bleiben. Gott sei Dank haben sie mich nicht vergewaltigt.'"

Ein Drittel der Angekommenen ist traumatisiert, so Ärzte in einem Bericht in der Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16.9.2015:

„70 Prozent der hier lebenden erwachsenen Flüchtlinge und 41 Prozent der Kinder und Jugendlichen wurden Zeugen von Gewalt. Über die Hälfte der Erwachsenen hat selber Gewalt erfahren, bei den Kindern sind es 15 Prozent."

Heulen bei uns am Samstag zu Mittag probeweise die Sirenen, versetzt dies nicht wenige der Schutzsuchenden erneut in Panik.

Das Volk Israel, so die heutige Lesung aus dem Buch Samuel, war der kriegerischen Gewalt der Philister ausgesetzt. Dann übernimmt König David die Macht. Der Prophet Natan richtet ihm von Gott eine Verheißung aus:

„Ich will meinem Volk Israel einen Platz zuweisen und es einpflanzen, damit es an seinem Ort sicher wohnen kann und sich nicht mehr ängstigen muss und schlechte Menschen es nicht mehr unterdrücken wie früher." (2 Sam 7,10)

„Einen Ort, wo man sicher wohnen kann und sich nicht mehr ängstigen muss": Eine solche Verheißung spricht den schutzsuchenden Menschen aus dem Herzen. Können wir ihnen vorübergehend oder bleibend das Gefühl geben, dass solche verheißungsvollen Gottesworte auch heute gelten und keine leeren Versprechen sind, weil Gott unsere Herzen berührt? Politiker könnten alles in ihrer Macht Stehende tun, dass der Krieg aufhört und niemand flüchten muss. Und in der Zwischenzeit könnten sie unsere Bevölkerung ermutigen, dass wir den Schutzsuchenden ihre Angst nehmen, weil wir diesen das verlässliche Gefühl geben, dass sie bei uns sicher sind. Das wäre für alle Weihnachten pur.

Heilung von der Angst

Angst haben wir alle. Das ist der Befund der Wissenschaften vom Menschen. Ängste haben in einer Kultur der Angst Aufwind. Zudem werden sie von kurzsichtigen Akteuren in der Politik geschürt, um Wählerstimmen zu gewinnen. Wir leben in Angstgesellschaften.

Das ist weder für die einzelnen Menschen noch für die Gesellschaften gut. Angst kommt vom lateinischen angustus, das bedeutet Enge. Die Angst treibt also in die Enge. Sie lähmt. Noch mehr, sie erschwert uns zu werden was wir sind: liebende Menschen. Denn Liebe entfaltet sich im Gegenfeld der Angst: und das ist das Vertrauen.

Angst ist aber auch für die Entwicklung unserer Gesellschaften verheerend. Denn Angst entsolidarisiert. Sie hindert bei Wahlen, dass jene Politikerinnen und Politiker gewählt werden, die sich für wachsende Gerechtigkeit national wie international einsetzen. Ohne solche Gerechtigkeit wird es keinen Frieden auf der Welt geben. Und genau danach sehnt sich die Menschheit, verlangen die Völker, dürsten die einzelnen Menschen.

Was es also braucht sind Kräfte, die es schaffen, dass unsere Angst kleiner und das Vertrauen größer wird.

Vielleicht ist es das größte Kunstwerk, wenn es gelingt, jemanden aus der Ecke der Angst herauszulieben. Moralisieren hilft dabei nicht. Es nützt nichts, den Ängstlichen mit der Hölle zu drohen. Es hilft den Verängstigten nicht einmal, wenn man sie erinnert, dass in der Bibel 366 Mal den Menschen zugerufen wird: Fürchtet euch nicht. Wir haben auch noch im Ohr, dass der große Papst Johannes Paul II. wiederholt der Weltgemeinschaft zurief: Non abbiate paura – habt keine Angst!

Manche meinen, die Menschen haben weniger Ängste, wenn die Verantwortlichen statt einer „Politik mit der Angst“ (so die Wiener Politologin Ruth Wodak) eine „Politik des Vertrauens“ machen: sich für einen Waffenstillstand einsetzen, die Waffenlieferungen ächten, humanitäre Korridore schaffen, Solidarität in Europa zu stärken, einen Marshallplan für Syrien und Afrika aufzulegen.

Andere setzen auf Bildung, weil ichstarke Menschen mit den besorgniserregenden Herausforderungen eher zurande kommen. Sie können Angst, die im Bauch sitzt und lähmt, in Furcht und Sorge wandeln, die im Kopf daheim sind und zum Handeln drängen.

Aber die Wirkungen von Politik und Bildung halten sich vor allem bei Menschen, die im Gefängnis der Angst festsitzen, in bescheidenen Grenzen. Was vielleicht allein hilft, sind Gesichter und Geschichte.

Das lehren uns die Hirten von Bethlehem. In ihren nächtlichen Ängsten haben ihnen Engel zugesungen: „Fürchtet euch nicht!“ Aber diese unheimlich-heimeligen Wesen verlassen sich auch nicht auf ihren Zuruf. Sie leiten die Hirten vielmehr an, das neugeborene Kind im Stall und seine noch jungen Eltern aufzusuchen. Diese Begegnung und die Geschichten, die ihnen Maria und Josef wohl dazu erzählt haben, haben ihnen die Ängste genommen und in Freude gewandelt. Bis heute sind es Gesichter und Geschichten, die von Ängsten heilen.

Vor Monaten war mir die Begegnung mit einer 13jährigen Narges aus Afghanistan geschenkt worden. Sie kam als ein unbegleitetes Kind nach Österreich. Ihr Fluchtweg war lang, von Afghanistan in den Nordiran über die Türkei, wo sie und ihr Bruder den Kontakt Mutter verloren hatten, nach Österreich. Auf die Frage, wie es ihr jetzt in Stams in Tirol ergehe, sagt sie unter Tränen*: „Hier in Stams kann ich zum ersten Mal zur Schule gehen.“* Das

ist Weihnachten für sie. Aber auch für viele, die sie willkommen geheißen haben.

Semen christianorum

Nicht nur damals wurde mit Stephanus ein Christ gemordet. Das Morden hat heute einen beklemmenden neuerlichen Höhepunkt erreicht. Wir hören Nachrichten über Attentate auf Kirchen. Während der Gottesdienste werden friedlich betende Menschen durch Selbstmordattentäter in die Luft gejagt: Kinder, Mütter, Väter, Alte.

Eine Landkarte, in der alle bekannten Übergriffe der letzten Zeit eingetragen sind, zeigt, dass Christinnen und Christen weltweit verfolgt sind. Bitter ist, dass es heute nicht mehr vorwiegend religions- und kirchenfeindliche atheistische Regime sind. Schon diese haben in der Menschheitsgeschichte eine Blutspur hinterlassen.

Heute sind es nationalistisch gestimmte Religionsgemeinschaften. Ihnen geht es um ihren Nationalismus, der religiös verfärbt ist. Nicht nur Christen gehören zu ihren Opfern. Muslime werden von Hindus in Indien oder von Buddhisten in Myanmar diskriminiert und gemordet.

Das Blut all dieser Menschen schreit heute zum Himmel. Unbegreiflich ist, dass sich gerade die Mörder auf diesen Himmel berufen. Die leider so genannten „Gotteskrieger des Islamischen Staates'" rühmen sich ihrer Verbrechen. Mit dem wahren Gott, den gläubige Muslime oder Christen verehren, hat der Gott der „Gotteskrieger" nichts zu tun. Sie verüben vielmehr dämonische Gewalt, viele von ihnen agieren ihre frustrierte Männlichkeit aus, manche begehren mit untauglichen Mitteln gegen die kulturelle, wirtschaftliche, politische und militärische Demütigung durch Angehörige der bekriegten Kultur auf. „Gotteskrieger des islamistischen Staates" erwarten sich, den Qur'an zu ihren Gunsten viel zu wortwörtlich und ohne Zusammenhang lesend, den direkten Weg ins Paradies, wo sie – ihren Männerphantasien schmeichelnd – *„großäugige Huris, wohlverwahrten Perlen zu vergleichen" (Sure 56,15-23),* erwarten: Sie irren sich vermutlich fürchterlich dabei. Wenn Elisabeth Kübler-Ross Recht hat, dass jeder nach dem Tod all jene Leiden selber durchleiden muss, die er verursacht hat, kommt nicht das Paradies auf diese Menschen zu, sondern eine weit eher eine höllische Zeit der Reinigung und Heilung.

Die Weltpolitik ist angesichts des Mordens gläubiger Menschen aller Religionen gefordert. Es gilt, mit allen verfügbaren Mitteln die permanente Verletzung der Menschenrechte und der Religionsfreiheit zu unterbinden. Dazu leisten Religionsführer, aber auch Fachleute auf theologischen Lehrstühlen aller Religionen einen wertvollen Beitrag. Organisationen, wie „Kirche in Not" oder „Open doors", tragen heute durch eine gut belegte Dokumentation dazu bei, den Verantwortlichen die Augen zu öffnen und ins Gewissen zu reden. Die OSZE hat eine eigene Beauftragte, um Verletzungen der Religionsfreiheit aufzudecken und künftig zu verhindern. Die Religionsführer treffen sich zum Gebet für den Frieden, auch den Frieden untereinander. Weltfrieden wird es nur geben, wenn es auch Religionsfrieden gibt.

Und die Opfer selbst? Die christlichen Kirchen ehren die gemordeten Opfer als Märtyrer. Der Islam kennt den Begriff schahid, der mit dem Wort schahada, das heißt Glaubensbekenntnis, zusammenhängt. Märtyrer sind für die Religionsgemeinschaften also jene, die durch ihren Tod in einer unüberbietbaren Glaubhaftigkeit ihren Glauben bezeugen. Eben deshalb tragen sie Frucht, weil andere durch ihr Blutzeugnis leichter zum wahren Glauben finden können. Daher nennt sie die frühe Kirche „sanguis maryrum est semen christianorum“ - „Das Blut der Märtyrer ist der Samen der Christenheit“. Ist das der Grund, warum heute die Christenheit weltweit so sehr wächst?

Bezeichnend ist die Reaktion der christlichen Kirchen auf die vielen Opfer unter ihren Mitgliedern. Der sterbende Stephanus wies dabei den Weg. Er betet für die irregeleiteten Opfer: *„Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ (Apg 7,60)* Dabei folgt er seinem Vorbild Jesus Christus, der vor seinem Hinscheiden betete: *„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ (Lk 23,34)* Die erlittene Gewalt führt nicht zu Hass, Rache und Vergeltung. Vielmehr versandet die erlittene Gewalt im Tod der Märtyrer. Die Spirale der Gewalt dreht sich nicht mehr weiter. Der Weg zur Versöhnung öffnet sich. Was braucht heute die Welt mehr als das Ende brutaler Gewalt, die in der Gewalt gegen betende Menschen gipfelt! Der Weg zum Frieden führt über die Versöhnung, auch der Religionen untereinander. Märtyrer und nicht Waffen weisen dazu den Weg!

INTREVIEWS UND KURZBEITRÄGE IN PRINTMEDIEN

Zur religiös-kirchlichen Lage heute

2007 Wiederkehr der Rituale

Erleben wir gegenwärtig eine Wiederkehr der Rituale?

Zulehner: Wenn wir die spirituellen Pilger von heute untersuchen, stoßen wirin deren Leben immer wiederholt auf Rituale; Rituale durch die das Leben geordnet wird, andere wiederum führen zur Verwandlung des Lebens. Verbreitet sind Heilungsrituale, wie Salbung, Handauflegung, rituelles Eintauchen in die Energie, die ein anderer ausstrahlt. Die Rituale sind ein Teil einer spirituellen Dynamik, die wir in unseren säkularen Kulturen, vor allem in den Großstädten, beobachten. Rituale finden mehr als Lehrbücher des Glaubens eine hohe Akzeptanz. Viele Menschen nehmen fest an, dass Rituale für ihr Leben heilsam sind.

Wie soll die Kirche mit dieser Sehnsucht nach Ritual(en) umgehen?

Zulehner: Rituale sind in unserer Kultur vor allem bei den christlichen Kirchen angesiedelt; sie scheine eine Art Monopol für Rituale gerade an den entscheidenden Stellen des Lebens wie Geburt, Heirat und Tod zu haben. Darum kommen ganz unterschiedliche Leute bei diesen für sie wichtigen Übergängen des Lebens zur Kirche und bitten um ein kirchliches Ritual. Aus ihrer Sicht geht es vorrangig um ein Ritual, weniger um ein Sakrament: Denn ihre Bitte kommt mehr aus der Tiefe ihrer Lebenserfahrung und weniger aus reflektiertem christlichen Glauben, der persönliches Eigentum der Menschen geworden ist.

Was tun mit dieser Erwartung der Menschen, die ein Ritual wünschen, die Kirche aber ein Sakrament des Glaubens feiern möchte?

Zulehner: Das ist eine der wichtigsten Fragen, die sehr behutsam und mit viel Fingerspitzengefühl diskutiert gehört, weil nicht von Haus aus ein notwendiger Widerspruch besteht zwischen dem, was die Menschen als Ritual wünschen und dem, was wir uns als kirchliche Gemeinschaft unter einem Sakrament vorstellen. Was der Mensch sucht und was theologisch gesprochen Gott für den Menschen sucht, das liegt nicht immer auf der gleichen Ebene. Die Aufgabe der Seelsorge besteht darin, dass diese Suche Gottes nach dem Menschen nicht übergangen wird und lediglich ein Suchen des Menschen nach Geborgenheit und Schutz bedient wird. Wenn es uns gelingt, dass Menschen erkennen, dass die Vollgestalt des Menschseins das Verwachsen mit Christus und damit das Eintauchen in Gottes Geheimnis ist, und auf dem Weg solch menschlich-gläubigen Reifens einen Schritt vorankommen, ist seelsorglich viel gewonnen.

Wie kann eine Verlebendigung des Taufbewusstseins aussehen? Getaufte sind ja streng genommen nicht mehr potentielle Kirchenbesucher, sondern schon Kirchenbewohner...

Zulehner: Wir kommen aus einer Zeit der Kirche, in der wir eigentlich gar nicht sehr viel über aktive Gläubige nachgedacht haben. Die Kirche, die eine Priester-Kirche war, hat das Volk mit Sakramenten versorgt. Es war eine Kirche, die identisch war mit den Priestern, die Priester waren dann für die Gläubigen da, die Gläubigen waren passive Empfänger der Sakramente, der Predigt und der Heilstaten Christi durch die Kirche. Das Zweite Vatikanische Konzil hat diese eher oberflächliche Sicht der Kirche im Spiegel der Tradition vertieft. Wir haben begreifen gelernt, dass, wenn Gott einen Menschen in die

Kirche ruft, und dieser Mensch dann auch durch die sakramentalen Feiern der Taufe, der Firmung und der Eucharistie eingegliedert ist in die Kirche, dass dieser Mensch das Leben und Wirken dieser Kirche auch aktiv mitträgt. Diese Sicht der Kirche des Konzils ist relativ neu und sie ist meines Erachtens in der Breite unserer Kultur und nicht einmal in unserer eigenen Kirche in dieser Deutlichkeit noch nicht vorhanden. D. h. die Menschen sind immer noch der Meinung, dass die Kirche ihnen „Sakramente spendet". Dass die Menschen aber durch die Sakramente christusförmig werden, in die Gemeinschaft der christusförmigen Menschen, also in die Kirche als dem Leib Christi, hineinwachsen, und dann dazu beitragen sollen, dass sie zusammen mit den anderen Christen Licht der Welt und Salz der Erde sind: dieses Bewusstsein ist in dieser Deutlichkeit nur bei einem kleinen Teil der Kirchenglieder ausgereift. D. h. wir haben viel Katholiken und darunter sind einige Christen.

Wie kann dann die Qualität der sakramentalen Initiation gesichert werden?

Zulehner: Da gibt es ziemlich gegenläufige praktische pastorale Positionen. Die einen sagen, wir fragen lieber gleich nicht lange: Wenn sie bitten, dann feiere ich mit den Menschen diese Sakramente. Dies ist eine sehr weitmaschige, manche sagen dazu auch laxe Position. Vertreter der rigorosen Position hingegen sagen: Nein, das können wir schon von Amts wegen nicht tun, dass wir so groß- und freizügig mit den Sakramenten umgehen. Sie zitieren dann völlig unangebracht Jesus, wenn er sagt, man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen. Das würde ja noch stimmen, dass die Sakramente Perlen sind, aber dass die Leute Schweine sind, das passt zu Jesu Umgang mit den Menschen überhaupt nicht dazu. Vertreter der rigoristischen Position haben auch eine gewisse Neigung zur pastoralen Gewalttätigkeit. Sie legen die Latte sehr hoch und erwarten, dass die Leute darüberspringen. Und wer über diese hochgelegte Latte des sakramentalen Konzepts nicht darüberspringt, dem verweigert man die Spendung bzw. Feier der Sakramente.

Wie könnte in diesem Fall der goldene Mittelweg aussehen?

Zulehner: Ich bin überzeugt, dass der Weg nur dazwischenliegen kann. Zum einen, dass wir einen tiefen Respekt vor dem haben, was die Menschen suchen und wünschen und es auch feinfühlig zu verstehen versuchen. Zum anderen, dass wir mit ihnen gemeinsam einen Weg einschlagen, der offen ist für das christliche Verständnis dieser kirchlichen Feiern im Blick auf die Sakramente, d. h. dass man hineinwächst in die Gestalt Christi und in die Gemeinschaft der Kirche. Dieses seelsorgliche Prinzip müsste dann so lauten: Ich hoffe, dass wir in der Vorbereitung ein Stück vorankommen und ich habe die Hoffnung, dass die Feier dann selber so wirkmächtig ist, dass sie den Menschen ein Stück tiefer in das Geheimnis Christi hineinführt.

Sie schrieben vor Jahren: "Die Übernahme des persönlichen Glaubens hat einen Zeitpunkt, den Gott bestimmt und nicht die Pastoral. Wie kann die Pastoral der Initiationssakramente auf diesem Weg ein Begleiter sein?

Zulehner: Unsere Aufgabe ist es heute, wo persönlicher Glaube nicht mehr selbstverständlich ist (war er es je?), dass wir glaubensförderlich wirken. Wir sollten mit Paulus die Freiheit haben zu sagen: Wir ackern, wir begießen, aber wachsen lassen muss Gott. Wir sollten uns in unserer pastoralen Verantwortung nicht an die Stelle Gottes stellen. Dies würde uns auf der einen

Seite einen gewissen Ernst verleihen, weil wir Mitarbeiter Gottes sind, und auf der anderen Seite aber eine hohe gelassene Freiheit schenken, indem wir sagen dürfen: aber das Entscheidende, auch in den sakramentalen Feiern der Kirche, geschieht durch Gott. Es liegt nicht in unserer Macht, was wirklich geschieht.

Stichwort Initiationssakramente: Achtjährige sind eucharistiefähig, hingehen erst Vierzehnjährige "firmfähig"...

Zulehner: Man kann das noch zuspitzen, wenn man auf die ostkirchlichen Traditionen schaut, die ja schon taufen, firmen und ihm die Eucharistie reichen. Da ist dann nochmals die theologisch sensible Frage, wie wir das Tun Gottes am Menschen und das freie Tun des Menschen in eine Balance bringen. Wir in unseren westlichen Kulturen setzen mehr auf die personale Freiheit, während die östliche Tradition mehr auf das zuvorkommende Handeln Gottes setzt. Das hat beispielsweise meinen Lehrer Karl Rahner dazu bewogen, zu sagen, vielleicht ist das eigentliche Thema der Tauffeier diese tanzende Freude und die liturgische Verwunderung, dass Gott sich wie ein Himmel über das Leben des ganzen Menschen spannt, ohne dass der Mensch dazu eine Vorleistung vollbringen muss. Während wir im Westen sagen, dass reicht für die Taufe nicht aus, wir müssen zusehen, dass sich jemand persönlich für Christus entscheidet und in die Gemeinschaft der Christen eintritt und dort aktiv wirkt nach Möglichkeit. Manchmal denke ich mir, dass unser westliches Modell unter dem Strich gesehen doch ziemlich angestrengt ist, während das östliche im Grunde mehr auf das Tun Gottes setzt. Wir sollten hier voneinander lernen und uns in der Mitte treffen.

2007 Wie religiös sind die Österreicherinnen und Österreicher [ÖSTERREICH]

ÖSTERREICH: Wie religiös sind jetzt die Österreicherinnen und Österreicher?

Zulehner: In früheren Jahren, etwa in den Siebzigern, hat man gemeint, dass Gott überhaupt verschwinden wird. Oder dass Gott so sehr in das Innere des Menschen verschwinden wird, dass kaum mehr etwas sichtbar ist. Diese Prognosen haben sich nicht bewahrheitet.

Die Religiosität ist also nicht verschwunden?

Zulehner: Es gibt ja Leute, die sprechen sogar von Renaissance der Religion. Wir sagen, es gibt eine spirituelle Dynamik in säkularen Kulturen. Die Annahme, Religiosität sei verschwunden, wirkt rückblickend fraglich.

Manche sprechen aufgrund der neuen Daten sogar von einem Comeback Gottes.

Zulehner: In den bekannten Lebensübergänge Heirat, Geburt, Tod gibt es, wie unsere Daten zeigen, kommt eine relativ stabile Religiosität zum Vorschein. Wenn etwa bei einem Todesfall der Schmerz des Verlustes zu meistern ist, dann ist die Suche nach religiösen Ritualen gegeben.

Ist Religiosität in manchen Bevölkerungsgruppen stärker verankert ist als in anderen?

Zulehner: Ja, sicher. Einerseits scheinen Frauen da mehr Begabung zu haben als wir Männer. Andererseits sind die Jüngeren heute eher auf der Suche als dass sie in Gewissheiten leben. Ihr Anteil an hochreligiösen Menschen ist laut Studie relativ niedrig.Aber Gott ist für die ganz Jungen wieder interessant.

Der Religionsmonitor zeigt, dass Religiosität für den Einzelnen bei herausragenden Lebensereignissen eine große, aber bei Politik oder Sexualität kaum eine Rolle spielt.

Zulehner: Ja, aber das ist ja auch erfreulich. Da sehe ich gar kein Problem. Ich denke, man sollte nicht dauernd die Religion mit weltlichen und alltäglichen Dingen verwechseln oder gar erschweren.

Zu denen Sexualität zählt.

Zulehner: Ja, oder auch die Politik oder die Wirtschaft, da sind die Werte (*für die Bedeutung der Religiosität*; Anm.) noch niedriger.

Aber die Gläubigen scheinen sich zu erwarten, dass Religion im öffentlichen Leben eine stärkere Rolle spielen sollte.

Zulehner: Das ist ja voll im Gange. Erstens, weil ein modernes Christentum auf einen vormodernen Islam trifft. Allein das führt zu einer neuen Aufladung der Öffentlichkeit mit religiösen Themen. Zweitens wird gefragt, ob es gut sei, dass der Mensch alles tut was er tun kann. Der Bedarf nach Ethik wächst. Es gibt ja kein Krankenhaus und keine Regierung, die ohne hochqualifizierte Ethikkommission arbeiten kann. Auch die Jugend sieht an den Schulen einen Bedarf an Ethik-Unterricht.

Aber Religiosität und Kirchenbesuch gehen nicht Hand in Hand?

Zulehner: Um einen Vergleich zu machen: Als Arbeitnehmer wünsche ich mir eine starke Gewerkschaft, bin aber vielleicht nicht deren Mitglied. Die Menschen sind heute eben wählerisch.

Auch zu Weihnachten?

Zulehner: Es gibt Leute, die nicht Kirchenmitglieder sind, die aber jetzt zu Weihnachten in der Kirche sitzen. Es sind sehr viele neugierig und froh, wenn

es in einer Kirche einen gut gestalteten Gottesdienst gibt. Es gibt ein stabiles religiöses Grundwasser. Da ist mehr vorhanden, als man von außen sieht.

2007 Herausforderung für Gewerkschaften [Gewerkschaft Öffentlicher Dienst-Magazin]

1, Unsere Gesellschaft orientiert sich an Erfolg, Geld, Macht. Für Familie und Kinder bleibt oft wenig Zeit. Ein Trend der nicht mehr umkehrbar ist?

Wenn wir – etwa in der Europäischen Wertestudie – die Fragen stellen, was moralisch auf keinen Fall erlaubt ist, dann zeigen sich die Menschen in allen Themen, die mit dem Leben und dem Lebensdienlichen zu tun haben, großzügig: bei der Abtreibung, der Euthanasie, der Ehescheidung. Ganz streng sind die Menschen hingegen, wenn es um ein parkendes Auto geht, das unbefugt in Betrieb genommen wird. Man müsste, spitz formuliert, das Glück haben, in Europa als Auto zur Welt zu kommen, dann wäre man moralisch gut geschützt. Wie wenig wichtig uns das Lebensdienliche ist, zeigt sich auch, wie wenig wir für Berufe zahlen, die dem Leben dienen (und die meistens auch Frauenberufe sind): die Tagesmutter, die Kindergärtner, die Frau im Pflegeheim, in der Hospizarbeit.

2, Stichwort Pflege. Sie sagen; Legalisierung der illegalen PflegerInnen aus dem Ausland sei lediglich eine Überlagerung des eigentlichen Problems...

Wir werden immer älter. Zugleich haben wir den Wunsch, daheim alt zu werden – nur 6% wollen in ein Heim, wenn sie einmal „rund um die Uhr“ jemanden brauchen. Nun gibt es nicht mehr die größeren Familien. Zudem sind die Frauen heute berufstätig. Die Kernfrage ist daher, gibt es für die Angehörigen „Leihangehörige“, die all das auch tun dürfen, das Angehörige machen, und die auch sozial und finanziell verantwortlich abgefedert sind. Die Legalisierung allein nützt da wenig. Denn die herkömmlichen Berufe sind zu teuer, das Arbeitsrecht unzulänglich. Man muss die soziale Phantasie der „illegal“ handelnden Angehörigen legalisieren und nicht die Betroffenen in überholte Gesetze zwängen.

3, Welche sozialen Reformen sind denn Ihrer Meinung nach notwendig?

Durch die Erfindung des Microchips hat die Globalisierung von wirtschaftlichen Freiheiten eine perfekte Chance erhalten. Profitiert haben davon Finanzmärkte und internationale Konzerne. Zugleich wächst die Zahl der Modernisierungsverlierenden. So gilt auch heute, was der Sozialreformer Jean B. Lacordaire im 19. Jh. gefordert hat: „Man muss der Freiheit Gerechtigkeit abringen “ – heute globale Gerechtigkeit. Sonst wird es keine Globalisierung des Friedens, sondern des Terrors geben. Nur Gerechtigkeit schafft Frieden, lese ich in der Bibel.

4, Worin unterscheidet sich die neue soziale Frage von der „Alten“?

War für die Alte Soziale Frage der Auslöser die Erfindung der Dampfmaschine, ist er jetzt die Erfindung des Microchips. War die Alte Soziale Frage eher national und regional, ist die Neue Soziale Frage in ihrer Tendenz global, also regional nicht mehr zu lösen.

5, Globalumspannende Firmenmonopole sind die Herrscher unserer Zeit. Woran scheitert die Bildung einer schlagkräftigen globalen Gewerkschaft und warum wäre es wichtig eine solche zu gründen?

Der einzige derzeit gut funktionierende Globalplayer ist – neben den Finanzmärkten und einigen Weltkonzernen – die katholische Weltkirche. Die

Gewerkschaftsbewegung muss sich also rasch globalisieren. Erste Ansätze sind ja vorhanden. Aber der Weg ist noch weit.

6, Welche neuen Aufgaben kommen dabei auf die Gewerkschaften zu?

Gewerkschaften werden global denken und lokal handeln. Es ist ja gut, etwa im Zuge der Europäisierung Europas die heimischen Arbeitsplätze zu sichern, indem der Zuzug von europäischen Arbeitskräften erschwert wird. Dadurch entsolidarisieren sich unbemerkt die Modernisierungsbedrohten: Die slowakische Pflegekraft bedroht dann die österreichische. Das schwächt international die Organisierung der Bedrohten.

7, Welche Rolle hat die Gewerkschaft, speziell die GÖD, in der Zukunft?

Gewerkschaften müssen das soziale Gewissen der Betroffenen bleiben. Die GÖD hat in ihren Reihen ein hohes intellektuelles Potential. Dieses könnte der Horizonterweiterung gewerkschaftlichen Denkens hilfreich sein. Es braucht klare Analysen und entschlossene Optionen, die die eins werdende Welt im Blick hat und nicht nur die begrenzten nationalen Interessen – noch dazu einer Teilgruppe der Gesellschaft. Ob solche weltumspannende solidarische Freiheit gelingen wird?

2007 "Man sollte als Auto zur Welt kommen" [Vorarlberger Nachrichten]

Zulehner zu Kirche und Abtreibung: "Beten ja, aber auch um verantwortungsvolle Männer."

VN: Die Kirche macht im Streit um die Abtreibungspraxis der Lugnercity wieder Schlagzeilen.

Zulehner: Weihbischof Laun und Richard Lugner sind ja auch ein ideales Paar.

VN: Laut Laun hat sich Lugner durch die Tolerierung der "VenusMed" selbst exkommuniziert. Kardinal Schönborn hat das umgehend abgeschwächt.

Zulehner: Man muss in dieser Frage unter Absehung der kirchlichen Positionen argumentieren. Denn es geht nur um das Wohl der betroffenen Menschen: also um das Wohl der Frau und das des ungeborenen Kindes.

VN: In Österreich werden bei jährlich etwa 80.000 Geburten rund 40.000 Abtreibungen vorgenommen.

Zulehner: Werfen wir einen Blick auf die Europäische Wertestudie. Demnach duldet der Europäer moralisch am wenigsten, wenn einer sein parkendes Auto unbefugt in Betrieb nimmt. Aber in allen lebensdienlichen Fragen - Sorge um pflegebedürftige Alte, Euthanasie, Abtreibung - sind die Menschen moraisch verunsichert. Man sollte als Auto zur Welt kommen, dann wäre man am besten geschützt.

VN: Weshalb hat sich das so entwickelt?

Zulehner: Die europäische Wertestruktur steht derzeit Kopf. Güter zählen mehr als Werte. Der Chef der deutschen Ärzteschaft hat 1989 ein "sozial verträgliches Frühableben" angedacht. Darin sehe ich keine besondere Wertschätzung des Lebens. Uns interessiert heute das maximale Glück der Lebenden im Rahmen von neunzig Jahren. Das gewährt unsere Kultur vor allem jenen, die gesund und stark sind. Das ist eine Art sozialer Neu-Darwinismus, der vor allem Menschen mit Behinderung vor- und nachgeburtlich zum Nachteil gereicht.

VN: Sind Kinder generell unerwünscht?

Zulehner: Die angstbesetzte Ichbesorgtheit der Menschen lässt Kinder immer öfter als Bedrohung der eigenen Glücksjagd erscheinen. Gesellschaftliche Zustände verschärfen dies noch. Eine deutsche Studie hat Ende des 20. Jahrhunderts gezeigt, warum Kinder unerwünscht sind: wenn sie ein Armutsrisiko darstellen oder wenn die Väter sich aus der Verantwortung stehlen. Also muss die Frage lauten: Was können wir tun, damit Frauen keine Angst mehr haben müssen, Kinder zu bekommen. Statt nach dem Strafrecht zu rufen braucht es also wirksame Abtreibungsprävention, also eine Politik für Kinder und eine Förderung der Väter.

VN: Katholische Kirche wird aber im Thema Abtreibung ganz anders erlebt. Als Menschen, die betend vor die Kliniken ziehen und Frauen bedrängen.

Zulehner: Es gibt beides. Die "Aktion Leben" tritt für eine verantwortliche Sozialpolitik ein. Daneben sind fundamentalistische Splittergruppen, die wie Bush glauben, wenn man möglichst viele Soldaten in den Irak schickt, dann wird der Krieg gewonnen. Die Protestierer vor Abtreibungskliniken sollten

zugleich für Männer beten, dass sie die schwangeren Frauen nicht im Stich lassen.

VN: Was macht Sie an Abtreibungskliniken so betroffen?

Zulehner: Die Ökonomisierung des Tötens. Der wirtschaftliche Erfolg dieser Kliniken liegt darin, möglichst viel abzutreiben. Dem Wiener Geschäftsmann scheint es egal zu sein, ob er sein Geld mit dem Verkauf von Lollipops verdient oder mit Abtreibung. Dennoch, die Frage reicht weiter. Wir müssen in der Frage nach dem Schutz des Lebendigen viel konsequenter sein. Viele protestieren gegen das Umschneiden eines Baumes. Dieselben Leute haben aber nichts gegen das "Umschneiden" eines noch ungeborenen Menschenlebens.

2007 Benedikt XVI. in Österreich [Kleine Zeitung]

Spiritueller Höhepunkt des Jahres war der Besuch von Papst Benedikt XVI. So schlecht das Wetter war, so gut war die Stimmung. Die Beteiligung hat sich von der Straße zu den Fernsehschirmen und Radios verlagert. Eine Reihe von Umfragen belegten, dass nicht einmal die Evangelischen so richtig etwas gegen den Papst haben. Dass sich Die Grünen mit ihm schwertun, mag man verstehen und dann doch auch wieder nicht: Aber nicht nur die Religion hat ihre Geheimnisse.

Der Papst kam als frommer Pilger, sparte aber nicht mit politischen Botschaften. Als Chef des einzigen funktionierenden Globalplayers rang er Menschen guten Willens um mehr Frieden auf der Basis von mehr Gerechtigkeit in der Welt. Zugleich erinnerte er die Politik in Österreich an uneingelöste Versprechungen zum Lebensschutz. Seine Rede hätte den Sozialisten gefallen können: Jene sozialen Missstände sollten behoben werden, welche Frauen in eine Notlage bringen. Vom Strafen sprach er nicht. Wie unbeweglich Österreich Politik ist, zeigt die Folgenlosigkeit seines bewegenden Appells.

Kein Papstbesuch bringt einer winterlichen Kirche den Frühling. Zwar haben nicht jene Recht, die in einem religiösen Event als solchem schon ein verwerfliches Teufelswerk sehen. Manche setzen auf die Benedetto-Rufe von Teenies. Aber eine solche Schwalbe macht noch keinen Kirchensommer.

2007 Wie katholische ist Österreich, das Benedikt XVI. besucht? [KNA]

KNA: Herr Professor Zulehner, wie katholisch ist das Land, das Benedikt XVI. am 7. September bereist?

Zulehner: Wie andere mitteleuropäische Länder auch ist Österreich ein Land mit einem reichen religiösen Erbe. Katholisch zu sein, war im Habsburger-Reich unentrinnbares Schicksal. Heute kann man wählen, ob man überhaupt ein Christ werden will. Und der Ausgang dieser Wahl ist gar nicht selbstverständlich. Offenkundig gelingt es der Kirche noch nicht, diese neue Wahlfreiheit pastoral so zu bewirtschaften, dass sie viele, vor allem junge Menschen für das Evangelium gewinnt. Die Mehrheit der Österreicher hat ein sehr loses, wählerisches, distanziert-freundliches Verhältnis zur Kirche. Manche wenden sich auch ab, weil sie das Gefühl haben, dass die Kirchen selbst erschöpft sind - und nicht ausreichend den spirituellen Hunger moderner Zeitgenossen befriedigen können.

KNA: Die Narben der 1990er Jahre sind also noch nicht verheilt?

Zulehner: Diese Phase umstrittener Bischofsernennungen und Skandale um Groer, Krenn und so weiter - das alles hat uns nicht weitergebracht: Das Image der Kirche ist ziemlich angeschlagen. Das verschärft auch die Umbaukrise der Kirche im Land. Wir verzeichnen eine starke Erschütterung des Vertrauens in die maßgeblichen Personen der Kirche, vor allem bei der jungen Generation. Es gibt wahrscheinlich wenige Länder in Mitteleuropa, wo die jungen Menschen so weit weg sind von der Kirche wie in Österreich.

KNA: Derzeit macht die Diskussion um die Seligsprechung des NS-Kriegsdienstverweigerers Jägerstätter Schlagzeilen. Sehen Sie darin eine Art Stellvertreterdiskussion für unterschiedliche Grundströmungen innerhalb der Kirche?

Zulehner: Das ist eine politisch sehr interessante Geschichte. Wir haben ja vor wenigen Wochen Kurt Waldheim beerdigt, der ein sehr gläubiger Katholik war. Auf der einen Seite haben wir also Leute, die im NS-Regime „gedient“ haben, aus Opportunismus oder um das Beste aus der Situation zu machen. Auf der anderen Seite haben wir Dissidenten, die Widerstand bis in den Tod leisteten. Dieselben Frontstellungen von Kollaborateuren und Märtyrern kann man übrigens auch in der Aufarbeitung des Kommunismus beobachten. Es gibt sehr viele Menschen in unserem Land, auch Katholiken, die über die Seligsprechung Jägerstätters irritiert sind. Umgekehrt gibt es sehr viele, die so wie Jägerstätter konsequent und radikal denken. Und die sind ihrerseits irritiert über politisch zu kompromissfreudige Kirchenmitglieder.

KNA: Auch die kirchlichen Medien decken in Österreich ein recht breites Spektrum ab. Da ist zuweilen ein ziemlich angespanntes Klima zu beobachten: mit gegenseitigem Belauern, Chatrooms und so weiter. Bringt das die Kirche weiter?

Zulehner: Grundsätzlich ist in einer pluralistischen Kultur, wo sich die Katholiken nicht nur in einem Milieu aufhalten, zu erwarten, dass es eine solche Buntheit auch in der Kirche gibt. Das hat ja die deutsche Sinus-Milieustudie sehr deutlich gezeigt. Ich würde mir allerdings wünschen, dass diese Buntheit nicht zur Lagerbildung und zur Belagerung führt, sondern dass man sie als Reichtum schätzt. Dass man also anerkennt, dass jene, die anders sind als ich in der Kirche - sogenannte Konservative und Progressive und

Leute in der offenen Mitte – jeweils eine Seite des gesamten großen Reichtums des Evangeliums repräsentieren, die mir fehlt.

Es macht Kirche stärker und reicher, wenn sie in einer pluralistischen Gesellschaft pluriform ist. Man könnte mehr Menschen an das Evangelium und damit auch an die Kirche binden, wenn man diese Pluralität aushält und sie schöpferisch nützt. Das Kernproblem ist, dass extrem konservative und fundamentalistisch versuchte Kreise die Fähigkeit zur Pluralität nicht aufbringen, sondern eine monokolore Kirche möchten und alles andere bekriegen. Es ist schwierig, mit den Intoleranten tolerant zu sein.

KNA: Pünktlich zum Papstbesuch kommt auch Rudolf Schermann von "Kirche in" mit seinem Zwischenruf-Buch "Hallo Herr Papst".

Zulehner: Leider stößt er auf immer weniger Resonanz. Auch die Mitglieder des Kirchenvolksbegehrens scheinen im Aussterben begriffen zu sein. Offenbar werden die mit kritischer Begabung ausgestatteten Katholiken immer weniger und ziehen sich still in die Resignation zurück. Der extrem konservative Flügel präsentiert sich viel lautstärker und aggressiver in der Öffentlichkeit - obwohl auch er nicht sehr groß ist.

KNA: Haben die "Begehrer" ihre Mission erfüllt - oder verfehlt?

Zulehner: Auch das Kirchenvolksbegehren hat die Umbaukrise der Kirche beschleunigt, weil es mit großer Öffentlichkeit auf die notorischen Schwächen der Kirche hingewiesen hat - ohne es allerdings zu schaffen, diese Schwächen gemeinsam mit der Kirchenleitung abzustellen - etwa in der Frage der Frauen, der Sexualität oder der Mitbestimmung. So sehr der Protest berechtigt war: Auch das Kirchenvolksbegehren muss heute zur Kenntnis nehmen, dass es ungewollt zur Verfestigung des negativen Images der Kirche beigetragen hat.

KNA: Beim letzten Papstbesuch 1998 war in Österreich noch richtig Feuer unterm Dach. Derzeit ist eher wenig Euphorie zu spüren.

Zulehner: Ich gehe stark davon aus, dass wir sehr gute Gastgeber sein werden. Dass wir den Papst als einen Liebhaber Österreichs und vor allem einen Liebhaber Mozarts, der schönen Berge und der Wallfahrtsorte herzlich willkommen heißen. Und wir hoffen sehr, dass er den Katholiken im Land ein wenig Mut macht, ihre neue Situation offensiv aufzugreifen, mutig in die Zukunft zu gehen und auch mit neuen Formen missionarischer Seelsorge zu experimentieren.

Man darf gespannt sein, was Benedikt XVI. innerkirchlich sagen wird. Denn beim Ad-limina-Besuch vor zwei Jahren hat er ziemlich kritische Töne verlesen: dass im Religionsunterricht und in der Jugendarbeit nicht mehr das ganze Evangelium verkündet werde - als ob das je geschehen wäre. Es gab recht viele kritische Töne, die bei den Verantwortlichen der Kirche eine gewisse Irritation zurückgelassen haben. Aber inzwischen ist schon eine gewisse positive Grundstimmung zu spüren. Der Papst reist in diesem Jahr nur in drei Länder, und eines davon ist Österreich.

KNA: Der Papst aus Bayern in Österreich - die Mischung passt also?

Zulehner: Wir lieben den diskreten Charme des strahlenden Benedikt. Der Besuch kann im Grunde gar nicht schiefgehen. In Österreich gibt es auch keine diplomatischen Stolpersteine wie etwa in Polen, in der Türkei oder in Brasilien. Hier haben wir eher die wunderschönen Almwiesen von Maria Zell

in der Steiermark. Es wird nicht schwer sein, den Menschen zu sagen: Wir freuen uns über diesen großen Gast, der Österreich ehrt und Österreichs Kirche ermutigen will.

KNA: Es wird immer viel diskutiert über das, was bleibt von Papstbesuchen. Was meinen Sie als Pastoraltheologe?

Zulehner: Wir wissen ganz genau, dass sich heute die pastorale Alltagsarbeit in der Begegnung von Mensch zu Mensch abspielt. Es ist eine Kunst, das Evangelium in eine einzelne Lebensgeschichte einzupflanzen. Das ist eine Arbeit, wie sie die frühe Kirche noch gut beherrscht hat. Als wir dann Europa staatlich durchmissioniert hatten, haben wir es verlernt, missionarisch zu sein. Wir müssen heute neu lernen, pragmatische Atheisten mit dem Evangelium in Verbindung zu setzen. Das ist eine schwierige und mühsame Langzeitarbeit, die sehr viel Menschen und sehr viele Zeugen braucht. Der Papstbesuch kann dazu beitragen, das Image der Kirche im Land ein wenig zu verbessern. Über Personen und über Events bei jungen Menschen eine etwas stärkere Sympathie zu dieser ihnen fremden Institution zu schaffen - das wäre ein erfreulicher Zugewinn für die Herausforderungen der Pastoral.

2007 Respiritualisierung

Sie haben die von der „Presse“ in Auftrag gegebene IMAS-Studie gelesen – war das eine deprimierende Lektüre? Wie würden Sie das Ergebnis für sich zusammenfassen?

Auf meinem Schreibtisch liegen eine Reihe von Studien, die in den letzten Monaten gemacht wurden, die weisen alle in die gleiche Richtung: Einerseits gibt es eine gewisse Grundsympathie gegenüber dem Christentum, auch Worte wie „spirituell“ sind sehr positiv besetzt. Anderseits lässt sich aus allen Studien herauslesen, dass das Verhältnis zur institutionalisierten Religion in einem tiefen Umbau ist. Es ist eine massive Transformationskrise zumal der katholischen Kirche im Gang.

Sie haben immer wieder eine Respiritualisierung vorhergesagt, davon ist aber zumindest in der IMAS-Studie nicht viel zu spüren. Das Ergebnis ist doch eher: Krise und kein Ende, oder?

Es ist vollkommen klar, dass die Zeit, wo ein Land staatlich und kirchlich durchmissioniert werden konnte, vorbei ist. Religion ist zum Thema persönlicher Wahl geworden, und die Kirchen haben noch nicht die Instrumente gefunden, um mit einer skeptisch-wählerischen selbstbestimmten Generation in einen schöpferischen Dialog einzutreten, so dass die Leute sagen: Gut, das wähl ich jetzt - nicht nur das Evangelium, sondern auch die Gemeinschaft des Evangeliums, sprich eine Kirche. Die Frage ist, ob die Kirchen erstens überhaupt verstanden haben, worin die tiefe Umbaukrise besteht, dass man es mit freiheitlichen und grundskeptischen Menschen zu tun hat, mit denen man in einen freien intensiven Dialog eintreten muss; und zweitens, ob sie nicht damit rechnen muss, dass die Entwicklung unweigerlich von der Quantität zur Qualität, von der Breite in die Tiefe geht. Man muss wahrscheinlich dazu übergehen zu sagen: Es ist sensationell, dass zwanzig Prozent Sonntag um Sonntag sich in die Kirche hineinbegeben! Als Salz der Erde und Licht der Welt taugt das durchaus.

In den Reihen der über 50-Jährigen ist die Zahl der Kirchenbesuche in den letzten zwei Jahren konstant geblieben, bei den Jüngeren, von denen ja vor allem die Zukunft der österreichischen Kirche abhängt, ist sie schon wieder weiter abgesunken, bei der jetzigen Elterngeneration ebenso wie bei den Jugendlichen – obwohl die österreichische Kirche gerade in Wien mit Stadtmission und Jugendkirche versucht, die Jüngeren zu erreichen.

Die Wahrnehmung der Kirche bei den jungen Leuten ist erstens deswegen nicht günstig, weil Junge den traditionellen Institutionen generell misstrauen – das Ansehen der politischen Parteien ist noch schlechter als jenes der Kirchen -, zweitens gibt es natürlich selbstgemachte Ursachen, etwa die Bischofsernennungen nach Kardinal König. Die Wahrnehmung der Kirche läuft heute über Personen. Wenn das Image der Personen kollabiert, kollabiert das Image der Institution mit. Leider hat auch völlig ungewollt das mit seinen Themen durchaus berechtigte Kirchenvolksbegehren für den Aufbau eines positiven Images nicht gerade produktiv gewirkt. Es musste als Protestbewegung die Schwächen in der Öffentlichkeit sichtbar machen, wollte eine Image-Verbesserung, hat aber faktisch erreicht, dass das negative Image noch massiver in der Öffentlichkeit präsent war und die Kirche jetzt davon nicht wegkommt. Eine der wichtigsten Erkenntnisse der Studien ist aber auch, dass die Traditionskanäle nicht mehr funktionieren. Die Familie funktioniert

nicht, der Religionsunterricht ist eine Sisyphusarbeit und verdient höchsten Respekt. Aber warum bringt der Dialog mit jungen Menschen in den Schulen nicht mehr an unbefangener Kirchensympathie hervor? Das betrifft nicht nur die Inhalte, sondern auch, ob die Religionslehrer glaubhafte, ehrliche Anwälte eines Lebens mit der Kirche darstellen. Aber nur wenn es die Kirche schafft, eine Kirche von jungen Menschen zu bauen, wo junge Leute untere Ihresgleichen zu Missionaren werden, wird sich die nächste Kirchen-Generation erholen. Sonst ist die Kirche in zwanzig, dreißig Jahren eine wirkliche und möglichweise sektoide Minderheitskirche, und wenn nicht wirtschaftlich oder weltpolitisch Krisen über die Bevölkerung kommen, wird es auch keine Beruhigung bei den Kirchenaustritten geben, die zurzeit auf hohem Niveau stagnieren. Wenn ausreift, was derzeit an Nichtverhältnis zur Kirche vorhanden ist, ist die Entkirchlichung Österreichs prognostizierbar.

Sie sprechen von einem Imageproblem. Wie viel würde es nützen, wenn die Kirche in allen umstrittenen Fragen – Zölibat, Frauenpriesteramt etc. – nachgeben würde? Konkret: Würde von einem Tag auf den anderen das Zölibat abgeschafft, würde das an den Kirchenaustritten etwas ändern?

Wohl kaum. Die Zugehörigkeit zur Kirche steht und fällt nicht mit den Irritationen, sondern mit den Gratifikationen. Es gibt eine Allensbach-Studie, die ganz deutlich macht, dass die Leute nicht austreten wegen der Kirchensteuer, der Sexualmoral oder weil Frauen nicht geweiht werden dürfen. Die Entscheidung, ob ich bleibe oder nicht, ist woanders begründet. Bleiben werden die Leute, für die Gott interessant ist, für die ein Leben nach dem Tod Sinn macht, für die religiöse Rituale zu den Lebenswenden wichtig sind, die gesellschaftlichen Werte, für die die Kirche einsteht. Ich gehe nicht in eine Gemeinschaft, weil sie etwas nicht hat, sondern weil sie etwas bietet, noch mehr den einzelnen Menschen mit ihrem unverbraucht modernen Evangelium fordert und fördert. Und wenn ich die anderen Studien ansehe, sind die evangelischen Kirchen in Europa, die verheiratete AmtsträgerInnen haben, in einer erheblich prekäreren Lage als die katholische Kirche. Die Frage der Lebensform der Hauptamtlichen ist zwar ein populäres Seitenthema, das Hauptthema aber lautet: Hat der einzelne Mensch eine starke religiöse Energie, betet er, meditiert sie, übersetzt sich das in eine Neugier auf das Evangelium, und wenn Evangelium, trägt diese religiöse Energie auch in eine tiefreligiöse Gemeinschaft hinein? Nur so kann sich künftig die Kirche aufbauen, aus der inneren Kraft der einzelnen Leute. Insofern geht die Kirche einer völlig neuen Zeit zu, weil die Größe der Kirche heute nur noch von den einzelnen Personen abhängt und nicht mehr von den politischen und kirchlichen Machthabern.

Die „Irritationen" scheinen vielen Leuten aber doch sehr wichtig zu sein, sonst würden sie wohl nicht so heftig diskutiert. Was würden Sie etwa jenem „Presse"-Leser antworten, der kürzlich in einem Leserbrief auf ein Paulus-Wort hinwies: „Die Heuchler werden sagen, ihr dürft nicht heiraten"?

In der ganzen Tradition des ersten Jahrtausends hat die Kirche überhaupt keine Berührungsängste mit verheirateten Priestern gehabt, auch der Wiener Kardinal hat keine, er hat kürzlich einen Familienvater zum Priester geweiht. Wir dürfen nur erstens nicht glauben, ohne den Zölibat hätte man sofort mehr Priester, und zweitens, man hätte weniger Probleme. In einer Studie sagen verheiratete Pastoralassistentinnen zu 80 Prozent, dass auch die Ehe heute

eine Hoch-Risiko-Lebensform ist. Insofern sollte man gerecht bleiben: Ganz gleich, welche Lebensform, es gibt immer einen Teil, der gut durchkommt, und einen Teil, der krisengeschüttelt lebt, einen Teil, der scheitert.

Die IMAS-Studie zeigt sehr deutlich, dass nicht Ablehnung, sondern Gleichgültigkeit das Hauptproblem ist, mit dem Kirche zu kämpfen hat. Hat die Kirche bei ihrem „Werben" um Gläubige falsche Prioritäten gesetzt?

Ich glaub schon, dass man gemeint hat, wenn es keine Irritationen gibt, gibt's schon wieder einen Zulauf zum Innersten des Evangeliums. Man muss aber viel mehr als bisher sagen, was der Zugewinn ist – jesuanisch gesprochen „die Perle im Lebensacker". Und die Kirche muss mit allen Mitteln dafür sorgen, dass sie genug kommunikationsfähige Seelsorger und Seelsorgerinnen, und darunter auch Priester hat. Zurzeit ist eines der schärfsten Transformations-Probleme, dass die Kirche wegen des Priestermangels ihre Strukturen so vergrößert, dass sie immer weiter weg ist von den normalen Leuten. Die treffen möglicherweise heute eher den Papst als ihren Pfarrer. Mit dieser Unfähigkeit, Priester und Gemeinden in Ruf und Reichweite zu erhalten, ist die Kirche selber mitschuld an ihrem weiteren beschleunigten Zerfall.

Was wäre die wirksamste Gegenmaßnahme?

Zum Beispiel – und dazu gibt es auch schon einen Masterplan -, dass überall, wo zum Beispiel 70 Leute sagen, wir wollen aus den Tiefen unseres Glaubens eucharistischen Gottesdienst feiern, aus dieser Gruppe dem Bischof zwei, drei Leute vorgeschlagen werden, die er dann ausbildet - vielleicht nicht voll akademisch. Die werden dann für diese Gemeinde zu einer Art Team-Priestergruppe bestellt. Das können auch verheiratete, bewährte Leute sein, die es ehrenamtlich machen - denn der Kirche geht ja auch mit den Mitgliedern das Geld aus. Es wäre eine sehr vernünftige, kirchenrechtlich voll akzeptable Lösung, die man einfach nur weltkirchlich erkämpfen muss. Ich glaube, dass man dafür eigentlich gar keine Zeit mehr hat, weil es diese Gemeinden vielleicht bald nicht mehr gibt: Gerade jetzt wäre noch ein Zeitfenster vorhanden. Nur scheinen mir die Bischöfe in dieser Frage geradezu fahrlässig und feig zu sein. Sie können damit rechnen, dass Gott sie einst fragen wird…

Papst Benedikt XVI. hat seit Beginn seines Pontifikats gezeigt, dass er die Unterschiede zwischen den Konfessionen wieder stärker betonen will. Laut IMAS-Studie interessieren diese Feinheiten auch die Gläubigen mehrheitlich nicht im Geringsten …

Es waren übrigens in Österreich die Protestanten, die damit angefangen haben zu rufen, die Konsensökumene sei zu Ende, es brauche vielmehr eine kampfbereite Differenz-Ökumene. Jetzt macht der Papst eine solche, was den Protest mancher Protestanten seltsam widersprüchlich erscheinen lässt. Ich selbst bin kein Freund eines neuen verbalen Konfessionskrieges. Zwar soll man durchaus im ökumenischen Disput die Unterschiede benennen. Entscheid bleibt aber, dass alle christlichen Kirchen bei uns im gleichen Zukunftsboot sitzen. Was nützen theologische Abgrenzungen, wenn die gemeinsame Grundlage aller Varianten des Christentums, die Gottesfrage, bei den Menschen kein Interesse mehr findet? In einer Sache gibt es zwischen den Konfessionen nämlich keinen Unterschied: in der Frage, ob es morgen

Christen in diesem Land gibt. Ob die dann katholisch oder protestantisch sind, ist eine sekundäre Frage und ich wundere mich, warum man nicht längst in beiden Kirchen demütig sagt: Wir haben neunzig Prozent gemeinsame Zukunftsfragen, und den Rest machen wir durchaus in friedvollem Streit hinter verschlossenen Türen aus, und das auch schon deshalb, weil solche Konfessionsfragen die Mehrheit der Leute überhaupt nicht mehr interessiert!

Wie viel an christlicher Grundlage, auf der man aufbauen könnte, ist in der Bevölkerung überhaupt noch vorhanden? Die meisten von denen, die sich selbst als Christen bezeichnen, würde ein Theologe wohl nicht so bezeichnen. Ein Drittel bekennt sich in der IMAS-Studie zum Glauben an Gott und an Jesus Christus, aber schon mit einem „Himmel" können die wenigsten was anfangen.

Wir müssen sehr Acht geben, ob es sich um eine Krise des Glaubens oder eine Krise der Glaubensbilder handelt. Wir kennen viele, die über den Tod hinaus hoffen, aber sich eine Auferstehung des Leibes halt nicht vorstellen können, weil sie das Gefühl haben, das ist eine Verlängerung der jetzigen kränklichen und leidvollen Existenz des Menschen. Wenn es eine Krise der Bilder ist, muss die Verkündigung sich Mühe geben, die Philosophie der heutigen Zeit, ihre Poesie, Kunst, Literatur gut kennen zu lernen. Was die alte Kirche geleistet hat, müsste auch die moderne Kirche wieder leisten, nämlich einen Dialog zwischen dem überlieferten Evangelium und der modernen Kultur, auch in der Sprache. Man muss in der Theologenausbildung sagen, Leute, geht in die Kinos, lest die Zeitungen, wisst, wie die Leute fühlen, denken, reden, was ihre Bilderwelt ist, um dann diese Bilderwelt in das Evangelium hinein zu buchstabieren. Da nützt ein Rückzug in theologisch geschützte Werkstätten wirklich nicht, mag das momentan in Österreich hinsichtlich der Priesterausbildung modisch sein.

Trotzdem – ist das Wort Respiritualisierung für das aus der Studie sprechende schwammige Bedürfnis nach ein bisschen religiöser Tradition und Heimeligkeit nicht zu groß?

Die Schlüsselfrage lautet ja nicht: Was tut sich auf dem Markt? Letztlich ist es eine Frage dessen, was der Mensch ist. Die christliche Theologie sagt, dass er mehr ist als ein Konglomerat von Zellen, dass der Mensch Flügel hat, die Raum und Zeit überwinden, und dass im Herzen des Menschen eine maßlose Sehnsucht vorhanden ist, das nichts auf dieser Welt stillen kann. Und mit dieser maßlosen Sehnsucht des menschlichen Herzens muss man wieder in einen Dialog mit dem Evangelium zu treten. Diese maßlose Sehnsucht ist im Grunde schon die Antenne für Gott und das Evangelium.

Die mediale Inszenierung des Papstbesuchs ist immens, das Interesse der Bevölkerung, den Papst zu sehen, hält sich aber laut IMAS-Studie in Grenzen. Erwarten Sie vom Papst-Besuch überhaupt irgendeinen nachhaltigen Impuls für das österreichische Glaubensleben?

In der Studie ist von 1,3 Mio. interessierten Menschen die Rede, also wenn die alle hingingen, wär's eine Katastrophe. Vergleicht man das mit anderen profanen „Events", würde das Papstevent durchaus im Spitzenfeld liegen. Meines Erachtens kann jedes Ereignis heute nur noch Teile der Bevölkerung binden. Es sind ja auch nur zehn Prozent, die sich ärgern, dass der Papst zu uns kommt, ich kann mir vorstellen, dass es beim Präsidenten Bush mehr wären. Und der Impuls liegt schon allein darin, dass dadurch die Themen Gott,

Glaube, Kirchen und Religionen medial sind wie in anderen Zeiten kaum. Die Kirche wird sich nicht erneuern, weil der Papst kommt. Aber einer Kirche, die schon auf dem Weg der Erneuerung ist, wird der Besuch Rückenwind geben. Aber vielleicht trägt die Begegnung mit einem so gläubigen Menschen wie Benedikt XVI. zunächst nur dazu bei, einmal in der Aura dieses weißen Mannes, dieses Sinnbilds des Heiligen zu baden. Irgendwann muss dann freilich jede und jeder lernen, nicht beim Menschen hängen zu bleiben. Wenn es der Kirche in Österreich nicht gelingt, dass sich die Menschen wieder mit dem Geheimnis, diesem Abenteuer Gott auseinandersetzen, ist jede Stadtmission und jede Jugendkirche und umso mehr eine Papstvisite vergeblich. Eine kirchliche Verkündigung, eine Vertiefung auf die Gottesfrage: Das ist die einzige Chance für die Kirchen in unserem Land. Im Übrigen ist genau das das Anliegen des einreisenden Papstes: Schaut nicht auf mich, sondern auf Christus. Das ist auch eine gute Nachricht für Protestanten und ihre durchaus berechtigte Papstskepsis.

Was sagen Sie den vielen österreichischen Nicht-Gläubigen, die einem Wiedererstarken der Kirchen sehr skeptisch gegenüberstehen?

Es ist auch für die Gesellschaft sehr gut, wenn es starke Kirchen gibt. Erstens ist die Religion dann politisch kalkulierbarer. Als wenn sie in der privaten Innerlichkeit ihre Ambivalenz ungehemmt entfalten kann. Wir beobachten in Studien, dass private Religiosität anfälliger sind für Ausländerfeindlichkeit, Rassismus, gewalttätige Einstellungen. Und es ist auch völlig klar, dass ohne den Einsatz unserer Kirchen die Gesellschaft menschlich kühler und sozial ärmer wäre. Insofern braucht es auch eine neue Nachdenklichkeit, ob die reflexartige Ablehnung der Kirche, das Gefühl, es geht ohnehin auch alles ohne sie, auf die Zukunft hin gesehen nicht ein massiver Trugschluss ist. Wer das Land und für diese eine Zukunft mit menschlichen Angesicht will, wird in Ermangelung bewährter historischer Alternativen unweigerlich diskreter Kirchensympathisant.

2008 Kirchen in Europa [kroatisches Concilium]

Mit Drago Bojic.

1. Im Grund ist jeder Mensch ein Theologe. Keiner kommt letztlich um die Fragen herum, woher wir kommen, wohin wir gehen und welchen Sinn das Ganze hat. Bei solchen Fragen geht es um alles, das Universum, um die Welt, ihre Herkunft und ihre Zukunft. Die Menschheit hat zu allen Zeiten alle diese Fragen mit Gott (griechisch „theos“) in Verbindung gesetzt, also theologisch bearbeitet. Dieses Fragen ist in Zeiten, in denen in den Wissenschaften die die Spezialisten überwiegen, deshalb umso wichtiger, weil es gerade dann Universalisten braucht. Inmitten einer Universitas / Universität sichert die Theologie deren Universalität – den Blick auf das Ganze.

2. In der modernen Welt, zu der Europas Länder in unterschiedlichem Grade zählen, erlebt die Kirche eine tiefe Übergangskrise. Die sogenannte Konstantinische Ära geht zu Ende. Das war die für das Wirken des Christentums jene günstige Zeit, wo es in enger Verbindung mit Gesellschaft und Kultur mehr oder minder ein Monopol in Glaubensfragen inne hatten. Christ zu sein war unentrinnbares Schicksal. Das ist in modernen Kulturen nicht mehr der Fall. Jetzt ist das Christentum zum Thema einer persönlichen Wahl geworden. Religionsfreiheit ist verbürgt, ob es den Kirchen gefällt oder nicht. Wo aber Menschen wählen können, ja gar keine andere Wahl haben als wählen zu müssen (Peter L. Berger), werden die personale Seite des Glaubens (dass Gott sich jemandem „offenbart“) und ihre soziale Seite (die kirchliche Glaubensgemeinschaft) entscheidend. Die Kirche kann jetzt durch Irritationen den Zugang zum Glauben erschweren. Sie kann zugleich durch Gratifikationen (die Urgratifikation ist der Sieg über den Tod, also ewiges Leben: Joh 6,68) eben diesen Zugang erleichtern. Erzwingen hingegen kann sie nichts mehr. Dazu hat sie keine gesellschaftliche Macht mehr: was theologisch besehen für den Akt des Glaubens gut ist, weil dieser wie die Liebe im Umkreis der Freiheit angesiedelt ist.

3. Wenn sich jeder Mensch einem Gott verdankt, der die Liebe ist und sich in Liebe an die Welt und die Menschen verschenken will, dann gibt es wohl letztlich keinen Menschen ohne eine Art von Gottessehnsucht. Daher singt der Psalm 63 zu Recht von jedem Menschen: „Gott, Du mein Gott, Dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir.“ Natürlich kann diese Gottessehnsucht kulturell verschüttet werden, wie dies im Kommunismus mit großer Anstrengung versucht wurde. Aber sie ganz zu vernichten scheint mir theologisch besehen unmöglich zu sein. So kann jeder Mensch als ein Gottsucher definiert werden. Die Frage ist nur, welchen Raum diese Gottsuche in der jeweiligen Kultur gewinnen kann. Diese Frage richtet sich auch an die Kirchen: Sind sie eine gute Adresse für Gottsucher?

4. Die Kirche ist nicht denkbar ohne die Wandlung der Welt und von Menschen hinein in den auferstandenen Christus in der Feier der Eucharistie. Zu deren Feier in einer gläubigen Gemeinschaft braucht es Ordinierte, die wir herkömmlich (wenngleich nicht sehr biblisch: dort ist von presbyteroi, Ältesten die Rede) „Priester“ nennen. Im Normalfall gilt: Eine Gemeinde braucht für die Feier der Eucharistie einen ordinierten Presbyter. In einer Reihe von Ländern gibt es aber davon heute zu wenige. Allerdings hatte schon 1970 Joseph

Ratzinger mit Blick auf die Kirche des Jahres 2000 prophezeit: „„Sie [die Kirche im Jahr 2000] wird auch gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“ (Ratzinger, Joseph: Glaube und Zukunft, München 1970, 122f.) Als Benedikt XVI. hindert ihn nichts, dieser Vision eine Chance zu geben.

5. Die ganze Kirche ist nichts anderes als eine charismatische Bewegung: also ein Werk des Geistes Gottes. Wenn es also Sonderbewegungen charismatischer Art gibt, ist das eine unübersehbare Kritik an der Geistlosigkeit vieler Bereiche des kirchlichen Alltagslebens. Ungeschickt ist es, die auf Freiwilligkeit und persönlicher Entschiedenheit aufbauenden charismatischen Gemeinschaften mit ihrem stark emotional aufgeladenen Liturgien und ihrer durchaus christlichen Heilungspraxis gegen andere Formen des kirchlichen Lebens auszuspielen. Oft wird ein Gegensatz zur normalen Ortsgemeinde konstruiert. Aber gerade die Ortsgemeinden haben einen Vorzug, den charismatische Gruppen nicht besitzen: Sie suchen sich die Leute nicht aus, die zu ihr gehören und wählen auch nicht den Raum ihrer Zuständigkeit, sondern wissen sich ortsgebunden und ausnahmslos für jeden und jede verantwortlich, der oder die an diesem Ort lebt. Wo es in einer Kirche ein lückenloses Netz von Pfarrgemeinden gibt, hat sie auch ein lückenloses Netz von diakonaler Aufmerksamkeit. Das ist in Zeiten, wo man von den verschämten Armen eher wegschaut als hinschaut, schon eine enorme Stärke.

6. Unsere Studien, die wir über „Gott nach dem Kommunismus“ 1997 und 2007 gemacht haben (Zulehner/Tomka: Religionen und Kirchen in den Ländern Ost(Mittel)Europas. Zehn Jahre nach der Wende, Ostfildern 2008), zeigt sich, dass es dem Kommunismus in den 70 bzw. 40 Jahren, die er zur Religionsvernichtung zur Verfügung hatte, in manchen Ländern gelungen ist, die Religion zu zerstören (Ostdeutschland, Tschechien, Estland), in anderen hatte er keinen Erfolg (Polen, Kroatien, in den orthodoxen Ländern wie Weißrussland, Moldawien, Serbien, Bulgarien). Daher stellen sich in den jungen nachkommunistischen Reformdemokratien die Aufgaben für die Kirchen anders. Alle müssen, von einer unterschiedlichen Ausgangslage an, den christlichen Glauben und die kirchlichen Strukturen modernitätsfest machen. Glaube in modernen Zeiten verlangt nach einer persönlichen Wahl und nach der Bildung tragender Gemeinden. Es wäre zu wenig, sich nostalgisch in die Zeit vor dem Kommunismus zurückzusehnen. Es wäre aber auch zu wenig, darauf zu setzen, dass weniger die innere Kraft, sondern die Verwertbarkeit des Glaubens des Volkes für nationale Interessen die Zukunft des Christentums in der jeweiligen Kultur sichert.

7. Kroatien ist eines jener Länder, in dessen Kultur der katholische Glaube tief verwurzelt ist. Die Frage ist, ob es in den nächsten Jahren gelingt, aus einer „Volkskirche“ eine „Kirche im Volk“ zu formen. Für die alltägliche pastorale Arbeit heißt dies, die Entscheidung zur Taufe im Erwachsenenleben personal einzuholen und die Menschen zu gewinnen, sich als aktives Mitglied ihrer Kirche zu fühlen. Das führt zu einer enormen Aufwertung der Laien als

tragendes Element der Kirche. Die Zeit der „Priesterkirche“ hat keine Zukunft, Zukunft hat allein eine Kirche, die von vielen Frauen und Männern getragen wird, welche Gott seiner Kirche „hinzugefügt“ hat und die in der Lage sind, glaubhaft für das Land Licht und Salz (Mt 5,32) zu sein. Eine solche Kirche wird sich nicht in die Sakristei zurückziehen, wohin sie der Kommunismus zum Aussterben gedrängt hatte, sondern wird sich gesellschaftlich einmischen: bei der Aufarbeitung ethnischer Konflikte, in Fragen der sozialen Gerechtigkeit, des Schutzes des Lebens vom Beginn bis zum Ende, der Gerechtigkeit für die Frauen, der Sorge um die Armen in der eins werdenden Welt. Es wird eine Kirche sein, die tief in Gott eintaucht und daher bei den Armen der Welt auftaucht. Dabei wird die katholische Kirche sowohl mit den evangelischen Kirchen wie mit den anderen Religionsgemeinschaften, vor allem den Muslimen, den Frieden suchen und sich an gemeinsamen Projekten beteiligen: etwa bei der Überwindung eines zukunftslosen Nationalismus. Für solche Christen der einen Weltkirche wird es dann nicht nur Kroatien oder Bosnien oder Herzegowina geben, sondern Europa in der Einen Welt. In dem einen Europa wäre dann auch der Kosovokonflikt ein kleineres Problem, auch für Serbien – es wäre ähnlich wie beim Verhältnis von Österreich zu Südtirol.

8. Die Kirchen Westeuropas haben auf dem Weg in die Moderne viele Erfahrungen gesammelt, gute und auch weniger gute. Den Kirchen, die vierzig Jahre durch die kommunistische Wüste wandern mussten, ist zu raten, vor allem diese Erfahrung auszuwerten und für die Weltkirche zur Verfügungen zu halten, was sie Gott in dieser Zeit gelehrt hat. Sodann ist zu raten, nicht die Fehler des Westens nachzumachen. So zeigte sich in den letzten Jahrzehnten im Westen, dass die Modernisierung der Kirche allein die Kirche noch nicht zukunftsfähig macht. Die Frage ist: Wie kann eine Kirche in der Zeit leben, ohne mit der Zeit gleichförmig zu werden? Eine Kirche, die sich der Moderne völlig angleicht (was übrigens das Zweite Vatikanische Konzil nie wollte!), verliert ihre prophetische Kraft. Das Salz wird dann schal (Mt 5,32). Dass dann aber wieder kirchliche Kreise im Westen vor das Konzil zurück rudern möchten und die Öffnung der Kirche zur modernen Welt zurücknehmen wollen, ist auch keine Antwort. Das gliche einer Köchin, die das Salz nicht in die Suppe gibt, aus Angst, dass es sich in der Suppe auflöst. Den richtigen Mittelweg zu finden zwischen sympathischer Öffnung und prophetischem Widerstand ist die Kunst der Kirchen nach dem Kommunismus.

9. Freude ist für mich eine Frucht des Geistes Gottes (Gal 5,22). Dort werden gleichzeitig weitere Früchte genannt: Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue. Freude stellt sich also ein, wenn das Leben geistvoll ist. Letztlich ist sie eine Begleiterscheinung dessen, was Jesus die Gottes- und Nächstenliebe nennt.

10. Lebensstress stellt entsteht vor allem bei Menschen, die nicht ernsthaft aus dem Wissen leben, dass das Leben auf dieser Welt nicht schon der Himmel ist, sondern lediglich eine Art Schwangerschaft für die Geburt in den Himmel hinein, die der Tod ist. Niemand erwartet, dass in der Schwangerschaft sich alles abspielt. Wer aber den Himmel schon auf Erden erzwingen will, lebt unter Dauerstress. Der Arme. Dann wird das Leben verbissen und überangestrengt. Freude kommt nicht auf.

11. Leben unter dem „verschlossenen Himmel“ ist jene Art des Lebens, in der dieses Leben in 90 Jahren als die „letzte Gelegenheit“ (Marianne Gronemeyer) angesehen wird. Auch dann aber bleibt die im menschlichen Herzen tief verankerte Himmelssehnsucht lebendig. Aber diese richtet sich jetzt auf das Leben auf dieser Erde, und dies in der Liebe, in der Arbeit und im Amüsement. Aus der den Christen von den Marxisten vorgeworfenen „Vertröstung auf das Jenseits“ wird unbemerkt eine „Vertröstung auf das Diesseits“. Unterm Strich heißt dies, stets unzufrieden und gejagt zu sein. Diese Welt eignet sich nicht für himmlisches Dauerglück.

12. Der Mensch will nicht nur wachsen, er braucht auch starke Wurzeln. Er sucht nicht nur Freiheit, sondern auch Geborgenheit. Moderne Kulturen bieten den Menschen enorme Freiheitsspielräume. Sie kümmern sich aber derzeit zu wenig um die Wurzeln. Das hat in den letzten Jahren zu einer Aufwertung des Begriffs „Heimat“ geführt. Heimat ist ein anthropologisch unverzichtbarer Begriff. Es wäre gut, wenn auch die Kirchen den Menschen Heimat wären, auch wenn die Bibel sagt: Letztlich ist unsere Heimat im Himmel, jetzt pilgern wir wie in der Fremde (also griechisch in der paroikia: davon kommt das Wort der Pfarrei). Viele verstehen unter „Nation“ auch etwas wie unverzichtbare Heimat. So besehen ist Nationalgefühl durchaus wertvoll. Andere hingegen machen aus Heimat und Nation einen schädlichen Kampfbegriff. Jetzt dient der Begriff nicht mehr der Verwurzelung, sondern er wird als Nationalismus zur feindseligen Abgrenzung eingesetzt. In Wahlkämpfen zum Beispiel wird durch Rechtspopulisten dann Heimat gegen die Ausländer, gegen den Islam instrumentalisiert. Nur wenn es gelingt, diese friedensgefährdende Seite von den wichtigen Begriffen Nation und Heimat abzuwehren, wird das friedliche Nationalgefühl nicht in einen kriegerischen Nationalismus kippen.

13. Für die Einigung Europas gibt es aus vielen Gründen keine Alternative. Es waren nach dem Zweiten Weltkrieg mit Schumann oder Adenauer unter anderen Christen, die hofften, durch wechselseitige Verflechtungen zunächst im Bereich der kriegswirtschaftlich wichtigen Sparten Kohle und Stahl so viel Abhängigkeit zwischen den europäischen Ländern zu schaffen, dass jeder Krieg nur noch Schaden für alle ist. Europa ist daher zu allererst ein Friedensprojekt. Inzwischen ist es ein modernes Wirtschaftsprojekt geworden und wandelt sich immer mehr auch zu einem Sozialprojekt, wie man am Beispiel der Entwicklung Irlands gut erkennen kann. Die christlichen Kirchen in Europa haben sich schon vor dem Fall der Mauer 1989 dafür entschieden, eine Konferenz aller europäischen Kirchen einzurichten. Sie sind also von allem Anfang an Mitträgerinnen der Einigung Europas gewesen. Johannes Paul II. hat – wie Mihail Gorbatschow neidlos anerkannte – seinen historischen Beitrag dazu geleistet, dass die Europäisierung Europas in Richtung Osten und in Richtung Balkan weiter vorankommt. Heute sagen alle Fachleute, dass angesichts des ökonomischen Aufblühens von Indien und China Europa neben den USA nur dann eine wirtschaftliche und weltpolitische Chance hat, wenn es geeint auftritt. Ein europäisches Land für sich allein wäre chancenlos. Nun ist Europas Einigungsprozess längst nicht fertig. Es ist ein Projekt in Entwicklung. Eine prächtige Baustelle. Die Kirchen sind gut beraten, durch kluge Lobbyarbeit ihrer Einrichtungen in Brüssel (COMECE) tatkräftig mitzugestalten.

2009 Spirituelle Suche in säkularer Kultur [Osnabrücker Kirchenzeitung]

Umfragen zeigen, dass es ein hohes Interesse nach Spiritualität gibt. Die Menschen sind auf der Suche nach Sinn. Woher kommt dieses Interesse?

Zum einen kommt Spiritualität aus der erschöpften Säkularität. Sie entwickelt sich in den modernen Großstädten. Offenbar erleben immer mehr Menschen, dass bei der modernen Lebensart – bei allen Vorteilen, die sie auch hat – letztlich irgendetwas nicht stimmt. Manchen ist zum Davonlaufen. Sie suchen das Weite: in Drogen, Alkohol, Internet oder schönem gespielten Leben im Fernsehen. Andere hingegen suchen nicht das Weite, sondern die Weite. Ihnen ist die Welt des Arbeitens, Kaufens und Erholens nicht genug. Sie suchen nach mehr.

Was genau suchen die Menschen eigentlich?

Es gibt eine Studie der Kulturanthropologin Ariane Martin mit dem Titel „Sehnsucht – der Anfang von allem“ (Ostfildern 2006, Schwabenverlag). Dort analysiert sie, was in Deutschland spirituelle Menschen suchen. An der Spitze der siebenfachen Sehnsucht steht die Reise ins Ich (also die Überwindung der Selbstentfremdung) und damit Heilung.

Warum schafft es die Kirche offensichtlich nicht, dieses Interesse zu befriedigen. Denn eigentlich müssten die Kirchen und Gemeinden sonst voller sein.

Ich kenne Menschen, die sich, weil sie spirituell suchen, von den Kirchen und ihren Gottesdiensten abwenden. Sie erleben die großen Kirchen spirituell erschöpft. Nur wenige machen die Erfahrung, dass in einem Gottesdienst Gottes Geist herniederfährt und nicht nur die Gaben verwandelt, sondern uns selbst, sodass wir anders hinausgehen als wir hineingegangen sind. Die Kirchen hätten einen spirituellen Schatz gerade für die Suchenden: einen Meister Eckhart, einen Johannes Tauler, eine Teresa von Avila oder eine Hildegard von Bingen und viele andere wie Roger Schutz oder Henri Nouwen.

Was kann die Kirche, was können Gemeinden tun, um den Menschen entgegen zu kommen?

Es wird in der nächsten Zeit zu einer Respiritualisierung der christlichen Kirchen kommen. Sie werden eine der besten Adressen für spirituell Suchende werden. Es wird unter dem Dach der Kirche spirituelle Orte geben, spirituelle Meisterinnen und Meister (Karl Rahner nannte sie unbekümmert 1972 „christliche Gurus“); vor allem werden die Gottesdienste der Kirchen spiritueller werden. Allerdings wird man die kirchlich gewachsene Spiritualität daran erkennen, dass sie die Menschen zu solidarisch Liebenden macht. Es ist also keine bequeme Wellnessspiritualität, für die die Kirchen stehen. Gottes- und Nächstenliebe, Gottesdienst und Caritas werden ineinander verwoben sein.

Wir haben aber doch Dogmen, Lehrsätze, Regeln, die die Menschen stören, sie einengen - wie können wir trotzdem auf die Menschen zugehen?

An sich müssen Dogmen nicht einengen. Karl Rahner sagte einmal etwas heiter, dass die Dogmen wie Leuchten auf dem Weg durch die dunkle Nacht des Lebens seien – nur Betrunkene würden sich daran festhalten. Das deckt

sich mit den Erfahrungen spirituell Suchender. Ihnen geht es nicht primär um Lehren, auch nicht nur um Moral, sondern um ein tiefes Einsinken in das Geheimnis des Lebens, das auch für Teresa von Avila Gott selbst ist.

Es gibt zwar die Suchbewegung, aber gleichzeitig auch eine "Patchwork-Religiosität". Ich suche mir heraus, was mir passt. Außerdem sind immer weniger Menschen bereit, sich an eine Gruppe fest zu binden und sich auch bestimmten Regelsystemen, die ich nicht selbst gemacht habe, zu unterwerfen. Wie kann Kirche damit umgehen?

Mich fragen nach Vorträgen über das erwachte Interesse an Spiritualität Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, wo sie in der Großstadt Wien etwa eine Gruppe finden, der sie sich anschließen können. Sie werden vielleicht nur ein Stück des Weges mitgehen. Kirchen, die heute solche gastfreundliche Weggemeinschaften haben, finden auch das Interesse von Suchenden. Dass dabei Freiheitlichkeit unverzichtbar ist, überrascht nicht – denn ohne wahre Freiheit in der Liebe kann Glaube nie wachsen.

2009 Wiederkehr der Religion? [derStandard]

derStandard.at: Sie konstatieren in Ihren neuen Forschungsergebnissen zur Wertestudie gemeinsam, dass sich die Wiederkehr der Religion in Österreich nicht so deutlich fortgesetzt hat, wie Sie es noch vor zehn Jahren vermutet hätten. Ist im Bildungsbereich, also im Religionsunterricht, etwas verabsäumt worden?

Zulehner: Es gibt einen generellen Trend zur weltanschaulichen Verbuntung gibt. Wir haben gedacht, dass der Megatrend der Respiritualisierung stabiler und stärker ist. Aber es hat sich erwiesen, dass es neben einem sich verdichtenden kleineren kirchlichen Feld, ein wachsendes atheisierendes Feld gibt und dazwischen ein spirituelles Feld. Die Kernfrage ist, ob es dem Religionsunterricht gelingt, die kulturelle Dimension der Religion ausreichend zu thematisieren. Mir scheint, dass der Religionsunterricht nicht nur für innerkirchliche Anliegen dienen sollte. Gleichzeitig gibt es paradoxerweise eine Repolitisierung der Religion. Es gibt Leute, die sagen: Um die Identität Europas zu sichern, braucht es einen Religionsunterricht. Wer sich vom konfessionellen Unterricht abmeldet, sollte aus kulturellen Gründen einen Religionen-Unterricht besuchen. Mir wäre der Ethikunterricht zu wenig.

derStandard.at: Wenn man das auf den Religionsunterricht an den Schulen umlegt, würden Sie also dafür plädieren, dass nicht nur das Christentum im Unterricht präsentiert wird, sondern auch andere Religionen?

Zulehner: Es ist völlig klar, dass jeder, der heutzutage Theologie studiert, eine große Basis-Kenntnis aller großen Weltreligionen braucht; einschließlich einer sehr einfühlsamen Kenntnis des Atheismus. Wir leben in einer Welt, die sich kulturell und religiös immer mehr durchmischt. Es ist eine Frage des Friedens, ob die Religionen einander schätzen und sagen, jede trägt irgendetwas vom Ringen um die Frage Gottes in sich. Der europäische Christ kann zum Beispiel vom Moslem lernen, dass das konkrete Alltagsleben mit dem Gottesglauben mehr zu tun hat, als wir in unserer Privatisierung heute meinen. Wir trennen heute feinsäuberlich Religion und Öffentlichkeit. Wir haben die Religion in die Sakristeien verbannt.

derStandard.at: Die Wertestudie zeigt, dass sich nicht einmal mehr jeder zweite Jugendliche als religiös bezeichnet. Was kann die Kirche den Jugendlichen überhaupt noch anbieten?

Zulehner: Die Frage ist, ob sich die jungen Leute wirklich von der religiösen Dimension des Lebens wegentwickeln. Daran habe ich Zweifel, denn gleichzeitig mit dem Rückzug des Begriffs „Religion“ stabilisiert sich trotzdem der Gottesglaube. Es scheint eine Art Säkularisierung oder Aufweichung des Begriffs „Religion“ zu geben, weil dieser Begriff immer noch sehr stark an die christlichen Kirchen gebunden ist. Die Kirchen haben ein so schlechtes Image, wie sie es sich eigentlich gar nicht verdienen. Kirchen mischen sich relativ stark ein in Fragen wie Ökologie und Gerechtigkeit. Das sind ja die Top-Themen der engagierten Jugendlichen. Dennoch ist es der katholischen Kirche in Österreich „gelungen“, dass sich eine Kluft entwickelt hat.

derStandard.at: Sie haben ja die Plakate der Atheismus-Kampagne grundsätzlich begrüßt. Die Initiatoren fordern aber auch das Ende staatlicher Förderungen für Religionsunterricht. Sie fragen: Wieso ist so ein s Religionsunterricht an öffentlichen Schulen noch gerechtfertigt?

Zulehner: Das ist leicht zu erklären. Im Grunde genommen verwaltet die Politik nur das, was gesellschaftlich an Leben vorhanden ist. Ein Staat erfindet die Gesellschaft nicht, sondern findet sie vor. In diesem Land sagen immerhin drei Viertel der Menschen: Wir stehen in der christlichen Tradition. Dann gibt es als zweitgrößte Gemeinschaft die Muslime. Dann kann man ja gar nicht anders, als diese Kräfte in einer angemessenen Weise am gesellschaftlichen Prozess zu beteiligen. Die Forderung der Atheisten vermischt hier die Ebenen.

derStandard.at: Genügt es da nicht, nur einen Ethik-Unterricht in den Schulen zu verankern?

Zulehner: Natürlich kann man ethische Prinzipien auch auf der Basis eines Atheismus oder eines gesunden Humanismus entwickeln. Solange aber 75 Prozent der Leute ihre Ethik auch religiös begründen, ist es sinnvoll, dass auch dort die Menschen geformt werden. Sie sollen lernen, wer sie sind, wie sie widerständig sein können und wie sie nicht ständig eine Unterwerfungsbereitschaft entwickeln, wie wir sie im Dritten Reich hatten. Wir entdecken, dass diese Unterwerfungsbereitschaft derzeit kulturell wieder begünstigt wird.

derStandard.at: Sind in österreichischen Schulen nicht viel zu sehr Anpassung und Gehorsam gefordert, nach dem Motto: „Ihr Kind fällt mir sehr positiv auf, es sagt nie etwas"?

Zulehner: Mich hat es schon in meiner 25-jährigen Lehrzeit an der Universität verwundert, dass die Studierenden immer fragloser geworden sind. Früher waren sie widerspenstiger, haben mehr dagegen gefragt. Am Schluss waren sie immer ruhiger und haben sich oft auch schon aufgeregt, wenn etwas öffentlich kritisiert wurde. Die Generationen haben sich verändert. Die jüngere Generation braucht mehr Ich-Stärke, mehr Kampffähigkeit, mehr Daseins-Kompetenz, auch die Fähigkeit, mit Unsicherheiten zu leben. Aber: Es wächst die Unsicherheit, und es schwindet die Daseins-Kompetenz. Bei der letzten Nationalratswahl hat sich gezeigt, wie massiv rechts die Unter-Dreißigjährigen gewählt haben. Das verdankt sich nicht H.-C. Strache, sondern einer Gesellschaft, die nicht mehr imstande ist, diese widerständigen Leute hervorzubringen.

derStandard.at: Sie werden sicher befürworten, dass Religionsunterricht auch religionskritisch sein muss. Die Religion per se in Frage zu stellen, ist auch okay?

Zulehner: Die Religion infrage zu stellen, ist gar nicht so schlecht. In dem Augenblick, wo der Mensch die Religion in Frage stellt, bewegt er sich auf dem religiösen Feld. Vielleicht im Modus der Negation, aber er kann gar nicht anders, weil es aufgrund der langen Tradition unserer Kultur so schwer ist, den Vokabel Gott vollkommen zu vergessen. Die Religionen müssten eigentlich am meisten fürchten, dass Gott gar nicht mehr in Frage gestellt wird.

derStandard.at: Katholische Privatschulen sind heutzutage oftmals noch „Inseln der Seligen". Schüler mit Migrationshintergrund oder aus schwierigen sozialen Verhältnissen gibt es in diesen Klassen nur wenige. Die Lebenswirklichkeiten werden an diesen Schulen nicht abgebildet. Ist das nicht eine schlechte Lehrstube für einen „guten Christen"?

Zulehner: Es gibt auch Pioniere im kirchlichen Bereich, etwa bei den Schulschwestern in der Friesgasse. Ich war bei der Maturafeier dabei, da

hatten beträchtlich viele Maturanten eine nicht-deutsche Muttersprache. Die Kirche hatte freilich auch eine Tradition, zu sagen: Wir dienen dem Christentum am besten, wenn wir die politische und soziale Elite formen können. Es gibt aber auch eine andere Tradition bei den Schulorden. Die Schulschwestern haben von Haus aus gesagt: Wir machen Mädchenbildung! Und das in einer Zeit, wo es noch überhaupt keine feministische Bewegung gab. Da haben diese Ordensleute tatsächlich so etwas wie eine Option für die Schwächeren etabliert.

derStandard.at: Die neue Mittelschule wird seit einigen Jahren debattiert und schön langsam eingeführt. Können Sie sich vorstellen, dass auch katholische Privatgymnasien sich dazu entschließen, zur neuen Mittelschule zu werden?

Zulehner: Das ist eine grundsätzliche Frage für die gesamte österreichische Politik, die meines Erachtens wirklich einen massiven Innovationsschub braucht, jenseits aller bisherigen ideologischen Grenzen. Ich glaube, dass die Schweiz, Deutschland und Österreich, als die letzten drei Länder, die die Kinder viel zu früh aufteilen, nachweislich kein zukunftsfähiges Schulsystem haben. Es gibt nach wie vor eine soziale Selektion, eine Bildungsungerechtigkeit, die auch in massive Armut und zwar auch kulturelle Armut mündet.

derStandard.at: Die Ökonomisierung hat mittlerweile längst auch die Bildung erreicht. Lässt sich dem entgegentreten, oder ist die „effiziente, schlanke Schule" nach dem Vorbild der Ökonomie der richtige Weg in unserer Zeit?

Zulehner: Wir kennen ja die Probleme etwa an den Universitäten, wo wir fragen: Wie viel Geld geben wir für die Naturwissenschaften aus und wie viel für die Geisteswissenschaften? Die Tendenz, maximal in die Naturwissenschaften zu investieren und die Geisteswissenschaften links liegen zu lassen, ist durchaus vorhanden. Dass die Wirtschaft sagt, sie braucht handlungsfähige Leute den Wirtschaftsbetrieben, ist legitim. Aber es ist zu wenig, wenn man die gesamte Schule auf ökonomistische Interessen zurückschneidet. Man raubt dem Menschen letztlich seine Flügel. Wir haben dann ein Arbeitsvieh erzogen aber keinen Menschen. Langfristig ist auch der innovatorischen Kraft der Wirtschaft gedient, wenn sie nicht nur nützliche Idioten erzieht.

derStandard.at: Merken Sie irgendwelche Auswirkungen und Veränderungen durch den Bologna-Prozess?

Zulehner: Das Bologna-Modell ist nicht von Haus aus schlecht. Wenn Studierende schneller fertig sind, bleiben vielleicht mehr Ressourcen für das Doktorratsstudium und die Forschung. Nur gibt es massive Widerstände gerade bei Verantwortlichen der römischen Kirchenleitung, die es strikt ablehnen, die Theologie in drei Jahren studierbar zu machen. Es braucht dafür immer fünf Jahre, man kann das in der kurzen Zeit nicht machen. Die Theologie ist möglicherweise das letzte universelle Fach ist, wo es wirklich um Gott, die Welt und alle einschlägigen Disziplinen geht. Die Juristen wehren sich aber genauso dagegen. Ich glaube, dass es fachspezifisch sehr unterschiedlich ist. Warum sollen die BWL-Studierenden nicht nach drei Jahren fertig sein? Meinetwegen gerne.

derStandard.at: Sie haben eine Studie gemacht unter dem Titel „Warum studieren so viele Theologie und werden so wenige Priester?“ Studieren wirklich so viele Theologie?

Zulehner: Wir haben in Wien in der langen Zeit meines Dekanats zunehmende Zahlen bei den Fachtheologen gehabt. Das hatte auch ein bisschen mit der Ostöffnung zu tun. Ich habe aber nicht den Eindruck, dass die Theologie uninteressant geworden ist. Die Kernfrage ist: Woher kommen in Zukunft die Leute? Die katholische Kirche könnte sich jederzeit dazu entscheiden, aus dem Pool derer, die an den theologischen Fakultäten sind und Priester werden möchten, weit mehr zu nehmen als nur die Männer, die ehelos leben wollen. Die Kirche könnte das eigentlich mit einem Federstrich verändern. Sie hat so viel Spielraum, dass es bedauerlich ist, dass wir unter dem Priestermangel überhaupt leiden.

2009 Über die Lage der katholischen Kirche in Österreich: [Profil]

Die österreichische Kirche befindet sich in einer heiklen Umbruchsituation. Die Leute überprüfen ihr Verhältnis zur Kirche und fragen sich: Was irritiert mich und was gewinne ich dabei?

Momentan hat man den Eindruck, dass sich die Kirche zu wenig um die Gratifikationen für die Menschen kümmert. In den Landgebieten zieht sie sich von den Leuten zurück, sie gibt Gemeinden auf, weil sie zu wenig Priester hat. Sie dünnt die Zahl der Eucharistiefeiern aus.

Das sind alles Signale dafür, dass sich die Kirche zu wenig um das geistige Wohl der kleinen Leute kümmert. Anderseits gibt es Interventionen am Kurs der Kirche, die gerade Leute in der Mitte, also nicht bloß am progressiven Flügel, sehr irritieren. Die Gratifikationen sinken, die Irritationen steigen. Das ist in einer Zeit, wo die Leute wählerischer werden der Kirche gegenüber, keine kluge Politik.

Über die Bestellung des neuen Linzer Weihbischofs

Der Vatikan ist weit weg von Österreich. Die umstrittenen Bischofsernennungen nach Kardinal König und die, die jetzt getroffen werden, sind alle in Österreich gemacht worden. Es gibt eine sehr starke konservative Lobby, die in Oberösterreich unter Bischof Aichern zurückgedrängt worden war und lange nichts zu sagen hatte. Diese wurde durch die Ernennung von Bischof Schwarz wieder gestärkt und organisiert sich immer mehr, auch über eigene Medien wie Kathnet und Gloria TV. Die sind sehr gut organisiert. Ich habe zahlreiche böse Mails erhalten, die in die tiefste Schublade der Beleidigungen greifen.

Über den „Linzer Priesterkreis“

Dieser muss tatsächlich über einen sehr guten Draht in den Vatikan verfügen, vielleicht sogar bis zum Papst. Das ist freilich verwunderlich. Nach meinen Recherchen stand ja Wagner schon bei der Ernennung des Linzer Bischofs Schwarz auf der Liste, aber Rom hat ihn – auch in Absprache mit dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal Schönborn, - deshalb nicht genommen, weil es damals schon hieß, Wagner würde zu sehr polarisieren.

Beim Bischof haben sich diese Kreise noch gebeugt, aber jetzt haben sie gepunktet. Der Preis dafür ist natürlich hoch: Es gewinnt der Priesterkreis, und es verliert die Diözese.

Was bei den Sommerakademien dieses Priesterkreises alles gesagt wurde, ist teilweise abenteuerlich. Professor Anton Ziegenaus aus Augsburg erklärte dort: „Ein Gott, der immer nur vergeben und lieben darf, verliert jede männliche Persönlichkeitsstruktur“. Und keiner der dort anwesenden Bischöfe oder Kardinäle steht auf und sagt: Deus caritas est, wie Ratzinger selber schrieb.

Über die Piusbruderschaft und die Rolle des Papstes

Der Papst ist ein herausragender europäischer Intellektueller, der aber – so zeigt sich immer mehr - den leider gar nicht so kleinen kirchenpolitischen Alltag zu wenig ernst nimmt. Er lässt andere Kreise im Vatikan eigenständig handeln und ist dann sehr erstaunt, dass – wie bei der Rücknahme der

Exkommunikation der vier Piusbruderschaft-Bischöfe - plötzlich ein Holocaust-Leugner darunter ist. Aber das diplomatische Geschick des Papstes ist schon seit seiner Regensburger Rede (mit der Kritik an Mohammed, Anm.) immer wieder ein Thema. War das mit der tridentinischen Messe klug, war es mit der Juden-Fürbitte am Karfreitag gut, oder mit der Rücknahme der Exkommunizierung der vier Bischöfe der Piusbruderschaft, ohne vorher auch deren Stellung zum Konzil zu klären? Der katholischen Kirche kommt offenbar das diplomatische Augenmaß, das ihr immer eigen war, abhanden.

Über die Ansichten des künftigen Linzer Weihbischofs

Man muss an der Theologie des neuen Weihbischofs Kritik üben. Er beruft sich auf das Konzil und sagt dann: Alles, was in der Kirche gelehrt wird, kommt nur vom Papst und den Bischöfen. Die Laien hätte dabei nichts zu sagen. Das ist ein hanebüchener Unsinn, auch theologisch. Welche Rolle spielte denn Franz von Assisi, den er so schätzt? Der war ein Laie so wie Therese von Avila oder Nikolaus von der Flühe, der Nationalheilige der Schweiz. Und nicht zuletzt waren es die Frauen am Fischmarkt von Ephesus, die die Kirche vor dem Arianismus (dass Jesus nur Mensch ist) bewahrt haben – und das gegen den Mainstream der Bischöfe. Wagner sollte die Theologie der Taufe und Firmung ernstnehmen sowie die Aussage des Konzils, dass es eine fundamentale Gleichheit an Würde unter allen Gläubigen gibt, die wiedergeboren sind in der Taufe durch Jesus Christus.

Über Wagners Meinung, die Zerstörung von New Orleans sei eine Strafe Gottes gewesen

Diese Aussage ist für mich schlicht Gotteslästerung. Denn er bringt Gott damit in einen ganz miserablen Ruf, und das wider alle biblische Rede von Jesus, der eben nicht akzeptiert, dass die Kinder für die Sünden der Väter gestraft werden und von dem Benedikt XVI. schreibt „Deus caritas est“, Gott ist lautere Liebe. Was Wagner da vertritt, ist tiefstes Heidentum. Das hat mit der Lehre Jesu nichts zu tun, sondern stellt im Gegenteil einen Verrat an ihr dar. Da regen sich die Leute zu Recht auf; sie haben mehr Glaubenssinn als der künftige Weihbischof. Hier ist im Übrigen ein dringender Handlungsbedarf für die Bischöfe selbst, sie werden ihren neuen Mitbischof zur Rede zu stellen haben, und das öffentlich, weil auch das Ärgernis schon öffentlich ist. Denn wer so über Gott redet, macht sich daran schuldig, dass sich Menschen von Gott abwenden. Es ist ein nur schwacher Trost, dass sie dann einen Gott leugnen, den es Gott sei Dank nicht gibt. Hier ist genauso ein öffentlicher Widerruf zu fordern wie vom Holocaustleugnenden Bischof. Vorher sollte die Weihe nicht sein.

2009 Das Kreuzurteil [Tygodnik Powszechny]

Das „Kreuz-Urteil“ des Europäischen Menschenrechtsgerichtshofs ist Ausdruck eines Ringens um die Auslegung des Begriffs „Religionsfreiheit“ und darum, wie sie politisch zu gestalten ist. Es gibt zwei Wege. Der erste ist der Weg einer „negativen Religionsfreiheit“: sie beruht darauf, dass in der Öffentlichkeit nichts vorkommen darf, was mit der Religion zu tun hat, darunter religiöse Symbole. Dies betrifft übrigens alle Religionen – egal, ob Christentum oder den Islam. Das andere Konzept der Religionsfreiheit sehe ich als eine „positive Religionsfreiheit“: danach haben Religionen das Recht, sich frei im gesellschaftlichen Leben darzustellen und sichtbar zu machen.

Das Urteil des Menschenrechtsgerichtshofs in Straßburg ist auf dem Konzept der negativen Religionsfreiheit begründet. Sollte man konsequent die Spur dieses Konzepts verfolgen, würde man letztlich die Religionsfreiheit vernichten. Denn es verlangt, dass gar keine Religion im öffentlichen Raum vorkommen darf – außer der „Religion der laïcité“. Dieser Begriff ist auf Frankreich zurückzuführen, wo die Religion aus der Öffentlichkeit längst verdrängt und eine Art „Staatsreligion“ (unter dem Namen „laïcité“) eingeführt wurde. Ich nenne das Religion, denn der atheistische Humanismus ist auch eine Weltanschauung wie Religionen. Um konsequent zu sein, dürfte dann niemand auch im Namen des Atheismus öffentlich auftreten. Das wäre unlogisch. Und so gesehen, ist das nicht eine Religionsfreiheit, sondern eine Art negatives Religionsmonopol des Staates, in dem der Sinn der Religionsfreiheit verloren geht. Obwohl also das „Kreuz-Urteil“ im Namen der Religionsfreiheit gesprochen wurde, schützt es die Religionsfreiheit nicht, sondern macht sie unmöglich.

Ich bin überzeugt, dass dieses Urteil keinen Bestand haben wird. Italien hat angekündigt, dagegen Einspruch zu erheben und es wird sicherlich Erfolg haben. Dabei betrifft das Problem andere Länder, auch Österreich, wo durch das Konkordat versichert wird, dass Kreuze in Klassenzimmern

hängen können und dass die religiöse Erziehung zu dem Grundgesetz der Schule gehört. Länder wie Österreich müssten, um solch einem Urteil gerecht zu werden – sollte es eines Tages im Falle Österreich gesprochen werden – ihre Verfassungen ändern. Davon abgesehen, dass das politisch nicht machbar wäre, würde das Europa nur schaden, dessen Geschichte durch das Christentum geprägt ist. Man müsste nicht nur viele Symbole im öffentlichen Leben entfernen. Zugespitzt: man dürfte sogar keine Bücher lesen, wo religiöse Motive vorhanden sind, keinen Schiller, keinen Goethe. Das Christentum ist in einer dichten Art und Weise nicht nur in Symbolen präsent, sondern auch in Kultur und im Alltag. Der Mensch in Europa kommt immer wieder mit dem Christentum in Berührung. Das ist unvermeidbar.

Sollte dieses Urteil nicht revidiert werden, würde Europa seine Kultur verraten. Denn das ist auch ein Kultur-, nicht nur ein Religionsproblem. In Europa ist langfristig nur eine „positive Religionsfreiheit“ möglich. Es sei denn, jemand will eine totalitäre Staatsreligion, die „laïcité“ heisst.

2010 Zwanzig Jahre lang nicht angekommen [Salzburger Nachrichten]

1990 haben wir den damaligen Bischof von Budweis, Miloslav Vlk, zu einem Symposium nach Wien geladen. Er sollte von den Erfahrungen der Kirche in der kommunistischen Tschechoslowakei berichten. Und von den Hoffnungen, die er nunmehr, nach dem Fall des Kommunismus, für die Kirche in seinem Land hege. Er sagte in Anspielung an die Biblischen Erzählungen: „Nicht wie Milch und Honig“. Man habe einen Aufbruch erwartet, dass die Menschen nach dem Wegfall des antikirchlichen Drucks des Kommunismus wieder in die Kirchen kommen würden. Genau das sei aber nicht passiert.

Die Lage in der ehemaligen DDR, dem heutigen Ostdeutschland, ist wie in Tschechien. Sie sind zwei von den „atheisierenden Kulturen“ in dem ehedem durchchristianisierten Europa. Christen sind eine verschwindende Minderheit. Es gebe wenige Protestanten und ganz wenige Katholiken.

In einer Langzeitstudie, durchgeführt 1997 und 2007 zeigte sich zudem, dass die Menschen in diesen beiden Kulturen auf die nächsten Jahre hin auch keine positive Entwicklung für die Kirchen sehen. Das ist eine Vorausschau, welche kein gutes Omen für die christlichen Kirchen in den beiden atheisierenden Kulturen darstellt. Eher noch verschärft eine solche „Prognose“ die schwierige Lage der Kirchen im Sinn einer self-fulfilling-prophecy.

Religionssoziologen suchen nach Erklärungen für diese Situation. Vielleicht haben jene Recht, die vermuten, dass Ostdeutschland so etwas hat wie eine „atheistische Volkskirche“. Wer dort geborgen wird, gehört selbstverständlich zu keiner Kirche. Er glaubt auch nicht an Gott. Ostdeutschland scheint so etwas zu sein wie das katholische Bayern mit umgekehrten Vorzeichen. Der soziokulturelle Druck ist in beiden Ländern hoch. In Bayern wirkt er in Richtung Glaube und Kirchenmitgliedschaft, wenngleich auch mit abnehmender Kraft; in Ostdeutschland in Richtung Unglauben und Nichtmitgliedschaft.

Stabilisiert wird diese atheistische Volkskirche auch durch Lebenswendenrituale. Diese binden die Bayern an die Kirche, die Ostdeutschen an säkulare Vereine, welche vor allem die Jugendweihe veranstalten, manchmal Geburtsrituale zelebrieren und selten Beerdigungen machen.

Einen Vorteil haben die christlichen Kirchen in Ostdeutschland. Anders als in Bayern haben sie nicht mehr zu verlieren. Zudem sind den Menschen Gott und die Kirche so weit weg, dass sie auch kaum noch Aggressionen gegen sie aufbringen. Dem evangelischen Bischof Noak (er soll es vom Theologen W. Kröpcke geliehen haben) ist die Formel zu verdanken: Die Menschen (in Ostdeutschland) haben schon vergessen, dass sie Gott vergessen haben.

Das macht die Kirchen bescheiden, aber auch innovativ. Der nunmehrige Weihbischof in Erfurt, lange Dompfarrer, hat Weihnachten für Atheisten zu feiern begonnen. Mit einer vollen Kirche, scheel angesehen von den alteingesessenen Katholiken. Er macht auch Gedächtnisfeiern für jene, die nicht wissen, wohin die Stadtverwaltung ihre Toten entsorgt hat. Auch die Valentinsfeiern für Liebende sind ihm zu verdanken. Die Kirche beginnt also ganz bescheiden und knüpft eher an Ratlosigkeiten und Sehnsüchten an,

denn an eben nicht mehr vorhandener Christlichkeit. Ansonsten gibt es ganz kleine „heiße Kerne“, intensive Gemeinden, die aber wie in kommunistischen Zeiten kaum über den Kirchenraum wirksam sind. Die wenigen nach dem Kommunismus wieder begonnen Schulen der Kirchen erfreuen sich allerdings eines ausgezeichneten Rufs und Zulaufs.

Könnte es sein, dass die Kirchen in den atheisierenden Ländern Lernorte für das künftige Europa sind? Es scheint nicht ausgeschlossen, dass der atheisierende Trend, den Fachleute neben einem außerkirchlichen spirituellen Trend beobachten, nicht auch andere Kulturen erfasst, in denen die Kirchen noch kräftiger und vitaler, aber allesamt in einer tiefen Umbaukrise sind.

2011 „Die Natur liegt ständig in den Wehen“ [Salzburger Nachrichten]

Die Welt ist nicht fertig, sondern im Werden. Die Frage nach dem Bösen und dem Leid bleibt unbeantwortbar. Von Josef Bruckmoser.

Der Wiener Theologe und Pastoralsoziologe Paul M. Zulehner beschreibt die Schöpfung als einen ständigen Geburtsvorgang voller schmerzhafter Wehen. Die Frage, warum dabei Kinder und Unschuldige sterben müssen, „bleibt für uns unbeantwortbar“, sagt Zulehner im SN-Gespräch:

SN: Herr Zulehner, in der Bibel steht, macht euch die Erde untertan. Warum ist das ein ewiger Kampf: Mensch und Natur?

Zulehner: Wir unterschätzen die Größe und die Entwicklung der Natur. Sie hat wesentlich mehr Kraft als wir zähmen können. Die deutsche Mystik im Mittelalter hat gesagt, die Schöpfung ist ein ständiger Gebärvorgang, eine andauernde Geburt mit unglaublichen Wehen. Sich diese Natur „untertan“ zu machen heißt dann, der Mensch muss lernen, mit diesen Voraussetzungen zu leben, er muss zusehen, wie er auch mit vorhersehbaren Katastrophen wie ein Erdbeben und Tsunamis leben kann. Es ist erstaunlich, wie Japan gelernt hat, in der Bauweise der Hochhäuser dem Rechnung zu tragen. Wir sind also dabei, vorzusorgen, aber mit dieser jetzigen Wucht hat wohl auch in Japan niemand gerechnet.

SN: Der Mensch hinkt hinter der Urgewalt der Natur hinterher.

Zulehner: Weil er offenbar nur aus schlechten Erfahrungen lernt. Die mächtigen Tsunamis der vergangenen Jahre haben dazu geführt, dass es jetzt ein besseres Vorwarnsystem gibt. Die Herausforderung ist, nach unserem Wissen zu handeln. Wir wissen, dass durch die Erderwärmung der Meeresspiegel steigen wird. Wenn das so ist, müssten wir schon jetzt dazu bereit sein und damit beginnen, die Menschen in Bangladesh umsiedeln. Sie können vorhersehbar dort auf Dauer nicht leben.

SN: Ein Erdbeben ist eine Naturkatastrophe. Sie wird aber durch die Atomkraftwerke, die der Mensch gebaut hat, noch verschärft.

Zulehner: Es liegt in der Natur der Wissenschaft, dass sie neugierig ist und Grenzen überschreitet – ob das die Atomphysik ist oder die Gentechnik. Wir müssen die Naturwissenschaften nützen, um die Menschheit am Leben zu erhalten. Aber wir müssen eine viel größere Sensibilität entwickeln für die Abwägung der Risiken, die umso unkontrollierbarer werden, je mehr Kräfte der Natur wir zähmen und freisetzen. Da sind diejenigen, die forschen, und diejenigen, die mahnen wichtig. Sie müssen miteinander im Gespräch bleiben, damit das unvermeidliche Risiko minimiert werden kann. Wir können nicht maximale wirtschaftliche Entwicklung und maximale Sicherheit gleichzeitig haben.

SN: Die Ethik läuft aber der wissenschaftlich-technischen Entwicklung meist hinterher.

Zulehner: Der Zugriff auf den Atomkern und auf den Zellkern ist möglich geworden. Das sind die zwei enormen Herausforderungen. Da muss der Mensch sehr behutsam in einem maximalen Freiheitsraum forschen, aber sich gleichzeitig immer die ethische Frage nach den Risiken gefallen lassen. Zu Recht leistet sich dafür gute Politik Ethikkommissionen. Letztlich werden wir

aber sagen müssen, dieses All, in das wir hineingestellt sind, hat letztlich eine unzähmbare Kraft, über die wir nie die Herren sein werden.

SN: Gibt es aus der Bibel Hinweise, wo die Grenzen liegen? Ist es eine Sünde, eine AKW zu bauen?

Zulehner: Das ist eine Frage an die Vernunft, nicht an die Bibel. Dem Menschen ist der Verstand gegeben, um zu sehen, welche Möglichkeiten ihm die Natur bietet, um das Leben für möglichst viele Menschen friedlich und zumindest in Ansätzen gut zu gestalten. Der Mensch muss diese Vernunft so nützen, dass er mit den Bedingungen der Natur im Einklang steht und nicht wie der Zauberlehrling Kräfte freisetzt, die er nicht mehr zähmen kann.

Das Christentum ist der Appell abzuwägen, ob das, was wir können, so gestaltbar ist, dass die Risiken verantwortbar bleiben. Der Mensch muss technische Möglichkeiten, die er ausgeforscht hat, auch zurückstellen, wenn die Vernunft ihm sagt: Das geht nicht, weil es zu riskant ist.

SN: Ist es nicht schon in der Bibel so, dass Gott die Sintflut schickt? Kann man Gott freisprechen von dem Unglück, das Menschen trifft?

Zulehner: Das ist eine ganz, ganz dunkle Frage. Die Menschen haben sich ausgeliefert gefühlt und gedacht, dass Gott wie ein Handwerker an der Welt arbeitet. Dem steht das andere Schöpfungsbild gegenüber, dass Gott ständig am Gebären dieser Welt ist, dass er mitten drinnen steht in diesem Geburtsvorgang. Da bekommt das Ganze eine andere Dimension. Gebärende Frauen wissen darum. Besonders seit dem verheerenden Erdbeben in Lissabon im Jahr 1775 stellt sich aber die Theodizeefrage bei solchen Naturkatastrophen ganz radikal: Warum trifft es mich? Was ist das für ein Gott, der Menschen, die in Lissabon in einer Kirche zum Gottesdienst versammelt waren, sterben lässt?

Wenn wir diese Frage konsequent zu Ende denken, bleibt sie an Gott hängen. Aber wir wissen keine Antwort. Der Konzilstheologe Karl Rahner hat das einmal so formuliert 'Wenn ich bei Gott ankomme, werde ich ihn als Erstes fragen: Warum das Leid?'

SN: Bleibt am Ende nur die Klage des alttestamentlichen Hiob, so wie die Klage einer Mutter: Warum musste mein Kind in diesem Tsunami sterben?

Zulehner: Ja, aber es bleibt auch die Solidarität in der Einen Welt, die bei solchen Katastrophen immer stärker wird. Diese globalisierte Solidarität ist die einzige Antwort auf die unlösbare Frage des Warums: So miteinander umzugehen, dass wir die, die ins Leid geraten, auffangen und mittragen. Das Leid, dass die Natur ein Kind widernatürlich früh aus dem Leben reißt, braucht keine Erklärungen, es braucht Mitgefühl.

SN: In der Kirche ist die Meinung nicht ausgerottet, dass Naturkatastrophen eine Strafe Gottes sind.

Zulehner: Das ist ein sehr heidnisches Gottesbild, das nicht mit der Bibel in Einklang steht. Wir dürfen bei solchen Katastrophen nicht individualistisch denken. Das hat nichts mit Schuld oder Unschuld des einzelnen zu tun, sondern es ist ein Stück Evolutionsgeschichte. Christen sagen nicht, dass die Geschichte immer ohne Leiden verläuft, sondern sie sagen, dass dieser andauernde Geburtsvorgang der Welt am Ende in eine Vollendung.

SN: Das Christentum behauptet aber, die Menschheit sei durch Jesus schon erlöst.

Zulehner: Alle Menschen sind auf dem Weg hinein in jenes Heil, das in Jesus schon begonnen hat. Das ist die Verheißung – nicht, dass es jetzt kein Leiden gibt. An Jesus selbst sehen wir, dass dieser Weg durch die Ur-Passion hindurchführt: durch den Tod.

2011 Chance durch Verbuntung von Welt und Kirche [Academia superior]

„Eine neue ‚Verbuntung' von Welt und Kirche wird auf uns zukommen", meint Univ. Prof. Paul Zulehner beim Beiratsgespräch im U-Hof in Linz. Der anerkannter Pastoraltheologe und –soziologe ist in vielen Diözesen unterwegs, „um die Entwicklung der spirituellen Dimension in den europäischen Kulturen anzuschauen". Zulehner hat mit seinen europäischen Werte-Studien einen Überblick darüber, wie sich Gesellschaft und Kirche ändern, wie sich neue Entwicklungen darstellen und abzeichnen. Er zieht aus heutiger Sicht den Schluss daraus. „Ziel kann ist nicht eine Monokultur des Glaubens, sondern eine neue weltanschauliche Verbuntung". Er ist auch überzeugt, dass sich die Religionen auf der politischen Bühne zurückmelden und nicht ins Private abgedrängt werden. Ein Grund liegt alleine schon im wandernden Islam. Außerdem gibt es 43% „kämpferische Kulturchristen". Zulehner hofft, dass diese Vielfalt als Chance begriffen wird und es ist alles zu tun, „damit es nicht zu einem Clash of Religions kommt." Dabei wir die Gerechtigkeitsfrage eine große Rolle spielen.

Kann die Verantwortung mithalten?

„Da mein Vater am Patentamt gearbeitet hat, bin ich schon von klein auf an allen Neuerungen interessiert gewesen und das bin ich bis heute", erzählt Zulehner: „Der unglaubliche Fortschritt in der Wissenschaft hat mich schon überrascht und ich frage mich oft, ob die Verantwortung hier mithalten kann." Er spricht den Zugriff auf den Zellkern und ebenso auf den Atomkern an. Es ist ihm wichtig, dass gerade aus den Religionen der Impuls über Verantwortung in den öffentlichen Diskurs eingebracht wird.

Pluralitätslust, - toleranz, -management

Worauf es in der Politik ankommen wird? Die Antwort auf diese Frage skizziert Zulehner so: „Vielfalt ist toll und deshalb braucht es eine Pluralitätslust. Gerade in der Politik ist davon wenig zu spüren. Das braucht weiter die Pluralitätstoleranz. Wir dürfen uns freuen an den Stärken der anderen und lassen die Leiden der anderen an uns heran. In besonderer Weise braucht es gesellschaftlich ein Pluralitätsmanagement. Es geht darum, dass diese Vielfalt vielfältig bleibt und gerecht wird." Zulehner sieht heute weit verbreitete Phobien, die genau hier dagegen arbeiten und im politischen Alltag geschürt werden. Wir brauchen viele, die für einen Teil oder Aspekt denken. Wir brauchen aber ebenso viele, die für das Ganze denken, eben „Staatspolitiker". Warum er im Beirat von ACADEMIA SUPERIOR ist? „Das Networking mit Leute, die zur selben Situation einen ganz anderen Zugang haben, hat mich gereizt", meint Zulehner und weist auf die besondere Bedeutung der „Interdisziplinarität und Durchlässigkeit" hin. Bevor er wieder aufbricht zum Studientag mit Pfarrgemeinderäten betont Zulehner die individuelle Verantwortung jedes einzelnen in seiner Situation, „ob in der Politik oder in der Kirche".

2011 125 Jahre Rerum novarum [Kurier]

Aus der Biographie von Papst Leo XIII. war es ja nicht unbedingt zu erwarten, dass er mit solch einer Enzyklika einen Aufbruch des Papsttums in die Moderne setzen würde.

Das kann man so sagen. Aber man muss auch wissen, dass er aus der Schweiz und Österreich - auch bei einer Audienz - dafür gewonnen wurde, endlich hoch kirchlicherseits zu den tiefgreifenden Veränderungen damals in Gesellschaft und Arbeitswelt Stellung zu nehmen.

Die Stärke von Papst Leo XIII. war, dass er offenbar gut zuhören konnte – und sich auch zuarbeiten ließ bei dieser Enzyklika.

Kann man sagen, dass die Enzyklika „Rerum novarum" den Aufbruch des Papsttums in die moderne Gesellschaft markiert?

Die katholische Kirche hat sich damit in der Sozial- und Arbeitspolitik positioniert – viel stärker als die anderen christlichen Konfessionen. Was die katholische Kirche betrifft – das geht bis hin zur Enzyklika „Gaudium et spes" – da heißt der Schlüssel immer: Man kann Gottesliebe und Nächstenliebe nicht trennen. Da kommt es eben zum berühmten Zitat von Papst Paul VI., dass eben Politik die wirksamste Form der Nächstenliebe ist.

Also ist der 120. Jahrestag der Enzyklika „Rerum novarum" doch ein Jahrestag, der es verdient, beachtet zu werden – auch kirchenpolitisch?

Auf jeden Fall. Und es ist eine Anerkennung der durch die Industrialisierung veränderten gesellschaftlichen Grundstrukturen. Denn bis dahin – und auch nachher noch – flackert immer wieder auf, dass die Kirche ja eigentlich vormoderne Lösungsmodelle hatte. Etwa mit dem vierten Stand und der Ständegesellschaft. Leo XIII. nimmt die Spannung zwischen Kapital und Arbeit doch zur Kenntnis. Dahinter geht die katholische Soziallehre heute nicht mehr zurück.

Ist die katholische Soziallehre heute ausreichend mit Leben erfüllt?

Sie entwickelt sich ständig weiter. Das ist auch unbedingt notwendig, weil sich ja auch die Fragestellungen weiterentwickeln – zum Beispiel durch technische Innovationen. Es ist ja seither auch der Sprung von der Industrie- in die Informationsgesellschaft passiert. Die ökologische Frage stellt sich heute mit einer Schärfe ohnegleichen - durch Tschernobyl und Fukushima etc. Der Zugriff zum Zellkern und zum Atomkern – das sind meiner Meinung nach die zwei großen politischen Provokationen, zu denen die Kirche Stellung nehmen muss. Ich glaube, dass wir etwa in der ökologischen Frage noch hohen Entwicklungsbedarf haben in der katholischen Soziallehre. Da hatte hat Josef Riegler mit seiner ökosozialen Marktwirtschaft tatsächlich die Nase vorn! Damit wurde er ja geradezu zu einem Propheten der katholischen Soziallehre.

Es bewahrheitet sich immer mehr: Sowohl die marxistische Lösung, die sich auf das Soziale und Gesellschaftliche allein beschränkt, als auch die liberalistische Lösung sind historische Sackgassen. Der Kommunismus ist wirtschaftlich gescheitert – und der Liberalismus tut das ja letztendlich heute ebenfalls.

Die katholische Kirche hat mit ihrem Versuch der Balance ein hochmodernes gesellschaftspolitisches Prinzip entwickelt.

Das wurde ja im Zuge des Seligsprechungs-Verfahrens für Johannes Paul II. wieder betont.

Ja gewiss. Und auch der Jahrestag von „Rerum novarum“ trägt dazu bei. Das ist ja euch erfreulich, denn Jubiläen ja immer auch Visionszeiten, zu denen man sich erinnert, aber auch auftankt für die Zukunft.

Ende des 19. Jahrhunderts hat die christliche Soziallehre doch sehr starken Einfluss auf die Parteienpolitik gehabt – besonders auf die christlichsoziale Politik, siehe Vogelsang oder Kunschak …

... oder umgekehrt. Die christliche Soziallehre kam ja aus der christlichsozialen Bewegung. Das muss man auch würdigend sagen. Vogelsang war auch bei dieser Freiburger Vereinigung dabei. Auch Schindler, dann nachher Lueger, Kunschak etc. Die haben aus der Praxis Impulse in die Theorie zurückgegeben. Die Soziallehre ist keine Einbahnstraße – sondern eine sehr dialektische Angelegenheit im Wechselspiel zwischen präziser Wahrnehmung, Analyse der Entwicklungen und einer Prinzipienlehre, die zwar sehr grundsätzlich ist, aber doch auch einen hohen Anwendungsgrad braucht. Es braucht immer die Adjustierung an die aktuelle Situation – das ist auch die Stärke der katholischen Soziallehre. Also: Leitplanken, zwischen denen man fahren muss. Und das Entscheidende ist das Fahren – und nicht die Leitplanken.

Kommt es daher, das die katholische Soziallehre heute nicht mehr parteipolitische Präferenz ist, sondern parteien-übergreifend gilt?

Ja – und sie stellt auch jede Partei auf den Prüfstand. Das war ja auch immer die Position von Kardinal König: Er war ja nie für Äquidistanz Kirche-Politik. Das hat man ihm einfach unterschoben. Er hat immer gesagt: Wir positionieren uns – und die Parteien sollen sagen, ob sie (zu unserer Position) nah oder fern sind. Das ist schon eine völlig andere Logik. So funktioniert eben die ganze katholische Soziallehre: Sie ist eine Art Selbst-Positionierung – aber keine Fußnoten-Positionierung im Programm von Parteien und Personen. Es sind Beunruhigungen und Ermutigungen.

2011 Wie weit ist und bleibt Europa christlich? [Wiener Zeitung]

Ein Gespräch mit dem Theologen Paul M. M. Zulehner

Von Heiner Boberski

Blumenwiese statt Sportrasen

„Wiener Zeitung“: Wie hoch ist der Anteil der religiösen, gläubigen Menschen in Europa?

Paul M. Zulehner: Es gibt gewaltige Unterschiede und Abstufungen zwischen den einzelnen Ländern. Der Kontinent ist zweifellos religiös nach wie vor hoch aufgeladen. Die Werte für Religiosität sind in der europäischen Wertestudie zwar leicht fallend, es kann aber auch sein, dass die Religiosität transformiert in einer Kultur, die immer mehr Bildung, Bewusstsein und Rationalität hat, wo zugleich die Religion innerlich in einem positiven Sinn des Wortes säkularer, weltlicher, rationaler wird. Da ändert sie sich auch, und da sind die Leute nicht mehr so emotional, dass sie gleich mit der ersten Geige sagen: ich bin religiös. Das kann auch sehr cool daherkommen. Aber zwei Drittel konnotieren sich selber mit religiös, schick ist es heute, vor allem bei Frauen, zu sagen: spirituell, weil das weniger Kirche assoziiert. Die eigentliche Krise in Europa betrifft nicht die Religiosität, sondern die religiösen Agenturen, die Institutionen, die für etwas stehen und die glauben, sie könnten wie ehedem mit Hilfe staatlicher Macht die Leute auf ihre Linie bringen. Das haut nicht mehr hin.

Wie weit trifft die Meinung zu, Europa sei längst nicht mehr christlich?

Das ist die alte Säkularisierungsthese. Der Philosoph Konrad Paul Liessmann spielt auf diesem Klavier. Er meint, die Schulen sollen zugeben, dass Österreich nicht mehr christlich ist, der Religionsunterricht sollte raus, und wenn es einen Unterricht gibt, dann einen Unterricht in säkularer Ethik. Bei ihm gibt es entweder Christentum oder Säkularität. Und das ist einer der empirischen Megafehler der Religionssoziologie der 70er Jahre gewesen. Man hat gemeint, Europa sei munter dabei, sich zu säkularisieren, und was überbleibt ist ein aufgeklärter, gottfreier und daher den Menschen alles überlassender, wunderbarer, fortschrittsfreudiger und endlich humaner und gewaltloser Humanismus. Das spielt es aber nicht. Die Schweizer haben dazu eine tolle Studie gemacht: „Religionen, Staat und Gesellschaft“* mit 28 Studien des Nationalfonds, die jetzt in einem Buch gebündelt worden sind.

Wohin geht nun der Trend aus Ihrer Sicht?

Die Entwicklung geht von der christlichen Monokultur zur weltanschaullichen Verbuntung, in Österreich vom katholischen Sportrasen zur überbunten Blumenwiese. Darum habe ich meine letzte Österreich-Studie „Verbuntung“ genannt, denn das ist der Megatrend. Innerhalb der Buntheit gibt es natürlich die Kirchlichen, aber auch die Muslime, die Buddhisten, die Säkularen, aber auch die Skeptiker oder die religiösen Vagabunden. Man kann wirklich nicht sagen, Europa sei säkularisiert, das ist völlig daneben. Die Zukunft gehört der weltanschaulichen Vielfalt, nicht einer monotonen Säkularität.

Man kann jetzt noch fragen, welche Rolle das Christentum in dieser Situation spielt. Es gibt plötzlich viele Kulturchristen, Leute, die wahrnehmen, da

kommen Muslime, die sind gläubiger, haben mehr Kinder und kein Problem, ihre Religiosität ungeniert zu leben. Da läuft es vielen Europäern kalt über den Rücken, und sie sagen: Wir müssen jetzt wieder ein „christliches Europa" verfechten, das christliche Abendland ist wieder in. 70 Prozent der Bevölkerung sind Kulturchristen, die Hälfte von ihnen ist hoch aggressiv. Kulturchristen sind nicht unbedingt religiös. Ihre Religion dient vielmehr zur Abgrenzung gegenüber dem Islam, der für das Fremde und Bedrohliche steht.

Dabei ist das Christliche in Europa tief eingegraben. Wir werden uns jedenfalls in Europa keinen Platz des Himmlischen Friedens leisten können, wo man den Einzelmenschen wegmähen kann, wenn es der Partei nützt. In China hat man ein anderes Bewusstsein vom einzelnen Menschen, der zählt dort nicht. In Europa zählt die Person, die Unantastbarkeit, die großen Freiheiten. Da hat Europa schon einiges hervorgebracht, auch im Sozialstaat, im Bildungswesen, das sind Derivate einer langjährigen christlichen Geschichte, die sich langsam emanzipiert haben vom Christentum.

Ist nicht die Kirche auch über vieles drübergefahren, zum Beispiel zurzeit der Inquisition?

Es gab brutale, religiös-konfessionelle Säuberungen. Aber das haben vor allem die politischen Fürsten, hierzulande die Habsburger, gemacht. Zur Inquisition gibt es ein interessantes Buch von Hans Conrad Zander, wonach die Inquisition ein Versuch war, mittels ordentlicher Verfahren die Willkür der Regionalfürsten zu zähmen, die mit Hilfe der Ketzerprozesse und Hexenverfolgungen unliebsame Konkurrenten aus dem Weg schafften. Zander bringt da viele historische Belege. Ich glaube schon, dass dabei Fehler gemacht wurden, aber man weiß heute, dass die Französische Revolution mehr Köpfe gekostet hat als die Inquisition.

Die Institution Kirche ist jedenfalls heute in der Krise, es gibt einen deutlichen zahlenmäßigen Rückgang.

Ich weigere mich das Wort Krise für die Kirchen zu verwenden. Die sind in einer Transformation, erleben einen Umbau. Es ist ein Riesenfehler, rückwärtsgewandte Benchmarks zu setzen und zu sagen: „Jetzt haben wir nur noch." Woran misst man dieses „nur noch"? Man misst es an der Konstantinischen Ära, als das Christentum Staatsreligion war, und meint, es müssten 100 Prozent sein und es gehe ständig bergab. Ich könnte aber auch sagen: Welch ein Wunder, 19 Prozent der Katholiken, 750.000, gehen am Sonntag in Österreich in die Kirche. Die aufgenötigte Kirchenmitgliedschaft ist passé. Wir haben keine Volkskirche mehr, sondern eine Kirche im Volk. Der biblische Normalfall ist: Salz der Erde und Licht der Welt, aber nicht, dass Salz und Suppe identisch sind.

Wie sehen Ihre Prognosen für die Zukunft aus?

Natürlich gibt es eine Atheisierung, eine wachsende Zahl von Leuten, die ihr Leben ohne jede religiöse Wohltat verbringen. Zugleich gibt es eine wachsende Spiritualisierung. In der Politik wird es wegen dieser Stärkung dieser zwei Pole ziemliche Kulturkämpfe geben. Der Moraltheologe Günter Virt hat mir erzählt, er gelte jetzt schon in der Bioethikommission in Brüssel als „katholischer Taliban". Die fundamentalistischen Ränder nehmen zu, aber dazwischen auch die Skeptiker und Suchenden. Die Orthodoxen sind in Europa derzeit wahrscheinlich das stabilste Element. Auch der katholische

Gürtel im Süden ist einigermaßen stabil, während der protestantische Nordgürtel eher atheisiert.

Es gibt ein starkes religiöses Gefälle zwischen einzelnen Staaten, aber auch zwischen Westeuropa und den USA, wo fast jeder an Gott glaubt. Wie erklären Sie das?

Die Unterschiede kommen aus der Geschichte. In Europa ist die moderne Welt gegen den erklärten Widerstand vor allem der katholischen Kirche entstanden, in Amerika waren deklarierte Christen die Wegbereiter der freiheitlichen Verfassung. In Europa spielt zudem die Konfessionalität eine wichtige Rolle. Spannend in der Osteuropa-Studie war, dass der Protestantismus im Kommunismus wesentlich stärker kollabiert ist, etwa in Estland, Ostdeutschland oder Tschechien, während in der Nachbarschaft, in Litauen, in Polen, In der Slowakei die Katholiken eher stabil geblieben sind. Ein Erklärungsversuch lautet: Der Protestantismus ist das erste Produkt der Moderne und zugleich deren prominentestes Opfer – eben wegen der Individualisierung. Im Kontext der Pluralisierung verdunstet radikal privatisierte Religiosität, der Glaube hält sich nur in Netzwerken. Im Grunde hat der Katholizismus dadurch mehr Überlebenschancen als der Protestantismus. Der Protestantismus floriert heute dort, wo Freiheit mit Bindung zusammenkommt – etwa in den Freikirchen, oder wo Freiheitlichkeit mit starker Emotionalität und sozialer Wärme verbunden ist – etwa in der Pfingstbewegung, die derzeit weltweit am meisten boomt.

Was werden religiös die größten Veränderungen der nächsten Jahrzehnte sein?

Es wird sehr viel mobile Entscheidungsgemeinschaften geben, die sich vernetzen werden, sehr laikal, wahrscheinlich theologisch sehr vif, und die werden nicht warten, bis ein Bischof irgendetwas erlaubt. Daneben werden sich Gruppen wie die Piusbrüder mit einer acies ordinata noch halten. Fundamentalismus wird stärker werden. Die Frage von Freiheit und Autorität ist brennend, das zeigt ja auch die Pfarrerinitiative in Österreich. Laut unseren Studien geht der Autoritarismus von 1970 bis 1996 herunter, danach ist er wieder gestiegen.

Wie wird sich der hierarchische Apparat entwickeln?

Der muss sich transformieren. Der Vatikan braucht eine tiefe Reform, er lebt aber nicht von und für Europa, sondern ist Teil der Weltkirche. Das jetzige Pontifikat ist der letzte Versuch, die Weltkirche europäisch zu sichern. Der nächste Papst muss so viel vom Vatikan verstehen, dass er ihn umkrempeln kann. Benedikt XVI. wird das wohl kaum meistern.[5]

---

[5] * Buchtipp: "Religionen, Staat und Gesellschaft - Die Schweiz zwischen Säkularisierung und religiöser Vielfalt", herausgegeben von Christoph Bochinger, Verlag Neue Zürcher Zeitung, 284 Seiten. – Zulehner, Paul M.: Verbuntung. Kirchen im weltanschaulichen Pluralismus, Ostfildern 2012. – Tomka, Miklos u.a.: Religionen und Kirchen in Ost(Mittel)Europa, Ostfildern 2008.

2011 „Einem kinderarmen, glaubensschwachen Christentum steht ein kinderreicher, glaubensstarker Islam gegenüber“ [ZAMAN]

Settar M. Sasmaz, Bilge Uslucan

ZAMAN Österreich sprach mit dem Pastoraltheologen DDr. Paul M. Zulehner über seine aktuelle Langzeitstudie „Religion in Österreich 1970-2010“. Neben den Ergebnissen der Studie wurden auch Themen wie Islamophobie, moderne Frauen im Islam, sowie die Aggressivität der Christen über den Islam besprochen. DDr. Zulehner hat es auch als Dekan an der Universität Wien geschafft die Studie für die Islampädagogik einzuführen.

Wen haben Sie für Ihre neue Studie befragt?

Es handelt sich um eine Studie, die alle Menschen einbezieht, die in Österreich leben. Es wurde also die gesamte Bevölkerung repräsentativ befragt. Die Muslime machen in unserem Sample vier bis fünf Prozent aus, was uns dann für eine Spezialauswertung allerdings zu wenig war. Deshalb haben wir die Anzahl der befragten Muslime noch aufgestockt. Das heißt, wir haben zusätzlich Interviews geführt, so dass auch die Muslime in sich repräsentativ vertreten sind. Auf diese Weise haben wir exzellente Daten gewonnen, es gibt nichts Besseres.

Wie haben Sie die Muslime ausgewählt? Waren das türkische, arabische oder andere Muslime?

Die Auswahl hat GFK Austria vorgenommen, ein internationales Marktforschungsinstitut, mit dem wir seit Jahrzehnten zusammenarbeiten und das wissenschaftlich absolut verlässlich ist. Ich habe den Fragebogen erstellt und die Studie selber ausgewertet. Wir gehen davon aus, dass alle Muslime aus allen Ländern repräsentativ vertreten sind, was aber bedeutet, dass es faktisch mehrheitlich türkische Muslime sind, weil die meisten Muslime in Österreich aus diesem Land kommen.

Welche Fragen haben Sie in Ihrer Studie gestellt? Wie haben sie die Menschen gruppiert?

Wir haben erstens gefragt: Was glauben die Muslime hier im Land? Hier haben wir Erfahrungen aus der osteuropäischen Studie einbezogen. Wir haben außerdem nach den fünf Säulen des Islam gefragt, nach dem Moscheegang, Kandil, den heiligen Nächten und wie das Leben allgemein aussieht. Außerdem: Wie hat man den Islam gelernt? Hat man ihn auf Arabisch gelernt? War man in einer Koranschule? – All diese Fragen haben wir gestellt, um zunächst einmal ein paar Grundinformationenüber die Glaubenspositionen und die religiöse Praxis zu erhalten. Wir sagen ja immer, dass sich eine Religion aus dem zusammensetzt, was man glaubt, und wie man praktiziert. Das zweite Paket bezog sich auf die Frage, wie sich die Gesamtbevölkerung zu den Muslimen verhält, also wie man den Islam als Weltreligion grundsätzlich einschätzt. Vor allem ging es uns hier um die Themen Islam und Gewalt, Islam und Modernität, Islam und Demokratie. Und: Welche Rolle soll das Christentum in Europa spielen? Im ersten Paket sind also personenbezogene Fragen gestellt worden und im zweiten politische. In einem dritten Frageteil haben wir noch ganz knapp gefragt, welche Vorstellungen unsere Befragten von der Art und Weisehaben, wie sie sich hier

einfinden möchten in einer fremden Kultur. Es ging also um die Frage nach der Entscheidung für Assimilation, Ghetto oder Integration. Das waren die großen drei Felder.

Mit all den Fragen, die sich auf den Glauben und auf die Glaubenspraxis beziehen, haben wir drei Gruppen gebildet, die anhand der Mittelwerte der Antworten statistisch errechnet wurden. Die eine Gruppe besteht aus jenen, die sehr konsequent glauben und praktizieren. Dann haben wir eine Gegengruppe gebildet, die aus Personen besteht, die ganz niedrige Werte bei allem haben. Es handelt sich also um Personen, die nur selten in die Moschee gehen, kaum persönlich beten und denen die fünf Säulen im Islam persönlich nicht viel bedeuten. Das sind dann die Säkularen, wobei wir gemerkt haben: Das, was am Ehesten von allem übrigbleibt, ist das gemeinsame Fasten. Das bedeutet aber nicht mehr Religion, sondern Kultur. Es gibt so etwas wie einen Kulturislam. Dann haben wir eine dritte Gruppe gefunden, die weder in die erste noch in die zweite passt, weil die Werte sehr durchschnittlich sind. Wir wussten nicht, ob sie nun für eine Entwicklung von oben nach unten oder von unten nach oben stehen. Deswegen wagen wir keine Prognose, ob sie in zehn Jahren Praktizierende werden oder säkular werden. Das wissen wir nicht.

Warum haben Sie manche als säkular eingestuft? Unter säkular versteht man eigentlich die Trennung von Staat und Religion, d.h. die Politik hat keinen Einfluss auf den Glauben des Menschen.

Als säkular verstehen wir Menschen, die sich aus dem Bereich der Religion weithin zurückgezogen haben. Sie sagen zwar, dass sie Moslems sind, jedoch erkennt man nicht, dass sie sich Allah unterwerfen, an Kismet glauben, Zakat geben, in die Heilige Nächte gehen, sich vom Imam etwas sagen lassen, in die Moschee gehen oder Ähnliches. Das machen sie alles nicht mehr. Es ist wichtig, wie man das Verhältnis zwischen Religion und Staat definiert. In Österreich nennen wir dieses Verhältnis kooperativ. Die positive Religionsfreiheit hat mehr Zukunft und keine negative Religionsfreiheit. Die negative ist die schlichte Trennung. Es gibt sehr viele Bereiche, wie Bildung, Familienpolitik u.ä. wo wir gemeinsam arbeiten. Wir haben Felder, wo Staat und Kirche unterschiedliche aber doch an das Thema gebunden gemeinsame Interessen haben. Da muss man reden miteinander.

Sie haben herausgefunden, dass islamischen Frauen aus der zweiten Generation moderner werden. Was ist eine moderne Frau im Islam?

Wir forschen schon seit langem über Geschlechterrollen und haben vier Typen identifiziert. Da ist zunächst die traditionelle Frau, die Mutter ist und sich um den Haushalt kümmert, während der Mann arbeiten geht, um die Familie ernähren zu können. Seit Jahrzehnten ist das Bildungsniveau der Frauen stark angestiegen. Bildung heißt, dass sich auch beruflich neue Perspektiven eröffnen. Diese Frauen möchten aufgrund ihrer Bildung auch einen guten Beruf ausüben. Gebildete Frauen möchten berufstätig werden. Moderne Frauen sind daher Frauen, die sagen, dass ihre Aufgabe nicht nur darin besteht, Mutter zu sein, sondern auch oder sogar vor allem darin, eine Berufstätigkeit auszuüben. Das Moderne an den Frauen ist, dass sie Familie und Beruf miteinander verbinden wollen. Manchmal denken sie auch mehr vom Beruf her als von der Familie. In jedem Fall sind diese Frauen berufstätig und stellen sich die Frage, wie sie Familie mit dem Beruf verbinden können.

Zwischen diesen Extremen gibt es Leute, die nicht wissen, was für sie gut ist, also weder das Alte noch das Neue annehmen und leben. Das sind die „Suchenden“, wie wir sie genannt haben. Eine weitere Gruppe sucht sich vom Alten und vom Neuen, was für sie am bequemsten ist. Bei der ersten Generation, beispielsweise bei Personen aus Anatolien, sind die Männer traditionelle Männer, deren Pflicht es ist, die Familie zu versorgen. Aber auch die Frauen aus der ersten Generation denken traditionell, wenn auch nicht so ausdrücklich wie die Männer. Die Frauen sind eher zurückhaltend gegen die Dominanz der Männer, auch wenn sie zu Hause sind. Bei der zweiten Generation sind die Männer schon moderner, aber die Frauen sind noch moderner. Das heißt also, dass die Frauen die Gewinnerinnen der Migration sind. Sie treiben die Entwicklung am schnellsten voran.

Welche weiteren Entwicklungen gibt es noch? Welche Änderungen gibt es im Islam von der einen Generation zur nächsten?

Die zweite Entwicklung ist noch brisanter. Wir haben auch eine Entwicklung von der ersten zur zweiten Generation, von praktizierend zu säkular. Das macht mich als Freund der islamischen Religionsgemeinschaft besorgt, weil offensichtlich jetzt der islamische Glauben aus Anatolien in einer vormodernen Gestalt nach Österreich kommt, hinein in eine moderne Kultur, und hier unter einen massiven Stress gerät. Von einer auf die nächste Generation halbiert sich offensichtlich die Bereitschaft, ein gläubiger Moslem zu sein. Die Frage der islamischen Gemeinschaft heißt, wie die islamische Gläubigkeit innerlich weiter gestärkt werden kann, so dass sie auch unter den Bedingungen einer modernen Kultur stark bleibt. Der Islam hat also, wenn die Menschen aus Anatolien nach Österreich kommen, in einer Generation das zu leisten, für das das Christentum 400 Jahre Zeit hatte, nämlich sich mit der modernen Welt auseinanderzusetzen.

Hinzu kommt eine dritte Ebene, die wir außerdem noch sehen: Diejenigen, die kommen, vor allem die Männer, sind im hohen Maße autoritär im Sinn von Adorno, das heißt, sie sind bereit, sich einer Autorität zu unterwerfen. Das kann die Autorität Allahs oder des Propheten oder des Imams sein. Die Bereitschaft von Männern aus der ersten Generation -also gläubigen Moslems -sich zu unterwerfen, ist sehr hoch. In der österreichischen Kultur ist der Autoritarismus in den letzten 50 Jahren aber kollabiert. Wir haben eine Kultur, wo man sich selber gestaltet, sich nicht mehr unterwirft, sondern die Freiheit der Selbstbestimmung genießen will. Das ist für die Religion, Ethik, Normen, Institutionen, Autoritäten schwer, weil sie jetzt argumentieren müssen und nicht mehr damit rechnen können, dass die Leute ohne Fragen alles akzeptieren. Ich glaube nicht, dass der Verlust der Autorität identisch sein muss mit einem Verlust des Glaubens. Aber das kann passieren. Ich glaube, dass einer der Auflösungserscheinungen der Gläubigkeit des Islams von der ersten in die zweite Generation eng zusammenhängt mit der Auflösung der Unterwerfungsbereitschaft. Jetzt wäre die produktive Frage an die Religionen, wie man unter den Bedingungen der Freiheit gläubig sein kann. Das ist die zentrale Herausforderung. Wenn der Islam darauf nicht reagiert, dann ist es ganz schlecht für die Zuwendung der freien Menschen zu der Religion.

Dieser Autoritarismus kommt von der Kultur und nicht vom Islam.

Richtig, der Autoritarismus steckt in der Kultur. Anatolien hat eine sehr starke Unterwerfungsbereitschaft unter Autoritäten, weil die Kultur vormodern ist. Die europäische Kultur hat gelernt, nach dem totalitären System des Nationalsozialismus die Freiheit immer stärker in der Gesellschaft zu implementieren. Es ist ein hohes Erziehungsziel zu fragen, wie man Freiheit und Verantwortung übernehmen und auf der Basis der Freiheit trotzdem solidarisch sein kann, ohne dass mich jemand zwingt.

Wie steht man in Österreich dem Islam gegenüber?

Zwei Drittel der Bevölkerung– ungefähr 70 Prozent – sagen, dass Europa schon immer christlich war, dass also das Christentum die Grundlage bilden muss. Wenn Menschen mit einer anderen Gläubigkeit kommen, dann sollen sie sich in diese christliche Kultur einfinden. Die Hälfte davon ist aggressiv, die andere Hälfte ist friedlich. Aggressiv heißt, dass diese Leute politisch gesehen etwa von H.C.Strache vertreten werden. Sie sind hochaggressiv und sagen: Wir wollen euch nicht im Land haben. Es ist interessant, dass die Ausländerfeindlichkeit inzwischen zur Islamophobie geworden ist, denn gleichzeitig sagt niemand etwas dagegen, dass serbisch-orthodoxe Christen in fast ebenso großer Zahl in Österreich leben wie Muslime. Das heißt, es kann nicht nur an dem Fremden liegen, sondern es liegt auch an der anderen Religion. Das, was früher der Antisemitismus war, ist jetzt Islamophobie. Das ist sehr gefährlich, und man muss dagegen in Gemeinschaft arbeiten.

Warum sind die Reaktionen so hart und aggressiv gegenüber dem Islam? Warum herrschen solche Vorurteile? Das wird auch in den Medien sehr schlecht dargestellt.

Hier hilft die Studie weiter. Jene, die kämpferisch sind, sind meistens auch autoritär. Über die Persönlichkeitsstruktur bei einem autoritären Menschen kann man mit Adorno sagen, dass sie Ich-schwach ist. Weil diese Menschen schwach sind, haben sie Angst vom Fremden. Wer stark ist, hat keine Angst. Wer stark ist, pflegt den Dialog, treibt Handel, tauscht sich untereinander aus und sagt: Wir schenken euch unser Bestes, und ihr schenkt uns euer Bestes. Dadurch kann eine Drittkultur entstehen. Aber dieses Verhalten setzt Stärke voraus. Ich glaube, dass die Kämpferischen letztlich Angst um sich selber haben. Einem glaubensstarken, kinderreichen Islam, zumindest in der ersten Generation, steht ein Christentum gegenüber, das schwach im Glauben ist und kaum Kinder hat. Einem kinderarmen, glaubensschwachen Christentum steht ein kinderreicher, glaubensstarker Islam gegenüber. Im Modus des Fürchtens kann man dann schon sagen, wie die Geschichte ausgeht und kämpft dagegen an. So mancher denkt, dass die „Schlacht“ auf dem Gebärfeld verloren ist, und kämpft deshalb auf dem politischen: Wenn die Entwicklung läuft, wie sie läuft, werden wir Verlierer sein, also müssen wir die Entwicklung im Keim ersticken. Das ist die Logik. Also will man die Muslime nicht hier in Österreich haben und die Türkei mit ihren 75 Millionen Menschen nicht in Europa.

Was bedeutet für Sie Integration?

Integration geschieht, wenn man zumindest einen Kernkatalog von modernen, demokratischen und lebensmäßigen Werten akzeptieren kann. Also zum Beispiel die Gleichberechtigung von Frauen bzw. bestimmte Formen im Recht, dass man beispielsweise keine Ehrenmorde mehr machen kann. Es soll ein Recht geben auf die Integrität des Lebens jedes Einzelnen. Es ist auch ein Stück Modernität, dass man nicht mehr kollektivdenkt, sondern dass jede

Person eine unantastbare Würde hat. Es kann auch bei Ehescheidungen keine Steinigungen mehr geben. Demokratie als Staatsform ist nicht die Beste, aber eine gute, die man mit Verstand mittragen und akzeptieren kann.

Die Ehrenmorde und Zwangsehen sind auch nicht islamisch. Diese gehören nicht zum wahren Islam. Man muss es unterscheiden können, was zur Religion und was zur Tradition gehört.

Sagen wir, die Talibans kommen wieder an die Macht. Dann bleiben die Frauen wieder fern von der Bildung. Das geht bei uns in Europa nicht. Es gibt ein Recht für die Bildung aller, egal von welchem Geschlecht. Es gibt keine Diskriminierungen mehr.

Genau das sagt der Islam auch. Für alle, egal ob Mann oder Frau.

Ich weiß es auch und ich nehme es auch immer in Schutz. Auch im Christentum gab es lange Zeit eine Herrschaft von „christlichen Talibans“ (Inquisition, Kreuzzüge), die auf Gewalt und Eroberung gesetzt haben.

Man muss die Talibans kritisieren. Es schadet dem Islam. Kein Muslim ist ein Terrorist und kein Terrorist ist ein Muslim?

Das sagen wir theoretisch, aber praktisch sieht es anders aus. Zum Beispiel der Pilot der in Türme in New York geflogen ist am 11. September, der hat gemeint, dass er danach in das Paradies kommen wird. Die heiligen Schriften können so vieles rechtfertigen. Im Islam ist es schwierig. Im Christentum haben wir eine Auslegungsinstanz im Vatikan. Im Islam gibt es keine.

Hier ist es jedoch wichtig, wie man das Geschriebene in den heiligen Schriften interpretiert. Beispielsweise steht im Koran der Cihad, jedoch wird dieser von vielen ganz anders interpretiert und für fremde Zwecke missbraucht.

Alle Menschen guten Willens möchten eine friedensfreundliche und gottesfreundliche Interpretation. Dafür haben wir eine Grundentscheidung getroffen. Aber es gibt sehr viele, die diese Grundentscheidung nicht teilen, weil sie andere Interessen haben und für diese kämpferischen, narzisstischen Interessen finden sie Texte, die ihnen ihre Interessen heiligen. Sie verwenden den Islam um profane Interessen zu heiligen. So geschieht eine Legitimation von nichtreligiösen Interessen durch die Religion. Das ist ein Missbrauch der Religion.

2011 Abtreibung [Vorarlberger Nachrichten]

In der Europäischen Wertestudie wird schon seit 1982 das Moralsystem der Menschen untersucht. Dabei bedrängt, dass am meisten moralisch geächtet wird „ein parkendes Auto zu beschädigen“. Ganz unten in der Liste steht der Schutz des Lebendigen in den vielfältigen Formen: das Töten in Notwehr, der Selbstmord, die Euthanasie sowie die Abtreibung. Die Menschen schauen dabei wohl weniger auf das, was sie für ideal ansehen, sondern auf die Konflikte, in die sie geraten (könnten). So hat eine Studie in Deutschland gezeigt, dass eine Abtreibung dann erwogen wird, wenn ein weiteres Kind die Familie verarmt, wenn der Mann die Frau mit ihrem Kind im Stich lässt, wenn die berufliche Karriere der Frau und des Mannes gefährdet werden. Das Thema Abtreibung hat somit zwei Ebenen: das Erwünschte und das Konkrete, das hehre Ideal und der bedrängte Einzelfall. Österreich Menschen bilden diesbezüglich keine Ausnahme.

Die katholische Kirche lässt weltweit keinen Zweifel daran, dass sie den Schutz des Lebens von der Wiege ´bis zum Grab als unantastbar, ja heilig ansieht. Es gibt keine kirchenamtliche Stellungnahme, die etwas anders zum Ausdruck bringt. Das trifft auch für alle Stellungnahmen zu, die in der Kreisky-Ära von Kardinal König zur Änderung des Strafgesetztes im Namen der Österreichischen Kirche gemacht worden sind.

Aber auch die Kirche kommt nicht darum herum, neben dem „heiligen Ideal“ auf die bedrängten Menschen zu schauen, von denen nicht wenige Kirchenmitglieder sind. Hier finden sich dann zwei Strömungen: solche, die keinen „Einzelfall“ kennen, andere, die dann im Konfliktfall die Güter abwägen. Denen, die den ganz konkreten Menschen vor Augen haben, geht es aber auch nicht darum, das Ideal außer Kraft zu setzen. Wohl aber muss konkret ein Weg für Frauen und Männer gefunden werden, die vor einer unerwünschten Schwangerschaft stehen und nicht aus und ein wissen. Strafen wird als kein taugliches Mittel angesehen, obgleich die Sorge besteht, dass die Straffreiheit nach und nach in ein unausgesprochenes Gutheißen kippt. Für eine verhütungsskeptische Jugend scheint die Abtreibung trotz psychischer Nachwirkungen zu einem Normalmittel der Geburtensteuerung geworden zu sein.

Die Aktion Leben (von manchen rechten Kreisen heftig angegriffen) hat sich zum Ziel gesetzt, solchen bedrängten Menschen mit Rat und Tat so zur Seite zu stehen, dass eine Abtreibung nicht nötig wird: Dazu soll aber nicht nur den Einzelnen Support gegeben werden. Es gilt auch die sozialpolitischen Rahmenbedingungen zu verbessern. Österreich hat etwa wie andere europäische Länder keine verlässlichen Zahlen über die Abtreibungen. Auch gibt es keine qualifizierte Pflichtberatung wie in Deutschland. Das waren Versprechungen von Bruno Kreisky, deren Einlösung bis heute ausstehen: Warum eigentlich? Was zwingt eine transparente Kultur derart zum Vertuschen der Realitäten? Auch die Entwicklung der Männer zu neuen Vätern sowie die bessere Verbindbarkeit von Beruf und Familie sind entwicklungsfähig. Zudem leben zu viele Kinder, vor allem aus kinderreichen Familien und nicht zuletzt bei Alleinerziehenden im Armutsrisiko – ein himmelschreiender Skandal im zehntreichsten Land der Welt. Das wären dringliche Maßnahmen dafür, dass morgen immer weniger Abtreibungen

vorkommen. Und allein das ist das Ziel aller moralischen Positionen der Kirche.

2011 Zur Lage des Glaubens und der Kirchen [Neue Vorarlberger Tageszeitung]

Herr Zulehner, wie schätzen Sie derzeit die Stellung des katholischen Glaubens sowie der katholischen Kirche in der Gesellschaft ein?

Die katholische Kirche im Land steckt – wie in ganz Westeuropa – in einem epochalen Umbau. Wir kommen aus einer Zeit, da war Glaube für die Menschen selbstverständlich, eine Art Schicksal. In der modernen Kultur ist Glaube aber zu einem Thema einer persönlichen Wahl geworden. Die Leute können alles wählen, nur nicht ob sie wählen können, so der weltbekannte Religionssoziologe Peter L. Berger. Darauf müssen sich alle Institutionen – die Politik, die Gewerkschaften, und eben auch die Kirchen erst einstellen.

Immer wieder türmen sich vor der katholischen Glaubensgemeinschaft Problemberge auf. Stichwort Missbrauchsfälle. Haben andere Religionsgemeinschaften mit diesen Probleme nicht zu kämpfen und wieso nicht?

Die katholische Kirche hat neben dem ohnedies mühsamen kulturbedingten Umbau auch mit selbstgemachten Problemen zu kämpfen. Andere Kirchen wiederum haben andere Probleme. Wenn beispielsweise der Leiter der evangelischen Diakonia Michael Chalupka oder einer der Superintendenten eine Äußerung zur Asylpolitik macht, treten evangelische Christen aus. In der Missbrauchsfrage ist die katholische Kirche stark gebeutelt worden, obgleich unter Kardinal Schönborn mit der Klasnic-Kommission ein guter Weg der Aufarbeitung beschritten wurde. Auch sind Maßnahmen zur Vorbeugung gesetzt worden, damit man der Kirche wieder Kinder anvertrauen kann. Man kann hoffen, dass nun auch jene 95% der Missbrauchsfälle, die nicht im Raum der Kirche geschehen, um der betroffenen und gefährdeten Kinder willen ebenso kompetent aufgearbeitet werden.

Befindet sich die katholische Kirche derzeit in einer Krise?

Einerseits ist die Kirche in einer Umbauzeit. Dafür passt die Rede von der Krise nicht. Es ist mehr eine gewaltige Herausforderung wie damals 313, als das Christentum Staatsreligion wurde. Die Kirche muss sich einfach in der modernen Welt zurechtfinden, ob sie will oder nicht.

Wenn ja - welche Wege gibt es, um diese zu überwinden?

Viele meinen, die Zukunft der Kirche ist offen, wenn es keine Störungen, Irritationen mehr gibt: also eine andere Sexualmoral, ein anderer Umgang mit den Frauen, mehr Beteiligung. Meine eigenen Studien zeigen aber, dass jemand die Kirche auch dann nicht (gern) verlässt, wenn ihn vieles stört – wie mich: ich gehe ja auch nicht. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass es starke Bindungen gibt – an das Evangelium, an die Hoffnung, dass nicht der Tod das letzte Wort hat, sondern die Liebe.

Immer mehr „Schäfchen" wenden sich von der römisch-katholischen Kirche ab. Dennoch leben sie weiterhin ihren Glauben, können jedoch nicht mit Ansichten der offiziellen Kirche. Was ist die Ursache aus Ihrer Sicht?

Der in Amerika lebende Mystiker David Steindl Rat hat die Donau in seiner Heimatstadt Wien beobachtet, aus deren engem Flussbett manchmal das Wasser über die Ufer tritt. So ähnlich könne es sein, wenn manchen das institutionelle Flussbett der eigenen Kirche – gleich ob evangelisch oder katholisch - zu eng wird. Dann tritt gleichsam die Kirche aus der Kirche aus.

Allerdings gehen auch nicht wenige, denen einfach das Evangelium und die Kirche so abhandengekommen sind, wie ein Apfel aus einem löchrigen Sack, wie es einmal Friedrich Heer formuliert hatte.

Könnte es daran liegen, dass die Vertreter der Amtskirche Veränderungen oftmals kritisch gegenüberstehen?

Viele Fachleute raten heute zur Entschleunigung bei der Entwicklung von Organisationen. Aus dieser Sicht steht es um die katholische Kirche geradezu optimal! Langsamer geht es einfach nicht mehr. Man kann aber auch durch zu große Langsamkeit den Anschluss an die Zeit verlieren. Dann bleibt der Kirche ein „heiliger" Rest mit vermeintlich hoher Qualität. Was aber tatsächlich bleibt, sind Flüchtlinge aus der angestrengten modernen Welt. Das macht aus der Kirche eine Art Sekte. Dem Auftrag Gottes entspricht der Auszug aus der modernen Welt nicht. Wir sollen uns um das Wohl jener „Stadt" sorgen, in die Gott uns hinweggeführt hat, so der Prophet Jeremia (Jer 29,7).

Wieso herrscht diese Mentalität der Verweigerung beziehungsweise die ablehnende Haltung gegenüber Änderungen vor?

Bestimmende Kreise in der Weltkirche, vor allem in Rom, sind der Ansicht, dass die Kirche Westeuropa gleichsam krank ist und am modernen „Relativismus" („nix ist fix") leide, so Benedikt XVI. Nun kommen gerade aus dieser Region der Weltkirche Reformvorschläge. Da sagen die Verantwortlichen im Vatikan: Diese Wünsche sind lediglich Symptome der Krankheit, aber nicht deren Heilung. Festhalten am Überlieferten und „Entweltlichung" (Benedikt6 XVI.) seien die sichersten Gegenmittel gegen den modernen Verfall der Kirche in Westeuropa. Aber ob es aus der Sicht Gottes gerecht ist, wenn man die moderne Welt nur für schlecht und die herkömmliche Gestalt der Kirche nur für gut hält? Kirche und moderne Welt können viel voneinander lernen.

Was muss die katholische Kirche in den kommenden zehn, zwanzig Jahren bieten, damit die Kirchenbänke nicht komplett verwaisen?

Die Kirche braucht Visionen. Nur solche geben eine verlässliche Orientierung in Zeiten des Kirchenumbaus und motivieren die Menschen, sich für gute Aufgaben „brauchen zu lassen". Diese Visionen wurzeln im Evangelium und stehen im Gespräch mit den Leiden und Freuden der Menschen von heute. Dazu gehört, dass die Kirche glaubwürdig ist, gerade angesichts von Unvollkommenheit und Scheitern immer wieder neu zu leben versucht, wovon sie redet (ich weiß schon, dass das schwer ist und leicht überheblich als mediale oder private Keule verwendet werden kann). Sie wird ein Ort für spirituelle Vagabunden und kosmische Nomaden aus der säkularen Kultur sein. Und zugleich wird sie kompromisslos und handfest auf der Seite der Armen stehen, indem sie Not lindert und zugleich politisch mitwirkt, dass es immer weniger gibt, die in Not geraten. Sie wird also einfach dazu beitragen, dass die Menschen Gott und die Nächsten lieben.

Bedienen sich Suchende an Elementen verschiedenster Glaubensrichtungen, um sich ihre persönliche Religion zusammenzustellen?

Wer wählen kann, dem steht es frei, sich auf dem weiten Markt der Weltanschauungen und Spiritualitäten umzusehen und sich das Beste auszuwählen. Das haben spirituelle Menschen schon immer gemacht. Die große Mystikerin Teresa von Àvila oder Johannes von Kreuz haben im

mittelalterlichen Spanien viel von den Sufis des spanischen Islams gelernt. Der Jesuit Hugo Enomiya-Lassalle wiederum ging in die Schule des Zen-Buddhismus. Die großen Religionen, vor allem deren Mystiker sind einander näher als die organisierten Religionen und deren Theologien.

Darf es überhaupt einen Patchwork-Glauben geben?

Es gibt persönliche „Glaubenshäuser", deren Räume ganz unterschiedlich eingerichtet sind. Ich kenne Christen, die nicht an die Auferstehung glauben, sondern auf Reinkarnation setzen. Dabei wird oft die Lehre umgewandelt: Denn der fromme Hinduist will heraus aus dem Kreislauf der Wiedergeburt, während der Glücksfrustrierte Europäer zwecks Verlängerung seiner irdischen Glückschancen hineinwill. Andere verbinden ihren christlichen Glauben mit der grandiosen Ethik des Mitgefühls und der Leidfreiheit des Buddhismus. Nur: Ich liebe das Wort „patchwork" (Fleckerlteppich) nicht, weil es hochnäsig die Betroffenen abwertet. Lieber wäre mir der wertschätzende musikalische Begriff „Religionskomponistinnen" (dermal absichtlich weiblich, weil es weit mehr Frauen als Männer betrifft).

Wird die katholische Kirche im Jahr 2022 noch gleich auftreten wie heute?

Die nächsten zehn Jahre werden nicht nur die katholische Kirche stark verändern. Auch wenn die christlichen Kirchen noch so gut arbeiten und keine eigenen Fehler liefern, werden sie zahlenmäßig kleiner und zugleich qualitativ stärker werden. Heute gibt es ja nach unseren Studien im Land viele Katholiken und Protestanten, die keinesfalls alle überzeugte und glaubwürdige Christinnen und Christen sind. Die Laien werden künftig mehr Rolle spielen als heute, darunter auch die Frauen. Aus einer männergeleiteten Frauenkirche wird eine Kirche von Frauen und Männern werden. Und diese Kirche wir vor allem Gott und den Menschen nahe zu sein versuchen. Genauer: Sie wird in der Art Jesu bei den Menschen sein – ermutigend, die Menschen an die Größe seiner Berufung erinnern, und vor allem sie erfahren lassen, dass sie sich vor dem Gott des Erbarmens vor jeder Leistung und in aller Schuld sehen lassen können.

Wie schätzen Sie die Rolle des Glaubens und der katholischen Kirche in der Gesellschaft im Jahr 2022 ein?

Es ist nicht die Aufgabe der Kirche, Werte oder Moral zu liefern. Das machen selbst Atheisten in hoher Qualität. Aber vielleicht wird die Kirche den Menschen mit Johannes Paul II. sagen:" Wer sein Knie vor Gott beugt, beugt es nie mehr vor der Partei!" (1979 in Warschau) – also auch nicht vor der Macht der Banken, vor politischen Verführern, vor falschen spirituellen Gurus. Und: Weil die Kirchen vor allem den Himmel offenhalten und die Menschen lehren, dass die Liebe (also Gott) stärker ist als der Tod, können sie von der Angst vor dem Tod heilen und auf diesem Weg belastbare Solidarität privat und politisch erleichtern. Dann hat es eine Politik der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Friedens in der Welt leichter.

Stichwort Aufhebung des Zölibats, Billigung von Verhütungsmitteln oder vorehelicher Sex: Wird die Kirche ihre Dogmen den Gegebenheiten des 21. Jahrhunderts anpassen?

Nun handelt es sich bei keinem der genannten Themen um Dogmen, sondern um Regeln für die praktische Gestaltung des Lebens. Und wenn wir heute Dogmen sagen, dann meinen wir gemeinhin, dass da jemand autoritär etwas

vertritt, was man als vernünftiger Mensch nicht annehmen könne. Aber auch die Wissenschaft liefert sehr viele Dogmen und das modernste Dogma ist jenes des Relativismus, dass nix fix ist. Ich halte es hinsichtlich der Dogmen mit dem Dogmatiker Karl Rahner. Er sagte einmal jemandem, der über die Dogmen intellektuell klagte: „Da gehst du dein Leben lang durch das Dunkel der Nacht. Am Wegrand stehen Leuchten: die Dogmen. Nur Betrunkene halten sich daran fest. Die anderen gehen mutig ihren Weg."

2012 Wellnessspiritualität – und der Dalai-Lama? [Psychologie heute]

Sie sind dem Dalai-Lama im Zuge einer Fernseh-Sendung persönlich begegnet. Welchen Eindruck haben Sie von ihm als Mensch?

Ich habe den Dalai-Lama als einen Menschen erlebt, der einen ohne viel Umschweife in seinen Lebensraum einlässt. Ein Kommunikationsgenie ohne Allüren, auf Augenhöhe.

Wie haben Sie die Reaktionen der Österreicher auf ihn bzw. seinen Besuch wahrgenommen?

Die Reaktionen waren eine Mischung zwischen religiösem Ergriffensein und säkularer Neugierde. Dabei hatte ich das Gefühl, dass die bei manchen Menschen verschüttete Sehnsucht wie ein Pflänzchen durch einen Beton durchgewachsen ist. Und dann frag ich mich – weil ich ähnliche Stimmungen auch von den Weltjugendtagen mit dem Papst kenne: Wie lange wird dieses Gefühl währen? Wird daraus eine gewandelte Lebenskultur?

Was sagt das über die spirituelle Sehnsucht der Menschen?

Die Menschen sind nicht so säkularisiert und unreligiös, wie manche nicht zuletzt in den Kirchen meinen. Günther Nenning hat einmal verwundert vermerkt: Die Sehnsucht boomt, aber die Kirchen schrumpfen. Nun sind ja die christlichen Kirchen gerade inmitten einer epochalen Umbauzeit. Christentum ist nicht mehr Schicksal, sondern Wahl. Was dann aber anzieht, sind spirituelle Orte, Ereignisse und nicht zuletzt glaubhafte spirituelle Personen. Die Orthodoxen nennen sie Starzen, die Asiaten Gurus.

Wie wirkte die Berichterstattung in den österreichischen Medien auf Sie?

Die Medien haben sich begreiflicher Weise auf die politische Seite konzentriert. Dabei ist mir persönlich aufgefallen, wie verlogen auch die Diplomatie sein kann. Während neben mir der Dalai-Lama die Selbstverbrennungen von Nonnen und Mönchen als letztlich gewaltförmiges Akt verwarf, behauptete ziemlich zeitgleich der chinesische Botschafter in einem ORF-Interview, der Dalai-Lama würde zu solchen spektakulären Protesten aus antichinesichem Affekt anzetteln.

Sie haben auf einer Studienreise in Tibet seine Präsenz und Wirkmächtigkeit gespürt, gerade durch seine Abwesenheit.

Es war irgendwie beklemmend und berührend, in jedem Kloster einen Stuhl des amtierenden Dalai-Lama zu sehen, davor Menschen in tiefer Verehrung, wie wir Christen sie letztlich nur Gott zollen, und gleichzeitig zu wissen, dass er außer Landes ist. Vielleicht wird er gerade dank seiner Abwesenheit in Tibet idealisiert. Die Leute scheinen alle persönlichen und politischen Anliegen in den Abwesenden zu packen. Fast lernt man zu verstehen, dass auch der auferstandene Christus dank seiner Himmelfahrt – also abwesend – mehr anwesend sein kann, als würde er als Mensch unter uns weilen.

Liegt seine Bedeutung für seine Heimat an seinem Amt oder an seiner Persönlichkeit, bzw. lässt sich das trennen?

Der Dalai-Lama liebt sein Land. Er ist durch und durch ein national bewusster Mann, ohne Nationalist zu sein. Und das alles ist er authentisch. Natürlich hat

dieser integre Mann dank seines religiösen Amtes ein noch weit größeres Gewicht.

Was bedeutet sein politischer Rückzug Ihrer Ansicht nach faktisch bzw. emotional für sein Volk? (Ihre Frage nach der langfristigen Perspektive konnte beim Talk nicht noch mal aufgenommen werden – wollen Sie dazu noch etwas schreiben?)

Seit Jugend an – so der Dalai-Lama selbst – ist er Demokrat. Die gläubigen Tibeter machen aus ihm aber eine Art „Gott". Würde der Dalai-Lama weiterhin das spirituelle und politische Amt verbinden, wäre eine moderne Demokratie nicht möglich. Also musste sich der Dalai-Lama folgerichtig auf das spirituelle Amt zurückziehen. Aber auch das spirituelle Amt allein hat freilich, ohne dass der Dalai-Lama das nun wollen muss, von sich aus im weiten Sinn politisches Gewicht. Das ist so ähnlich, wie Johannes Paul II. auf dem Siegesplatz in Warschau inmitten des Kriegsrechts gedonnert hat: „Wer sein Knie vor Gott beugt, beugt es nie mehr vor der Partei." Gerade das absichtslos Spirituelle, die „Anbetung", ist das Politischste, was man sich vorstellen kann. Deshalb fürchten ja die chinesischen Machthaber den Dalai-Lama so sehr, weil sie ahnen, dass ihm die Herzen der Tibeter zugetan sind und nicht Beijing.

Wie schätzen Sie nach dem Gespräch mit dem Dalai-Lama und der Reise durch Tibet die Zukunft des tibetischen Buddhismus ein?

Das ist jene Frage, die ich dem Dalai-Lama gern gestellt hätte. Aber dafür war keine Zeit. Mao wollte in der Kulturrevolution den Buddhismus vernichten. Er hielt Religion für eine antimenschliche Sucht, wie eben Marx auch, ein Opium des leidenden Volkes, das ihm die Energie zum Klassenkampf raube. Es wurden also die Klöster vernichtet, die Mönche und Nonnen vertrieben oder umgebracht. Heute, mehr als 50 Jahre später bauen die chinesischen Machthaber diese religiösen Kult- und Kunstschätze wieder auf. Sie wollen aus Tibet der Welt erste Tourismusdestination machen. Zugleich modernisieren sie das Land. Die Pilger um den Jakongtempel in Lhasa telefonieren oft mit der einen Hand und mit der anderen drehen sie ihre Gebetsmühle. Wie lange noch? Könnte die Modernisierung dem tibetischen Buddhismus ebenso herausfordern wie den Islam in Westeuropa und schon deutlichen länger zumal die orthodoxe und die katholische Kirche in der modernen Welt? Ich habe dafür keine Antwort. Nur einen Verdacht: Die Moderne ist zunehmend spirituell erschöpft. Je moderner sie wird, desto spiritueller wird sie werden. Dem Abschied von der Religion scheint die Zukunft nicht zu gehören. Allerdings wird sich dabei die Religion modernisieren und vielleicht von sich aus Anwältin der Moderne sein.

Können die Führungspersönlichkeiten Europas von ihm lernen, und wenn ja, wie würden Sie das benennen? (ich habe bewusst und aus Respekt im Artikel keinen Bezug genommen auf unsere Kirche und ihre Amtsträger, würde mich aber freuen, wenn Sie das tun wollen)

Wer in Österreich die beiden Kardinäle König und Groer kennen lernen durfte, der weiß, wie sehr heute jedes Amt, zumal religiöse Ämter, ihre Autorität von der Autorität der Person beziehen. Der Dalai-Lama ist für viele eine aktuelle Lektion. Dabei sind Übererwartungen unangebracht. Die Religionsgemeinschaften brauchen (wie die Politik oder die Universitäten) gutes Mittelmaß, damit sie einige wenige Charismatiker hervorbringen

können. In Asien nennt man solche Leute wie den Dalai-Lama gern Gurus. Eine Mutter Theresa feiern wir als Heilige.

Können seine Impulse für die Menschen in Österreich nachhaltige Wirkung haben? Wenn ja, welche Impulse, welche Wirkung?

Die Begegnung mit den anderen Kulturen und Religionen ist für die Zukunft unverzichtbar. Wer den Islam nicht über konkrete Menschen kennt, ist in Gefahr, islamophob zu werden. Die Begegnungen mit dem Dalai-Lama erleichtern die Begegnungen zwischen Muslimen, Christen, Buddhisten, Atheisten. Das lässt hoffen, dass der clash of civilizations (Samuel Huntington) nicht zu einem deutlich verheerenderen clash of religions ausartet. Manche in Österreich unterschätzen „zündelnd" diese Gefahr. Sie haben dann zwar etwas mehr Wählerinnen und Wähler, dafür aber vergeuden sie eine friedvolle Zukunft. Das mag parteipolitisch wirksam sein, staat- und menschheitspolitisch ist es mehr als fahrlässig.

Wie lautet Ihrer Meinung nach seine zentrale Botschaft für die Menschen Österreichs/der Welt? Wie ist Ihre Meinung dazu?

Der Dalai-Lama steht seit 1970, so erzählte er im Gespräch in Salzburg, für die Begegnung der Religionen. Er sieht darin den einzigen Weg zu einer friedlichen Welt mit menschlichem Angesicht. Er steht für Versöhnung statt für soziale und politische Kämpfe, er will Gewaltlosigkeit und nicht Gewalt. In solchen Fragen trifft er sich gut mit dem armen und gewaltlosen Jesus der Christen. Deswegen hat er über die Grenzen des tibetischen Buddhismus hinaus so große Resonanz, weil er das wachruft, was im Grund alle Religionen vertreten – das die Welt mit allem was lebt, in der Tiefe eins ist und dass die solidarische Liebe das Grundprinzip der Schöpfung ist.

Was bedeutet Ihnen persönlich die Begegnung mit ihm? Was nehmen Sie mit?

Mich hat diese Persönlichkeit in der kurzen Begegnung in ihren Bann gezogen. Der gegenseitige Respekt war zu spüren. Er hat mir dadurch nicht nur sein Land und die „Religionsgemeinschaft", der er vorsteht, noch sympathischer gemacht. Es war mir vor allem eine Freude in der Ahnung bestärkt zu werden, dass die eine Menschheit auf verschiedenen Wegen auf ein gemeinsames Ziel hin unterwegs ist. Teilhard de Chardin nennt es den Punkt Omega. Der Dalai-Lama das Nirwana. Paulus im Brief an die Kolosser (Kol 1,15-20) den Auferstandenen als jenen Raum, in den alle Liebenden hineinreifen werden: Atheisten, Buddhisten, Muslime, Christen und die vielen spirituellen Pilgerinnen und Pilger auf den verschlungenen Pfaden ihrer Lebenswege.

2013 Zum Zukunftsforum der KAÖ [Die FURCHE]

Die Furche: Kann das Zukunftsforum zukunftsfähig sein?

Paul Zulehner: Es geht primär darum, nicht auf die Kirche, sondern auf die Zukunftsfähigkeit des Landes und der Menschen zu schauen. Dazu kommt als zweites die Frage: Kann die Kirche einen Prozess anstoßen, der kritische Nachdenklichkeit erzeugt: Wie können wir unser Land zukunftsfit machen? Natürlich ist das eine Aufgabe der Politik. Aber auch Christinnen und Christen fühlen sich verpflichtet, sich im Sinne des Evangeliums einzumischen und eine Art Runden Tisch zu machen, wo alle, die Interesse haben, mittun.

Die Furche: Nun war die katholische Kirche in diesen Fragen kaum eine Vorreiterin. Wie kann das anders werden?

Zulehner: Folgt man dem verstorbenen Kardinal Martini, dann geht es darum, dass die Kirche lehrt und lernt - auch von den Fragen der Menschen. Sie kommt nur dann aus ihrer gesellschaftlichen Abwesenheit heraus, wenn sie zuerst gut zuhört und dann schaut, ob und wie das Evangelium in einer Situation hilfreich sein kann.

Die Furche: Aber was die Kirche tut, geht augenscheinlich am Interesse der meisten Österreicher vorbei. Wie kann man das Interesse also wieder wecken?

Zulehner: Das wird nur in kleinen Schritten gehen. Beim Zukunftsforum gibt es Expertengruppen. In diesen sind nicht nur Leute aus dem kirchlichen Feld, sondern auch aus den Universitäten, aus den Thinktanks oder Braintrusts des Landes. Von überall her sollen Leute zum Gespräch eingeladen werden, mit denen man bisher nicht im Gespräch war. So beginnt ein Dialog, der weit über die Zäune der Kirche hinausgeht.

Die Furche: Bei Themen, die nicht mit ihrer Lehre kompatibel scheinen – Sexualmoral …,

wird die Kirche nicht ernst genommen. Kann sie sich da als offener Gesprächspartner oder Gesprächsraum profilieren?

Zulehner: Aufgabe der Kirche ist es, sich selber einen Lernprozess zu verordnen, der sie nicht aus der Spur des Evangeliums hinaustreibt, sondern sie in dieser Spur voranbringt. Die Kirche hinkt, hat Kardinal Martini gesagt, 200 Jahre hinter dem Stand der heutigen Kultur hinterher. Und das kann sie nur in einem so weit wie möglich geöffneten Dialog mit den besten Leuten aufholen.

Die Furche: Vieles, was Sie sagen, hört man auch von Papst Franziskus. Fühlen Sie sich durch den Pontifikatswechsel bestärkt?

Zulehner: Man hatte den Eindruck, dass die nachkonziliare Ausrichtung der Kirche mit der unglaublichen Offenheit für die moderne Welt ins Stocken geraten war – was die Reformgruppen zu Recht sehr irritiert hat. Doch der Traum vieler bleibt, dass diese Kirche nach einer Jahrhunderte dauernden Risikoschwangerschaft nun endlich "zur Welt kommt". Das hat Papst Franziskus, Bischof von Rom, neu aufgegriffen. Er sagt ja: Wir haben das Konzil eben noch nicht verwirklicht. Wobei die hohe Kunst darin besteht, auf diesem Weg niemanden zurückzulassen. Es muss ein Weg sein, der in der Spur des Evangeliums bleibt – und das sage ich ausdrücklich, um die besorgteren konservativeren Kreise nicht jetzt ängstlich beiseite zu schieben,

sondern als Einladung an sie, diesen langen Weg der Kirche in die Moderne mitzumachen und mitzugestalten.

Die Furche: Die eine kritische Gruppe, die Konservativen, haben Sie angesprochen. Aber wie es mit den Reformgruppen, Leute, die meinen, man habe eh schon hundertmal über die Themen gesprochen?

Zulehner: Man kann natürlich der Meinung sein, dass Franziskus oder auch das Zukunftsforum ein Trick sind, um von innerkirchlichen Fragen abzulenken. Aber das ist nicht der Fall: Wenn man über Ehe und Familie redet, dann muss man natürlich auch das Scheitern und die Frage mitbehandeln, ob es legitim ist, dass die, die aus Schuld und Tragik mit einem Lebensprojekt nicht zu Rande kommen, stigmatisiert, diskriminiert oder sogar exkommuniziert werden. Zurzeit werden viele Bischöfe vom Vatikan reformerisch überholt. Die Reformgruppen haben also ein Problem. Wenn der künftige zweite Mann des Vatikan, der designierte Staatssekretär Parolin, völlig ungebeten sagt: Wir müssen nicht nur im Rahmen reformieren, wie das immer so heißt, sondern wir müssen die Diskussion über den Rahmen eröffnen – dann ist das eine interessante Allianz mit den Reformgruppen. Ich frage mich, was die Bischöfe tun werden, die bisher insistiert haben, am Rahmen ließe sich nichts ändern. Es kann eine Zeit kommen, wo die innerkirchlichen Fragen durch den Vatikan selber beruhigt werden und wir unsere Energie voll in die gesellschaftspolitischen Fragen stecken können.

Die Furche: Eine Schwäche kirchlicher Aufbruchsversuche war immer wieder, dass es keine genaue Agenda gab, es gab keine Qualitätskontrolle in Bezug auf den Prozess gegeben und selten einen Zeitplan.

Zulehner: Nachdem die Bischofskonferenz den Vorschlag der Katholischen Aktion angenommen hat, wurde eine Koordinierungsgruppe gebildet. In dieser, und da entstand ein klarer Zeitplan und eine Struktur, um verlässlich Visionen und Projekte zu entwickeln. Es geht auch darum, nicht (nur) Papiere zu produzieren, sondern konkrete Veränderung zu bewirken.

Die Furche: Es gab gerade einen öffentlichen Diskurs, der sich „Wahlkampf" genannt hat – der aber ohne Visionen oder Utopien ausgekommen ist. Kann ein Prozess wie das Zukunftsforum dagegen Abhilfe schaffen?

Zulehner: Politiker sind in einem Wahlkampf oft utopiegelähmt. Das ist schade. Der Wahlkampf war diesbezüglich eher eine Zumutung, denn eine politische Bildung der Bevölkerung. Vom Zukunftsforum her geht es genau um dieses inhaltliche Gespräch: Man muss ja keine Wahl gewinnen – und deshalb kann das Land gewinnen.

2015 Gutes Leben

Als der römische Philosoph Marcus Tullius Cicero gefragt wurde, was er zum „Guten Leben" braucht, soll er geantwortet haben: „Wenn Du ein Gärtchen hast und eine Bibliothek, so wird Dir nichts fehlen."

1. Was verstehen Sie unter einem guten Leben, respektive was braucht der Mensch, was brauchen Sie zu einem guten Leben?

Mich beeindruckt, was der deutsche Forscher Gerhard Schmidtchen schon in den 60erjahren des letzten Jahrhunderts herausgefunden hat: Es ist nicht viel, was uns „heilig" ist, worüber wir nicht kommen lassen. Dazu gehört, einen Namen zu haben, also Anerkennung und Zuwendung zu erleben; dann will jeder von uns wachsen, kreativ sein, das Leben machtvoll gestalten; und schließlich braucht jede und jeder ein Obdach der Seele, eine Heimat, Menschen, denen er angehört, ein Land, in dem er gern wohnt. Diese drei Urwünsche durchziehen unser Leben, aber auch unser Hoffen. Selbst das „ewige Leben" wird in den heiligen Schriften der Religionen in diesen Bildern beschrieben. Wir werden bei Gott einen unvergesslichen Namen haben, herrscherlich frei sein und bei Gott wohnen. Das erwarten wir für uns. Aber noch schöner ist es, diese Urwünsche anderen zu erfüllen. Ob es zu Gottes Seligkeit gehört, uns dies alles zu schenken?

Die meisten Vorstellungen des guten Lebens stimmen darin überein, dass sie das gute Leben

mit dem Glück in Verbindung bringen.

2. Was macht ein Leben zu einem glücklichen Leben?

Mit ist das Wort „glücklich" nicht ganz geheuer – es ist mir zu biedermeierlich. Viel lieber habe ich die Rede von einem „geglückten Leben". Zu diesem gehört auch das Leid dazu. Zum Beispiel in der Liebe. Wo ich groß geworden bin sagte man zu einem Menschen, den man liebte: „Ich kann dich gut leiden!" Aber die Liebe ist nur das eine Bein mit dem ich durchs Leben gehe. Das andere ist die Arbeit. Sind diese beiden Lebensbeine gesund und stark, dann „geht es mir gut". Dann kann mein Leben glücken.

Schon immer haben die großen Denker der Menschheit über das Dasein reflektiert und sich

mit der Frage nach dem Sinn des Lebens beschäftigt. Heute bieten Religion und Philosophie ein breites Spektrum von Antworten. Auch Sie haben sich einmal zu diesem Thema geäußert, in dem Sie sagten: „Es gibt nachweislich drei große alte Werteströmungen: Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit, das heißt Sinn des Lebens." Seit Viktor Frankl wissen wir aber auch: „Sinn kann nicht gegeben oder erzeugt werden, sondern muss gefunden werden."

3. Kann die Frage nach dem Sinn tatsächlich so einfach beantwortet werden? Welchen Sinn des Lebens vermittelt die Religion?

Viktor Frank hat schon Recht. Er meinte, sinnvoll leben heißt für jemand und für etwas leben. Es ist gut, Mitgefühl zu haben und sich hinzugeben, zu verausgaben, ohne etwas zurückzuerwarten. Es ist letztlich das, was in den beiden Testamenten der Bibel gefordert wird: umfassend zu lieben, Gott, den Nächsten, den Feind, sich selbst.

Vor dem Hintergrund der aktuellen Nachrichten (Flüchtlinge, Griechenland, Ukraine, Wachstum, Klima, die Schlächter des IS) erinnere ich mich an eine Frage aus einem alten, 1975 erschienen, Schweizer Katechismus: „Sind die Anweisungen in der Bergpredigt wörtlich zu nehmen?“ Antwort: „Die Anweisungen in der Bergpredigt sind nicht wörtlich zu nehmen, weil das sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben zu unhaltbaren Zuständen führen würde.“

4. Bei aller Naivität und Hochglanzrealität - wäre nicht ein „wenig Bergpredigt“ , wie z.B. Franz von Assisi sie gelebt hat, genau das, was unsere aus den Fugen geratene Welt braucht? Wie würden Sie heute, im Jahr 2015, diese Frage beantworten?

Die Bergpredigt ist das Herzstück des Anliegens Jesu. Sie zeigt den Weg in eine gewaltfreie friedvolle Gesellschaft, und das nicht erst einst in einem fernen Himmel, sondern schon jetzt auf Erden. Darauf zielt Jesu Verkündigung. Wie bei jedem Ideal aber ist es auch bei der Bergpredigt: Sie lässt sich nur schrittweise verwirklichen. Manchmal haben wir lediglichen Ahnungen davon. Wer aber ein Ideal erzwingen will, wird gefährlich, wie man bei den Fundamentalisten aller Religionen erkennen kann. Manche freilich verwechseln „schrittweise“ mit „gar nicht“. Solche Menschen werden in visionsloser Art unerträglich pragmatisch.

5. „Es gibt nur zwei Dinge, über die es sich nachzudenken lohnt. Die Liebe und der Tod.“ Dieser Satz steht in einem Buch von Eugen Drewermann. Über das Ende des Lebens möchte ich Ihnen heute keine Frage stellen, aber zur Liebe - dieses angeblich am meisten missbrauchte Wort der Welt. Kann man Liebe überhaupt mit Worten beschreiben?

Liebe ist schwer zu beschreiben. Wir verstehen sie am besten, wenn wir tatsächlich, also in der Tat lieben. Dabei ist der Weg zu lauterer selbstloser Liebe schwerer als wir meinen. Denn immer schwingen Macht und Interesse mit und verschatten unser Lieben. Das Wort Jesu wiegt schwer: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben gibt für seine Freunde.“ (Joh 15,13)

6. „Monde und Jahre vergehen, aber ein schöner Moment leuchtet das Leben hindurch.“ Dieses wunderbare Zitat stammt vom österreichischen „Nationaldichter“ Franz Grillparzer. Welcher schöne Augenblick leuchtet durch Ihr Leben hindurch?

Vielleicht ist es nicht ein einziger Augenblick, sondern ein tiefes Schwingen, das dann und wann die Oberfläche meiner Wahrnehmung erreicht. Solche Augenblicke finde ich in guter Arbeit, in der Liebe, im Spiel, auch im Erkennen. Was in der Tiefe schwingt, ist ein maßloses Sehnen am Grund meiner Seele, das im alltäglichen Leben keine dauerhafte Erfüllung findet. Stimmig drückt es für mich der Psalmist aus, der singt: „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir wie dürres und lechzendes Land ohne Wasser.“ (Psalm 63,2)

7. Gibt es für Sie eine Szene/ Metapher, die pure Lebensfreude und Lebenslust verkörpert?

Etwas von prickelnder Lebensfreude kommt für mich in der Champagnersonate von Ludwig-van-Beethoven zum Ausdruck. Die Töne sprudeln wie die Perlen eines gut gekühlten Champagners. Es ist eine Musik, welche meine Seele mittanzen macht.

8. Im Alter wird man ein wenig altersweitsichtig und viele Dinge sieht man aus der Distanz ein wenig schärfer. Was sehen Sie heute als emeritierter Professor schärfer, als damals, als junger Student?

Bei einem Kongress sagte ein Forscher, es sei gar nicht sicher, dass man im Alter weiser werde. Ein junger Esel werde zumeist ein alter Esel. Vielleicht ist es gerade diese Einsicht, als Emeritus, als Ausgedienter, gar nichts schärfer sehen zu müssen.

9. Das Wichtigste im Leben ist…….

… ein Liebender zu werden.

10. Was ist Ihr „Warum"?

Ich teile mein „Warum" mit meinem großen Lehrer Karl Rahner. Es ist die bedrängende Frage, warum Gott uns Menschen leiden lässt. Rahner sagte uns, er werde diese Frage Gott stellen, wenn er bei ihm ankomme. Er hat die Antwort bereits bekommen. Ich erwarte sie noch.

11. Schenken Sie mir am Ende meiner Fragen eine Lebensweisheit.

Obgleich der Tod zu unserem Leben dazugehört: Nicht er hat das letzte Wort, sondern die Liebe.

2015 Christliche Kirchen in Europa [Bozen]

Unsere Gesellschaft erlebt einen großen Wandel. Wie kann die Kirche diese Veränderung meistern, gesellschaftsfähig sein, den Menschen nahe sein und Antworten auf die Fragen des Lebens geben?

Die christlichen Kirchen in Europa haben derzeit einen epochalen Übergang zu bestehen. Die Konstantinische Ära ist zu Ende. In dieser Zeit war Religion Schicksal. Heute ist sie „Wahl" geworden. Die Menschen, so sagt der prominente Religionssoziologe Peter L. Berger, können alles wählen, nur nicht, ob sie wählen wollen. Es gibt nach ihm eine Art Zwang zur Wahl. In einer solchen Situation kommt es darauf an, ob die Kirche auf die Menschen anziehend ist und sie die Menschen dabei unterstützt, das Evangelium in ihr modernes Leben einzuweben. Es wäre gut, wenn vor allem junge Menschen wieder Lust bekämen, sich der Jesusbewegung anzuschließen.

Viele Menschen distanzieren sich von Kirche, die Priester werden älter und weniger und viele Gläubige empfinden die katholische Morallehre als nicht mehr zeitgemäß. Wie kann sich Kirche verändern und sich neu strukturell und inhaltlich erneuern?

Nicht die Kirche wird vergehen, wohl aber die überkommene Kirchengestalt. Es wird weniger Katholiken oder Protestanten geben, dafür aber mehr Christinnen und Christen. Die Zahl der Entschlossenen wird zunehmen. Diese Menschen zusammen werden gläubige Gemeinden und Gemeinschaften bilden und deren Leben und Wirken tragen. Nur eine Kirche, die sich so von innen her und von „unten" aufbaut, hat Zukunft. Dann kann die Kirche auch wie in ihrer Frühzeit gemeindeerfahrene Personen aus diesen Gemeinschaften wählen (lassen), ausbilden und weihen. Priestermangel ist nicht nötig, solange es gläubige Gemeinden gibt. Und was auch zu Ende geht, ist eine moralisierende Kirche. Die Kirche wird sich künftig in der Nachfolge des Heilands als Heil-Land bewähren.

Laien engagieren sich im Sozialen, führen und verwalten Einrichtungen, Organisationen und Unternehmen, und sie sind auch in der Kirche tätig, in den Pfarreien und in ehrenamtlichen Projekten, in der religiösen Bildung und in den Wortgottesfeiern. Wie sehen Sie die Entwicklung der Rolle der Laien in der Kirche und in der Gesellschaft?

„Laien" sind in der Kirche alle – auch die Priester und Bischöfe. Wenn die Kandidaten für ein kirchliches Amt nicht wirklich zum Volk (also zum laós) gehören und mit diesem leben, können sie auch kein Amt übertragen bekommen. Die Kirche ist daher immer von Menschen getragen, die von Gott selbst zum Volk „hinzugefügt" wurden (vgl. Apg 2,47). Das Engagement der Laien ist somit der kirchliche Normalfall. Es gibt in der Kirche keine Unberufenen und keinen Unbegabten. Die Priesterkirche, die es (zu) lange gegeben hat, wo sich die Priester sorgten und die Laien „versorgten", ist spätestens mit dem Zweiten Vatikanischen Konzils zu Ende gegangen. Die „Priesterkirche" hat inzwischen auch ihre Lebensfähigkeit verloren.

Viele Frauen sind in den Pfarreien und in der Weiterbildung tätig, aber kaum in Führungspositionen. Mehr Chancengleichheit wäre erstrebenswert. Welche Rechte kann die Frau beanspruchen und welcher ist, Ihrer Meinung nach, der Beitrag der Frau in der Kirche?

Paulus schrieb an die Galatergemeinde, dass es in der Kirche nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Männer und Frauen gebe, denn sie

sind einer geworden: Christus (Gal 3,28). Es darf daher in der Kirche keinerlei Diskriminierung geben, keine rassistische (Juden und Griechen), keine ökonomistische (Sklaven und Freie, Reiche und Armen), keine sexistische (Männer und Frauen). Die erste Diskriminierung wurde auf dem Apostelkonzil behoben. Die zweite dauerte bis zur Abschaffung der Sklaverei um 1600, endgültig in den USA im Jahr 1865. An der dritten arbeiten wird allerdings noch. Es ist höchste Zeit, dass auch die Diskriminierungen von Frauen in der katholischen Kirche zu Ende gehen. Ohne Frauen wüssten wir vielleicht nicht einmal von der Auferstehung. Die Männer-Apostel haben die Osterbotschaft, die ihnen Maria von Magdala überbracht hatte, nur für ein Geschwätz gehalten (vgl. Lk 24,11). Eine Kirche, die den Frauen nicht Raum gibt, halbiert und schwächt sich selbst. Sie hat in Europa keine Zukunft.

Die Synode der Diözese Bozen-Brixen ist ein gemeinsamer Weg, um die Ortskirche neu auszurichten und neu zu ordnen. Wie nehmen Sie die Synode von außen wahr? Finden Sie Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zu anderen Synoden?

Eine Beurteilung ist zu früh, gar von außen. Aber gut wäre es, sich von Franziskus, dem Bischof von Rom, inspirieren zu lassen. Dann entwickelt sich die Ortskirche zur modernen Jesusbewegung, die in Gott gläubig verwurzelt ist und deshalb bei den Armen auftaucht.

Dialogkultur, Partizipation, Mitbestimmung, Konsenssuche, Widersprüche aushalten: die Kommunikation, das Zuhören und das Miteinander wollen gelernt und praktiziert werden. Wie kann die Kirche in diesem Sinne wachsen und zu einer dialogischen Kultur in der Gesellschaft und Politik beitragen?

Wenn Gottes Geist allen gegeben ist, die von Gott der Kirche hinzugefügt worden sind (vgl. 1 Kor 12,7), dann verschließt die Kirchenleitung die Ohren vor Gott, wenn sie nicht aufmerksam auf das hört, was sie durch die vielen gläubigen Kirchenmitglieder für den Weg der Kirche heute erfahren können. Das ist ja der Grund, warum Papst Franziskus zur Familiensynode die Betroffenen (Eheleute, Geschiedene, Wiederverheiratete, Homosexuelle, Kinder und Alte) zu seinen „Erfahrenen“ (Expertinnen) erkoren hat.

In wie weit wird es Papst Franziskus schaffen, das System zu ändern und die Kirche zu erneuern? Wie wird die Kirche der Zukunft ausschauen?

Papst Franziskus ist spirituell ein Franziskaner und kirchenpolitisch ein Jesuit. Er wird die Gestalt der Kirche tiefgreifend verändern. Der lähmende zentralistische Uniformismus des Vatikans und seiner Kurie steht vor seinem Ende. Die Regionen der Weltkirche werden aufgewertet. Das verschafft Bischofskonferenzen weit mehr Lehrbefugnis und pastoralen Handlungsspielraum. Bischöfe werden sich nicht mehr – wie in den letzten Jahren – darauf ausreden können, dass bestimmte Themen in einer Diözesansynode nicht behandelt werden können, „weil es weltkirchliche Themen“ sind. Vielmehr wird solchen Bischöfen Rom die rote Karte zeigen und signalisieren, dass sie ihre ortkirchliche bischöfliche Aufgabe nicht erfüllen, wenn sie die wichtigen Fragen bequem nach Rom abwälzen statt vor Ort Lösungen zu suchen und sich von Rom dafür die Erlaubnis geben zu lassen.

2015 Service-Clubs [Ferment]

1.) Welches Bild haben Sie von Serviceclubs? Sind solche Clubs in Ihren Augen für unsere Gesellschaft ein Gewinn?

In einer Gesellschaft der wachsenden Entnetzung der Menschen voneinander, der ausgeprägten Rivalitäten, der Ängste und Entsolidarisierung sind SCs eine wertvolle Gegenbewegung. Sie verbinden Leute und hindern sie zudem daran, sich tatenlos in privaten Reichtum einzuigeln.

2.) Wofür könnten sich Serviceclubs engagieren? Für welche Werte sollten sie sich einsetzen?

Für mich gehen die Aufgaben in zwei Richtungen, welche solche SC übrigens mit meiner Kirche teilen:

Sie formen Gemeinschaften mit Menschen auf gleicher Augenhöhe. Rang und Name zählen dann nicht. Gefördert wird zudem Verbindlichkeit. Fein ist es, wenn auch eine kooperative Konfliktkultur eingeübt wird.

Bleibt es freilich nur bei der in sich wertvollen Gemeinschaftsbildung, kann sich leicht eine Abgeschlossenheit nach außen breitmachen. Die Psychologen sprechen dann in „in-group-Tendenzen“. Wer kommt wird gleichgeschaltet, in der Art, wie er zu sein und zu denken hat. Wer sich nicht anpasst, wird durch Gruppendruck sachte hinausgedrängt. Wichtig ist also, dass die SC nicht einander nur dienen, Seilschaften für Karrieren und Gruppeninteressen bilden, sondern *Dienste nach außen* übernehmen. Dabei können SC von dem sogenannten „Katakombenpakt“ lernen, den Bischöfe unter der Führung von Dom Helder Camara 1965 geschlossen haben. Wir wollen, so verpflichteten sie sich, nicht Geld an die Armen vergeben, sondern uns politisch dafür stark machen, dass es morgen weniger Arme gibt. Papst Franziskus lebt das praktisch vor. Ich träume davon, dass SCs in dieser Art und Weise sozialpolitisch „revolutionär“ sind. Meinem Gefühl nach könnte sich in diese Richtung bei den SCs noch viel bewegen.

3.) Sie wurden schon mehrfach wegen einer Mitgliedschaft in einem Serviceclub angefragt und haben abgelehnt. Warum?

Das hat hauptsächlich einen ganz praktischen Grund. Ich habe einen übervollen Terminkalender. SCs aber erwarten, dass man regelmäßig an den Treffen/Essen/Vorträgen/Projekten teilnimmt. Da wäre eine Zusage eine vorhersehbare Frustration gewesen. Ich selbst hätte dann ständig schlechtes Gewissen, was ich nicht wollte.

Nicht verlockend fand ich Anfragen von SC, die nur Männer aufnehmen und in denen Frauen zur Zierde bei Kurzvorträgen mit Mittagessen dabeisaßen, zu denen ich eingeladen war. Ich dachte, als Priester bin ich leider (!) ohnedies schon in einem reinen Männerclub. Das sollte doch reichen. Zudem weiß ich aus meinen Männerstudien, dass Männerbünde eine bestimmte Form von Männlichkeit voraussetzen, begünstigen und damit länger erhalten, als Männern, geschweige denn Frauen guttut.

4.) Müssen sich Serviceclubs und Kirche notwendig konkurrenzieren? Was könnte die Kirche von Serviceclubs lernen?

Das Gegenteil ist der Fall. Erstens ist es ja Brauch, dass in profanen SCs auch Vertreter der Kirche, Laien, Ortspfarrer Mitglieder sind – daneben gibt es zudem einige kirchennahe SCs wie die Johanniter, Malteser. Zudem bestehen

zwischen Kirchengemeinden und SCs nicht wenige überaus wertvolle joint ventures, gemeinsame Projekte, und das hoffentlich nicht nur für Kirchenrenovierungen und neue Orgeln.

Die Kirche könnte von den SCs lernen, dass konkrete Netzwerke mit einem hohen Verbindlichkeitsgrad mehr Engagement hervorbringen als der unter Kirchenmitgliedern verbreitete Hang, die Kirche zu einem SC für sich selbst zu machen. Es wäre gut, wäre eine Ortsgemeinde eine quirlige Summe von vielen pfarrlichen SCs.

5.) Worauf sollten Serviceclubs in Ihren Augen achten, damit ihr Engagement glaubwürdig bleibt?

Es gibt natürlich den unbiblischen Spruch „Tu Gutes und rede auch darüber". Vielleicht wäre manchmal etwas mehr Selbstbewerbungszurückhaltung angebracht. Zudem stehen manche SCs im Ruf, dass ihre guten Dienste eher ein Feigenblatt für intransparente Machtspiele durch Seilschaften sind.

6.) Was zeichnet in Ihren Augen eine glaubwürdige Spiritualität des Dienens aus?

Jesus rät einmal: „Wenn du Almosen gibst, soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte tut." (Mt 6,3). Auf diesen Prüfstand würde ich als Pastoraltheologe die Dienstbereitschaft von SCs stellen. Vielleicht zeichnet wirkliches Dienen eine „Rücksichtslosigkeit anderer Art" – ich schaue nicht auf mich zurück. Ich verausgabe mich für andere, ohne etwas zurückzuerwarten. Das wäre einer internen Diskussion in SCs wert: Wie selbstlos „dienen" wir?

7.) Kennen Sie Menschen in Serviceclubs, die für Sie ein Vorbild sind? Wen? Warum?

Ich kenne eine ganze Reihe von Menschen, die ich überaus schätze und die in SCs sind. Von den meisten habe ich davon aber eher zufällig erfahren – wie ich sie bei Vorträgen getroffen habe, zu denen SCs mit eingeladen haben. Es spricht für solche Clubs, dass meine Hochachtung vor diesen Personen dadurch nicht gelitten hat.

8.) Haben Sie schon negative Erfahrungen mit Leuten aus Serviceclubs gemacht? Welche?

Das ist mir eher nur beiläufig untergekommen. Ich war und bin in meiner katholischen Kirche europaweit in viele Vorgänge involviert. Da bekomme ich Einiges an intransparenten Vorgängen mit. Ich habe dabei nicht immer den Eindruck gewonnen, dass Mitglieder von SCs die konziliare Erneuerung meiner Kirche mittragen oder gar fördern. Um aber gerecht zu bleiben: Ich kenne einige SC-Mitglieder, die bei kirchlichen Reformbewegungen in der ersten Reihe kämpfen.

9.) Wie engagieren Sie sich persönlich für eine gerechte und menschenfreundliche Welt? Wie pflegen Sie Freundschaften?

Als ich 1984 auf den weltältesten Lehrstuhl für Pastoraltheologie (1774) kam, riet mit Kardinal König beim Antrittsbesuch bei ihm, ich solle mich nach Osteuropa orientieren. Ich habe das getan eine gleichsam einen SC für die Kirchen in Ost(Mittel)Europa mit dem Log „Pastorales Forum" gegründet. Wir haben über Forschungsprojekte Pastoraltheologinnen und –theologen „fortgebildet". Über das Stipendienprogramm „Beine nicht Steine" konnten mit Geldern, die der Verein in Euro-Millionenhöhe aufgetrieben hat, bislang über hundert Frauen und Männer, Laien und Priester promovieren oder habilitieren. Ich erlebe große Freude, wenn manchmal ein SC ein Jahr lang

eine Stipendiatin finanziell fördert (www.pastorales-forum.net). Indem ich Menschen fördere, finde ich unglaublich viele Freundinnen und Freunde. Es haben keine Freunde und vereinsamen nur jene, die sich nicht für andere verausgaben, ohne etwas zurückbekommen zu können.

10.) Können Sie eine Geschichte erzählen, eine Erfahrung, die Sie mit Serviceclubs gemacht haben?

Im Advent gehe ich abends sehr gern in die Innenstadt Wiens. In den dunklen Straßen hängen vorweihnachtliche Lichtketten. Einmal kam ich bei einem solchen Adventgang an der Michaelerkirche gleich neben der Hofburg vorbei. Es war kalt: und das in einer Welt, die durch Armut und internationalen Terror immer kälter wird. Vor dem Eingang zur Kirche war ein Stand eines SC aufbaut. Punsch wurde ausgeschenkt. Er hat mich gewärmt. Mir ist aber auch wärmer ums Herz geworden. Ich habe gemerkt, wie sich Leute engagieren, um die Wunden anderer zu heilen und weihnachtliche Hoffnung zu verbreiten. Das hat nicht nur mein Herz, sondern auch meine Geldtasche erreicht. Vielleicht ist es ein wichtiger Dienst von SCs, dass Wunden geheilt und Herzen gewärmt werden – ein Programm, das der derzeitige Bischof von Rom, Franziskus, der ganzen Kirche verordnet hat.

2015 Universelle Ethik [Kurier, Oberösterreich, Ertl]

KURIER: Es ist soeben ein Buch des Dalai-Lama erschienen, in dem er sagt, Ethik ist wichtiger als Religion. Ethik, Mitgefühl und soziales Verhalten seien uns angeboren, während Religion uns anerzogen ist. Während sich die Religionen auf bestimmte Regionen und Menschengruppen beschränken, sei Ethik weltumspannend.

Paul Zulehner: Die gesamte Menschheit lebt in einem Haus. Wir werden nur überleben, wenn wir miteinander in Frieden und Gerechtigkeit leben. Damit sind wir bei den ganz großen ethischen Themen. Sind wir solidarisch oder egoistisch? Üben wir Gewalt oder suchen wir den Frieden? Praktizieren wir Gerechtigkeit oder Liberalkapitalismus, wo es nur um die Steigerung der Rendite geht?

Zwischen den Ethiken gibt große Unterschiede. So gibt es zum Beispiel zwischen den Protestanten und den Katholiken eine klassische Auseinandersetzung in der Fortpflanzungsmedizin. Die evangelische Kirche ist näher dran an der Position, man dürfe der Wissenschaft nicht zu viele Grenzen setzen. Die katholische Kirche ist in Fragen der Humanökologie zurückhaltender. Wenn man nicht weiß, welche Folgen eine wissenschaftliche Errungenschaft hat, soll man sich zurückhalten.

Was ist das spezifisch Katholische, das sie in die Ethik der Welt einbringt?

Franziskus hat soeben seine neue Ökologie-Enzyklika Laudato si' veröffentlicht. In diesem 200 Seiten langen Text findet man an vier Stellen den Satz, wir sind alle miteinander verbunden. Die christliche Schöpfungslehre sagt, wenn da ein Gott ist, sind wir alle seine Kinder und Ebenbilder. Wir sind so untereinander zusammengehörig und verbunden, dass das Leiden des anderen immer auch meines ist. Daraus folgt als unbedingte Notwendigkeit eine universelle Solidarität. Dann ist der Kriegsflüchtling aus Syrien einer von uns. Die Verpflichtung des Christen heißt, schau mit Augenmaß und Klugheit, dass Du ein Maximum an Solidarität zustandebringst. Denn die Menschen verlassen nicht freiwillig das Land, sondern sie werden durch einen teuflischen Krieg vertrieben. Wir haben kein neuzeitliches, modernes, individualistisches Konzept von der Menschheit, sondern wir haben ein zutiefst vernetztes Bild vom Menschen, sodass wir sagen können, weil nur ein Gott ist, ist ein jeder von uns. Das ist eine unglaubliche Sprengkraft in einer Welt, die in Kriegen zerfällt, in der sich die Reichen nicht um die Armen kümmern, in der wir die Natur ausbeuten. Papst Franziskus richtet sich an alle Menschen guten Willens, denn wir sind alle verantwortlich für das eine Haus der Menschheit. Wir sind universell. In dem Sinn sind wir auch katholisch, weil katholisch universell heißt.

Wir sehen Sie Papst Franziskus? Hat er etwas verändert oder hat er die Hoffnungen der Reformer enttäuscht?

Er sagt, die Kirche hat ihr Ziel nicht in sich selbst, sondern sie muss einen Dienst in der Menschheit leisten. Wir haben uns bisher zu sehr auf das Trockendock begeben. Das Schiff der Kirche hat sich zu sehr selbst repariert. Dabei haben wir die Welt und die Armen aus den Augen verloren. Heilen wird die Kirche nur, wenn sie von sich selbst absieht und sie an den Rand der Gesellschaft sieht, auf die Armen und Schwachen.

Innerkirchlich sagt er, wir haben ein Konzil gemacht, das die Kirche der modernen Welt öffnet. Wir hatten dann zwei Päpste, die weniger geöffnet als zugemacht haben. Seine Absicht ist, den Schwung des Konzils wieder voll aufzugreifen. Das heißt dann sehr praktisch beim Thema Familie, dass er sagt, es kann nicht sein, dass wir als zölibatäre Kardinäle allein über dieses Thema reden. Man muss die Betroffenen fragen. Darum hat er Fragebögen ausgeschickt. Wenn wir die Anliegen der Menschen gehört haben, können wir eine gute pastorale Lösung finden.

Lösung gibt es aber noch keine.

Es kann sie noch nicht geben, weil die Synode erst im Herbst sein wird.

Glauben Sie wirklich, dass sich etwas ändern wird?

Es steht mindestens schon die Frage drinnen, wie kommen wir im Dialog mit der orthodoxen Tradition weiter. Diese hat zwar eine strenge Lehre von der Ehe, in der sie das lebenslange Ideal darstellt, aber wenn etwas zu Ende geht und man neu heiratet, so ist im Einzelfall eine Aussöhnung mit der Kirche möglich. Das ist auch der Wunsch des Papstes. Denn Gott lässt niemanden fallen, auch wenn er schwer schuldig wird. Die Kirche versöhnt sich ja auch mit einem Mörder. Es gibt darüber im Vatikan ein heftiges Ringen.

Die Mehrheit im Vatikan ist gegen eine Änderung.

Ich habe kürzlich von einem Kenner der internen Situation gehört, dass 50 Prozent dafür sind, 20 Prozent sind dagegen und die restlichen 30 Prozent kann man noch gewinnen. Ich bin hier sehr zuversichtlich. Ich glaube, dass sich der Papst das gar nicht leisten kann. Im Extremfall wird er sagen, wenn ich keine Lösung empfohlen bekomme, sollen die Bischofskonferenzen dezentral entscheiden. Das wird wahrscheinlich die zweite Revolution in der Weltkirche werden, dass es in Zukunft kontinentale Patriarchate gibt.

Die österreichischen Bischöfe haben diese Lösung bereits 1980 vorgeschlagen. Wir haben in Österreich schon längst die Praxis, die der Papst für die Weltkirche haben will.

Die Reformer wie das Kirchenvolksbegehren und die Pfarrerinitiative haben sich eigentlich mehr vom Papst erwartet.

Ich glaube, dass der Papst weiß, dass man so einen Organisationselefanten wie die Kirche nur in kleinen Schritten verändern kann. Würde er schnell verändern, würde er einen Bruch herbeiführen. Dann würden Gruppen ähnlich wie die Lefebvrianern aussteigen.

Ich höre aber – und das sage ich auch Helmut Schüller – , dass der Papst zu den Bischöfe sagt, macht mir Vorschläge für die nächste Synode über die Priester. Es ist auch für den Papst ein schweres Problem, dass Gläubige sich am Sonntag versammeln und nicht die Eucharistie feiern können. Nur weil die Kirche sagt, uns ist die ehelose Lebensform der Priester wichtiger als die Eucharistie. Das stört im katholischen Gefüge. Das ist auch dogmatisch nicht zulässig. Ich höre, dass der Papst bereits einen brasilianischen Bischof beauftragt hat, in seiner Diözese zu experimentieren. Der Priestermangel ist eigentlich ein von der Kirche selbst verschuldeter Mangel. Wir haben viel mehr Menschen, die sich berufen fühlen als die Kirche zurzeit in das Priesteramt weiht. Insofern ist es eine einfachere Problematik als die Frage mit den Familien.

Und noch viel wichtiger werden in diesem Pontifikat nicht die innerkirchlichen Fragen sein, sondern Fragen wie schaut es aus mit den Flüchtlingen, wie mit den Campesinos? Es interessiert ihn viel mehr wie es der Menschheit geht und nicht wie es der Kirche geht.

Warum tut sich die Kirche mit der Gleichberechtigung der Frau so schwer?

Die Diskriminierung der Frauen ist eine menschheitsalte Geschichte. Die Diskriminierung zwischen Juden und Griechen ist auf einem Apostelkonzil überwunden worden. Die zwischen Sklaven und Freien im 16. Jahrhundert. An der Frauenfrage arbeiten wir noch. Der Papst kündigt an, in die Führungsetagen des Vatikans Frauen zu berufen. Es werden in der reformierten Kurie zentrale Stellen von Frauen geleitet werden. Ich glaube, es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann die Priesterweihe für die Frauen kommen wird.

Lebensformen, Geschlechter, Lebensalter

1994 Störfaktor – Deutsche Bischofskonferenz zur Schwangerschaftskonfliktberatung

Halten Sie die Entscheidung der deutschen Bischofskonferenz im Streit um die staatliche Schwangerschaftskonfliktberatung für eine glaubwürdige Lösung?

Sie ist eine interessante Neupositionierung der Kirche gegenüber dem Staat.

Was meinen Sie damit?

Hier riskiert die Kirche in ihrem eigenständigen Bereich, gegenüber dem Staat eine abweichende, originelle Position zu vertreten. Das ist ein unerwarteter und ungewöhnlicher Schritt. Denn die Kirche sagt, es gibt zwar ein festes staatlich geregeltes System, aber wir positionieren uns nicht mehr klaglos inmitten dieses Systems. Gesellschaftspolitisch ist das hochbrisant.

Glauben Sie, dass dies der Kirche eher schaden oder nutzen wird?

Das kann beides sein. Wenn dieser offensive Schritt innerkirchlich nur negativ interpretiert wird zum Beispiel als falscher Gehorsam gegenüber dem Papst, dann kann es leicht sein, dass er der Kirche schadet. Wenn man dagegen sagt, darin stecken möglicherweise auch Chancen für die Weiterentwicklung der Gesellschaft, dann könnte dies eine positive Wirkung haben. Ich nenne ein Beispiel. Wir haben eine Studie über Einstellungen von Männern in Deutschland gemacht. Auf die Frage, ob der Beratungsschein dem Ungeborenen hilft, antworten 34 Prozent mit Ja. Auf die Frage, ob er die Abtreibungen erleichtert, sagten 31 Prozent Ja. Das bedeutet, die Bevölkerung ist in der Beurteilung des Abtreibungsgesetzes unterschiedlicher Meinung. Das aber ist das eigentliche Hintergrundthema, nämlich die Frage an die Gesellschaft, wie werden eigentlich die Folgen des §218 praktiziert und evaluiert. Hier liegt die offensive Kraft dieser überraschenden Entscheidung der Bischofskonferenz.

Sie sehen darin also einen positiven Denkanstoß für die Gesellschaft?

Man sollte riskieren, es so zu sehen. Und ich glaube auch, es ist fair, es so zu sehen. Die große Mehrheit der deutschen Bischöfe war bislang der Meinung, man sollte im System bleiben und sehen, dass es reibungslos weitergeht. Jetzt beziehen die Bischöfe eine Position, die nicht mehr reibungslos ist. Und wer in Fragen der Abtreibung Reibung produziert, erreicht entweder eine bessere Lage für die Ungeborenen, oder erreicht, dass eine Gesellschaft, die diesen Weg nicht gehen will, die Kirche weiter herausdrängt. Auf jeden Fall ist es ein riskanter Weg.

War es richtig, dass der Papst den deutschen Bischöfen dieses Risiko aufgezwungen hat?

Auch der Papst riskiert hier etwas. Und insofern die deutschen Bischöfe dem Papst folgen, teilen sie seine Risikofreudigkeit. Generell ist es vernünftig für die Stärke der Kirche in Deutschland, dass sie sich nicht vom Papst abspalten lässt. Das wäre strategisch und kirchenpolitisch unklug. Auch kann man diese päpstliche Intervention nicht als Fremdsteuerung bezeichnen, weil die katholische Kirche von ihrem Selbstverständnis her den Papst zumindest grundsätzlich nicht als Fremdsteuerung erlebt.

Der Papst hat auch bei Eingriffen in die österreichische Kirche – um mit Ihren Worten zu sprechen – einiges riskiert, mit sehr negativen Folgen.

Man kann die Situation in Österreich und Deutschland nicht vergleichen In Österreich ging es um Innerkirchliches. Was sich in Deutschland tut, ist für das Verhältnis Kirche und Staat ein hochinteressantes Projekt. Eine Parallele in Österreich zum Beispiel ist die Ausländerpolitik. Hier setzt die Caritas den Staat dauernd unter Druck, was Ausländer und Fremde und Asylbewerber betrifft. In diesem Punkt ist die Kirche ein permanenter gesellschaftlicher Störfaktor zugunsten von mehr Menschlichkeit für die Ausländer. Ich habe den Eindruck, der Papst will jetzt auch ein Störfaktor sein zugunsten der vielen Kinder, die keine Chance haben, das Licht der Welt zu erblicken. Das ist eine riskante Störung der gesellschaftlich eingespielten Verhältnisse.

Wie groß schätzen Sie die Gefahr ein, dass die Kirche dadurch ins gesellschaftliche Abseits gerät?

Bei der Ausländerfrage in Österreich zum Beispiel ist es so, dass diese kantige Position der Kirche nur nützt. Vor allem die jungen Leute wollen eine klare Rede. Meiner Meinung nach kann die Kirche in einer pluralistischen Situation langfristig nur überleben, wenn sie kantig die eigenen Positionen vertritt. Die Kirchen sollten nicht glauben, dass man am besten durchkommt, wenn man überall Kompromisse eingeht.

2008 „Hochrisikolebensform Ehe“

Interview. Theologe Paul M. Zulehner über Priestermangel, das Zögern Roms und römisch-katholische Priesterinnen.

Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe für den Priestermangel in Österreich?

Studien zeigen, dass dies ein komplexes Feld ist. Manche haben Sorge, sich für ein ganzes Leben zu entscheiden. Andere sagen, es sei schwierig, die eigene Freiheit mit den strengen Regeln der katholischen Kirche zu vereinbaren beziehungsweise werden Konflikte mit den kirchlichen Autoritäten befürchtet. Und für einige ist sicher auch die Lebensform ein Hindernis. Vielen fehlt aber auch die Courage des Glaubens.

Der Zölibat. Andere Kirchen machen gute Erfahrungen mit verheirateten Priestern.

Ich halte ihn für die Arbeit in der Kirche für äußert wertvoll. Ich kann so mit einer Jugendgruppe sechs Wochen wegfahren. Ein Familienvater mit drei Kindern kann das nicht so leicht. Außerdem ist die Ehe eine Hochrisikolebensform: Zwei Drittel der Ehen in Wien scheitern. Zugegeben, die Ehelosigkeit ist auch nicht risikolos. Da wie dort scheitern Menschen. Ich wäre nach einer Aufwertung des Zölibats dafür, neben den ehelosen auch verheiratete Priester zu zulassen: allerdings mit einer anderen Ausbildung und in einer bestimmten Gemeinde verankert.

Der Vatikan ist da anderer Meinung.

Es gibt eine Pflicht der Kirche, gläubigen Gemeinden zu ermöglichen, die Eucharistie zu feiern. Das ist ein kirchliches Urrecht. Die Kirche soll nicht so tun, als ob das nicht das wichtigste wäre. Es gibt zudem das alte Wissen, dass – wenn Rom diese Pflicht nicht erfüllt – die Gemeinschaft einen aus ihrer Mitte wählen kann, welcher dann der Eucharistie vorsteht. In den USA wurde das wohl auch in Orden gemacht. Das missfiel Rom, 1973 wandte sich der Papst dagegen.

Holt man deshalb Priester aus dem Ausland und Priester anderer unierter Kirchen, die römisch-katholische Messen halten dürfen?

Wir haben einen Priestermangel Die griechisch-katholische Kirche in der Ukraine hat so viele Priester, dass sie nicht weiß, wohin mit ihnen. Kardinal Schönborn hat für einige von ihnen um Biritualität – die Erlaubnis, Messen beider Riten halten zu dürfen – in Rom angesucht. Anfangs erfolgreich. Nun ist man in Rom nicht allzu glücklich darüber. Die Biritualität wird zurückgedrängt.

Warum wehrt sich Rom gegen birituelle Priester?

Rom hat wohl Sorge, dass Priester aus einem anderen Ritus, die zumeist verheiratet sind, das Festhalten der katholischen Kirche an der Ehelosigkeit unterwandern könnten. Es ist für die Leute nicht leicht zu verstehen, wenn ein katholischer Priester aufhören muss, weil er heiraten will, und sein Nachfolger aus einer mit Rom unierten Kirche kommt mit Frau und Kindern.

Wie groß ist der Zusammenhang zwischen moderner Lebensweise und Priestermangel?

In einer hoch säkularisierten Kultur wie unserer, in der die dominante Form in Bezug auf Religion, die Skepsis ist, ist es schwer, religiöse Verankerung zu finden. Der Nährboden für Berufungen ist karger geworden. Dennoch gibt es

auch heutzutage ausreichend Berufungen, fast die Hälfte der Theologiestudierenden fühlt sich berufen.

Wenn es genügend Berufene gibt, warum gibt es dann zu wenig Priester?

Weil Rom nur akademisch gebildete zölibatär lebende Männer als Priester zulässt. Es gibt mehr Berufungen, als die Kirche wahrnehmen will – allerdings außerhalb der von der Kirche selbst gesetzten engen Grenzen. Der Pool, aus dem die katholische Kirche heute die Priester nimmt, ist zu klein geworden. Es gibt aber viele Berufene außerhalb dieses Pools. Das ist eine arge Schwäche Roms. Es sollte wieder hörend werden, was Gott will – dann könnte sie diese Grenzen vielleicht ausweiten. Benedikt XVI. hatte 1970 für das Jahr 2000 vorhergesagt, dass es dann in den Gemeinden ehrenamtliche verheiratete Priester geben werde.

Werden wir das noch erleben?

Wer kann das schon mit Sicherheit sagen? Wenn es nach dem ersten Papst Petrus gegangen wäre, hätten wird all, um Christ zu werden, zuerst Jude werden müssen. Gott belehrte ihn umgehend im Traum drei Mal, dass dem nicht so ist. Vielleicht belehrt Gott einmal den Papst, dass er auch Frauen im Amt haben will.

Wäre für Sie eine Nicht-Akademikerin als römisch-katholische Priesterin denkbar?

Ich stell mir einfach vor, dass Gott heute schon solche sieht. Warum sollte ich mich dann gegen Gottes Absicht wehren?

2010 Zum Vatertag [Augsburg]

1. In ihrer Studie stellten Sie fest, dass Männer wieder zu Ihrer klassischen Rolle als Papa zurückfinden. Woran machen Sie das konkret fest?

So wie Frauen ihren Lebensraum von der Familie in die Berufswelt ausgeweitet haben und es mit dieser Doppelrolle gar nicht leicht haben, so versucht ein Teil der Männer ihren Lebensraum vom Beruf in die Familienwelt auszudehnen. Sie Neue Väter sind im Kommen. Sie nehmen Elternzeit, zugleich aber kümmern sie sich auch um Alte und Pflegebedürftige. Neue Väter machen mehr mit Kindern, beteiligen sich intensiver an den Haushaltsaufgaben. Sie werden dadurch nicht weiblich, sondern erweitern ihre männlichen Fähigkeiten.

2. Gibt es anhand der sich ständig verändernden Gesellschaft überhaupt ein Zurück zu Vater-Mutter-Kind?

Die Gesellschaft ist nicht gerade familienfreundlich, obgleich manche Betriebe verstanden haben, dass es auch dem Betrieb nützt, wenn es im Hintergrund eine lebendige Familie gibt. Die Familie ist ein enormer Lernort für Fähigkeiten, die heute im wirtschaftlichen Bereich unverzichtbar sind: Organisieren, auf die Bedürfnisse der Schwachen achten, verhandeln, Entfaltungsraum geben, Beziehung zu entwickeln, die geprägt sind von Stabilität und Liebe.

3. Welche Aufgaben hat der klassische oder moderne Papa?

Väter sind schon wichtig, um die nach der Geburt überlebensnotwendige Symbiose von Mutter und Kind nicht für die Mutter zu stützen, sondern für das Kind zu erweitern. Ohne Väter fehlt den Heranwachsenden auch die männliche Bezugsperson, die für die Ausbildung der eigenen (auch geschlechtlichen) Identität des Kindes notwendig ist. Daher macht es auch wenig Sinn, wenn ein Kind nur zwei Mütter oder zwei Väter hätte. Aber ohne Vater ist die Entwicklung eines Kindes gefährdet. Daseinskompetenz, Ichstärke und andere wichtige Überlebensfähigkeiten können bei einem vaterlosen Kind unterentwickelt bleiben, was lebenslang Schäden verursacht, Drogenabhängigkeit, Schulabbruch, Kriminalität.

4. Ist Papa sein wieder "in"? Und: warum?

Ohne Kinder werden wir Barbaren, so sagte der großartige deutsche Pädagoge Hartmut von Hentig uns Männern. Dabei muss mit großem Zorn zugleich gesagt werden, dass gerade Männer – auch Priester und Bischöfe – sich Kindern gegenüber manchmal barbarisch verhalten (haben). Aber nicht nur die Kinder brauchen Väter, auch die Männer brauchen Kinder, um Fähigkeiten zu entfalten, die sonst brach liegen blieben. Durch Kinder kann mehr Leben ins Männerleben kommen.

5. Was kann nur ein Papa?

Dem Kind das Urbild eines Mannes erlebbar zu machen kann nur ein Vater. Den König, den Krieger, den Priester, den Magier vorleben, und das ist für heranwachsende Buben ganz wichtig und für die Mädchen als Kontrast gut. Da wir gelernt haben in unserer Kultur Gott neuestens nicht nur Mutter, sondern in der biblischen Tradition vor allem „Vater“ zu nennen, kann das Gottesbild durch die Erfahrung des eigenen Vaters stark geformt oder oftmals leider auch verformt werden. Dann aber wäre es nicht schlecht, könnten Väter

jene Ureigenschaft leben, die auf den ersten Blick nicht gerade männlich daherkommt: nämlich nicht nur Strenge, sondern Erbarmen, das auch dann noch das Leben schützt, wenn die Gerechtigkeit es nicht mehr schützen würde.

2011 Wenn Frauen glauben [Kärntner Kirchenzeitung]

Was macht unseren Glauben – aus der Sicht von Frauen – attraktiv?

Die älteste Frage der Menschheit ist, was am Ende stärker ist, der Tod oder die Liebe. Die Erfahrung lehrt: es ist der Tod. Das Evangelium hingegen jubelt: nein, es ist die Liebe. Das ist wohl die Anziehungskraft, die das Evangelium in sich hat. Es stärkt unsere Hoffnung wider alle Hoffnungslosigkeit und zeigt einen Weg, daraus zu leben und zu lieben. Attraktiv ist das Evangelium auch, weil es von dem einen Gott erzählt, der eine Geschichte mit allen hat: ein "unbeirrbar treuer Gott" (Dtn. 32,4) also. Gott ist daher ein Gott der Muslime, der Buddhisten, der Atheisten, der spirituell Suchenden, der Christinnen und Christen - ein Gott aller. Und weil nur ein Gott ist, ist jede und jeder einer von uns. Der Glaube an den Gott Jesu eint die Menschheit. Wo aber Gewalt, Streit, Spaltung und Unfrieden aufkommen - auch zwischen den Religionen, da wird der wahre Gott verlassen.

Weshalb überfordert eine langfristige Bindung wie z. B. ein Pfarrgemeinderatsmandat die Möglichen vieler junger Frauen?

Zunächst sollte man ein PGR-Mandat für eine Periode annehmen und bestenfalls für eine zweite. In dieser Zeit wäre es gut, jemanden zu finden, der nachrückt und auch die Aufgabe übernimmt. Gerade das wäre ein guter Beitrag zu einer missionarischen Kirche, die wir dabei sind zu werden. Wichtig wäre dann aber für junge Frauen, dass es ein Verständnis auch für modernes Frauenleben gibt. Das bedeutet "Partnerschaftlichkeit" auch im Pfarrgemeinderat. Es geht nicht an, dass Frauen für den Pfarrkaffee zuständig sind und die Männer für die Leitung, das Geld und die Macht.

Welchen Formen des Glaubens und des Engagements sollten wir mehr Aufmerksamkeit widmen?

Wir haben in den letzten Jahrzehnten viel diskutiert, reflektiert, haben uns den Mund „fransig gelehrt“. Es kommt eine Zeit des spirituellen Eintauchens in das Geheimnis Gottes (durch Stille, Meditation, Lesen der Bibel allein und in Gemeinschaft). Wer in Gott eintaucht, taucht unweigerlich bei den Armen auf. Und umgekehrt. Das gilt insbesondere auch für junge Menschen. Jene, die sich sozialen Aufgaben widmen, sind auf den besten Weg zu Gott. Wenn sie einmal Nächstenliebe praktizieren, wächst in ihnen auch die Gottesliebe. Denn Gott ist insbesondere in den Armen bei uns.

2013 Neuer Balanceakt zwischen Männern und Frauen [Oberösterreichische Nachrichten]

Wie hat sich die Einstellung der Männer und der Frauen zur Arbeitswelt in den vergangenen Jahren verändert?

Die meisten Männer waren in den letzten Jahrhunderten Berufsmänner, den Frauen wurde tendenziell der häusliche Bereich mit seinen versorgenden Tätigkeiten zugeschrieben. Seit einigen Jahrzehnten bewegen sich Frauen nun zunehmend in die Berufswelt hinein, ihre Berufstätigkeit findet in der Bevölkerung eine wachsende Zustimmung. 76% sagen, dass Berufstätigkeit die Frau unabhängig mache, 56% sind der Überzeugung, dass sie für ein sinnvolles Leben unbedingt notwendig sei. Die Zuversicht, dass berufstätige Mütter dem Kind genauso viel Wärme geben können wie eine Mutter, die nicht arbeitet, ist in den letzten zwanzig Jahren gestiegen und liegt 2012 bei 59%.

Wie sehen Männer heute im Vergleich zu früher ihre Rolle in der Familie? Und wie sehen sich die Frauen?

Die Zahl der Männer steigt, die sich familial engagieren: im Haushalt, mit den Kindern, nicht zuletzt in der Pflege älterer Familienangehöriger. Allerdings sind 42% der befragten Männer nicht bereit, für die Pflege daheim Berufszeit zu reduzieren. Unter den Frauen sind es mit 21% vergleichsweise erheblich weniger. So sehr sich Männer in den Familien einbringen: die Frauen machen dennoch gleich viel wie zuvor. Dies zu erklären fällt nicht leicht.

Für wie viele Männer ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie heutzutage ein Thema?

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf betrifft die Kinderlosen nicht so sehr wie Paare mit Kindern. Wer aber Kinder hat, ist davon nachhaltig betroffen. 62% der Befragten sagen zwar, sie würden die Balance zwischen Beruf und Kindern ganz gut schaffen. Aber dies ist auch mit großer Anstrengung verbunden. Immer mehr wünschen sich deshalb, dass ein Elternteil bei Kind daheimbleiben kann und dies auch finanzierbar ist. Viele Mütter oder Väter gehen vor allem deshalb arbeiten, weil die Familie heute auf zwei oftmals zu niedrige Einkommen angewiesen ist. Daher fordern auch viele eine gerechte Bezahlung der elterlichen Erziehungsarbeit und zugleich qualitativ hochwertige Betreuungseinrichtungen mit feinfühligen Erziehern und Erzieherinnen.

Wie definieren Sie den Mann von heute – und auch die Frau von heute?

Es ist letztlich nicht möglich, eine positive Definition zu geben, wenn man sich nicht auf die biologischen Merkmale verlässt – und selbst hier tritt Erstaunen auf, weil es eine beträchtliche wenn auch kleine Zahl gibt, die nicht einmal biologisch eindeutig Mann oder Frau sind. Was wir sagen können, ist, wie man Mann und Frau *nicht* definieren kann: Nicht über Unterschiede im Gehirn (was die Neurowissenschaften versuchen, die aber noch weit zu wenig wissen), nicht über Eigenschaften, auch nicht über ein zeitloses männliches oder weibliches Wesen, das mit der Erziehung und den kulturellen Erwartungen nichts zu tun hat. Es ist unhaltbar zu sagen: Frauen fühlen, Männer denken. Das wäre eine Diskriminierung beider Geschlechter.

Welche Eigenschaften braucht der Traummann/ die Traumfrau für die Befragten?

Es ist ganz unglücklich von einem Traummann oder einer Traumfrau zu reden. Das sagt nichts gegen die Träume verliebter Pubertierender. ,. Aber solche Traumbilder, oft verbreitet durch die Filmindustrie und die Cover von Boulevardzeitschriften, sind Klischees, die jene Bilder von Mann und Frau festhalten, die letztlich im Lauf der Zeit als Grundlage für die Diskriminierung von Frauen gedient haben. Viele sagen daher, sie hätten kein solches Traumbild.

TABELLE: Berufstätigkeit von Frauen erfreut sich wachsender Zustimmung – aber nicht nur freiwillig

	1992	2002	2012
Berufstätigkeit ist der beste Weg für eine Frau, um unabhängig zu sein.	60%	79%	76%
Eine berufstätige Frau kann ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben wie eine Mutter, die nicht arbeitet.	52%	49%	59%
Beide, Mann und Frau, sollten zum Haushaltseinkommen beitragen.	58%	63%	67%
Erwerbstätigkeit ist für ein sinnvolles Leben für Frauen heute unbedingt notwendig.	-	49%	56%
Wir können es uns finanziell nicht leisten, wenn nur ein Elternteil arbeitet und der andere beim Kind / bei den Kindern bleibt.	-	40%	46%

2014 Zu Conchita Wurst [Kathweb]

Conchita-Sieg: Für Zulehner jede Diskriminierung abzulehnen

Wiener Pastoraltheologe Zulehner: In Kirche spielt "moralische Verwerfung" von Lebensgestaltung abseits des christlichen Ehe-Ideals de facto keine Rolle mehr - Songcontest ist Inszenierung mit religiösen Zügen, Siegerin erinnert an "Nazarener-Jesus"

Wien, 13.05.2014 (KAP) Diskriminierung, gegen welche Lebensform auch immer sie sich richtet, ist abzulehnen: Das hat der Wiener Pastoraltheologe und Religionsforscher Paul Zulehner im Blick auf den Eurovisions-Songcontest und die Toleranz-Botschaft der Siegerin Conchita Wurst betont. Nicht erst seit Papst Franziskus habe sich in der Kirche angesichts von Lebensgestaltungsmodellen, die vom christlichen Ehe-Ideal abweichen, gezeigt, dass "jegliche moralische Verwerfung keine Rolle mehr spielt" - und das sei gut so, wie Zulehner in einem "Kathpress"-Gespräch am Dienstag sagte.

Freilich offenbarten Toleranzappelle wie jene von der erfolgreichen österreichischen Drag Queen Conchita Wurst gerade auch, dass hier noch eine Lücke zwischen Wunsch und Realisierung klafft. Diskriminierung sei erst überwunden, wenn Antidiskriminierungsbotschaften nicht mehr erforderlich seien, sagte Zulehner.

Zugleich warb der Theologe für eine differenzierte Sicht von Diskriminierung: Nicht jede behauptete müsse auch automatisch eine sein, wobei er als Beispiel die laufende Debatte um Adoptionsrechte für gleichgeschlechtliche Paare nannte. Wer dem Kindeswohl den Vorzug gegenüber dem Anspruch Erwachsener auf ein eigenes Kind gebe, sei deshalb noch kein Diskriminierender. Der seit Jahrzehnten mit Europäischen Wertestudien befasste Zulehner warnte auch davor, dass ein "ständiges Zum-Thema-Machen" diskriminierende Haltungen verstärken statt abbauen könnte.

"Religiöse Inszenierung"

Den Eurovisions-Songcontest sieht Zulehner als "Fest gelungener künstlerischer Aktivität" - mit durchaus religiös anmutender Inszenierung. Das Erscheinungsbild von Conchita Wurst erinnere ihn frappant an Jesus-Darstellungen im romantisierenden Nazarener-Stil. Höchst ambivalent sei freilich die auch beim Songcontest durchscheinende Verquickung von Religion und Nationalismus, die neben Identitätsstiftung auch zur Legitimation von Ausgrenzung herhalte: In Österreich gebe es zum Beispiel "Kulturchristen", die in einem katholisch geprägten Land sichtbarer islamischer Religiosität die Existenzberechtigung absprechen.

Die katholische Kirche sei mit Fragen rund um Geschlechteridentität, Homosexualität, Beziehungsgestaltung und das Aufbrechen traditioneller Familienbilder u.a. bei der Familiensynode im Herbst 2014 befasst und sei gut beraten, sich auf die heute vorfindbare Vielfalt "tief einzulassen". Schon unter Benedikt XVI. sei ein aus der Sicht Zulehners unumkehrbarer Diskussionsprozess darüber in Gang gekommen, was vom Sakrament der Ehe bleibt, wenn die Liebe wegfällt.

Zulehner erinnerte daran, dass im 1917 veröffentlichen Kirchenrecht die Ehe vorrangig als für abgesicherte Fortpflanzung erforderlicher Vertrag verstanden wurde. Die Kirchenrechtsneufassung von 1983 füge dem aber - unter dem Eindruck des Zweiten Vatikanischen Konzils - den Liebesbund zwischen den Eheleuten als gleichwertig hinzu.

Die Kirche habe im heute so weiten Feld menschlicher Liebesbeziehungen durchaus Chancen, sich Gehör zu verschaffen, ohne nur als "Ausgrenzerin" und "Spaßverderber" zu erscheinen, so Zulehner. Es gelte dafür aufzuzeigen, dass Liebe einen institutionellen Schutzraum braucht - wie jenen symbolischen Baldachin, unter dem Juden ihren Ehebund schließen.

Gerade wenn Kinder im Spiel seien, brauche es diesen Schutzraum von Liebe und Stabilität, der neben den guten Tagen auch die schlechten aushalte. Nicht umsonst sage man in der Umgangssprache über eine geliebte Person, man könne sie "gut leiden", wies der Theologe hin. Liebe ohne Leid kippe leicht in Narzissmus, "darauf muss die Kirche hinweisen", ohne nur defensiv ein Ideal für ein kleiner werdendes Gesellschaftssegment hochzuhalten.

"Was ist ein Mann, was eine Frau?"

Bereits in seinem jüngsten Buch "Gleichstellung in der Sackgasse" hat sich Zulehner mit der auch durch Conchita Wurst aufgeworfene Frage befasst, was ein Mann, was eine Frau denn nun sei. Es gebe berechtigte Kritik an einseitigen Sichtweisen -Geschlecht wäre demnach bloß biologisch determiniert, oder es wäre rein gesellschaftliches Konstrukt. De facto sei es eine Mischung von beidem, von Ererbtem und "Erfundenem", und "auch Gene lernen", bezog sich Zulehner auf jüngste naturwissenschaftliche Forschungen.

Freilich sei für praktisch alle Menschen auch ohne wissenschaftliches Vorwissen leicht beantwortbar, ob sie eine Frau oder ein Mann sind. Und abseits von Geschlechterrollenklischees wie "Männer denken, Frauen fühlen" gibt es nach Überzeugung Zulehners nicht nur biologische, sondern auch psychologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Er habe den Eindruck, diese Unterschiede würden deshalb negiert, um damit verbundenen Diskriminierungen zu entgehen.

Zulehner wies auf den ihn überzeugenden Ansatz der feministischen Philosophin Herta Nagl-Docekal hin, die meinte, biologistische und auch religiöse Legitimationen für Geschlechterunterschiede müssten bekämpft und überwunden werden, damit jenseits daraus abgeleiteter Ungerechtigkeiten Gleichheit ohne Hindernisse eingefordert und eingelöst werden kann.

2014 Familie heute – eine Herausforderung für Frauen und Männer. [Amberg]

Warum interessieren Sie sich als Theologe für die Veränderung der Rollenbilder von Männer und Frauen?

Ich vertrete als Theologe einen Gott, der ein Freund des Lebens ist. Nun zeigen Studien, dass das Leben vieler Frauen und Männer traditioneller Weise „halbiert" war. Frauen hatten ihren Lebensschwerpunkt in der Familie, Männer im Beruf. Leben ist aber reicher. So war die Frage: Wie kann mehr Leben ins Leben von Frauen und Männern kommen. Dazu habe ich bisher schon fünf große Umfragen in Deutschland und Österreich gemacht. Und das mit spannenden Ergebnissen.

Welche neuen Trends bezüglich der Rollenbilder ergeben sich aus der von Ihnen durchgeführten Geschlechter-Studie 2012?

In den letzten Jahrzehnten ist es immer mehr Frauen und Männern gelungen, ihre „Rollen auszuweiten, in diesem Sinn „ganze Frauen" und „ganze Männer" zu werden. Frauen finden wir in Berufen, Männer entdecken, dass sie Väter sind. Beide verbinden Beruf und Familie und sorgen sich für Kinder und Alte. Die neueste Studie zeigt aber, dass sie dafür einen hohen Preis bezahlen. Denn die Verbindung ist anstrengend. Zugleich können sie nicht anders, als beide zu arbeiten, weil eine Familie ohne zwei Einkommen nicht auskommt. Das führt zu einer massiven Überforderung von Frauen und Männern.

Welches sind die wichtigsten Herausforderungen, die Frauen und Männer heute zu bewältigen haben, um die Familie als Team zu organisieren?

Wir diskutieren, wie Kinder einen Lebensraum haben können, der geprägt ist von Stabilität und Liebe. Wir wünschen den Kindern viel Zeit und Liebe von einem Vater und einer Mutter. Haben Männer und Frauen dafür genug Zeit und Kraft? Zudem wünschen immer mehr junge, dass sie selber bestimmen wollen, was ihnen wichtig ist und wie sie gemeinsam ihr familiales Lebens organisieren. Manche hätten eine Zeitlang die Möglichkeit, wie ihre Großeltern zu leben: mit viel Zeit für die Alten und die Kinder. Sie möchten nicht nur Arbeitstiere sein, Sklavinnen und Sklaven moderner Wirtschaft.

Welche Konsequenzen ergeben sich für das Heranwachsen von Kindern und Jugendlichen aufgrund der zunehmenden Arbeitsbelastung ihrer Eltern?

Kinder, denen die Eltern nicht genug Zuwendung schenken können, haben es in ihrem späteren Leben nicht leicht. Wenn Eltern ihre Kinder außerhäuslichen Erziehenden anvertrauen, müssen sie intensiv mit diesen zusammenarbeiten. Sie müssen auch sicher sein, dass diese Kräfte gut ausgebildet sind. Einrichtungen für Alte und Kinder brauchen hohe Qualität.

Wie können Eltern trotz der vermehrten Anforderungen in der Arbeitswelt ihrer Erziehungsverantwortung gerecht werden?

Eltern nehmen der Gesellschaft die Zukunftssicherung ab. Familien sorgen sich zudem für 80% der Alten und Pflegebedürftigen. Dafür verdienen sie Entlastung. Braucht es also nicht Altentagesstätten so wie Kindertagesstätten? Sollte man Frauen und Männer nicht ein Gehalt zahlen, wenn sie diese wichtigen gesellschaftlichen Arbeiten machen? Wie kann verhindert werden, dass jene mit Altersarmut rechnen müssen, die Teilzeitarbeiten, um für Kinder oder Alte dasein zu können?

Wie können Eltern trotz allem ihren Kinder Schutz, Verlässlichkeit und Zuwendung geben?

Ein Kind, das zur Welt kommt, muss neu, der „kalten Welt“ vertrauen lernen. Sonst kann das Gute, das in ihm steckt, nicht zur Entfaltung kommen. Eltern schenken einem Kind diese Möglichkeit, Vertrauen zu lernen. Dazu sollten sie selbst angstfrei lebende Persönlichkeiten sein und genug Zeit für ihre Kinder haben. Vor allem in den ersten drei Lebensjahren muss eine „sichere Bindung“ aufgebaut werden, auf der aufbauend Kinder die Welt erobern und erwachsen werden können. Erst nach drei Jahren kommt dann die Zeit für anfängliche Bildung.

2014 Gleichstellung in der Sackgasse [Sonntag]

Ihr neues Buch „Gleichstellung in der Sackgasse“: Von welcher Sackgasse sprechen Sie?

Zulehner: Am Anfang der großen Studie der Katholischen Männerbewegung in Österreich 1992 stand der Traum, dass mehr Leben in ein Männerleben kommt, wenn aus dem halbierten Berufsmann einer wird, der auch im Beziehungsbereich, in der Familie, mit Kindern, bei den Alten präsent ist und dort ganz andere Erfahrungen macht, als wenn er nur Generaldirektor in irgendeinem Unternehmen ist. Diese Entwicklung wurde von der Männerbewegung angestoßen und hat bei vielen Männern auch etwas in Bewegung gebracht. 1992 bis 2002 hat sich gezeigt, dass die Zahl der modernen Männer, und noch weit mehr der modernen Frauen deutlich gestiegen ist. Im zweiten Jahrzehnt sind nun diese modernen Frauen und Männer darauf gekommen, dass die Verbindung von Erwerbsleben und familialer Lebenswelt mit Kindern und Alten sehr anstrengend ist. Und Also sie suchen sie Entlastung. Wenn ein Kind geboren wird, wäre für viele Befragte das Idealideal, dass wenn einer der Partner die Berufstätigkeit unterbrechen könnte. Aber sie ergänzen sofort: Das geht finanziell leider nicht. Dort beginnt jetzt die eigentliche Auseinandersetzung der Studie mit der Sozialpolitik: Wie können Menschen Männer und Frauen finanziell derart entlastet werden, so dass sie selbst entscheiden können zu unterbrechen, ohne dass die Familie finanziell in Bankrott geht?

Ist es das, was Sie „Modernisierungsstress“ nennen?

Zulehner: Modernisierungsstress entsteht, wenn Frauen oder Männer diese Lebenswelten ausweiten möchten und damit vor die Aufgabe geraten, Familie und Erwerbsarbeit zu verbinden. Immer mehr Betroffene möchten aber diesem Modernisierungsstress entgehen, indem sie das, was für sie modern ist, verändern und sagen: Nicht mehr die möglichst lückenlose Vereinbarkeit ist unser modernes Ziel; unser modernes Ziel ist, selber eine Gestalt für unser Leben zu wählen, bei der unser Stress geringer wird und es nicht zugleich eine finanzielle Katastrophe gibt. Modern heißt daher neuestens: wählen können, nicht eine Vorgabe der Politik zu erfüllen.

Bisher war Modernisierung gewissermaßen mit einem Zugriff der Wirtschaft auf die Arbeitskraft beider Geschlechter verbunden?

Zulehner: Was ja verständlich ist. Die Wirtschaft ist interessiert, dass die qualifizierten Frauen und Männer möglichst kurze Zeit die für Kinder oder Alte ihre Arbeit unterbrechen. Das geht aber zu Lasten der Familien. Frauen wie Männer wünschen sich, auch als Frau auch dann Karriere machen zu können, wenn sie eine Kinderzeit einschieben. Oder dass man die Karriere nicht verliert, wenn man eine Zeitlang als Vater unterbricht.

Wenn die Frau zu Hause bleibt, hat der Mann bessere Chancen, Karriere zu machen und andere auszustechen, die um der Familie willen zurückgesteckt haben ...

Zulehner: Diese Probleme haben Frauen und Männer heute gleichermaßen. Sie können es nur lösen, wenn sie durch die Sozialpolitik finanziell unterstützt werden. Das bedeutet, dass die Wirtschaft viel flexibler werden und dass der Sozialstaat mehr Möglichkeiten finanzieren muss als nur außerhäusliche Einrichtungen für Kinder, also Kindertagesstätten. Wobei ja viele, die sich auf

Kindertagesstätten verlassen müssen, zugleich fordern, dass es ähnlich Altentagesstätten gibt. Sehr wichtig ist mir, dass man nicht nur über die Kinder redet, sondern auch über die Alten: Das ist auch ein Kernthema des Buches, dass familiale Lebenswelt eben Eltern, Kinder und Alte bedeutet.

Gerade bei den alten Menschen wird ja immer sichtbarer, dass wir auf Kosten anderer leben: Wir brauchen Billig-Arbeitskräfte, weil die Pflege auf eigene Kosten immer weniger finanzierbar ist.

Zulehner: Man muss schon sehr nüchtern sehen, dass der Sozialstaat aufgrund der medizinischen Erfolge vor einer enormen Herausforderung steht. Da habe ich wirklich Geduld mit den Politikern und falle nicht über sie her, weil es eine derartige Herausforderung ist, mit der niemand in diesem Maß gerechnet hat.

Ich hoffe auch sehr, dass dieser ökonomische Druck, der vom Ende des Lebens her sich durch längere Pflege- und Sterbezeiten aufbaut, nicht zu einer ökonomisch begründeten Euthanasiedebatte führt. Die Versuchung ist schon groß, am Ende des Lebens Zeit und Kosten einzusparen, weil in den letzten sechs Lebenswochen rund 40% dessen verbraucht wird, was jemand ein Leben lang in die Krankenversicherung einzahlt. Zudem macht es vielen Pflegebedürftigen zu schaffen, wenn sie das Gefühl haben, anderen zur Last fallen oder einer sozialpolitisch überlasteten Gesellschaft zur Last zu fallen.

Sie sprechen in Ihrem Buch auch vom Elterngehalt. Hilft das, Familienarbeit zu einer finanziell und gesellschaftlich anerkannten Leistung zu machen?

Zulehner: Elterngehalt und Pflegegehalt muss man zusammen sehen. In der Online-Umfrage wurde immer verlangt, das Geld für Pflegebedürftige nicht allein in die außerhäuslichen Einrichtungen zu investieren, sondern in die Pflege zu Hause. Das gilt auch für die Kinder. Für die Eltern, die ihre Kinder selbst daheim großziehen, gibt es bei uns nämlich wesentlich weniger als das, was der Staat in beispielsweise in Kinderbetreuungseinrichtungen investiert. Deutschland z. B. zahlt 1.500 € pro Kinderplatz in der öffentlichen Einrichtung und 150 € für die Kinderbetreuung zu Hause. Das ist eine massive Diskriminierung! Die die Politik wird dem, was der wachsende Teil der jungen Menschen wünscht, nicht gerecht. Diese möchten mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen und nicht rund um die Uhr arbeiten und dennoch in permanentem ökonomischem Stress leben. Hier kommt eine latente Kulturrevolution auf uns zu.

In Schweden werden Kindererziehung wie Pflege als Arbeitsleistung honoriert, mit Kranken- und Rentenversicherung. Weshalb geht das bei uns nicht?

Zulehner: Ich glaube, dass hier alte Männer- und Frauenbilder und alte Prioritäten eine Rolle spielen. Wir haben ja in der Umfrage auch ein Ranking der Lebenswichtigkeiten erstellt. Das spiegelt sich in zwei Fragen wider: Gefragt wurde nach dem Wunsch: Was ist wichtiger, Erwerbs- oder Familienarbeit? Und: Was leben die Menschen faktisch? Es zeigte sich, dass beim Wunsch-Ranking immer die familiale Lebenswelt oben steht, aber beim faktischen Ranking immer die Erwerbsarbeit nach oben rutscht. Das heißt: Die Leute leben anders, als sie gerne leben möchten. Das ist ein Teil der Ökonomisierung unseres Lebens. Aber gerade Junge wollen sich nicht vorschreiben lassen, die Erwerbsarbeit an die erste Stelle zu setzen zu müssen und das familiale Leben an die letzte. Sie wollen als Väter und Mütter

mehr Zeit für ihre Kinder wie für die pflegebedürftigen Alten haben. Das geht zumindest bei Kindern vielfach verloren, wenn man die Kinderdiese außerhäuslich abgibt.

In der Frage der Kindertagesstätten wiederum ist die Kernfrage nicht: Wie viele haben wir? sondern: Haben wir in diesen Einrichtungen auch ein hochqualifiziertes Personal, das, vor allem, wenn es um Kinder unter drei Jahren geht, nicht Bildung betreibt, sondern dazu beiträgt, dass diese Kinder im Zusammenspiel mit den Eltern eine sichere Bindung entwickeln können. Das ist eine ganz andere Aufgabe, als Bildungsarbeit zu machen.

Sie gehen in Ihrem Buch ausdrücklich auf die Situation der Muslimas und Muslime ein.

Zulehner: Weil sie zu uns gehören: Sie sind Österreicherinnen und Österreicher, die einen anderen kulturellen Hintergrund haben. Wir möchten deren kulturelle Werte schätzen, aber wir sehen auch auf der anderen Seite, dass gerade Muslimas bei uns viel mehr Entwicklungsmöglichkeiten als zu Hause. Sie sind die Gewinner der Immigration, während die Männer eher besorgt sind.

2015 Zeit für Kinder [Kleine Zeitung]

Herr Professor Zulehner, wie haben Sie selbst Familie erlebt?

PAUL ZULEHNER: Ich hatte viele Geschwister. In den Jahren 1940 bis 1945 habe ich sehr gelitten, weil mein Vater nicht anwesend war, er war im Krieg in Russland. Väter sind fürs Gedeihen des Kindes genauso wichtig wie die Mutter. Ich wünsche jedem Kind, dass es Mutter und Vater hat. Und ich hatte einer sehr starke Mutter. Zwei solche Mütter wären mir zu viel gewesen.

Leiden zu viele Kinder an „Unterväterung"?

ZULEHNER: Ich muss die junge Generation loben: Junge Väter wissen, dass es ihnen gut tut, wenn sie Zeit haben für Kinder. Oft möchten sie, aber können nicht. Sie werden - wie die Mütter auch - von der Ökonomie festgehalten. Daher sind viele Familien erschöpft.

Wie können sie die Erschöpfung überwinden?

ZULEHNER: Die große Vision: Man sollte sich Zeit für Kinder - und auch für die Alten - nehmen können ohne Benachteiligung für Karriere oder Pensionszeiten. Bis dahin wird es aber ein langes Tasten und Suchen. Es ist weniger ein sozialpolitisches Thema. Es ist ein sozialpartnerschaftliches Problem: Wirtschaft und Familie sollten zu neuen Vereinbarungen kommen.

Teilzeit?

ZULEHNER: In der heutigen Zeit ist volle Berufstätigkeit mit Kindern und Altenbetreuung nicht zu verbinden. Österreich hat einen hohen Nachdenkbedarf hierzu. Teilzeit allein - und das vor allem für Frauen - ist das zu wenig. Es muss eine Balance zwischen Kindeswohl, Erwachsenenwohl und Wohl der (pflegebedürftigen) Alten geben.

Sie sagen, die Gleichstellung sei in der Sackgasse. Warum?

ZULEHNER: Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Es ist gut und richtig, dass Frauen arbeiten. Aber das derzeitige frauenpolitische Modell überfordert viele Männer und Frauen. Es Manche sagen schon, es unterdrücket viele Frauen ebenso wie das Patriarchat.

Was wünschen Sie der Gesellschaftsform Familie?

ZULEHNER: Erst einmal rede ich von Familie gern im Plural, denn es gibt ja eine bunte Vielfalt an Familienformen. Ich wünsche den Familien Wahlfreiheit. Ideal wären Lebensarbeitszeitmodelle. Und dann natürlich gute Entlastungssysteme wie Tagesmütter, Tagesstätten - auch für pflegebedürftige Senioren. Familien sind in Gefahr, durch eine Allianz von Ökonomismus und Feminismus aufgerieben zu werden.

Wie definieren Sie Familie?

ZULEHNER: Familien sind ein Gedeihraum, in dem Stabilität und Liebe erlebbar sind, eine bergende Lebensform. Man hat lange behauptet, dass es mit Ehe und Familie zu Ende gehen wird. Aber gerade in Zeiten, wo das öffentliche Leben immer fordernder wird, braucht man einen Raum, wo man die Seele parken kann. Zu glauben, man könne Familiengründungen rein durch Elterngeld befeuern, ist daher verfehlt. Viele Menschen sorgen sich um

ihren Arbeitsplatz. Sie müssen aber das Gefühl haben, dass sie die Jahre, wo die Kinder klein sind, als sichere Zeit überleben.

Sie nennen die Ehe eine „Hochrisikolebensform". Ist die trotzdem empfehlenswert?

ZULEHNER: Es geht hier um den Traum von der lebenslangen Liebe. Diesem Traum sollte man trauen, zu ihm ermutigen. Bei Trauungen kommt mir aber oft vor, als würden die Brautleute sich bloß Versprechen geben in der Art: „Wir wollen uns drei Jahre lieben, achten und ehren und das aber auch nur in Klagenfurt." Also, „nur, solange es uns gut geht." Das ist ein Verrat der Liebe bzw. eine Halbierung der Liebe. Und auch der andere Mensch wird „halbiert". Ich anerkenne nur die guten Seiten an ihm, aber was ist mit den anderen? Manche Eheleute „verwunden" sich dann derart, dass viele den Lebensraum Ehe wieder verlassen. Die Kirche sollte da übrigens nicht den Zeigefinger erheben, sondern eine ärztliche, heilende Kirche sein.

2015 „Ohne Liebe besteht auch die Ehe nicht mehr“ [Salzburger Nachrichten]

Am 5. Oktober beginnt in Rom die Bischofssynode über Ehe und Familie. Wie weit ist die katholische Kirche vom realen Leben entfernt und was können Geschiedene erwarten?

Josef Bruckmoser

Mit dem Wiener Pastoraltheologen Paul M. Zulehner sprachen die SN über die romantische Liebe und was passiert, wenn sie zerbricht.

Wie weit ist die Kirche vom Leben weg, wenn es um die Liebe geht?

Zulehner: Es gibt durchaus Kontakte. Zum Beispiel wünschen relativ viele Menschen, wenn das Fest der Liebe beginnt, ein kirchliches Trauungsritual. Wenn sie das selbst gestalten können, sind sie mit vollem Herzen dabei. Sie haben das Gefühl, dass sie unter dem Baldachin Gottes mehr Schutz für diese sehr gefährdete Liebe finden – das ist ein ganz archaisches Bild auch aus der jüdischen Tradition.

Ehe ist heute eine Hochrisikolebensform wie kaum je zuvor. Im Zerrissen sein zwischen Risiko und Hoffnung suchen die Menschen in guten Zeiten den Segen Gottes. Das wird nicht gesetzlich vollzogen, sondern rituell gefeiert. Ich glaube, dass die Riten hier eine bedeutende Rolle spielen.

Trotz des Ritus hält die Liebe aber sehr oft nicht.

Liebe bleibt immer ein Risiko, aber am Anfang haben die beiden ein Gefühl von Unendlichkeit und Ewigkeit. Ihre Liebe ist romantisch. Niemand sagt, ich liebe dich die nächsten drei Jahre und das nur in Salzburg. Daher sind die Begrenzungen am Beginn zwar bekannt, aber sie werden nicht ernst genommen.

Dann wird allmählich aus der Hochzeit die Alltagszeit. In den Fällen, wo In den Fällen, wo die Beziehung zerbricht, sagen die Leute zur Kirche, bitte hindere uns jetzt nicht, diesen Ort des Elends zu verlassen. Sie wollen am Anfang den Segen, aber nicht in der Form, dass sie in ein Gefängnis gesperrt werden, aus dem sie nie mehr herauskommen.

Die Kirche ist am Anfang dabei, aber wenn es schwierig wird, verabschiedet sie sich?

Ich kenne persönlich – von der Trauung – viele, die in kritischen Zeiten zur Beratung kommen, wenn sie das Gefühl haben, hier ist jemand, der versteht etwas von unseren Nöten und Hoffnungen. Auch die professionelle Eheberatung der Kirche wird in Anspruch genommen. Ganz abwesend ist die Kirche in dieser Situation also nicht.

Aber die Menschen wollen nicht, dass ihnen die Kirche den Weg aus einer gebrochenen Beziehung verwehrt, noch dazu mit Sanktionen.

Was heißt das für die Bischofsversammlung in Rom?

Gut mit den Geschichten der Menschen umzugehen. Zu sagen, man schätzt ihre Absicht des Anfangs. Aber zweitens auch zu fragen, wie könnte die Kirche eine Unterstützung geben, damit Tragik und Schuld nicht so mächtig werden, dass die Liebe, die man länger haben möchte, früh endet.

Die Menschen brauchen Stabilisierung in Zeiten der Destabilisierung. Es gibt unglaublich viele Gründe, die heute Beziehungen destabilisieren. Dass die

Menschen sehr mobil geworden sind, dass sie aus ganz unterschiedlichen Lebenswelten kommen, was eine ganz große Rolle dabei spielt, ob die beiden einander auf Dauer riechen und vertragen können, ob sie ihre Lebensentwürfe miteinander vereinen können.

Es kommen die massiven Anforderungen dazu, wenn Frau und Mann gemeinsam – womöglich mit Kind und einer pflegebedürftigen älteren angehörigen Person – arbeiten gehen müssen, auch um finanziell über die Runden zu kommen. Da entsteht ein massiver Destabilisierungsstress. Daher muss man den Bischöfen in Rom sagen, schaut nicht nur auf die Opfer der Destabilisierung, sondern schaut auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Diese müssen anders gestaltet werden, damit eine Beziehung eine bessere Chance bekommt: durch eine Familienpolitik mit Augenmaß, durch Entlastung von Müttern und Vätern und pflegenden Angehörigen, wenn sie Beruf und Familie verbinden müssen.

Die Kirche kann mehr gesellschaftliche Prävention leisten statt nur über das Zerbrechen der Beziehungen zu klagen. Sie wird auf die widrigen Umstände schauen, nicht nur auf das einzelne Paar.

Wie wichtig ist ein Signal der Kirche, dass man nicht ausgeschlossen ist, wenn die Beziehung auseinandergeht?

Das Sakrament der Ehe lebt von der Liebe zwischen den beiden, von ihrer Verschworenheit. Wenn die Liebe zerbrochen ist, muss die Kirche darüber nachdenken, ob überhaupt noch eine Ehe vorhanden ist. Denn dann ist das, was das Sakrament ausmacht, gestorben.

Das ist eine Frage, die auch Papst Benedikt XVI. schon als Professor Ratzinger gestellt hat. Und es ist eine Frage, die die orthodoxen Kirchen stellen, ob möglicher Weise keine Ehe mehr da ist, wenn die selbstlose eheliche Liebe tot ist. Manche Theologen der Ostkirche (wie John Meyendorff) gehen sogar noch weiter und sagen, wenn die beiden in einer toten Beziehung dennoch sexuell verkehren, dann ist das Unzucht, weil sie nicht mehr im geschützten Raum der Ehe leben.

Die Kirche sollte daher sagen, wir sind keine Instanz zu richten und zu urteilen, sondern wenn etwas zerbrochen ist aus Schuld und Tragik, dann tut die Kirche gut daran, den Menschen aufzufangen und zuzusehen, dass es nach einer Scheidung, die ohnehin sehr viel Opfer und Trauer mit sich bringt, in Frieden weitergehen kann zu Gunsten des getrennten Paares und vor allem auch der Kinder.

Die Kirche hat eine Fürsorgepflicht für ihre Mitglieder, dass es nach der Scheidung einer Ehe ohne Diskriminierung gut weitergeht.

Was kann in Rom tatsächlich herauskommen?

Der theologische Gegensatz zwischen hochbesorgten Ideologen und einfühlsamen Hirten ist groß. Die einen sagen, wir haben ein Gesetz, ein Eheband, das hat Gott geknüpft, der Mensch hat keinen Zugriff darauf. Das sind die, die die Vertragsposition vertreten und sagen, die Liebe ist nicht das Thema, sondern das Eheband, das auch unabhängig von der Liebe besteht. Die beiden sind auch dann noch aneinandergebunden, wenn die Liebe tot ist. Das versteht aber auch theologisch heute niemand mehr, der das Ehesakrament von der personalen Liebe her entwirft.

Die anderen werden sagen, nein, wenn durch Schuld und Tragik eine Beziehung tot ist und nicht mehr wie durch ein Wunder auferweckt werden kann, dann muss die Kirche sagen, ihr seid bei uns willkommene Mitglieder und wir werden alles Erdenkliche tun, dass kein Hauch von Diskriminierung und öffentlicher Rufschädigung über euch fällt. Ihr lebt mit uns mit, ihr geht zur Kommunion, denn die Kommunion ist keine Belohnung für die Würdigen, sondern ein Heilmittel für die Verwundeten.

2015 Familiensynode [Tygodnik Powszechny]

Frage: Der Papst eröffnete heute die Synode mit einem Appell zur Barmherzigkeit und zugleich mit einem Bekenntnis zur Unauflöslichkeit der Ehe. Die Beobachter beurteilen das nun so, dass er einerseits die Erwartungen der reformerischen Kräfte aufgriff, dabei aber zugleich jene bestärkte, die Änderungen in der Morallehre als Gefahr für die Unauflöslichkeit der Ehe betrachten. ***Haben Sie nicht den Eindruck, dass der Papst also jede Parteinahme vermied?***

Paul M. Zulehner: Ich denke, zu entscheiden ist es für den Papst erst am Ende des Weges notwendig. Jetzt hört er zu. Obwohl ich den Eindruck habe, dass er nicht nur zuhört, was die Bischöfe jetzt in den synodalen Diskussionen sagen, sondern auch das, was ihm das gläubige Volk mitgeteilt hat, in den Umfragen, die in den Lokalkirchen vorbereitet und nach Rom geschickt wurden. Außerdem denke ich, dass der Papst auch auf das zuhört, was die orthodoxe Tradition zu der Seelsorge der Ehe sagt. Der Papst legt darauf großen Wert und besonders das finde ich jetzt wichtig.

Was meinen Sie genau?

Die Orthodoxie legt Wert auf die Lehre, will aber auch den Menschen aus den Augen nicht verlieren, dessen Ehe zerbrochen ist. Einerseits sagt die Orthodoxie „Akribia“: wir stehen unbeugsam zu dem Wort Jesu, das in den Evangelien überliefert ist. Auf der anderen Seite hat die Orthodoxie aber das pastorale Prinzip der „Oikonomia“, d.h. der Bischof muss wie ein Hausvater sein, der darauf achtet, dass – wenn im Einzelfall aus Schuld und Tragik eine Liebe stirbt und eine Ehe zerbricht – das Leben der Menschen innerkirchlich ohne Diskriminierung weitergeht.

Die orthodoxe Kirche praktiziert das seit Jahrhunderten: sowohl die Lehre, als auch die Barmherzigkeit. Sie ist also sowohl streng, Aussage, was den Traum Gottes im Paradies betrifft, und genauso barmherzig, was das Schicksal der Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradies betrifft. Es ist wichtig: das Wort, das Jesus im heutigen Evangelium zitiert, stammt aus der Schöpfungsgeschichte und nicht aus der Geschichte des Sündenfalls.

Warum glauben Sie, dass der Papst großen Wert auf diese orthodoxe Praxis legt?

Weil es die erste Familiensynode, vom Oktober 2014, in ihrem Abschlussdokument „Lineamenta“ selber gefordert hat: Wir Katholiken sollen das orthodoxe Modell gut studieren und vielleicht dort einen Weg finden. Auch Kardinal Kasper hat im Kardinalskollegium darüber gesprochen. Über die orthodoxe Praxis sprach übrigens auch der Wiener Kardinal König, und zwar schon im Jahre 1963.

Ob es aber möglich ist, nun gemeinsame Lösungen zu erarbeiten, und zwar im Geist der Versöhnung... Denn in den letzten Wochen und Monaten vor der Synode war immer wieder von einer immer größeren Polarisierung in der Kirche die Rede. Die deutsche „FAZ“ schrieb sogar vom einem „scharfen Richtungsstreit über Ehe und Sexualität“, der „das Klima in der katholischen Kirche vergiftet“. Sind die Gegensätze nicht zu groß?

Da müssen die Bischöfe auf der Synode ohne zu große Aufregung und zu große Emotionen vorgehen...Ich möchte daran erinnern, dass heftige Debatten in der Kirche nichts Ungewöhnliches sind, und zwar vom Anfang an. Noch in Gründungszeit gab es zum Beispiel eine heftige Auseinandersetzung zwischen

Petrus und Paulus über das Verhältnis zwischen Juden und Griechen. Die „Apostelgeschichte“ und der Brief an die Galater berichten über einen heftigen Streit. Paulus hat dem Petrus ins Angesicht widerstanden, weil sich dieser ins Unrecht gesetzt habe (Gal 2,11) Es mag also heute sein, dass auf der Synode heftig debattiert wird, dass aber am Ende die Bischöfe werden sagen können: „“Der Heilige Geist und wir haben beschlossen…“ (Apg 15,28).

Trotzdem: die Polarisierung ist da…

Ich würde sagen, es ist nicht eine Frage der Polarisierung zwischen „rechts“ und „links“ – oder auch zwischen „liberal“ und „konservativ“ – sondern es ist eine spannungsgeladene Auseinandersetzung zwischen „Ideologen“ und „Hirten“. Das ist eine viel bessere Beschreibung. Denn: die einen wollen nur das überlieferte Gesetz der Kirche schützen (Akribia) – und die anderen sagen zudem, man muss auch den verwundeten Menschen sehen (Akribia und Oikonomia). Das sind zwei unterschiedliche Perspektiven. Übrigens: beide haben theologisch teilweise Recht.

Die „Ideologen“, wie Sie sie nennen, berufen sich auf das Evangelium gerade von diesem Sonntag, dem 4. Oktober: dort steht ausgerechnet Jesu Wort über die Ehe: „Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“.

Das stimmt. Und Gott hat auch gesagt: „Du sollst nicht töten“. Kain hat Abel ermordet – und damit gegen das Gebot Gottes verstoßen. Und Gott sorgte, dass sein Leben weiterging. Heute gibt es aber in der katholischen Kirche auch für denjenigen, der einen Menschen getötet hat, Vergebung. Freilich, nach einer Bußzeit, also nach einer Heilungszeit. Unter diesen Bedingungen kann sogar ein Mörder zu der christlichen Gemeinschaft zurückkehren und die Kommunion empfangen. Und genau das Gleiche verwendet die orthodoxe Tradition in Bezug auf eine zerbrochene Ehe: dass nach einer längeren Bußzeit eine volle Wiedereingliederung in die Gemeinschaft des Sakraments möglich sein soll. Noch mehr: In den Kirchen der Orthodoxie kann man sogar ein zweites Mal kirchlich heiraten.

Sie sehen hier also keinen Widerspruch zu dem Satz: „Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“?

Nein, ich denke, das ist kein Widerspruch. Der Mensch soll nicht töten, der Mensch soll nicht trennen: das ist ein klarer Apell Gottes an den Menschen. Was aber, wenn in einer Ehe die Liebe stirbt, aus Schuld und Tragik? Dabei lebt das Sakrament der Ehe von der Liebe zwischen den beiden Eheleuten. Wenn die Liebe zerbrochen ist, muss die Kirche darüber nachdenken, ob überhaupt noch eine Ehe vorhanden ist. Denn dann ist das, was das Sakrament ausmacht, gestorben.

Ich weiß, dass es auf der Seite der „Ideologen“ auch solche gibt, die behaupten, dass es ein Verrat an Evangelium sein wird, wenn die Kirche einen wiederverheirateten Geschiedenen zur Kommunion zulässt. Man sollte da aber vorsichtig sein mit solchen Verurteilungen. Denn genau das ist in der orthodoxen Kirche möglich, ein Bischof kann das dort so entscheiden. Wenn jemand das also formuliert, dann verurteilt er eine alte orthodoxe Tradition als unchristlich. Das hat aber beispielsweise das Konzil von Trient ausdrücklich unterlassen.

Auf jeden Fall, die Erwartungen sind sehr hoch. Hoch ist auch, auf der anderen Seite, die Angst, dass die Kirche zu weit geht... In einem Interview sagten Sie neulich, dass Sie auf der Synode ein hartes Ringen gerade in der Geschiedenenfrage erwarten. Was kommt am Ende? Was erwarten Sie von der Synode?

Der Papst hat mehrere Möglichkeiten. Erstens, er kann ein paar allgemeine Prinzipien festlegen – er kann z.B. das Prinzip der Unauflöslichkeit der Ehe betonen und dabei auch an die Barmherzigkeit appellieren, wie er das heute gesagt hat – dann aber kann er die konkrete Umsetzung dieser Prinzipien an die Bischofskonferenzen der Lokalkirchen in Europa, Lateinamerika, Afrika usw. delegieren. Er könnte dann also sagen: in Afrika gibt es andere Probleme und andere Kultur als in Europa, hier und dort hat man auch eine andere Auffassung von Ehe, in Europa setzt man z.B. heute weniger auf einen Vertrag und mehr auf eine personelle Liebe. Das wäre eine Möglichkeit.

Eine andere Möglichkeit ist, dass der Papst auf eine Pastoral des Erbarmens setzt. Diesen Weg hat er bereits im Edikt über die Annullierungsverfahren neulich angedeutet: er hat nicht mehr die Rechtsprechung für die Annullierung zuständig gemacht, sondern letztlich den Bischof. Das ist übrigens schon ein Stück orthodoxe Praxis. Und jetzt könnte der Papst festlegen, dass auch in der Frage der Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten der Bischof eine Entscheidung treffen kann, im Einzelfall eines ganz konkreten Ehepaars. Ich halte auch dieses Szenario theologisch durchaus für zulässig. Es mag zwar sein, dass es sich unter den Bischöfen auf der Synode keine Zweidrittelmehrheit für diese Lösung findet. Aber der Papst ist daran nicht gebunden. Und bereits Paul VI. – der vom Franziskus heiliggesprochen wurde – hat sich seinerzeit für ein Votum der Minderheit entschieden, als er die Enzyklika „Humanae Vitae“ erlassen hat.

Die dritte Möglichkeit ist, dass der Papst nach der Synode gar nichts entscheidet. Und dass er abwartet, wie die Entwicklung in der Kirche weitergeht. Dieses Szenario halte ich aber für unwahrscheinlich, weil der Erwartungsdruck seitens der gläubigen Öffentlichkeit, jetzt schon eine Lösung zu finden, sehr groß ist.

Sie haben neulich gesagt: „Die Kirche kann mehr gesellschaftliche Prävention leisten statt nur über das Zerbrechen der Beziehungen zu klagen“. Was meinen Sie damit?

Ich würde mir wünschen, dass die Synode sich nicht nur an der Sakramentenpastoral festmacht. Ehe ist heute eine Hochrisikolebensform wie kaum je zuvor. Die Menschen brauchen Stabilisierung in Zeiten der Destabilisierung. Es gibt viele Gründe, die es erschweren, Ehen überhaupt zu schließen und dann die Ehen stabil zu führen. Viele junge Leute – ich nehme an, auch in Polen – können es sich aus finanziellen Gründen nicht leisten, eine Familie zu gründen. Und dann haben wir viele Probleme, welche die Ehen belasten, wenn Frau und Mann gemeinsam – womöglich mit Kind und pflegebedürftigen älteren Angehörigen – arbeiten müssen, auch um finanziell über die Runden zu kommen. Da entsteht ein massiver Destabilisierungsstress für die Ehe.

Daher würde mir wünschen, dass die Bischöfe in Rom nicht nur auf die Opfer der Destabilisierung schauen, sondern auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Dass sie auch dazu ein Wort sagen, wie diese Verhältnisse

gestaltet werden müssen, damit Beziehungen eine bessere Chance bekommen: durch eine vernünftige Familienpolitik, durch Entlastung von Müttern und Vätern und pflegenden Angehörigen, wenn sie Beruf und Familie verbinden müssen...

2009 Zukunft für unsere Jungen

FURCHE-Gespräch mit BM Dr. Johannes Hahn und em. Univ.-Prof. DDr. Paul M. Zulehner

Furche: *„Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr in die Zukunft unseres Landes, wenn einmal unsere Jugend die Männer von morgen stellt. Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen", mit diesen Worten wird der Philosoph Aristoteles zitiert. Gleichzeitig gibt es viele Menschen, die auch heute noch so über die Jugend reden. Aber gibt es überhaupt die Jugend, kann man da von einer homogenen Gruppe sprechen?*

Hahn: Ich denke, die Jugendlichen sind genauso wenig eine einheitliche Gruppe, wie es die 30 bis 40-jährigen sind oder die 60-jährigen. Es ist eine Gruppe, die sich in erster Linie durch das biologische Alter auszeichnet.

Zulehner: Wir sind in der Forschung der Meinung: jeder Mensch ist ein Einzelfall. So wie sich Erwachsene in unterschiedliche soziologische Gruppen einteilen lassen, ist es auch bei den Jugendlichen der Fall. Was aber bei rund einem Drittel der Jugendlichen im Vergleich zu Erwachsenen besonders stark auffällt, ist die Fähigkeit, traditionelle mit modernen Werten in Einklang zu bringen. Sie stellen sich der Moderne, aber nicht im Sinne einer simplen Einpassung, sondern sie beziehen Reserven aus der Tradition. Diese Mischung von alt und neu ist möglicherweise die zukunftsfähigste, jedoch gibt es eine traurige Nachricht: je älter die Jugendlichen werden, umso werden sie wie die Erwachsenen. Und das wäre schade, weil es dann keine neuen Entwicklungen gäbe.

Hahn: Diese Mischung aus Tradition und Modernität hat ja auch die CSU in Bayern propagiert, Stichwort Lederhose und Laptop. Dieser Versuch zieht sich durch viele gesellschaftliche Gruppierungen. Das macht ja auch einen guten Konservativen aus: der ist nicht altfadrisch, sondern einer, der in einer Tradition steht und dennoch offen ist für Neues.

Zulehner: Es gibt aber noch zwei andere Gruppen von Jugendlichen. Jene, die kaum noch traditionelle Ressourcen kennen, die Radikalkonstruktivisten, die alles für erfindbar halten. Und jene Gruppe, die sich ganz aus der Modernität zurückziehen, weil sie nicht planbar ist und viel Unsicherheit birgt. Diese suchen dann nicht nach Tradition, sondern nach Personen, die vermeintlich die Tradition vertreten, zum Beispiel Fundamentalisten in der Kirche oder Anhänger bekannter Parteien.

Hahn: Beide Gruppen sind institutionenkritisch...

Zulehner: ...die Autoritären nicht, die gehen ja dann wieder in die Kirche.

Hahn: Es gibt aber die klassisch institutionenkritischen Jugendlichen, die vermeintlich neuen Strukturen offener gegenüberstehen.

Zulehner: Die Modernen schon, die schließen sich dann Organisationen wie Greenpeace oder Amnesty International an. Nichts hat hingegen zurzeit so einen schlechten Ruf wie die Politik...

Hahn: War das jemals anders?

Zulehner: Ich glaube schon. Da hat sich in den letzten Jahren viel entwickelt. Das Wohlwollen den Politikern gegenüber ist deutlich gesunken. Vor allem

Jugendliche, die in Sachfragen gut informiert sind und sich auch sonst up-to-date halten, meinen eine Politik vorzufinden, die kein Lösungspotential hat.

Hahn: Das Problem ist, das immer mehr Menschen persönlich keine Erfahrung haben mit dem Wesen der repräsentativen Demokratie. Wer schon einmal für eine Sache eine Mehrheit finden musste, der gewinnt eine andere Sichtweise darauf. Die Menschen erwarten eindeutige Antworten, aber das wird in einer differenzierten Gesellschaft immer schwieriger. Politik beinhaltet lange Prozesse der Meinungsfindung, das ist für viele heute nicht nachvollziehbar, dadurch erscheint die Politik als entscheidungsschwach.

Furche: Viele Jugendliche sind an Politik interessiert, gleichzeitig stellt die Wertestudie 2008 fest: „Jugendpolitik findet in Österreich kaum statt". Woran liegt das?

Hahn: Wenn ich an meine Zeit als Jugendpolitiker zurückdenke oder wenn ich heute an Schulen gehe stelle ich fest: die sogenannten Jugendthemen interessieren Jugendliche meist nicht. Vielmehr wollen sie über aktuelle Fragen der Politik diskutieren. Wenn junge Menschen an Politik interessiert sind, dann sind sie an allen Themen der Politik interessiert. Zum Beispiel bin ich überzeugt, dass die meisten Jugendlichen auch an der Weltwirtschaftskrise interessiert sind. Sie haben andere Zugänge zu dem Thema, andere Begriffe, aber dass sie das als Thema interessiert, ist manifest. Ich kann da oft kaum Unterschiede erkennen, was einen 50-jährigen und einen Jugendlichen beschäftigt. Was einem interessiert, ist fast altersunabhängig.

Zulehner: Es zeigt sich aber, dass viele Jugendliche europafreundlicher sind als Erwachsene. Sie interessieren sich weit mehr für die Welt und für das, was ihre Zukunft prägen wird.

Furche: Welche Rolle spielt da das Internet?

Hahn: Ich glaube, das Internet beeinflusst die Diskussions- und Mitbestimmungskultur. Aber, im Internet kann keine lebhafte Diskussionskultur entstehen, es ist eine andere Form der Diskussion.

Furche: Eine schlechtere Form?

Hahn: Nein, keine schlechtere Form, eine andere Form. Und daraus resultiert auch – und da bin ich unverdächtig, da ich das „e-voting" bei den ÖH-Wahlen eingeführt habe – das die Qualität des Diskurses und die Weiterentwicklung eines Arguments nicht entdeckbar ist. Aber genau das macht politische Diskurse aus, dass es ein Prozess ist, an dessen Ende eine Entscheidung steht.

Furche: Die Wertestudie kritisiert einen Mangel an Politikern, die auf Jugendliche vertrauenserweckend wirken, die von Jugendlichen als Sympathieträger wahrgenommen werden, mit einer Ausnahme: Heinz-Christian Strache?

Hahn: Alle Untersuchungen, die wir haben zeigen, dass Strache als Person nicht so dominant ist, wie es Haider für die FPÖ war. Die Freiheitlichen haben sich mit ihren inhaltlichen Positionen entpersonifiziert. Sie steht monothematisch für etwas, das von Strache vermarktet wird. Aber ich gehe davon aus, dass die FPÖ nicht wesentlich anders dastünde, wenn wer anderer die Partei führt, sofern er nicht an der inhaltlichen Richtung rüttelt. Interessant an diesem Phänomen ist aber aus meiner Sicht vor allem eines: früher war die

Gruppe der jugendlichen FPÖ-Anhänger auf die Lehrlinge beschränkt, mittlerweile steigt auch unter den Gymnasiasten die Zahl der Anhänger.

Zulehner: Es ist eine Mischung. Klar, Institutionen werden durch Personen vertreten. Darunter leidet die Kirche, wenn sie falsche Personen zum Bischof ernennt, darunter leiden Parteien, wenn man keine tauglichen Personen im Überfluss hat. Die Kehrseite, da gebe ich Minister Hahn recht, ist das, was wir Autoritarismus genannt haben. Alles wird immer komplizierter und unsicherer: Ehe, Liebe, Arbeitswelt und Umwelt. Gerade jungen Leuten kann man da relativ schnell Angst machen. Und je verunsicherter so eine Generation ist, umso leichter haben es jene, die einfache Antworten geben, cool sind und Charisma haben.

Hahn: Ein Politiker, der einen Relativsatz verwendet, ist schon uncool.

Zulehner: Seit Mitte der 90er Jahre steigt der Autoritarismus wieder und wird auch nicht durch Bildung gestoppt. Die Frage ist: Warum?

Hahn: Das Problem ist, glaube ich, die mittlerweile fehlgeleitete Bildungspolitik der letzten Jahre und Jahrzehnte, denn wir vermitteln an den Schulen noch immer Wissen, aber nicht die Fertigkeit, sich Wissen anzueignen. Der Fächerkanon an den Schulen hat sich nicht wesentlich verändert. Ich sage immer salopp: IT ist dazugekommen, aber that's it.

Zulehner: Was wir zurzeit machen, ist beispielsweise technische Fächer wie Physik oder Mathematik zu bespielen. Ich habe das Gefühl, man müsste nachdenken, was zur Stärkung der Persönlichkeit beiträgt in Zeiten der Krise und Globalisierung, was einen Vorrat an Orientierung gibt, das müsste man den Schülern mitgeben. Ich hätte gerne ein „Werte-Pisa“: wie gehen Schüler mit Autoritäten um? Welchen Begriff von Gerechtigkeit haben sie? Wie schaut's aus mit ethischen Prinzipien? Und zweitens wäre es spannend, Werte-Hierarchien abzufragen. Ist uns das Hemd näher als der Fremde, wo steht die Familie, was macht das politische Desinteresse aus? Kann man das nicht abtesten? Mathe und Englisch testet man ja auch?

Furche: Eine zukunftsfähige Gesellschaft braucht zukunftsfähige Menschen. Was wäre in diesem Zusammenhang ein wichtiges erstes Thema? Dass die Familien wieder mehr zusammenhalten, oder was ist es, was da fehlt. Und warum bekommen junge Erwachsene immer weniger Kinder?

Zulehner: Funktionierende Familien sind in diesem Zusammenhang sehr wichtig. Jedoch, das Bild von Familie ist so überromantisiert, dass es nur kollabieren kann. Alle Themen, die mit partnerschaftlichen Krisenmanagement zusammenhängen, haben überhaupt keine Bedeutung. Tatsächlich aber muss man davon ausgehen, dass auch die Partnerschaft, die Liebe und die Familie Hochrisikolebensformen geworden sind. Aber wir brauchen sie. Vor allem Kinder und Jugendliche brauchen einen Gedeihraum geprägt von Liebe und Stabilität. Ein Problem, das auch die Wertestudie zeigt: Wir leben in einer Kultur, deren oberstes Prinzip heißt: optimales leidfreies Glück über 90 Jahre in Liebe, Arbeit und Amüsement. Die Menschen leiden dabei aber heute unter einem wahnsinnigen Selbsterfüllungsdruck der so groß ist, das sowohl Mann und Frau letztlich nur die eigene Glücksoptimierung im Auge haben. Deswegen haben vermutlich so wenige auch Kinder, glaube ich. Es fehlt die Bereitschaft, seine knapper werdenden Lebensressourcen auch mit Kindern zu

teilen. Daher sind wahrscheinlich alle Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie blitzgescheit, aber das wird nicht ausreichen.

Hahn: Jedoch, wenn man nach Frankreich schaut, da gibt es sichtlich eine andere Kultur, was die Akzeptanz anbelangt, dass Frauen nach der Geburt schnell wieder in der Arbeit tätig sind. Daher gibt es dort viele Frauen in Spitzenpositionen, die viele Kinder haben. Das Problem: egal ob in Wirtschaft oder Wissenschaft, genau in die Phase in der die berufliche Entscheidung ansteht, fällt auch die Familiengründungsphase. Die Wissenschaftlerin ist zwischen 25 und 40, wenn sie Doktorrat machen oder sich habilitieren, und in die Zeit fällt auch die Familienplanung.

Pastoraltheologisches

2000 Wiederkehrt der Religion [Norddeutsche Kirchenzeitungen]

Seit einigen Jahren machen Trendforscher eine “Respiritualisierung” aus. Nicht mehr das Ende der Religion, sondern deren Wiederkehr wird prognostiziert. Peter L. Berger, einer der bedeutendsten Religionssoziologen, hatte schon 1973 Zweifel an der Unumkehrbarkeit des Säkularisierungsprozesses angemeldet. 1999 schrieb er mit anderen ein Buch über “Desecularization”, Entsäkularisierung also. Lange hieß es: Je moderner eine Gesellschaft ist, desto religionsloser wird sie sein. Dagegen scheint heute zu gelten: Je moderner und säkularer eine Gesellschaft ist, desto spiritualitätsproduktiver wird sie. Der österreichische Journalist Günther Nenning formulierte es so: “Die Sehnsucht boomt.” Und dann fügt er hinzu: “Aber die Kirchen schrumpfen.”

Was aber kehrt wieder?

Das zwingt die Religionsforschung vor die Frage, was denn da wiederkehrt. Was meint hier “Religion”? Oder kehrt nicht Religion wieder, sondern “nur” Spiritualität? Was ist diese wiederum im Vergleich zur Religion? Ist diese, wie der zeitsensible Theologe Johann Baptist Metz mutmaßte, eine Religion ohne Gott? Und was haben mit all dem die christlichen “Altkirchen” zu tun?

Eine große Mehrheit der Menschen bezeichnet sich noch immer als religiös. Natürlich stellt sich dann die Frage, was diese subjektive Religiosität inhaltlich bedeutet. Welches ist also, anders gefragt, die Religion der Religiösen? Welche alltäglichen und außeralltäglichen Erfahrungen in ihrem Leben verbinden sie mit religiös? Und wie sieht das Glaubensgebäude aus, das Religiöse (und auch Nichtreligiöse) haben?

Da sind die konsistenten Christinnen und Christen. Sie bewohnen das traditionell eingerichtete, kirchlich verwaltete Glaubenspalais des Christentums. Ihre Bereitschaft, zu glauben, was ihre Kirche glaubt, ist dabei größer als die Zustimmung zu den einzelnen Glaubenspositionen. Der Glaube an Gott, Jesus Christus, seine Auferstehung haben mehr Akzeptanz als die Glaubensbilder von Himmel oder gar jenem der Hölle. Mit der Annahme der Glaubenspositionen geht zumeist auch ein “commitment” daher, eine Beteiligung am Feiern und Arbeiten der Kirche in einer Gemeinschaft, einer Bewegung, einer Basisgruppe, einer kirchlichen Organisation. Christsein, vor allem konsistentes, hat einen ziemlich hohen Kirchlichkeitsgrad. Es ist überraschend, dass der Anteil solch kirchlicher Personen zumal in den hochsäkularen Städten wie Wien nicht nur stabil, sondern leicht im Steigen ist. Das belegt nicht nur die gute Arbeit der Pfarrgemeinden, sondern zeigt auch, dass das Wohnen in einem gut eingerichteten Glaubenspalais durchaus komfortabel ist.

Ein zweiter Typ von “religiösen” Menschen sind die “Religionskomponisten”. Sie komponieren ihre eigenen Glaubensmelodien. Oder mit einem anderen Bild: Sie schaffen sich ihr religiöses Eigenheim. Dazu verwenden sie Bauelemente aus verschiedensten religiösen “Bauhäusern”. Erfolgreich sind zur Zeit die asiatischen Anbieter, etwa der Buddhismus, die Lehre von der Wiedergeburt. Dazu kommen aber auch neuere Glaubensvermarkter, die

Esoterik, die Astrologie, der Mondkalender und die Makrobiotik. Die Glaubensstile sind innerhalb dieses Typs sehr individuell. Oftmals gleichen sie einer Dauerbaustelle. Die Religionsforschung hat dafür auch weniger respektvolle Begriffe gebildet: Fleckerlteppich (bricolage), Bastelreligion. Mag sein, dass gemessen an der Hochkultur der religiösen Elite die Glaubenskompositionen der kleinen Leute mickrig aussehen. Wichtig ist aber, dass es eine Entsprechung gibt zwischen der religiösen Sehnsucht am Grund der Personen und dem, was sie daraus gespeist an Komposition zusammenbringen.

Ein dritter Typ unter den modernen Zeitgenossen sind jene, deren religiöse Energie an die Natur und in ihr an den Menschen gebunden ist. Zu einem Gott außerhalb des Menschen stoßen sie nicht vor. Der Mensch nimmt gleichsam den Platz Gottes ein inmitten einer gottartigen Natur. Zugleich ist es eine Wiederentdeckung der Heiligkeit der Natur, ein Nebenprodukt der ökologischen Bewegung. Das kann so weit gehen, dass ein Baum heiliger ist als ein noch ungeborener Mensch.

Bleiben noch die "Atheisierenden" als vierter Grundtyp. Sie haben auch "Glaubensenergie". Diese aber investieren Atheisierende in die Leugnung Gottes. Es ist religiöse Nichtglaubensenergie. Religion gilt ihnen als Relikt aus alten Zeiten, antivernünftig. Der Mensch hat sein Schicksal selbst in die Hand genommen und die unlösbaren Lücken geschlossen, für die Gott bislang noch notwendig war. Solch ein Atheismus ist zum Teil von den Glaubenden dadurch produziert worden, indem über Gott so geredet wurde, dass für die Freiheit des Menschen daneben kein Platz war. Zudem wurde Gott an die Nöte und Grenzen des Menschen gebunden. Atheisierende leugnen somit nicht selten einen Gott, den es Gott sei Dank gar nicht gibt.

Diese vier Grundtypen erscheinen als gänzlich widersprüchlich, doch sind sie es nicht. Sie haben allesamt ihre Stärken und können einander gute Dienste erweisen. So lehren die Atheisierenden die Christen und noch mehr die Religionskomponisten, nicht in eine leichtfertige allzu menschliche und bedürftige Rede von Gott zu verfallen. Die Atheisierenden wiederum können bei den Glaubenden sehen, dass es offenbar im Menschen eine religiöse Frage gibt, die nicht dadurch zum Schweigen zu bringen ist, indem man angestrengt nicht glaubt. Religionskomponisten sind für die religiöse Szene insofern von hoher Bedeutung, als sie im Leben von einzelnen Menschen vorleben, wovon die Menschheit aus friedenspolitischen Gründen träumt: nämlich die Integration der großen religiösen Traditionen der einen Menschheit.

Und die Kirchen?

Bleibt dann die Frage nach der Rolle christlicher Kirchen. Die einzelnen Typen beanspruchen sie: die Christen mit innewohnender Selbstverständlichkeit, die einen mit fast intoleranter, die anderen mit kritischer Loyalität. Aber auch Nichtmitglieder haben eine seltsame Orientierung an den Kirchen – indem sie sich kostenfrei Fragmente aus der christlichen Tradition entlehnen, vor allem den alten rituellen Schatz der Kirchen für sich wünschen. Kirchen wird auch abverlangt, eine Art Schutzschild für die vielen religiösen Suchbewegungen zu sein, ohne dabei Druck zu machen, alle, die mit ihr auf der Suche sind,

müssten sich im christlichen Glaubenspalais einfinden und wohlfühlen. Kirchen haben heute die enorme Chance, eine erste Adresse für religiöse suchende Zeitgenossen zu werden. Zu Recht greifen ja auch "von außen" viele zu auf Hildegard, auf Franziskus, auf Eckehard, Johannes Tauler, und die vielen anderen Mystiker, allen voran Jesus. Aber auch für die Atheisierenden können die Kirchen künftig eine wichtige Rolle spielen. Indem sie deren geborener Widerpart sind, verhindern sie, dass Atheisierende zum bequemen agnostischen Atheismus Zuflucht nehmen. Wird von den Kirchen das Evangelium gemeinschaftlich gelebt, dann kommen auch Atheisierende nicht um die Auseinandersetzung herum – zumal wenn sie das, was Christen leben, mit dem vergleichen, was sich gesellschaftlich immer leichter ausbreitet. Da steht dann eine moderne Gesellschaft für die Euthanasie, die Christen aber entscheiden sich in ihrer Hospizarbeit, dass es richtiger ist, einen Menschen in den rettenden Hafen zu lotsen als im Sterbenssturm zu versenken. Und wenn eine Gesellschaft mit behindertem Leben nichts anfangen kann, dann zeigen Christen durch ihren Umgang mit behindertem Leben, dass auch deren Würde als Gotteskind unantastbar ist. Kurzum: Die Kraft der Kirche wird weniger darin bestehen, dass sie viele Worte macht, sondern die Wahrheit tut. Eine Praktische Theologie neuer Art entwickelt sich auf diesem Weg.

2002 Priestermangel [Kurier]

KURIER: Herr Professor, woran fehlt es den Priestern heute?

PAUL ZULEHNER: Ein Pfarrer muss heute wegen des Priestermangels oft drei, vier, manchmal sogar sechs Pfarren betreuen. Er ist kaum mehr Seelsorger, sondern Pastoralmanager- aber dafür ist er nicht ausgebildet. Angesichts einer Respiritualisierung der Gesellschaft bräuchten wir auch eine Respiritualisierung der Priester.

Zum Priestermangel: Wir dramatisch ist die Lage?

Die katholische Kirche betrachtet die Eucharistie-Feier Sonntagvormittag als Herzstück. Tatsächlich haben wir aufgrund des Priestermangels einen drastischen Rückgang von Sakramenten, auch der Eucharistiefeiern. Wenn die amtlich Verantwortlichen nichts gegen den Priestermangel unternehmen, heißt das, dass sie dem Gemeindekörper das Herz herausreißen. Man kann es nur als fahrlässig bezeichnen, dass die Kirche aus bloßem Beharren auf die Zulassungsbestimmungen zum Priesteramt der Kirche das Herz herausreißt.

Was kann man gegen den Priestermangel tun? Ist die illegale Weihe von Priesterinnen ein Weg?

So, wie das jetzt in Oberösterreich gemacht wird, ist das der falsche Weg. Diese Priesterinnen haben keine Herkunft, daher auch keine Zukunft. Es gibt nämlich keine Gemeinde, die sie vorschlägt, sie schlagen sich selbst vor.

Was wäre ein richtiger Weg?

Die Bischöfe sind dafür verantwortlich, die Gemeinden mit Priester zu versorgen. Ein zurzeit beschrittener, wenn auch nicht konfliktfreier Weg ist sicher der Import von Priestern. Das wird aber nicht reichen. Wenn es keinen Kandidaten des Bischofs für eine Gemeinde gibt, dann müsste eben die Gemeinde dem Bischof jemanden aus ihrer Mitte vorschlagen - am besten mehrere Personen für ein Presbyterium. Dann gäbe es zwei Typen von Priestern: den vom Bischof bestellten Wanderpriester und den Gemeinde gebundenen Priester. Dieser hätte eine kürzere Ausbildung, er wäre in einem anderen Sinne ein "viri probati" – nämlich Gemeinde erfahren und nicht nur Ehe erfahren. Und sie sollten Akademiker sein. Für diese Gemeindepriester müsste es Ausnahmen vom Zölibatsgesetz geben. In weiterer Folgen heißt das, dass auch Gemeinde erfahrene Frauen in Frage kommen.

Wenn auch dies von den Bischöfen nicht gemacht wird, gibt es einen weiteren Schritt, für den ein gutes kirchengeschichtliches Vorbild die Kirche zu Karthago im Jahre 209 etwa ist. Damals wurde fest gehalten: Wenn die Kirche keinen Priester bereit stellen kann, soll jemand aus der Gemeinde wie ein Priester handeln. Das wäre also das Modell, das den urchristlichen Gemeinden nahe ist. Und im Neuen Testament gibt es keinen Priestermangel - den kann es nur geben, wenn man sich zu weit vom Neuen Testament weg bewegt.

Manche meinen, wenn eines Tages die Gemeinden in solcher Weise selbstständig handeln, dann sei das ein Aufruhr gegen die katholische Kirchenordnung. Mir wäre es natürlich pastoraltheologisch lieber, dass es

dazu nicht käme, weil die Bischöfe früher eine Lösung finden. Doch als letztes Mittel würde ich es den Gemeinden zutrauen, ja sie dazu sogar langfristig ermutigen. Sie müssten sich dazu allerdings rechtzeitig zusammenschließen und in größerer Zahl miteinander handeln.

2006 Neue Modelle des Priesterberufs [Profil]

Profil: Sie denken viel über neue Modelle des Priesterberufes nach. Welche können Sie sich vorstellen?

Zulehner: Ich habe mit dem südafrikanischen Bischof Fritz Lobinger ein Modell entworfen und es Kardinal Schönborn mit der Bitte vorgeschlagen, sich vom Papst eine Sondergenehmigung erteilen zu lassen, um das in drei Pfarren im Weinviertel erproben und für die Weltkirche auswerten zu können. Das würde so aussehen, dass einige Personen dieser Pfarren - egal ob verheiratet oder pensioniert, jedenfalls aber ehrenamtlich – dafür eigens ausgebildet werden und als Priesterteam den Gemeinden vorstehen und mit diesen Eucharistie feiern. Ein solches Vorgehen würde durchaus den biblischen Gründungsurkunden entsprechen. Die Kirche hätte mit so einem Modell viel Spielraum, ohne ihre Tradition zu verraten. Denn es gäbe daneben durchaus ehelose gemeindegründerische akademisch ausgebildete Priester. Freilich meint unsere derzeitige Kirchenführung, dass es für solche Überlegungen zu früh sei. Aber wie lange haben wir noch Zeit?

Profil: Sie wollen Rom also so genannte Wochenendpfarrer einreden, die während der Woche einfach Tischler oder Greissler der Gemeinde sind und am Sonntag mit der Gemeinde die Messe feiern?

Zulehner: Meine bevorzugte Zielgruppe ist sind die große Zahl sozial hoch erfahrener und zudem gut ausgebildeter Jungpensionisten, die auch in der Gemeindearbeit reiche Erfahrung haben. Die sind ja ohnehin schon meist in den Pfarren engagiert. Laut einer Fessel-Studie sind 25 Prozent der älteren Menschen in religiösen Vereinigungen tätig. Ich halte das für ein unglaubliches Potential.

Profil: Momentan wird das Problem des Priestermangels aber eher verwaltet.

Zulehner: Das Fehlen von verfügbaren Priestern wird heute zumeist strukturkonservativ und damit wenig innovativ angegangen. Es ist eine Art klerikaler Rückschritt vor das Konzil in Gang. Gefragt wird nicht, was die Gemeinden brauchen, sondern wie viele Priester zur Verfügung stehen, und danach werden immer größere Seelsorgeräume eingerichtet. Das ist nicht mehr als eine an der Anzahl des verfügbaren Klerus orientierte Raumpflege. Und weil die Priester weniger werden, werden die pastoralen Reviere immer größer. Solche pastoralen Großreviere schlagen sich massiv mit den Kirchen-Vorstellungen des Zweiten Vatikanischen Konzils, das ja die gläubigen Vollzüge des Kirchenvolkes neu bewertet hat. Von der Frage des Priestermangels befreit uns solches raumpflegerische Denken nicht. Ich höre in kirchlichen Kreisen auch oft die Hoffnung, dass es bald wieder mehr Priester geben wird. Ich sehe aber in den westeuropäischen Ländern derzeit keine Signale für eine solche Trendwende. Wenn man sich überlegt, dass wir heute über einen Klerus verfügen, der im Schnitt zwischen 60 und 70 Jahre alt ist, kann man sich ausrechnen, dass es noch einmal einen katastrophalen Einbruch geben wird. Wenn meine Generation aus dem Dienst scheidet, wird es wirklich schmerzlich. Es hilft nichts, die Softstrategie anzuwenden und nur um mehr Priester und mehr Berufungen zu beten – was ja unabhängig von unserer kreativen Verantwortung immer erforderlich bleibt. Gott erhört oft unsere Gebete durch unsere innovative Phantasie hindurch! Manchmal fürchte ich, dass wir durch unser Beten Gott verwenden, um unsere Phantasielosigkeit

absegnen zu lassen. Wir könnten uns aber auch durch Beten dazu befreien lassen, den weiten biblsich eröffneten Raum der Möglichkeiten mit Gottes Geist zu nützen.

Profil: Welche Rolle spielt das Image des überlasteten Pfarrers bei jenen, die prinzipiell eine Berufung verspüren, und den Schritt dann doch nicht wagen?

Zulehner: Wir haben derzeit eine Studie an der theologischen Fakultät laufen, in der wir untersuchen, warum viele Theologie studieren, aber davon nur wenige Priester werden. Die Ursachen dafür bilden ein hochkomplexes Gefüge, in dem es um befürchtete Belastungen im kirchlichen Leben und mit der ehelosen Lebensform geht. Auch moderne Familienstrukturen spielen eine Rolle. Familien werden immer kleiner. Früher war es völlig in Ordnung, wenn eines von sechs oder sieben Kindern Priester wird. Aber ein Einzelkind, das Pfarrer wird? Das würde das Ende eines Zweiges im Stammbaum besiegeln.

Profil: Erstaunlich an Ihrer Studie über die Lebensverhältnisse von Priestern ist, dass in den Pfarrgemeinden ziemlich wenig Verständnis für das zölibatäre Leben vorhanden ist.

Zulehner: Die theologisch gut gebildeten Kirchenmitglieder wissen, dass der Zölibat kein allen christlichen Kirchen gemeinsames Dogma ist, sondern ein disziplinäres Element der katholischen Kirche. Ein verheirateter evangelischer Mann, der konvertiert und zum katholischen Priester geweiht wird, bleibt ja verheiratet, genau wie einer aus den mit Rom unierten Kirchen. Absurd wird es, wenn in einer unserer Pfarrgemeinden ein katholischer Priester, der wegen des Zölibat aufhört, durch einen legal verheirateten ersetzt wird, was bei uns unlängst geschehen ist. Da fehlt vielen Gläubigen das Verständnis. Aber ich möchte gerne einmal psychoanalytisch herausfinden, warum viele Menschen in unseren modernen Kulturen die Priesterzunft so gerne verheiratet sehen wollen.

Profil: Wie weit sind Sie in Ihrer Analyse schon gekommen?

Zulehner: Beim Kirchenvolk spielt eine Portion Mitleid auch eine Rolle. Manchmal kommt diskreter Neid von Langzeiteheleuten dazu. Zudem fragen manche in Gemeinden, die immer mehr Angst haben, keinen Pfarrer mehr zu bekommen: Gibt`s denn keine Möglichkeit, den als Priester zu behalten, wenn er heiratet? Unsere Studien haben zudem ergeben, dass ein Drittel der Priester um ihre Lebensform immer wieder ringen muss, ein Drittel sich eher durchwurstelt und ein Drittel scheitert. Das Merkwürdige ist aber, dass die vom Zölibat betroffenen Pfarrer zunehmend nachdenklicher werden, was die Möglichkeit einer Ehe betrifft. Es ist ungemein schwierig, diesen sensiblen, sozial hoch aufgeladenen Beruf, der soviel pastorale Nähe braucht, mit einer intakten Ehe zu verknüpfen. Die Berufssituationen sind ja beinahe wie bei Psychotherapeuten oder evangelischen Pastorinnen und Pastoren; in gewissem Sinne geraten auch Priester andauernd in Übertragungssituationen.

Profil: So unzugänglich dem breiten Kirchenvolk und der Öffentlichkeit also manche theologische und spirituelle Argumente für den Zölibat sind, so wichtig werden weltliche.

Zulehner: Ja, und wenn man beide Lebensformen für denkbar hält, was ich tue, würde das auch eine Neugestaltung der Priesterausbildung nötig machen. Der Reifungsprozess der Person müsste noch mehr in den Mittelpunkt rücken. Ein künftiger verheirateter katholischer Klerus müsste in der Ausbildung ja

auch auf die Ehe vorbereitet werden sowie eine bereits bestehende Ehe unentwegt am Leben erhalten, was kein leichtes Kunststück ist. Denn auch in der Ehe kommt ein Drittel durch, ein Drittel wurschtelt, ein Dritte kommt nicht mit ihr zurecht. Ehe wie Ehelosigkeit ähneln einander immer mehr: beide sind zu Hochrisikolebensformen geworden. Und wenn in Wien 63% geschieden sind, könnte man meinen, die riskantere von beiden ist die Ehe.

Profil: Können Sie eigentlich einem nicht religiösen Menschen erklären, wie man gesund bleiben kann, wenn man seine biologischen Veranlagungen zu Gunsten von Gott hintanstellt?

Zulehner: Die Frage hat mich schon seit meiner beruflichen Arbeit im Priesterseminar am Beginn der Siebzigerjahre interessiert. Wie kommt jemand zu einer ehelosen Kultur des Lebens, die menschlich intakt ist, und in der man nicht verschroben, verbogen und gehemmt und womöglich pädophil werden muss? Der Schlüssel dazu ist eine ausgereifte Persönlichkeit, mit deren Hilfe man sich bewusstmacht, dass man ein Mensch aus Fleisch und Blut ist, und das auch für gut befindet und Freude daran hat. Es ist kein Unglücksfall in der Gottesbeziehung, wenn einem eine Frau (und manchem Mann ein anderer Mann) gefällt. Das Ziel ist also, sich durchaus auch weiterhin in seiner menschlichen Erfahrung wahr- und anzunehmen. Wer das nicht erreicht, ist immer ein pastorales Risiko. Die Fälle von Pädophilie in der Kirche sind Veröffentlichungen von Folgen unreifer Persönlichkeiten. Ich habe mich in dieser Frage auch mit Sigmund Freud beschäftigt. Bei ihm kann man lernen, dass die Libido eine Grundenergie ist, ohne die auch pastorales wie spirituelles Tun blutleer wird. Alledings kann dieser „Eros“ in bestimmte Richtungen sublimiert werden kann. Auf ehelose Priester übertragen heißt das: Es muss im Leben etwas geben, das einen so packt, dass andere Realisierungsformen zweitrangig werden. Ob man das kann, dazu sollte sich ein Kandidat im Gespräch mit spirituell wie therapeutisch kundigen Leuten beraten. Wir haben in den Siebzigerjahren im Priesterseminar eine Psychotherapeutin im Team gehabt, mit der solche Themen behandelt besprochen.

Profil: Und wie ist das heute in den Seminaren?

Zulehner: Leider wird das mittlerweile weltkirchlich vernachlässigt – wofür die katholische Kirche durch Pädophilie-Skandale und Glaubwürdigkeitsverlust hinsichtlich der Ehelosigkeit ihrer Priester inzwischen einen hohen, auch finanziellen Preis bezahlt hat. Man glaubt, alles kann durch Frömmigkeit überspielt werden, was aber höchst fahrlässig ist. Denn es gibt eine Frömmigkeit, die Unreife lediglich zudeckt und dann sowohl der Person wie dem Kirchenvolk schadet.

2006 Johannes Paul II. [Tygodnik Powszechny]

JAROSŁAW MAKOWSKI: - From the theological perspective there is only one Church of Jesus Christ. Nevertheless, for the use of this "conversation" I would like to ask your opinion: do you think we can talk now about the Church driven by John Paul II and the Church driven by Benedict XVI?

KS. PROF. PAUL ZULEHNER: - Die Kirche ist ein überaus reiches Gebilde. Sie ragt tief in das Geheimnis Gottes hinein und nimmt an diesem Teil, indem sie „Leib Christi", des Auferstandenen ist. In diesen läßt sie sich auch tagtäglich hineinverwandeln. Zugleich ist lebt sie mit beiden Beinen auf dieser Erde, besteht aus Menschen, die Gott ihr „hinzugefügt" hat (Apg 2,47). Das verleiht der Kirche auch eine historische Buntheit, allein deshalb, weil kein Mensch dem anderen gleicht. Indem Menschen in die Kirche hinzugefügt werden und von Gott auch wieder weltlich besehen weggenommen werden, wandelt sich die Kirche – in ihren Gemeinden und Gemeinschaften ebenso wie in ihrer Leitung. Die Wahrscheinlichkeit ist zudem groß, dass Päpst immer farbige und hochentfaltete Persönlichkeiten sind.

John Paul II was a "priest" and a "man of gesture". Benedict XVI is a "man of intellect" and a "man of word". Are these statements true?

Natürlich sind beide Päpste berufen, "priesterlich" zu sein und zu wirken. Sie stehen als Amtsträger dafür, dass es nicht unsere Kirche ist, in der wir leben, sondern Gottes Volk, dessen Herr der auferstandene Christus ist. Als Persönlichkeiten sind die beiden Männer allerdings verschieden. Der eine war immer mehr ein gelernter Schauspieler auf der medialen Bühne der Welt, der andere ist einer der herausragenden Theologen unserer Zeit. Johannes Paul II. suchte die Begegnung und konnte nicht genug Audienzen halten, Benedikt XVI hat offensichtlich von zu vielen Audienzen „genug" und zieht sich gern an den Schreibtisch zurück. Johannes Paul II. hat die Menschen geliebt mit großem Eros und heiliger Agape geliebt (um in der Sprache Benedikt XVI. zu sprechen), Benedikt XVI hingegen liebt in beschaulich-intellektueller Weise in platonischer Weise den Eros selbst und ebenso die Agape als geistige Wirklichkeiten, und will deren Glanz zum Leuchten bringen. Johannes Paul II. war mehr Bauch und Herz, Benedikt XVI war immer schon mehr Verstand, den Gefühle eher irritieren können.

What are your thoughts when you read the first encyclical of John Paul II "Redemptor hominis" and the first one written by Benedict XVI "Deus caritas est". What are the similarities and differences?

Der Unterschied zwischen beiden Enzykliken ist gar nicht so groß. Beide sind so etwas wie „Regierungserklärungen". Beide rücken den Menschen in den Mittelpunkt. Dabei arbeitet Johannes Paul II. mehr deszendent und weniger dialogisch. Das liebende „Für uns Menschen und um unseres Heiles willen" ist der Grundton. Benedikt XVI. arbeitet am gleichen Thema, geht es aber doch anders an. Johannes Paul II. hätte wohl nicht gleich am Beginn Nietzsche zitiert. Damit demonstriert Benedikt XVI., dass er sich vor dem Dialog mit der modernen Welt, ihrer Kultur, auch ihrem Ringen um Gott in seiner Abwesenheit und verstohlenen Nähe nicht scheut. Johannes Paul der zweite evangelisiert, indem er lehrt. Benedikt XVI. versucht verstehend zu lernen um dann zu sagen, wofür in einer religionspluralistischen Welt das Christentum steht.

Why, in your opinion, the Benedict's first encyclical is about love? "Redemptor hominis" was a kind of manifesto. "Deus caritas est" seems to be a text written by the master of ideas. Do you agree?

Deus caritas ist scheint nur auf den ersten Blick ein theologisches Essay zu sein. Vielmehr ist es eine Art Kursformel des Christentums, gesprochen in der alltäglichen Sprache moderner Wissenschaft und werbender Sprache. Das ist für Benedikt XVI. offensichtlich wichtig. Er hat sich ja im Jahr 2004 nicht gescheut, mit dem großen deutschen Philosophen Habermas ein auf hohem intellektuellem Niveau stehendes Streitgespräch über die Religion und die Moderne zu führen. Die Enzyklika setzt diesen Dialog fort. Für jene, welche die geistige Auseinandersetzung suchen und lieben, wird diese Enzyklika ein bleibender Hit sein.

Is the argumentation style, language and theoretical character of the Pope's encyclical convincing for the contemporary man?

Diese Frage lässt sich wohl erst in einigen Jahren beantworten. Die ersten Reaktionen in der europäischen Intelligenz zeigen aber keine skeptische oder gar ablehnende Distanz. Man ist eher verwundert, überrascht, neugierig. Die Menschen schätzen das Anspruchsvoll, vor allem in der geistigen und spirituellen Auseinandersetzung. Ich bin als Theologe dafür dankbar, weil man sich nicht lange damit aufhalten muss, das, was aus Rom kommt, den Leuten in deren Sprache zu übersetzen. Die Enzyklika des Papstes versteht sich von selbst, wie eben auch jeder heute Platos Gastmahl versteht oder auch um Nietzsche weiß, wenn er bereit ist, nachzudenken.

We are both Europeans. We both see that the center of Christianity is moving from Europe towards other regions - mostly to Asia and Africa. What are the sources of the Christianity crisis in Europe? Especially the secularization, which was supposed to finish off the religion turn out as a disaster.

Lange meinten wir in der Religionsforschung, dass die Säkularisierung im Sinn der Entmachtung der Kirchen wie des Verschwindens der Religion (zumal in ihrer christlichen Gestalt) ein unentrinnbares europäisches Schicksal ist. Zu aller Erstaunen scheint heute die Religion wieder zu kehren: nicht nur in der Form der wachsenden Auseinandersetzung mit dem Islam, sondern auch als Spiritualität, die aus gereifter Säkularität erwächst. Dass sich Europa im Zuge der wachsenden Reifung der Moderne mit dem Christentum, zumal in seiner katholischen Variante, schwertat, ist historisch durchaus verstehbar. Die freiheitsliebende Moderne musste sich gegen den massiven Widerstand der katholischen Kirche (siehe Syllabus Pius IX. 1864) den Weg bahnen. Es ist tragisch, dass Europa meinte wählen zu müssen zwischen der Freiheit und der Kirche und damit zwischen der Freiheit und der Wahrheit. Aber schon im Kommunismus lernten die Menschen, dass die Kirche doch ein besserer Anwalt der Freiheit ist, weil sie eben den Menschen der Macht des Menschen entzieht und an Gott zurückbindet. Die Anbetung hat sich letztlich als stärkste Kraft gegen den Totalitarismus und seinen Zugriff auf den Menschen erwiesen. Benedikt XVI. versucht den Zeitgenossen genau dies als bleibende Einsicht zu vermitteln, dass man niemals freier ist, als wenn man in der Wahrheit ist. Den jungen Menschen in Köln rief er daher zu, dass sie nichts verlieren, sondern alles gewinnen, wenn sie auf Christus setzen.

Benedict XVI says openly that he wants to win back Europe for the Church. At the same time in the "pacifist Europe" Benedict XVI wants to be a fighting leader. His major enemy is relativism - moral, political and metaphysical. Is it possible that this kind of attitude can be proclaimed as a fundamental one?

Der Relativismus ist nicht nur für Benedikt XVI. eine der zentralen Herausforderungen, sondern ist generell in eine tiefe Krise geraten. Wenn jederzeit alles „konstruktivistisch" veränderbar ist, dann ist letztlich auf nichts mehr Verlass und weiß der einzelne auch nicht mehr, wer er ist (etwa als Mann oder als Frau) und wofür es sich lohnt zu leben und zu lieben. Im Umfeld des Relativismus spitzt sich vor allem die Urfrage der Menschheit zu, was nämlich am Ende stärker ist, der Tod oder die Liebe. Benedikt XVI. setzt dagegen die Erfahrung der christlichen Tradition. Mag auch aus der Sicht der Welt der Tod das letzte Wort haben, aus der Sicht Gottes hat die Liebe das letzte Wort. Denn: „Deus caritas est".

It seems that there are two ways to overcome the crisis. Either the Church should open itself more on the dialogue with the world or preserve the conservative character of its presence in the world. Which way the Church should proceed? Or maybe you know the third way?

Die Kirche muss zwischen Skylla und Charybdis durchfinden, wie einst Odysseus. Dazu braucht es einen guten Steuermann. Man kann Benedikt XVI zutrauen, dass er gut steuert. Der eine Fels, an dem die Kirche in Bruch gehen kann, ist ein weltloser Fundamentalismus. Er missachtet letztlich Gott, der ja auch in der Welt mit seinem schöpferischen Geist am Werk ist. Für die Fundamentalisten ist die Moderne aber letztlich des Teufels, was häretisch ist. Der andere Fels ist eine verweltlichende Anbiederung. Da nivelliert sich die Kirche in den Zeitgeist ein, ohne zu merken, dass sie damit nicht nur die Hoffnungen der Menschen unterstützt, sondern auch die Todeszeichen moderner Kultur verstärkt. Auch das widerspricht dem Auftrag der Kirche. Sie hat in der Welt, aber nicht von der Welt zu sein. Wir dienen, so in Abwandlung des heiligen Athanasius, im Kairos dem Kyrios. Das verlangt Empathie und prophetischen Widerstand in einem. Das ist das bleibende Kreuz der Kirche, von dem viele gern herabsteigen, weil sie die schöpferische Spannung zwischen Gott und der Welt nicht aushalten.

Do you think Benedict XVI would like to lead the broader dialogue with the different options in the Church comparing to what has John Paul II done. This was the understanding of the meeting he had with Hans Kung. Do you think it was a sign that Benedict XVI is going to start the dialogue with such movements as "We are the Church"?

Johannes Paul II. war außenpolitisch progressiv und innenpolitisch zumindest aus der Sicht Westeuropas strukturkonservativ. Er hat Benedikt XVI. viele ungelöste innerkirchliche Probleme großzügig hinterlassen. Nun ist diesem deutschen Papst die Auseinandersetzung um die Zukunft der modernen Demokratie und jener Werte, die sie tragen, wohl das wichtigste Thema für sein Pontifikat. Ob er dann noch die Zeit und die Kraft hat, sich innerkirchlichen Themen zu widmen? Man wird sehen. Manche sehen Anzeichen in Fragen der Scheidung und Wiederheirat von Katholikinnen und Katholiken. Andere meinen, dass das Leiden vieler gläubiger Gemeinden, dass ihnen die Eucharistie nach und nach abhandenkommt, auch den Vatikan erreicht hat. Ob dem Papst aber die liberal-progressive Seite der Kirche

unterstützenswert erscheint? Das liberale Kirchenmodell ist verbraucht, und diesem sind Hans Küng ebenso wie das Kirchenvolksbegehren mehr verbunden als ihnen lieb sein kann. Warum soll der Papst sie jetzt aufwerten, statt als historisch wichtige Ereignisse würdigen?

From the other side Benedict XVI has met also Lefebvrists. Moreover, few days ago two cardinals from the curia of Rome (Dario C. Hoyos and Julian Herranz) suggested that the Pope is going to present the reconciliation protocol restoring Lefebrists' position within the Church. Is this decision going to demonstrate the conservative course Benedict XVI has intention to take?

Wie es nicht zu erwarten ist, dass der Papst nun die progressive Seite leichtfertig absolviert, wird er dies auch bei der konservativen Seite nicht tun. Dabei scheint er zumindest intellektuell eine hoher Pluralistätstoleranz zu haben. Vielfalt wird von ihm geschätzt. Vielleicht ist ihm wichtig, eine offene und offensive Mitte zu besetzen und diese zu stärken, dann verträgt die Kirche auch rechte und linke Flügel.

Are there any signals that Benedict XVI plans to face such issues as the reform of the Roman curia, priests' celibacy or women's priesthood? We know John Paul II did not want to even touch these problems.

Vielleicht wäre das Entscheidende, das der Papst in der Kirchenorganisation leisten könnte, gar nicht die Lösung einzelner pastoraler Probleme, sondern die Eröffnung neuer Lösungswege. So könnte er die Einheit der Kirche weniger durch zentralistischen Uniformismus zu wahren suchen, sondern mehr solidarische Subsidiarität riskieren. Warum greift er nicht die Idee auf, kontinentale Patriarchate einzurichten und regionale Probleme auch regional angehen zu lassen. Moderne Kulturen haben andere pastorale Herausforderungen als Afrika oder Lateinamerika. In Afrika ist die Hauptfrage AIDs, in Lateinamerika das himmelschreiende soziale Unrecht, in Europa und Nordamerika wiederum haben die Frauenfrage und die Kultur der Sexualität mehr Gewicht als in anderen Erteilen. Es war auffällig, dass der Mystiker Benedikt XVI. zu all diesen Fragen weder auf dem Weltjugendtag noch in seiner Antrittsenzyklika etwas gesagt hat.

You are very well known and highly valuated pastoral theologian. What kind of actions, in your opinion, should be taken to ensure that Churches in Europe will not turn to be discotheques.

Letztlich ist die Chance der Kirche ihre in den letzten Jahrhunderten gewachsene Ohnmacht. Aus dieser Position heraus ist die Kirche frei, sich authentisch auf die Seite der Schwächeren und der Suchenden zu stellen. Sie wird gerade dann, wenn sie die Freiheit liebt, für immer mehr Menschen morgen interessant werden. Benedikt XVI. wird in dieser Phase der Kirchengeschichte deshalb eine gute Rolle spielen, weil er Freiheit, Menschenrechte, Religionsfreiheit nicht nur rhetorisch einklagt, sondern auch in seiner gewaltlosen Rede- und noch mehr Schreibkunst praktiziert.

Few weeks ago we celebrated the Vaticanum Secundum 40th anniversary. Is it true, as for example traditional Catholics' circles in Poland say, that Vaticanum Secundum has contributed to the Catholicism degradation?

Es gibt heute tatsächlich Kreise, welche (ohne es zu merken) all das vergessen, was die Kirche über Konzilien gelehrt hat. In Gemeinschaft mit dem Papst ist ein Konzil ein Ort des Wirkens des Geistes Gottes. Wer also meint,

dass das Konzil die Kirche in eine Krise gestürzt hat, muss konsequenter Weise sagen: Gott hat seine Kirche in eine Krise geführt.

Could you tell what the present Catholic Church without the Vaticanum Secundum would look like?

Ich bin der Überzeugung, dass die Krise der Kirche in Europa damit zusammenhängt (sieht man von unserem kirchlichen Versagen ab), dass die Konstantinische Ära der Kirche in Europa endgültig zu Ende geht. Glaube und Kirche sind nicht mehr Schicksal, sondern sind Thema einer hochpersönlichen Wahl geworden. Damit zu leben, fällt der Kirche nicht leicht. Denn jetzt findet sie die Kirchenmitglieder nicht mehr vor, sondern betreibt (wie übrigens der Theologe Ratzinger schon vor Jahren geschrieben hat) in jeder Generation „Ekklesiogenese". Die derzeitige Kirchenkrise ist also eine kulturelle Übergangskrise und verlangt nach einer neuen Kirchengestalt, die wir noch zu wenig kennen, weil wir nicht experimentieren, sondern lieber bei den Fleischtöpfen Ägyptens verweilen. Vielleicht wird Gott jenen, die unerleuchtet meinen, das Konzil sei schuld an der Übergangskrise der Kirche, sagen (wenn sie bei ihm ankommen): Ich zeige Euch jetzt jene Krise, die ich durch das Zweite Vatikanische Konzil verhindert habe. Ach so ist das, werden dann manche jetzt noch Uneinsichtige erkennen.

2008 Mut zum Fragment

Herr Professor, warum lebt es sich mit Werten besser als ohne sie?

Nehmen wir, um dies zu veranschaulichen, drei Grund-Werte als Beispiel, die in unserer Zeit und für die Zukunft besonders wichtig sind:

Da ist erstens das Umwelt-Thema, das immer heißer wird, wo wir allmählich die Auswirkungen und Klimaveränderungen sehen: Kein Mensch wird bestreiten, dass das Ringen der ganzen Weltgemeinschaft und der Einsatz jedes Einzelnen für einen behutsameren Umgang mit unseren Ressourcen von großer Bedeutung ist für unsere künftige Lebensqualität.

Nehmen wir zweitens den Wert der Gerechtigkeit, der Solidarität: Wenn Menschen in Frieden leben wollen, profitieren sie sehr davon, wenn in einer Kultur Gerechtigkeit und Solidarität – neben der Freiheit – hoch angesehen sind. Und deshalb ist es wünschenswert, dass die Menschen sich stark machen für mehr Gerechtigkeit im Großen wie im Kleinen, damit es nicht zu viele Modernisierungsverlierer gibt bei gleichzeitigen großen Gewinnen Einzelner. Das war ja auch das Anliegen Kolpings, den Menschen so viel Bildung und Arbeitsmöglichkeiten zu geben, dass sie selber Zugang zu den knapper werdenden Lebenschancen finden.

Drittens möchte ich als Beispiel anführen die Achtung der Person, ihrer Freiheit und Selbstbestimmung. In unseren Wertestudien beobachten wir, dass es seit mehreren Jahrzehnten der Wunsch nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung stärker wird; die Leute wollen ihr eigenes Leben leben und dabei das Beste herausholen. Die Kunst der Freiheit zu beherrschen, führt auch im Sinne unseres Glaubens zu einem gelungenen Leben, denn der Mensch ist von Gott begabt, aus seinem Leben etwas zu machen – ein Liebender zu werden so wie Gott selber, das wäre das Ziel dieser Freiheit: die Hingabe, die verantwortliche Liebe.

Nun stellt sich natürlich die Frage: Wie geht es den Leuten heute mit der Freiheit, und da zeigen die neuesten Studien, dass zumal unter den jungen Menschen die Zahl jener zunimmt, die die lästige Last der Freiheit teilweise loswerden wollen, die wieder unterwerfungsbereiter sind, autoritätsorientierter. Vom Einzelnen ist heute die Kunst gefragt, sich so viel Entlastung zu suchen, dass er mit seiner Freiheit nicht überfordert ist; die Kunst der Kirchen oder auch von Gemeinschaften wie Kolping wäre es, die Freiheit der Menschen sehr ernst zu nehmen und trotzdem zu sagen: Dort wo wir Netzwerke haben, Denkwerkstätten, Traditionen und Normen, die helfen können, dass das Leben gelingt und dass Leid vermieden wird, bieten wir dies den Menschen an – nicht als Last, sondern als Hilfe für die Gestaltung ihres Lebens.

Freiheit, Achtung der Person, Gerechtigkeit, Solidarität: große Vorgaben. Gelingt es den Menschen auch, danach zu leben?

Eine wichtige Frage: Wie stark wirken sich Werte in bestimmten Situationen aus? Und – wenn wir zum Beispiel den Wert der ehelichen Treue hernehmen – wie leicht ist so ein Wert zu realisieren in unserer Zeit, die geprägt ist von verschiedenen Tatsachen: dass die Menschen heute viel länger leben als früher, dass sie mobiler sind als je zuvor, dass vor allem die Frauen ein neues Rollenverständnis entwickelt haben; hier und in vielen anderen Situationen

entdecken wir, dass es faktisch eine Kluft gibt zwischen dem, was den Leuten „heilig“ ist, was sie als Wert bejahen, und dem, was sie in ihrem Leben in der Lage sind zu realisieren. Und jetzt muss man sehr behutsam sagen, dass es oft nicht Unmoral ist, wenn sie das nicht schaffen, sondern seine Ursachen auch in kulturellen Vorgaben und Strukturen hat.

Was aber tue ich als Mensch, wenn ich merke, dass ich immer hinter dem, was mein Ideal ist, hinterher bin? In meiner Überlegung führt dieser Gedanke zu einer „Ethik des dynamischen Kompromisses“, das heißt:

1. Niemand hat eine reine Weste;

2. Ich habe das Recht zum moralischen Fragment, zum Stückwerk; 3. Ich habe aber auch die Pflicht, immer, wenn ich das Fragment verbessern kann, das auch zu tun. Wenn man diese Dinge beherzigt, bleibt man handlungsfähig: in der Wirtschaft, in der Politik, in der Familie, in der Arbeit und in anderen Lebensbereichen.

Wenn man im „Dunstkreis“ der Kirche arbeitet oder sich hier ehrenamtlich engagiert, hat man oft große Ideale vorgegeben und in der Praxis nicht selten das Problem, diese Ideale umzusetzen. Wie viel an Grundsatz muss sein, wie viele Zugeständnisse an Sachzwänge kann man machen?

Diese Frage stellt sich natürlich vor allem für die, die Verantwortung haben für ein Haus, für eine Gruppe, für einen Betrieb; noch dazu wenn das Leute sind, die mit dem Evangelium „infiziert“ sind. Die fragen sich dann: Wie kriege ich die Balance zwischen den ökonomischen Zwängen und meinem Wunsch, auch am Arbeitsplatz Menschlichkeit zu leben, die ja das Urchristlichste darstellt, insofern es Gott stets um den Menschen geht, um seine Würde, um seine Entwicklungsfähigkeit.

Da scheint es zunehmend Konflikte zu geben; in Krankenhäusern, in Schulen, in Betrieben – wo immer gearbeitet wird zugunsten der Menschen; die Kunst der Führungskräfte besteht dann darin, zwar den einzelnen Menschen sehr zu achten und zu fördern, aber auch das Gemeinwohl im Auge zu behalten, das Funktionieren des gesamten Unternehmens.

Gibt es kleine „Übungen der Achtsamkeit“, die allen, die sich etwa in einem Sozialverband wie Kolping engagieren, helfen, den Bezug zu den ursprünglichen Idealen nicht zu verlieren – damit die Arbeit mehr ist als lediglich ein „Job“ und damit der Verein lebendig bleibt, quasi am „Puls der Zeit“?

Es ist entscheidend zu wissen, dass die Menschen, die einem etwa in einem Kolpinghaus anvertraut sind oder mit denen man sich im Verein verbunden fühlt, einmalige Menschen sind mit einer einzigartigen Geschichte. Eingehen auf diese Menschen, das ist sicher ein ganz wichtiger Schritt, ebenso Beteiligung ermöglichen, dass alle beitragen können zu den Entscheidungen, die alle betreffen, also eine hohe Kultur der Partizipation pflegen. So entsteht bei den Leuten das Gefühl, dass sie hier zu Hause sind, eine Heimat haben und Geborgenheit. Das sind wichtige Werte, die man heute eher nicht in der Arbeitswelt findet – umso wichtiger wäre es, dass etwas von dieser Kraft der Menschlichkeit in unsere normalen Arbeitsstätten zurückkehren würde. Nicht zuletzt wäre das für die Betriebe auch ökonomisch sinnvoll, denn wenn die Grundkultur stimmt, wird auch effizienter gearbeitet.

2008 Mystik [Glaubenslust]

Simon Biallowons

Zu tun hat dieses beliebte Rätselwort mit dem griechischen Wort *myein* – sich schließen, zusammengehen. Damit zusammen hängt *mysterium*. Dies wird als das Verschlossene, das Geheimnis übersetzt. Dabei ist es das Göttliche, das dem Menschen geheimnisvoll dünkt.

„Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein, also einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht sein." Dieser vielzitierte Satz stammt vom wohl größten Theologen des vergangenen Jahrhunderts Karl Rahner. Er meint damit, dass man um Gott nicht aus zweiter Hand wissen kann. Vielmehr zeigt sich Gott jeder und jedem, indem er die inneren Augen und Ohren eines Menschen öffnet. Was Menschen dazu beitragen, ist dann zweitrangig – wie eben bei jener Purpurhändlerin Lydia aus Thyatira, von der die Apostelgeschichte erzählt. Sie hört Paulus predigen, aber *„sie konnte seinen Worten nur folgen, weil Gott ihr zuvor die Ohren des Herzens geöffnet hat"* (Apg 16,14). Zudem ist Rahner im Anschluss an seinen geistlichen Meister Ignatius der Ansicht, dass jede eine Mystikerin, jeder ein Mystiker sein kann, also erleben kann, wie er im Geheimnis Gottes „daheim" ist. MystikerInnen sind GeheimnisbewohnerInnen.

Moderne Menschen sind vom Getöse der heutigen Welt gotttaub geworden. Benedikt XVI. brachte diese Taubheit in München 2006 auf den Punkt: *„Es gibt eine Schwerhörigkeit Gott gegenüber, an der wir gerade in dieser Zeit leiden. Wir können ihn einfach nicht mehr hören - zu viele andere Frequenzen haben wir im Ohr. Was über ihn gesagt wird, erscheint vorwissenschaftlich, nicht mehr in unsere Zeit passend. Mit der Schwerhörigkeit oder gar Taubheit Gott gegenüber verliert sich natürlich auch unsere Fähigkeit, mit ihm und zu ihm zu sprechen. So aber fehlt uns eine entscheidende Wahrnehmung. Unsere inneren Sinne drohen abzusterben. Mit diesem Verlust an Wahrnehmung wird aber der Radius unserer Beziehung zur Wirklichkeit drastisch und gefährlich eingeschränkt. Der Raum unseres Lebens wird in bedrohlicher Weise reduziert."*

Innerlich Hören lernen ist daher eine der Grundsehnsüchte moderner Mystikerinnen und Mystiker. Dazu gehen sie in die Stille. Nicht wenige setzen dabei auf die reichen Erfahrungen der großen Religionen der Welt, lernen Meditation und Kontemplation. Sie halten es mit Meister Eckhart (1260-1328): „*Kein Gefäß kann zweierlei Trank aufnehmen. Soll es Wein enthalten, muss man notgedrungen das Wasser ausgießen; das Gefäß muss leer sein.*

Willst du göttliche Freude und Gott aufnehmen, musst du notwendig die Kreaturen „ausgießen"…. Alles, was aufnehmen und empfänglich sein soll, das soll und muss leer sein." In der Sprache moderner Zeitgenossen heißt diese Erfahrung „lessness".

Ist der Mensch von seinen Wünschen und Bedürfnissen frei – auch von seinem Gottesbedürfnis, meint Meister Eckhart, dann kann Gott in ihm geboren werden. Oder wie die große Mystikerin Teresa von Avila (1515-1582) es ausdrückte, dann läßt Gott einen eintreten in die innerste Wohnung jener Burg, welche die Seele jedes Menschen ist und in der Gott wohnt. Es ist kühn anzunehmen, dass es diese Gotteswohnung auch im Buddhisten, im Moslem,

ja selbst im Atheisten gibt, um nur wenige Beispiel zu nennen – kurzum in jedem Menschen.

Auf diesem Weg der inneren spirituellen Reise öffnet sich nicht nur der stets zuvorkommende Gott dem Menschen, sondern in dessen Kraftfeld kann der Mensch das werden, was er von Ewigkeit ist: eine Liebende, ein Liebender. Das geschieht, wenn der Mensch in der Gotteinung von gottförmig, also Liebe wird. Mystik ist daher alles andere als eine Anleitung zu selbstgenügsamer Wellness. Denn die Liebe, die ausblüht, öffnet für Gott, den Mitmenschen, den Nächsten, den Feind, besonders den Armen, und in all dem sich selbst. Wer aber Wellness allein sucht (spirituelles Wohlsein ist dabei durchaus ein gutes Geschenk, eine Gabe des Geistes wie Friede und Freude), lasse sich von Teresa von Avila sagen, was sie auch ihren Mitschwestern im Kloster ins Stammbuch schrieb:

„Aber nein, Schwestern, nein! Werke will der Herr! Und wenn du eine Kranke siehst, der du ein wenig Linderung verschaffen kannst, dann mache es dir nichts aus, diese Andacht zu verlieren, und ihr dein Mitgefühl zu zeigen; und wenn ihr etwas weh tut, dann soll es dir wehtun, und wenn nötig, sollst du fasten, damit sie zu essen hat.

…dann mögt ihr zwar fromme Gefühle und Geschenke erhalten, … doch glaubt mir, dass ihr nicht zur Gotteinung gelangt seid, und bittet unseren Herrn, dass er euch diese Liebe zum Nächsten in Vollkommenheit gebe.“

Immer mehr Menschen begeben sich heute auf eine solche spirituelle Reise. Der eine Teil dieser Pilger, dieser Wanderer, kommt aus der erschöpften Moderne. Die Anstrengung und zugleich Enge eines Lebens allein für 90 Jahre ist ihnen zu wenig. Zwar suchen manche depressiv solchem Leben zu entrinnen, indem sie das Weite suchen, in Drogen, Alkohol, psychosomatischen Krankheiten, im schönen gespielten Leben des Internet und des Fernsehens. Aber während die einen das Weite suchen, suchen immer mehr die Weite. Sie machen sich auf eine spirituelle Reise. Ein anderer Teil der spirituell Suchenden kommt aus spirituell erschöpften Kirchen. Zu leer sind die gottesdienstlichen Feiern, zu aktivistisch das pastorale Wirken. Ob es den christlichen Kirchen gelingen wird, wieder eine der ersten Adressen für die spirituellen Pilgerinnen und Pilger zu werden? Die reichen Schätze einer langen Geschichte der Mystik stünden ihr dabei zur Verfügung. Sie hätte auch das, was Karl Rahner „christliche Gurus“ nannte: Roger Schutz, Henri Nouwen, Teresa von Kalkutta, Anselm Grün, Meister Eckhart, um nur wenige zu nennen.[6]

[6] Dazu: Zulehner, Paul M.: GottesSehnsucht. Spirituelle Suche in säkularer Kultur, Ostfildern 2008. – Werden was ich bin. Ein spirituelles Lesebuch, zusammengestellt von Paul M. Zulehner, Ostfildern 2008.

2008 Weihnachten [Glaubenslust)

Simon Biallowons

Für viele ist Weihnachten wichtiger als Ostern? Ist das für Sie richtig?

Es spannt sich ein Bogen von der Kindheit bis zum Ende des Lebens. Und ich meine, dass die Menschen gut beraten sind, beide Feste zu schätzen. Das Anfangsfest, die Geburt. Und das Fest vom Sterben und vom Auferstehen, weil dann das Leben gerundet ist.

Gibt es theologisch betrachtet eine Priorität?

Nein. Ich glaube, dass das vor allem Traditionen sind. Die Ostkirche schätzt mehr die Geburt, weil es um die Menschwerdung Gottes in der Geschichte geht. Die westliche Tradition wieder hat sich stark auf Ostern, und evangelisch auf den Karfreitag gestützt, weil es um die Erlösungstat Christi geht. Aber ich glaube, dass beides zusammen sich sehr gut einfügt: Sowohl die Menschwerdung als auch die Erlösung sind ja die Kernthemen des Christentums.

Aber was wäre die Menschwerdung an Weihnachten ohne die Auferstehung an Ostern?

Es wäre die Versuchung zu bürgerlichen Vorstellungen von Erlösung. Man könnte sich vorstellen, wie dieses Kind, das da geboren wird, ein Rabbiner wird, Maria von Magdala heiratet, und dann hochgeachtet im Kreise seiner Jünger stirbt. Das wäre dann eine sehr bürgerliche Art von Erlösung. Ich glaube, dass alle literarischen Versuche etwa von Kazantzakis (bekannter griechischer Schriftsteller. Anm. d. Red.) Recht behalten haben, wenn der Judas umgewandelt wird und den Herrn verrät, damit der wirklich den Weg der radikalen Hingabe in die Hand Gottes am Kreuz geht. So sind wir eben durch das Kreuz erlöst und nicht durch ein bürgerliches Lebensende.

Paulus hat im 1. Korintherbrief geschrieben: „Wenn Christus nicht auferweckt worden ist, dann ist euer Glaube nutzlos.“ Warum ist diese Verbindung Christ-sein und Auferstehung so untrennbar?

Es ist eine uralte Sorge der Menschheit, dass der Tod das letzte Wort hat über den Menschen und nicht die Liebe. Deswegen erzählt auch der griechische Orpheus-Eurydike-Mythos davon, dass der lieben Spielmann Orpheus Eurydike verliert, in die Unterwelt hinuntersteigt – die Götter sind sehr beeindruckt – und er führt dann Eurydike zurück ins Leben. Orpheus scheitert aber, weil er sich umsieht. Dieser alte Mythos drückt die tiefe menschliche Besorgnis und Ahnung aus, dass es doch sein könnte, dass mit dem Tod alles aus ist. Und wenn wir heute in unsere empirischen Studien schauen, gibt es sehr viele Anhaltspunkte, dass Menschen meinen: „Das war es dann.“ Und insgesamt...

Dann kann man also nicht Christ sein, ohne an die Auferstehung zu glauben?

Absolut. Das Christentum ist so kühn und sagt: Aus der Sicht des Menschen mag es schon sein, dass der Tod das letzte Wort über die Liebe hat. Aber Ostern und die Auferstehung Jesu lehren uns: Von Gott her gesehen hat die Liebe das letzte Wort. Das ist eine fundamentale Auskunft für jeden Menschen. Und just darauf setzen die Christen in der Mitte ihres Glaubens.

Viele Religionskritiker wie Nietzsche haben uns angekreidet, dass durch den Glauben an die Auferstehung und eine Verlagerung des Lebens in das Jenseits, eine Weltflucht stattfindet. Ist der Glauben an die Auferstehung eine Vertröstung?

Wir bemerken heute eigentlich eine umgekehrte Vertröstung. Wenn Menschen nur noch 90 Jahre haben, in denen sie maximales himmlisches, paradiesisches Glück auf Erden in Liebe, Arbeit und Amüsement erleben wollen, ist das eigentlich eine Vertröstung auf das Diesseits. So gesehen ist das Christentum ja nicht angetreten, um den Menschen von der Erde abzulenken, sondern wir leben auf dieser Erde in einer Art Schwangerschaft in das bleibende Leben hinein, das wir „ewiges Leben" nennen. Und der Übergang dort hinein heißt Auferstehung.

An Ostern feiern wir die Auferstehung Jesu. Aber was habe ich denn davon, dass Jesus aufersteht?

In paulinischen Texten ist die Idee, dass am Ende dieser Auferstandene alles in sich aufnimmt. Das heißt: Jeder Mensch, ob Atheist, Buddhist, Hinduist oder Christ, reift im Laufe seines Lebens – ob er das ahnt oder nicht – hinein in diesen kosmischen Christus, den auferstandenen großen Leib des Schöpfungs-Christus. Und so wird Christus am Ende die Vollendung der Welt und der Schöpfung sein. Deswegen ist das ein wunderbares Bild für jeden Menschen, dass das Finale der Schöpfung ein gutes ist und wir im Leben sind.

Ist die Hoffnung, dass unsere Welt gut ist, in der Auferstehung ihre Begründung erfährt?

Karl Rahner hat es einmal so formuliert: Bisher saßen im Herzen der Welt Tod und Vergeblichkeit. Seit der Auferstehung ist im Herzen, im Innersten der Welt, Christus, der Auferstandene, und mit ihm das Leben und die Liebe.

Die Christen glauben, dass wir Menschen als „ganze" Person, als Leib und Seele auferstehen. Was soll man sich unter dieser „Ganzheit" vorstellen?

Das Denken in Ganzheitlichkeit spielt heute in der Theologie wieder eine große Rolle. Wir sind nicht mehr in der Lage wie in der alten Schulphilosophie Leib und Seele so säuberlich zu trennen. Die beiden Aspekte der menschlichen Existenz gehören so eng zusammen, dass es den Menschen ohne Leib-Seele-Einheit nicht gibt. Und ich glaube, dass der ganze Mensch ein Leben nach dem Tod finden wird. Wenngleich auch die Bibel sagt, dass es ein unvorstellbares, anderes Leben ist. Ein Leben mit einem anderen Leib, aber durchaus mit Leib und Seele. Dieser Leib kennt keine Krankheit, keine Gebrechen mehr.

Für diese Art zu leben wird oft der Begriff „himmlischer Leib" verwendet. Aber was genau soll man sich darunter vorstellen?

Man kann sich ihn wohl nicht richtig vorstellen. Aber es gibt einige Anhaltspunkte, wo ich sage: Darauf will ich nicht verzichten. Es muss irgendetwas mit der Geschichte des jeweiligen Menschen auf dieser Erde zu tun haben. Deswegen gibt es diese Bilder, wenn Jesus sich nach der Auferstehung zeigt. Dass er Wundmale hat oder dass man ihn erkennt an bestimmten Gesten und Handlungen, am Brotbrechen zum Beispiel. Und so gesehen meine ich wird dieses Leben in der anderen Welt durchaus Erinnerungen an die diesseitige Welt besitzen, aber es wird nicht einfach eine Fortsetzung sein.

Wir berühren hier den Komplex der personalen Identität. Also die Frage: Was hat der auferstandene Mensch wirklich noch mit mir selber zu tun?

Da gibt es in den großen Weltreligionen unterschiedliche Bilder. Die asiatischen Religionen meinen, dass der Mensch dann so etwas sei wie ein Tropfen, der wieder zurückfällt in das Meer des Allseins. Wir Christen glauben, dass die Einmaligkeit des Menschen in seiner Freiheit, Würde und Größe unvergänglich bleibt und daher dieser eine Mensch, der hier auf Erden gelebt hat, sich in Ewigkeit als solcher wiedererkennen wird. Das hat natürlich auch sehr viel damit zu, was sich viele Leute erhoffen, wenn sie sagen: Ich möchte mit diesem geliebten Menschen, dem Partner, mit dem ich auf Erden verbunden war, auch im Himmel verbunden sein. Und ich glaube, dass so eine Hoffnung begründet ist.

Sie haben den Begriff „Ewigkeit" angesprochen. Wie kann man sich „Ewigkeit" denken oder vorstellen?

Kant hat uns ja schon gelehrt, dass wir nur in Raum und Zeit denken können. Ewigkeit sagt also zunächst einmal: Höre auf zu denken, dass es da noch ein Raum und eine Zeit ist. Man kann dann nur noch in Bildern der Qualität, der Intensität, der Fülle und des unausschöpflichen Glücklich-Seins denken. So gesehenen ist es schon richtig, wenn die Bibel sagt, dass dieses Leben gemessen an unserer Vorstellungskraft unvorstellbar ist. Aber wir wissen, dass diese Leben etwas mit der Gestalt des auferstandenen Christus zu tun. Und dass wir in der Ewigkeit ähnlich sind.

Aber auch diese Ähnlichkeit ist schwierig zu fassen. Für die Vorstellung von „Ewigkeit" bringt mich das doch nicht weiter? Das sagt mir doch noch immer nicht, wie ich das Leben in Ewigkeit denken soll?

Es gibt viele Dinge, die ich nicht wirklich denken kann: Liebe oder Angst beispielsweise, auch wenn ich eine Ahnung davon habe. Letztlich ist es auch gar nicht nötig, die Ewigkeit zu denken. Es wichtiger zu sagen: Sie wird stattfinden und sie wird sein – darauf setze ich und lebe auch darauf hin. Das hat übrigens eine sehr angenehme Rückwirkung auf mein Leben. Ich kann als unvollendete Symphonie in den Tod gehen und muss nicht alles erledigt haben, was auf dieser Erde möglich ist. Und ich glaube, dass viele Menschen heute darunter leiden, dass vor dem Tod das maximale, optimale Glück sein muss, weil sie nicht mehr die Kraft haben, als Fragmente in den Tod zu gehen, weil sie nicht mehr an die Auferstehung glauben.

Inwiefern spielt es eine Rolle, ob wir von der Auferstehung oder der Auferweckung Christi sprechen?

Das sind christologische Zugänge. Auerweckung sagt mehr etwas über die Menschlichkeit Christi aus. Auferstehung nimmt mehr Respekt vor der Göttlichkeit Christi. Diese Begriffe werden in der biblischen Tradition durchaus austauschbar verwendet.

Welchen würden Sie bevorzugen?

Ich bin mehr für die Auferweckung.

Vielleicht darum, weil mit dem Begriff „Auferweckung" Gott als Urheber des Osterwunders herausgestrichen wird?

Ganz genau. Das göttliche Handeln an Christus wird dadurch noch mehr betont.

Wie kann ich mir in einer Welt die säkularisiert und naturwissenschaftlich geprägt, diese Auferweckung vorstellen?

Vielleicht am besten mit der Poesie. Die evangelische Theologin und Poetin Dorothee Steffensky-Sölle schreibt über die Auferstehung so, dass der Tod hinter uns ist und vor uns nur noch die Liebe ist. Ich glaube, dass das die brauchbaren Bilder für uns heute sind. Die Vorstellung, dass wir durch die Auferstehung in eine Existenz gelangen, wo Tod, Trauer und Tränen keine Rolle mehr spielen, sondern wir in der reinen Liebe leben.

Worin besteht der Unterschied zwischen der Auferstehung Christi und Totenerweckungen, wie sie immer wieder in der Bibel erzählt werden?

Die Totenerweckungen sind eine sehr schwierige exegetische Sache. Das merken wir ja auch heute, wenn wir von Gesprächen mit Sterbenden lesen. Das sind Leute, die eben noch nicht jenseits des Ufers gewesen sind. Das gilt auch für die Geschichte des Lazarus in der Bibel. Es geht nicht um ein Zurückkommen. Die Auferstehung Christi ist keine einfache Wiederkehr. Das sind irreführende Bilder von Auferstehung, die suggerieren, dass es nach dem Tod einfach weitergeht. Diese Bilder sind Hauptgründe dafür, dass sich so viele Menschen heute schwertun, an die Auferstehung zu glauben. Es ist im Grunde genommen, ein neu geschaffener, anderer Leib. Der Korintherbrief sagt: „Gesät wird ein irdischer Leib, auferweckt wird ein überirdischer Leib." Aber wie das aussieht dort – wer weiß das?

Also wäre das erste nur eine Reparatur. Und das andere ist eine komplette Neuanfertigung?

So kann man das ausdrücken.

Gibt es auch einen Unterschied zwischen den Auferweckungen? Vor allem zwischen der Auferweckung Christi und unserer Auferweckung?

Ich glaube, dass es im Wesentlichen ähnlich sein wird, weil wir hineinverwandelt werden in den kosmischen Leib Christi. Insofern haben wir Teil an der Auferweckung Christi. Alle biblischen Traditionen machen hier keinen Unterschied, sondern reden immer nur von der christusförmigen Umwandlung des Menschen.

Besteht ein Unterschied darin, dass wir zwar in Christus auferweckt worden sind, aber noch auf die endgültige Erlösung warten? Christus ist aber schon vor der Zeit endgültig erlöst worden.

Das sind unsere Denkbilder. Aber wir tun damit etwas, was eigentlich nicht erlaubt ist. Nämlich wir führen die Kategorie der Zeit ein, in das, was nach dem Tod ist. Alle Versuche, Dinge wie Fegefeuer oder Hölle zeitlich oder gar in einer Abfolge zu denken, sind vergeblich.

Wie erklärt sich die Spannung: Wir sind schon durch die Auferstehung Christi grundsätzlich erlöst. Aber wenn ich mich umsehe, erblicke ich recht wenig von dieser Erlösung?

Das hat damit zu tun, dass wir eine Geschichte, von der Geburt bis zum Tod, haben. Das ist eine Reifungsgeschichte, in diesen kosmischen Christus hinein. Auf diesem Weg sind wir immer noch Fragmente. Und wir sind dabei das zu werden, was wir letztlich sind. Nämlich schon geheilte Menschen, aber die Heilung ist ein Ausreifungsprozess, der ein Leben lang währt.

Gibt es an der Osterbotschaft für Sie eine besonders schwierige Stelle?

Das sind die Versuche des Lukasevangeliums, uns die Realität der Auferweckung und die Erfahrung der Jünger so zu zeigen, dass man manchmal den Eindruck gewann: Jesus ist wie vorher mitten unter uns. Es hat sich nichts geändert. Das sind biblische Stilisierungsmittel, die verwendet werden, um die Realität der Auferweckung zu bekräftigen. Aber diese Bilder gehören nicht zur Botschaft an sich.

Es gibt viele Modelle, wie der Tod und die Auferstehung gedeutet wurden. Als Wiedergutmachung, wie das Anselm von Canterbury formuliert hat, zum Beispiel. Welches Modell würden Sie bevorzugen?

Für mich war es die Radikalität der liebenden Hingabe in die Hand Gottes. Das ist der springende Punkt. Deswegen sprechen alle Passionsgeschichte davon, dass sich Jesus „hingegeben, übergeben" habe. Er hat eine ganz aktive Rolle gegenüber Gott, seinem Vater gespielt. Die Bereitschaft nicht den eigenen Willen zu leben, sondern sich ganz seinem Vater anzuvertrauen, ist das Entscheidende. Selbst in der letzten Gottverlassenheit des Todes am Kreuz hat er dieses Vertrauen nicht aufgekündigt. Und das ist für uns normale Christen das Bild, das uns ermutigt, mit einem ähnlichen Vertrauen in den eigenen Tod zu gehen.

Sie haben das Vertrauen angesprochen. Wie können wir vermeiden, dass wir uns wie der „ungläubige Thomas" verhalten?

Das sollen wir vielleicht gar nicht. Das ist Akt des Glaubens, ein Sprung in den tiefen Brunnen, das wir sagen: Gott wir trauen dir zu, dass nicht der Tod das letzte Wort hat. *Sondern dass du, der du die Liebe ist, am Ende der Geschichte den Tod völlig besiegt haben wirst.*

Woran liegt das Unbegreifliche der Osterbotschaft?

Darin, dass diese Botschaft allen empirischen Erfahrungen widerspricht. Der menschliche Leib verfällt und wir merken, dass es im Grunde genommen nur noch Erinnerungen und Ahnungen gibt. Deshalb gibt es große Traditionen, die sagen, dass wir unsterblich bleiben, wenn nur jemand an uns denkt. Und dennoch steckt tief im Menschen ein Traum von Unsterblichkeit. Es ist ein Traum von der Macht der bleibenden Liebe. Das macht die Menschheitsgeschichte bis in die Mythen und Märchen hinein aus. Wer in sich hineinhorcht und lebens- und liebeserfahren ist, der wird diesen Traum der Liebe verspüren. Es ist ein Traum, der dem anderen sagt: Ich will, dass du unsterblich bist, dass du für immer bleibst. Und genau das sagt uns die Osterbotschaft.

Können sie sich die Freude, die Stimmung der Jünger nach der Auferstehung vorstellen?

Das war sicherlich von dem „Unglaublichen" geprägt. Wenn man die Erzählung von den Emmausjünger nimmt, wenn man sieht, wie die Aposteln anfangs selbst Ratlosigkeit erlitten hatten. Sie zogen sich zurück und die Jesus musste sie über die Frauen ermutigen, an das Ereignis der Auferstehung zu glauben. Das ist alles sehr langsam und diskret übergegangen von der Niederlage, die sie erlitten haben am Karfreitag, hinein in das wachsende Wieder-Fuß-Fassen, dass der Tod Jesu am Kreuz eben nicht das Ende der Geschichte, sondern der eigentliche Beginn gewesen ist.

Sie würden es also so deuten, dass es sich um eine anwachsende Freude handelt. Und nicht um eine „Emotions-Explosion“?

Da bin ich mir sogar ganz sicher. Da passt ja auch der Thomas mit seinem Zweifel sehr gut hinein.

Können wir über 2000 Jahre dieses Anwachsen der Freude noch nachempfinden?

Das Osterfest kann den Menschen in eine sehr gute Grundstimmung bringen. Weil wir uns sagen können: Die Menschen, die ich liebe, werden nicht dem Tod verfallen. Sondern die Liebe, die ich jetzt schon ansatzweise erlebe, wird diesen Tod überdauern und wir werden dann in der Nähe, im Kraftfeld eines Gottes leben, von dem die Heilige Schrift sagt: Er ist die pure Liebe. Von der Osterbotschaft ausgehend können wir sagen: Die eigentliche Bestimmung des Menschen ist es, ein Liebender zu sein und zu werden.

Kann die Osterbotschaft dann auch noch Menschen helfen, die wirklich im Leid stecken?

Es gibt sehr viele Menschen die durch so viel Leid und Unheilbarkeit in die Enge getrieben sind, dass sie entweder auf das Nichts hoffen, weil das das Ende des Leides wäre. Oder diese Menschen hoffen auf eine Umwandlung, dass es dann in eine gute Welt geht, in eine gute Wirklichkeit. Für diese Menschen, die bei aller Verzweiflung ihren letzten Grundoptimismus nicht verloren haben, ist die Osterbotschaft wie ein Strohhalm. Wir können uns daran, bei aller Skepsis, die wir heute haben, festhalten.

Sie hatten den Gedanken der Auferstehung kühn genannt. Worin besteht die Kühnheit?

Das radikal Neue am Christentum ist, dass das was wir in diesem Menschen Jesus von Nazareth sehen und erleben, im Grunde genommen die Vollendung der Schöpfung und des Menschen sein wird. In diesem Punkt ist das Christentum eine relativ einmalige Religion. Sie sagt: Das was historisch passiert ist, wird das bleibende Schicksal der gesamten Welt und aller Menschen sein. Und das ist sehr kühn.

Haben Sie persönlich eine bestimmte Stelle in der Osterliturgie, die diese Freude besonders ausdrückt?

Als Freund des Gregorianischen Chorals muss ich bekennen, dass es das „Exsultet“ ist. Ich durfte das selber schon sehr oft in der Liturgie singen und kenne Menschen, die das zuhause schon singen, bevor sie in die Kirche gehen. Dieser Gesang ist auch vom Inhalt so wunderbar her, wenn es zum Beispiel heißt: „O felix culpa“, „O glückliche Schuld.“ Man kann noch einmal wahrnehmen, dass nicht einmal die Schuld des Menschen Gott aufhält, die Geschichte an ihr glückliches Ende zu bringen. Das ist eine sehr schöne Szene, die in dem „Exsultet“ besungen wird.

Wir bekennen an Ostern: „Du bist das Licht der Welt“. Mit der Osterkerze sollen wir dieses Licht in die Welt hinaustragen. Was ist dieses Licht der Welt in Bezug auf das Osterwunder genau?

Vielleicht kann man sagen, dass den Menschen ein Licht aufgeht, wenn sie diese große Theologie von Geschichte und Schöpfung hören und sehen, dass letztlich trotz aller Umwegen und riesigen Katastrophen, dass trotz allen Leides das letzte Wort über die Geschichte ein gutes sein wird. Und vor allem: Wir sehen durch die Osterbotschaft, dass Gott schon in einem von uns

angefangen hat, die Welt in ihr endgültiges Finale zu versetzen. Dass wir auch heute, trotz aller Widrigkeiten, faktisch schon in einer Art „Endzeit“ leben.

Marie Luise Kaschnitz hat einmal geschrieben: *„Die Mutigen wissen, dass sie nicht auferstehen. (...) Ich bin nicht mutig.“* Ich glaube, dass es schon etwas mit einer Entscheidung des Menschen zu tun hat, zu sagen: Darauf setze ich mein Leben und das wird auch mein Leben zuinnerst formen. Weil, wenn ich auf die Auferstehung hoffe, das Leben jetzt vor dem Tod eine andere Farbe und Qualität bekommt, als wenn mit dem Tod alles aus ist. Und so gesehen ist es mutig, das Unglaubliche zu glauben!

2008 Einheit von Liturgie und Diakonie [Vorarlberger Nachrichten]

Warum können Gläubige heute nur schwer eine Einheit von Liturgie und Diakonie erkennen?

Einer der Gründe besteht gewiß darin, dass es heute eine professionelle Caritas gibt, mit vielen hervorragend ausgebildeten Hauptamtlichen. Da können sich die Gemeinden darauf verlassen, dass bei einer Ehekrise die Eheberatung oder im Krankenhaus die dortige Seelsorge zuständig ist. Natürlich kann es auch sein, dass manche von der Religion Trost erwarten in den vielen Unbekömmlichkeiten ihres Lebens. Andere suchen vielleicht nur eine kuschelige Gemeinschaft.

Was muss die Kirche tun, um dies zu ändern?

Entscheidend wird sein, dass mit der Kirche zu tun zu haben von den Menschen so erlebt wird, dass man dabei vor allem mit Gott zu tun hat, ja in diesen gleichsam eintaucht, „gottvoll“ wird. Wer aber in Gott eintaucht, taucht mit diesem unweigerlich bei den Armen auf. Abendmahl und Fußwaschung machen daher das eine Leben der Kirche aus.

Welche Rolle spielt dabei das Kreuz?

Das Kreuz ist den modernen Menschen nicht leicht zu erklären, es sei denn, sie denken an jenes, das sie selbst in ihrem Leben tragen, aber nicht so nennen. Wer einmal erlebt hat, dass es gut ist, wenn jemand wie Simon von Cyrene auf dem Kreuzweg Jesu anfängt, einem das eigene Kreuz tragen zu helfen, ist vielleicht auch eher bereit, unter das Kreuz anderer Menschen in seinem Umkreis zu treten.

2009 Zulehner: Kirche muss dringend näher zu den Menschen rücken [Kathpress]

Pastoraltheologe nimmt im "Kathpress"-Gespräch zur aktuellen Wertestudie Stellung, die Rückgang an Kirchlichkeit aufzeigt

Die Kirchen in Österreich müssen dringend wieder näher zu den Menschen rücken und missionarische Aktivitäten setzen, sonst droht ein Schrumpfungsprozess von dramatischem Ausmaß. Das betont der Wiener Pastoraltheologe Prof. Paul Zulehner im "Kathpress"-Gespräch. Gemeinsam mit der Pastoraltheologin Prof. Regina Polak zeichnet Zulehner für das Kapitel über das religiöse Leben in der aktuell erschienenen Wertestudie 2009 verantwortlich. ("Die Österreicherinnen. Wertewandel 1990-2008")

Aus der Studie geht hervor, dass sich die in den 1990er Jahren festgestellte Wiederkehr der Religion in Österreich nicht fortgesetzt hat. Säkularisierungs- und Entkirchlichungsprozesse gehen unvermindert weiter. Zugleich jedoch bezeichnet sich die Mehrheit der Österreicher als religiös, wenn auch in einer über "klassische" kirchliche Religiositätsformen hinausgehenden Form.

Aus einem katholisch geprägten Land werde ein religiös plurales Land, das zwar stark christlich geprägt bleibt, die traditionellen Kirchenbindungen lösten sich aber zunehmend auf, so Zulehner. Die Menschen würden immer mehr "Fragende, Skeptische, Suchende". Der Pastoraltheologe spricht wörtlich von einer "Verbuntung" der Gesellschaft, die auch den religiösen Bereich betrifft. Das bringe freilich auch mehr Instabilität mit sich und mache ein "friedliches Miteinander" unterschiedlicher Anschauungen und Einstellungen notwendig.

Jugend, Frauen, ländlicher Raum

Als große kirchliche Problemfelder nannte Zulehner die Jugend, Frauen und den ländlichen Raum. Von den jungen Österreichern bezeichnen sich 43 Prozent als religiös, während es 1999 66 Prozent waren. Aus der noch unveröffentlichten Pfarrgemeinderatsstudie 2009 wisse er, so Zulehner, dass die Sorge um die fehlende Jugend zu den brennendsten Problemen gehört. Der Pastoraltheologe wies darauf hin, dass die Jugend noch am ehesten über soziale Projekte wie etwa die Aktion "72 Stunden ohne Kompromiss" von Katholischer Jugend und Caritas zu gewinnen sei. Auch dem Religionsunterricht komme eine wichtige Aufgabe zu.

Die Kirche müsse den Jugendlichen auch mehr von Gott predigen und weniger von Moral, so Zulehner. Er wies in diesem Zusammenhang auch auf den gelungenen Besuch von Papst Benedikt XVI. 2005 beim Weltjugendtag in Köln hin. Darüber hinaus brauche es Führungspersonen in der Kirche, die authentisch vermitteln können, dass sich die Kirche um die Sorgen, Nöte und Hoffnungen der Jugendlichen annimmt.

Dramatisch sei auch der Rückzug der Kirchlichkeit auf dem Land. Zulehner ortete als Gründe dafür den Priestermangel und die deshalb entstehenden ländlichen pastoralen "Megaräume", wodurch die Kirche den Kontakt zu den Menschen zusehends verliere. Wenn am Sonntag die Feier der Eucharistie durch den Priestermangel nicht mehr überall gewährleistet werden kann,

müsse man über neue Formen des Priesteramts nachdenken und experimentieren. Zulehner erinnerte an einen Vorschlag von Papst Benedikt XVI. aus dem Jahr 1970. Der damalige Theologieprofessor Joseph Ratzinger hatte für das Jahr 2000 neben den hauptamtlichen akademisch ausgebildeten ehelosen Priestern auch nebenberufliche ehrenamtliche verheiratete Priester für möglich gehalten.

Große Probleme habe die Kirche auch bei den Frauen, so der Pastoraltheologe weiter. Dass diese – trotz vieler neuer Väter - in der Regel für die Weitergabe des Glaubens an ihre Kinder verantwortlich zeichnen, habe die zunehmende Entkirchlichung der Frauen einen umso dramatischeren Effekt. Viele Frauen hätten das Gefühl, "dass die Kultur in der Kirche für eine moderne Frau nicht angemessen ist" und sie erlebten Diskriminierungen beim Zugang zu leitenden Funktionen und Ämtern, so Zulehner: "Dieses Grundgefühl, dass man als junge Frau in der Kirche nichts mehr verloren hat, muss überwunden werden." Das sei eine Überlebensfrage für die Kirche.

Solidarische Netzwerke

Einen direkten Zusammenhang weist die Wertestudie zwischen der "Kirchlichkeit der Sonntagskirchgänger" und dem ehrenamtlichen Engagement auf, das signifikant höher liegt als bei anderen gesellschaftlichen Gruppen. Zulehner: "Das gehört zu den Primärstärken der Kirche. Hier entfaltet das Evangelium seine Kraft." Das "Ausbluten" der Kirche würde Österreich hingegen sozial kühler und ärmer machen, warnte der Pastoraltheologe. Ohne die christlichen Kirchen und ihre solidarischen Netzwerke werde das ehrenamtliche Engagement in der Gesellschaft nachlassen.

Am deutlichsten werde sich das durch das "Sterben" vieler Orden zeigen, so Zulehner. "Wenn diese radikalste Form der Nachfolge Jesu und des Lebens nach dem Evangelium zurückgeht, ist das für ein von den Klöstern geprägtes Land wie Österreich sehr negativ."

Im Rahmen der Werte-Untersuchung, die im Jahr 2008 durchgeführt wurde, bezeichneten sich rund zwei Drittel (61 Prozent) der Befragten Österreicher als religiöse Menschen, ein Drittel (30 Prozent) bezeichnet sich als nicht religiös. Vier Prozent halten sich für überzeugte Atheisten, fünf Prozent könnten dazu keine genaueren Angaben machen. Bei der letzten Befragung im Jahr 1999 gaben noch 75 Prozent der Menschen an, religiös zu sein, nur 18 Prozent sahen sich als nicht-religiös an. Damit befinde sich laut Polak und Zulehner das "atheisierende Feld" weiterhin im Wachstum. Diesem Feld gehören "unbekümmerte Alltagspragmatiker ohne religiösen Sinnanspruch" ebenso an wie Humanisten oder aber ein "reflektierter, aggressiver Neoatheismus".

Wenn die Kirchen diesem Prozess nicht entgegenwirken und mit ihren Stärken im spirituellen, ethischen und kulturellen Bereich die Menschen wieder verstärkt erreichen, könne der Anteil der Kirchenmitglieder in 20 Jahren bei nur mehr 30 Prozent liegen, warnt Zulehner.

Rückgang beim Kirchgang

Rückgänge verzeichnet die Werte-Studie u.a. auch bei den Kirchengängern. Gaben 1990 noch rund 25 Prozent der Befragten an, wöchentlich den Gottesdienst mitzufeiern, sank diese Zahl bei der Befragung im Vorjahr auf

17 Prozent. Ein Drittel gab an, nie in den Gottesdienst zu gehen, 12 Prozent gaben an, zumindest einmal pro Monat ein Gotteshaus zu besuchen. Gewachsen ist einzig der Kirchgang an Feiertagen (von 17 Prozent 1990 auf 23 Prozent im Jahr 2008).

Einen markanten Rückgang konstatiert die Studie auch im Blick auf die religiöse Erziehung. Gaben 1999 noch rund 80 Prozent der Befragten an, in ihrem Elternhaus religiös erzogen worden zu sein, so waren es im Vorjahr 68 Prozent.

Hohe Bedeutung messen die Befragten aber weiterhin den religiösen Ritualen an den Lebensübergängen (Geburt, Heirat, Tod) bei. So verzeichnen im Vergleichszeitraum religiöse Feiern wie Hochzeiten etc. kaum markante Rückgänge.

2009 Weihnachten feiern [Sonntag]

1. Gott ist Mensch geworden – das feiern wir zu Weihnachten. Was hat die Liebe Gottes mit Vatersein, Muttersein, der Geburt eines Kindes zu tun?

Gott ist ständig am Gebären: so schreibt der große deutsche Mystiker Meister Eckhart. Gebären heißt: hervorbringen, erschaffen, ins Leben setzen. Dass Gott dies tut, liegt darin begründet, dass er in sich lautere Liebe ist: „Deus caritas est", so Papst Benedikt XVI. gestützt auf den Johannesbrief. Er ist aber nicht nur eine Art „Tanz der Liebe" in sich (spröde redet die christliche Theologie vom dreifaltigen Gott), sondern seine Liebe verströmt sich, ufert aus. Gott erscheint uns wie eine unendliche Liebensgebärde. Nun aber gibt es für den verströmenden Gott noch keinen Adressaten der Liebe, keine Schöpfung, keine Welt und in ihr den Menschen. Also schafft er den Menschen und die Welt im Verströmen mit. Und dies so, dass das Geschöpf Gottes Liebe auch aufnehmen kann. Aus der empfangenen Liebe Gottes kann der Mensch leben und selbst Liebe werden.

Eine schöpferische Variante solcher Liebe finden wir bei Eltern. Deren Liebe ist nicht nur ein „Tanz der Liebe" zwischen ihnen, sondern verströmt sich gemeinsam. Ein aus dieser (liebenden) Einung entstandenes Kind ist so geschaffen, dass es die Liebe seiner Eltern empfangen kann. Erst dieses Nahrungsmittel Liebe und Zuwendung ermöglicht dem Kind, dass es gedeiht und selbst eine Liebende wird.

2. Ist Österreich kinderfreundlich? Immerhin behaupten Umfragen, dass „Familie" wieder „in" ist?

Österreich tut sich wie andere moderne Kulturen schwer mit Kindern. Das liegt nicht daran, dass unsere Nation grundsätzlich kinderfeindlich ist. Im Gegenteil: Kinder sind uns „lieb und teuer". Aber diese Bereitschaft reibt sich mit dem Lebensentwurf der Erwachsenen. Auf Grund der Bildung wollen Frauen und Männer berufstätig sein. Dazu kommt, dass viele Familien ohne zwei Einkommen das Leben und auch die Schulden nicht mehr finanzieren können. Eltern brauchen heute sehr viel Energie für sich. Das alltägliche gemeinsame Leben zu meistern braucht hohe Anstrengung. Das wird vor allem dann klar gesehen, wenn ein erstes Kind da ist. Ein zweites hat dann kaum noch eine Chance.

3. Wie kann die Diskrepanz zwischen Kinderwunsch und realer Kinderzahl (1,69: 1,42) verringert werden?

In den letzten Jahren haben sich der Kinderwunsch und die reale Kinderzahl angenähert. Dabei ist die Kinderzahl niedrig geblieben und der Wunsch ist gesunken. Offenbar „kapitulieren" nicht wenige Eltern und sind nicht mehr bereit, sich zu überfordern. Die Frage ist schon offen: Ist die Gesellschaft wieder an mehr Kindern interessiert oder setzt sie letztlich – auch zur Sicherung des Sozialstaates und der Wirtschaft – auf Einwanderung? Was ist dann die Gesellschaft bereit zu investieren? Österreich hat in den letzten Jahren familienpolitisch versucht, bessere ökonomische Bedingungen für die Elternzeit zu schaffen. Vielleicht könnten auch Betriebe mehr elternfreundlich (und nicht nur mütterfreundlich) werden? Auch der Umbau des Schulsystems und der Kindergärten sollte auf die neue Lage von Eltern und Kindern so Rücksicht nehmen, dass davon eine Ermutigung für Kinder ausgeht. Dabei

dürfte es freilich nicht passieren, dass Schulen und Kindergärten aus Bildungseinrichtungen zu Kinderschließfächern für überforderte Eltern werden.

4. Vor Jahren sprachen Sie von der „Übermütterung“ und „Untervätterung“: Hat sich da etwas verändert? Gibt es genug „Väter“?

Der Trend zum neuen Vater ist vorhanden. Dabei ist die Bedeutung eines kindernahen Vaters in der Forschung unbestritten. Es wäre zu wenig für das Gedeihen der Kinder, würden sich allein Mütter für sie aufopfern. Wenn Kinder zum seelischen Gedeihen Vater und Mutter, also einen Mann und eine Frau brauchen, wirft das schon ein Licht auf die Adoptionswünsche von gleichgeschlechtlichen Paaren. Eine Mutter ist genug. Ebenso ein Vater. Dabei kann es zur Not schon auch dazu kommen, dass eine Mutter oder ein Vater allein erzieht: daraus erwächst aber für diesen einen Elternteil das vernünftige Anliegen, dem Kind Zugang zu einem väterlichen Mann oder einer mütterlichen Frau (im Kindergarten, in der Schule, in der kirchlichen Arbeit mit Kindern) zu eröffnen.

5. „Sorge“ wird zunehmend ökonomisiert bzw. dem Staat anvertraut: Sind Teilen, Verzicht und Solidarität nur „fromme“ Tugenden?

Es ist richtig, dass sich der Staat, will er nach wie vor den Ehrentitel „Sozialstaat“ tragen, sich um die Schwachen kümmert. Das gilt insbesondere für die Pflege von Menschen mit Behinderung, von Alten und Sterbenden. Die Menschen möchten allerdings, wenn immer es geht, dort gepflegt werden und sterben, wo sie das Leben verbracht haben, also in diesem sozialen Sinn „daheim“. Die Familien sind dazu auch bereit. Auch zeigt sich eine positive Entwicklung dahingehend, dass auch Männer bereit sind, zumindest für die Pflege der Partnerin (oder auch eines Lebenspartners) Arbeitszeit zu reduzieren. Die Bereitschaft zu handfester Solidarität ist also keineswegs gering. Solidarität erweist sich als hochmoderne Tugend, die freilich nicht nur Frauen allein zugewiesen werden kann. Unter ernsthaften Christinnen und Christen ist im Übrigen solche Solidarität überdurchschnittlich hoch. Ohne die Kirchen wäre so besehen das Land sozial kühler und ärmer. Ein guter Sozialstaat wird dabei die Familien unterstützen: auch dadurch, dass es finanziell leistbar ist, „Leihangehörige“ rund um die Uhr in die Familie aufzunehmen und zudem eine fachlich gediegene Pflege zu ermöglichen. Aber es wird immer auch Menschen geben, die dieses familiale Netzwerk nicht haben, wo die Familien überfordert sind.

2010 „Warum ich bleibe“ [Wiener Kirchenzeitung]

„Vergangenes Jahr haben mehr als 50.000 Katholiken in Österreich der Kirche den Rücken gekehrt. Was sind die stärksten Argumente im Gespräch mit Austrittswilligen, doch zu bleiben?”

„Wollte auch ihr gehen“, fragte Jesus seine Jünger, als er davon sprach, dass er selbst das Urnahrungsmittel für das Leben ist (Joh 6,67). Immer mehr stellen sich heute diese Frage. Vieles an der Kirche irritiert sie: Wie sie die moderne Welt immer weniger versteht, wie manche Vertreter unbedarft über Gott reden, wie sie Frauen behandelt, welche Sexualmoral sie vertritt, warum bei AIDS in Afrika das Kondomverbot wichtiger sein soll als das Überleben der Ehefrau und ihrer Kinder, warum nach dem Zerbrechen einer Ehe in einer kalten Kultur Geschiedene nicht wieder ein Obdach für ihre unbehauste Seele finden dürfen, warum… Die Last der Irritationen ist erdrückend. „Wollt auch ihr gehen“? Ich gebe zu, auch ich bin vielfach irritiert. Wo die Irritationen stark sind, braucht es starke Gratifikationen. Die Jünger bleiben, weil sie erfahren haben „Du hast Worte des ewigen Lebens!“ Ist mir persönlich das wichtig? Mit meiner unbehausten Seele in Gott zu wohnen, gottvoll zu werden? Dass ich dabei Schwestern und Brüder finde, mit denen ich gottverwandt bin und mit denen ich die Kraft finde, die Armen solidarisch zu lieben? Natürlich lieben auch Menschen, die nicht bei einer Kirche sind. Aber die Kirche ist mir eine ständige Ermutigung und Stärkung, dass ich nicht vereinsame und die Kraft zur Liebe mir ausgeht.

2010 Kirchenaustritte [Format]

Die Zahl der Kirchenaustritte nimmt von Tag zu Tag zu. Hat die katholische Kirche ein Glaubwürdigkeitsproblem?

Generell erleben wir das Ende einer Ära, denn Österreicher und Katholik zu sein, das hat ja lange schicksalhaft zusammengehört. Heute haben viele Menschen nur noch eine sehr schwache Bindung zur Kirche. Da führen Irritationen sehr leicht zum Austritt. Ich glaube aber nicht, dass Leute, die aus ihrem ganzen Herzen Teil der Kirche sind, jetzt austreten werden. Diese Menschen sind leidensfähiger. Sie sagen sich: Auch wenn die Kirche viele Fehler macht, ist das für mich noch kein Grund zu gehen.

Täuscht der Eindruck oder kommt sexueller Missbrauch in kirchlichen Einrichtungen häufiger vor als in der Durchschnittsbevölkerung?

Bei allen Fällen gibt es einen tragischen gemeinsamen Nenner: Die Täter sind immer Menschen, die in der Integration von genitaler Sexualität irgendwo auf der Strecke geblieben sind. Achtzig Prozent dieser Missbrauchsfälle geschehen in der Familie, zwanzig Prozent in pädagogischen Einrichtungen. Diese zwanzig Prozent teilen sich dann noch einmal in säkulare und kirchliche Einrichtungen auf, wobei die Kirche in Österreich ca. sechzig Prozent der erwähnten Einrichtungen betreibt. Dass es überdurchschnittlich viele Missbrauchsfälle in der Kirche gibt, kann ich also nicht bestätigen.

Leistet der Zölibat dem sexuellen Missbrauch Vorschub?

Es ist empirisch nicht haltbar, zu sagen, der Zölibat wäre schuld. Schon eher die negative Einstellung der Kirche gegenüber der Sexualität.

Es kommen nun auch Fälle ans Tageslicht, die sich nach der Affäre Groer im Jahr 1995 zugetragen haben. Hat die katholische Kirche in diesem Punkt nichts gelernt?

Die letzte Bischofskonferenz hat sehr hohe Standards im Umgang mit sexuellem Missbrauch festgeschrieben. Das betrifft sowohl die Versetzungen von Priestern als auch die Ombudsstellen in den Diözesen. Was dringend nötig ist, ist ein ganz konsequentes Auswahlverfahren, das bestimmt, wer für ein Amt in der Kirche geeignet ist und wer nicht. Die Kirche steht jetzt sozusagen am Podest, sie ist im Blickpunkt. Wenn sie diese Problematik jetzt gut löst, dann kann sie auch ein Vorbild für die Gesellschaft sein. Dabei muss die Kirche das Wohl des Kindes in den Vordergrund rücken.

Bislang wurden Priester, gegen die es Vorwürfe wegen sexuellen Missbrauchs gab, versetzt. Mitunter sind sie dann wieder mit Kindern in Kontakt gekommen.

Ich glaube, dass hier eine große Portion Naivität vorhanden war. Die Kirche hat aber nur eine Praxis verfolgt, wie sie generell in der Gesellschaft üblich war. Man hat ja zum Beispiel auch Lehrer in solchen Fällen immer wieder versetzt, man hat Sportwarte versetzt, die Gesellschaft hat als Ganzes vertuscht, Staatsanwälte haben sich zum Beispiel in Familien nicht eingemischt. In unserer Kultur werden eher die Erwachsenen geschützt und nicht die Kinder. Da sollten Kirche und Gesellschaft gemeinsam dazu lernen, damit sich eine neue Praxis entwickeln kann.

2010 Benedikt XVI. [Tygodnik Powszechny]

Frage: Als vor 5 Jahren Kardinal Ratzinger zum Papst gewählt wurde, gab es Kommentare, dass sein Pontifikat eine „Übergangszeit" wird und der Papst eine Brückenrolle haben wird: zwischen dem Vorgänger Johannes Paul II., der die Kirche lange und stark prägte und – andererseits – dem Nachfolger, der womöglich eigene und neue Akzente wird setzen wollen. Stimmten solche Prognosen von 2005?

Prof. ZULEHNER: Einerseits ist Benedikt XVI. natürlich ein Übergangspapst, schon wegen seines Alters: als er gewählt wurde, war er 78, heute ist er 83. Auf der anderen Seite meine ich, dass in den zurückliegenden 5 Jahren seines Pontifikats ein klarer Kurs sichtbar wurde, der sich in vielen Punkten von dem unterscheidet, was Johannes Paul II. machte. Hier stimmt die Bezeichnung „Übergangspapst" nicht, was die Rolle von Benedikt XVI. betrifft.

Frage: Wo setzte Benedikt XVI. eigene und neue Akzente?

Meiner Einschätzung nach, hat Benedikt XVI. zwei große Themen.

Das erste Thema hängt damit zusammen, dass er einer der herausragenden theologischen Denker ist. Er versucht, das Evangelium zu essentialisieren, d.h. auf zentrale Punkte zuzuspitzen, die für die Verkündigung in der modernen Welt wichtig sind. Das ist sein Grundprogramm: er versucht, das Innerste des Evangeliums sichtbar zu machen.

Das zweite Thema resultiert aus der Frage, was aus der Kirche nach dem 2. Vatikanischen Konzil geworden ist? Für den Papst ist das eine ganz wichtige Frage und er macht hier eindeutig innerkirchliche Korrekturen. Dabei hängt das, was man die innere Architektur der Kirche nennt, eng mit dem zusammen, wie der Papst die heutige Welt versteht und beurteilt.

Der Schlüssel zum Verständnis von Benedikt XVI. ist seine kritische Auseinandersetzung mit einer sehr dunkel gesehenen modernen Welt. Seine Wahrnehmung der modernen Welt ist sehr negativ. Er betont den Relativismus und den Subjektivismus und betont, dass heute nichts mehr

gilt, dass das Leben nicht geschützt wird usw. Der Papst sieht die positiven Seiten der modernen Kultur zu wenig. Er tritt gegen die Moderne sehr scharf und sehr prophetisch auf. Das hat Rückwirkungen auch auf die Kirche – wenn der Papst meint, dass wenn sich auf dem Konzil die katholische Kirche eben dieser Welt zu sehr geöffnet hat, dann ist das die Ursache ihrer eigenen Krise. Deshalb will er die Kirche aus dieser Kontamination durch die böse Welt wieder herausbringen. Ein Beispiel: auch in dem heute so intensiv debattierten Missbrauchsfällen – wo Priester oder sogar Bischöfe Kinder missbrauchten – sieht er eine Folge dieser bösen Einflüsse der modernen Morallosigkeit. Er glaubt also, er muss die Kirche reinigen und muss die Kirche gegenüber negativen Einflüssen der Welt verschließen.

Frage: Sie meinen, der Papst betrachtet die Missbrauchsfälle, die jetzt in vielen Ländern publik werden, vor allem als Folge einer Wirkung von außen auf die Kirche?

Prof. ZULEHNER: Eindeutig ja. Er betrachtet das als Folge des Verlusts des Glaubens und der kirchlichen Treue und meint: wir liefern die Täter aus, wir trennen uns auch innerlich von ihnen, dann ist die Kirche saniert. Er scheint nicht zu sehen, dass Gründe für den Missbrauch auch innerhalb der Kirche zu suchen sind. Das ist seine Philosophie und das ist ein Musterbeispiel auch für seine sonstige Politik, die, meines Erachtens, eine reine Kirche des Evangeliums anstrebt und meint, dass diese reine Kirche des Evangeliums sich zu sehr gegenüber bösen Einflüssen der Welt geöffnet hat.

Frage: Ist das, Ihrer Meinung nach, der richtige Weg für die Kirche?

Prof. ZULEHNER: Na ja... Ein Theologe würde sagen, dass diese Welt zwei Gesichter hat und wenn Gottes Geist auch in der Welt wirkt, dann muss man auch Errungenschaften sehen, z.B. die Würde der Person, die Freiheit des Gewissens, die Rolle der Frauen, das Ringen um mehr Gerechtigkeit, den Schutz des Oikos... Es gibt viele Themen, die infolge der Aufklärung und der Moderne gewachsen sind. Ich will das mit Kardinal Martini formulieren, dass Evangelisierung nicht nur

heißt, dass die Kirche lehrt, sondern dass die Kirche – oft zuvor - auch lernt, dass es sich um ein dialogisches Wechselspiel handelt, in dem beide Seiten voneinander gewinnen. Man muss sich der modernen Welt nicht unkritisch anpassen, man kann sich ihr auch kritisch-prophetisch öffnen.

Frage: Wo unterscheidet sich noch Benedikt XVI. noch von dem Vorgänger?

Prof. ZULEHNER: Ich glaube schon, dass ein Element darin besteht – obwohl das schon unter Johannes Paul II. vorbereitet wurde – dass er sich sehr stark in Richtung jener Gruppen bewegt hat, die das Konzil ablehnen. Das sind die Piusbruderschaft und einst exkommunizierte Bischöfe. Das Tragische für Benedikt XVI. ist dabei, das er dafür von diesen Gruppen keinen Dank bekommen hat, sondern weiter hämische Kritik. Ein anderer Punkt: Johannes Paul II. kritisierte sowohl den Kommunismus als auch den Liberalismus. Benedikt XVI. führt die Auseinandersetzung mit der Liberalität der Aufklärung, näherhin: mit der Post-Aufklärung der westlichen Welt. Diese Welt nimmt er aber selektiv wahr und sieht nur ihre dunklen Seiten.

Frage: Und in der ökumenischen Frage?

Prof. ZULEHNER: Hier hat der Papst keine eigene Strategie, er liegt auf der Linie des Vorgängers. Vielleicht hat er sogar mehr Fortschritte gemacht in der bedrängenden Frage der Auseinandersetzung mit dem Islam. Sogar die „Regensburger Rede“, die zunächst kritisiert wurde, hat – so sehe ich das – später einen Fortschritt gebracht. Und sein Besuch in der Türkei, der Besuch der Moschee, die Begegnungen dort: das alles ist ein Fortschritt. Innerkirchlich, mit Protestanten und Orthodoxen, stagniert das Verhältnis zwar, aber das war bereits unter Johannes Paul II. der Fall.

Frage: Können Sie sich vorstellen, wodurch sich ein hypothetischer Nachfolger von Benedikt XVI. von ihm unterscheiden wird, im Denken und im Handeln?

Prof. ZULEHNER: Ich glaube, dass die Kirche momentan unter einer so tiefen Vertrauenskrise in Teilen der modernen Welt zu leiden hat, dass der Nachfolger wird versuchen müssen,

vertrauensbildende Maßnahmen zu setzen. Das kann auch bedeuten, dass bestimmte Themen angesprochen werden, die lange liegen geblieben sind. Zum Beispiel: wie ist das Problem zu lösen, dass im Westen viele Gemeinden keine Eucharistie feiern können, weil es keine Priester gibt. Ich kann mir vorstellen, dass der künftige Papst sich in dieser Richtung bewegen wird. Ein Thema wäre wohl auch die ehelose Form des priesterlichen Lebens. Das wird insbesondere heute diskutiert, im Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen. Ich meine zwar, dass das Zölibat keine Ursache des Missbrauchs ist, sondern dass bei Personen, die eine schlechte Entwicklung bereits in der Kindheitszeit hatten, nun die ehelose Lebensform keine günstigen Entwicklungschancen bringt. Aber auch deshalb wird es künftig im Vatikan viel Nachdenklichkeit geben, ob man unter heutigen kulturellen Bedingungen bei der Ehelosigkeit der Priester bleibt. Der künftige Papst wird vermutlich auch über Fragen nachdenken wie Kondome, die Beurteilung der Scheidung, die Rolle der Frauen in der Kirche oder eine starke Konzentration auf Männer, verbunden mit einer Abwertung des Körperlichen, des Weiblichen, des Sexuellen, was in der Kirche leider eine lange Tradition hat. Auch eine zentrale Frage des Machtgefälles, d.h. des Zentralismus in der Kirche, wird wohl den künftigen Papst beschäftigen. Auf jeden Fall, es werden sicherlich einige fundamentale Fragen auf die Tagesordnung kommen, die heute nicht das Evangelium zum Leuchten bringen, sondern eher verdunkeln. Dabei sind es eigentlich Sekundärthemen, die aber oft verhindern, dass sich Menschen mit der reinen Kraft des Evangeliums auseinandersetzen.

Frage: Noch zum Missbrauch: welche Folgen kann das für die Kirche haben?

Prof. ZULEHNER: Zunächst wird man naheliegende Entscheidungen treffen, damit Kinder, die der Kirche anvertraut werden, nicht in Gefahr geraten. Das umfasst auch z.B. die Ausbildung der Seelsorgerinnen und Seelsorger (nicht nur der Priester, auch der Laien), die Frage der Supervision, der Ombudsstellen und auch der

Vorgangsweisen: was geschieht, wenn jemand in seiner Persönlichkeit krank ist und seine Sexualität kriminell realisiert. In vielen Lokalkirchen unternimmt man bereits solche kurzfristigen Maßnahmen – in Österreich fast vorbildlich. Kardinal Schönborn macht hier ein ausgezeichnetes Krisenmanagement. Die Ortskirchen stehen zurzeit in dieser Frage im grellen medialen Scheinwerferlicht. Aber es könnte sein, dass auf diese Weise die Kirche Standard entwickeln, die für die gesamte Gesellschaft einzufordern sind, auch für Schulen, Sportvereine und vor allem die Familien – 85% der Missbrauchsfälle finden in diesen statt. - Längerfristig ist die Frage zu stellen nach Grundstimmungen in der Kirche, die noch vorhanden sind und meines Erachtens dem Evangelium wiedersprechen – zum Beispiel denke ich an eine Abwertung des Körperlichen, des Weiblichen, des Sexuellen. Das hat eine lange Tradition und hat offenbar mit einer Männlichkeit zu tun, mit der die katholische Kirche nach wie vor befangen ist. Auch das sind Themen, in denen die Kirche wird umdenken müssen.

2010 Zum PGR-Kongress[Sonntag]

1. Was erwarten Sie sich vom PGR-Kongress?

Pfarrgemeinderäte sind der Reichtum der Kirche. Sie sind gläubig motivierte Menschen, durch Ihren Beitrag mitzuwirken, dass die Kirche am Ort lebendig ist und – unserer Zeit angemessen – wirken kann. Dazu investieren sie Zeit, bilden sich gemeinsam fort, arbeiten Projekte aus. – Pfarren lebendig zu erhalten war in den letzten Jahren schon nicht leicht. Die Gesellschaft befindet sich in einem tiefen Umbau. Die Zeit ist wohl endgültig vorbei, dass jemand allein aus Tradition – was auch schon gut wäre – sich am Leben der Kirche beteiligt. Wer mitmacht, entscheidet sich dafür. Und er tut dies, wenn er dabei etwas für sein Leben gewinnen kann. Solche, wie sie die Fachwelt nennt: „Gratifikationen" sind noch wichtiger als der Abbau störender Irritationen: Der dramatische Gesichtsverlust der katholischen Kirche auch in unserem Land macht den Pfarrgemeinderäten die Arbeit nicht leicht. Der Kongress könnte die tollen Leute aus den Pfarrgemeinderäten ermutigen. Nicht durch billige Vertröstung, sondern durch die entschiedene Bereitschaft, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und jene Glaubwürdigkeit wieder zu gewinnen, ohne die das freie Werben um das Evangelium vor allem in der jungen Generation nur schwer gelingen wird.

2. Welchen Beitrag kann die Institution Pfarrgemeinderat für eine lebendige und missionarische Kirche leisten?

Wichtiger als die Imagesorge werden christenmutige Reformen sein. Die Pfarren können zum Reformmotor der Kirche im Land werden. Die Geschiedenen und Wiederverheirateten sind oft integriert, treten nach gewissenhafter Prüfung zur Kommunion hinzu. Es wird (von exotischen Ausnahmen abgesehen) keine leibfeindliche Sexualmoral verkündigt. Die Pfarren können sich vorstellen, dass die Kirche pastoral reicher wirken kann, wenn sie sowohl verheiratete wie unverheiratete Pfarrer im Dienst des Evangeliums hat. Auch wirken in den Pfarrgemeinden Frauen und Männer auf allen Ebenen problemfrei zusammen. – Vor allem taucht in Österreich in den sonntäglichen Eucharistiefeiern fast eine Million Menschen in Gott ein; sie verleiben sich Christi Leib ein und gehen als ein „Leib hingegeben" gewandelt hinaus; das macht sie zu einer Gemeinschaft, die fußwaschend den Lebensschwachen im Land dient. Jeden Sonntag eine soziale Revolution im Land! Pfarrgemeinden werden sich daher auch deshalb mehr als bisher kirchenpolitisch dafür stark machen, dass jeden Sonntag eine Messe gefeiert werden kann und es dazu einen Priester in Ruf- und Reichweite gibt, notfalls indem der Bischof zwei drei erfahrene Personen aus der Gemeinde Priestern weiht. Joseph Ratzinger hatte bereits 1970 solche nebenamtliche Priester vorgeschlagen.

2010 Pfarrerstudie [Kirchenzeitungen Westverbund]

„Wie geht's, Herr Pfarrer? – Eine Studie ging dieser Frage nach Kirche neu: Die Pfarrer tun es auf eigene Faust

Das war ein Rekord. Fast 20 Prozent der Fernsehzuschauer sahen vergangene Woche das Kirchenmagazin „kreuz und quer". Zur Debatte stand die Frage „Wie geht's, Herr Pfarrer?". Wir sprachen mit dem Leiter der Pfarrerstudie, Univ.-Prof. Paul Michael Zulehner.

Hans Baumgartner

Was war für Sie das überraschendste Ergebnis der umfangreichen Pfarrerstudie?

Zulehner: Zu den wirklich überraschenden und aufregenden Ergebnissen zählt, dass für eine deutliche Mehrheit der Pfarrer die Zeit der Worte, der Resolutionen, Wünsche und Reformforderungen vorbei ist. Es ist die Zeit der gelebten Reformen angebrochen. Das ist ein erster, klarer Befund.

Kann man das konkreter beschreiben?

Zulehner: Mehr als zwei Drittel der Pfarrer sagen, dass sie „einen eigenständigen Weg gefunden haben, den sie auch verantworten können". Das betrifft ihr Leben ebenso wie die Seelsorge in ihren Pfarren. So etwa wird in den Texten zu den beiden offenen Fragen der Studie immer wieder die Thematik des Eucharistieempfangs für wiederverheiratete Geschiedene oder für konfessionsverschiedene Ehepaare angesprochen. In dieser und in vielen anderen Fragen zeigen sich erhebliche Unterschiede zwischen der offiziellen kirchlichen Linie und der pastoralen Praxis. Nicht der Ungehorsam ist dafür der Grund, sondern die Tatsache, dass viele Pfarrer sehr nahe an ihren Leuten dran sind und dabei erfahren, dass es gar nicht so leicht ist, unter modernen Lebensbedingungen das Evangelium wirklich konsequent zu leben. In dieser Situation wollen sie den Menschen Wege zeigen, wie man wenigstens Fragmente des Evangeliums heute leben kann. Es geht nicht um ein „Christentum light", sondern um das ernsthafte Ringen, das Evangelium unter den Bedingungen der Moderne zu leben. Die Modernitätsfrage ist im Übrigen ein zweites Schlüsselthema, das in der Umfrage deutlich hervortritt. Und da zeigt sich auch ein interessanter Unterschied: Die älteren, noch vom Konzil geprägten Pfarrer sind wesentlich offener für das moderne Leben als die jüngeren. Das gibt zu denken.

In allen Reformdebatten steht die „Zölibatsfrage" ganz oben. Was hat die Pfarrerstudie dazu ergeben?

Zulehner: Die Zahlen sind deutlich: 79 Prozent der Pfarrer sprechen sich für die Abschaffung der Zölibatspflicht für Priester aus; gleichzeitig aber sagen nur 19 Prozent, dass sie (eventuell) heiraten würden, könnten sie dabei das Amt behalten. Es geht den Pfarrern also nicht in erster Linie um ihre eigene Lebensform, sondern um die Zukunft des Priesterberufs und der Seelsorge. Und da gibt es ein sehr interessantes Motivbündel, warum die Pfarrer sagen, dass man über diese Frage ernsthaft nachdenken muss:

Da ist zunächst die Erfahrung der Überforderung, dass für immer weniger Pfarrer immer mehr Arbeit anfällt.

Dann ist es die Sorge um die Eucharistiefähigkeit der Gemeinden, die Sorge um das Zentrum des gemeindlichen Lebens.

Ein weiteres Motiv ist: Das Priesteramt könnte durch andere Lebenserfahrungen – neben dem durchaus als wertvoll geschätzten Leben der Ehelosigkeit – angereichert werden. Es geht den Pfarrern nicht um die Abschaffung des Zölibats, sondern um die Bereicherung und Stärkung des Amtes durch zusätzliche Lebenserfahrungen: jene des Berufslebens – so etwa sagen 75 Prozent der Pfarrer, man soll gemeindeerfahrene Leute, die im Beruf stehen und verheiratet sind, ausbilden und weihen; ein Modell, das es bei den Diakonen ja schon gibt. Es geht weiters um die Erfahrung der Partnerschaft und der Familie mit Kindern. Und es geht um die die reichen Erfahrungen von Frauenleben. Die Frauenweihe ist für viele keine dogmatische, sondern eine pragmatische Frage, was dem Amt und der Seelsorge gut täte.

Auch sollte man im Blick auf künftige Pfarrergenerationen sorgfältig darüber nachdenken, inwieweit diese unter den modernen Lebensbedingungen nicht ein Dach über der Seele brauchen. Und das könnte durchaus die Ehe sein.

Eine Reihe der genannten Aspekte finden sich übrigens bereits in einem Dossier, das Karl Rahner 1970 für die Deutsche Bischofskonferenz gemacht hat und das damals Joseph Ratzinger mitunterschrieben hat.

Derzeit deutet wenig darauf Änderungen in der Zölibatsfrage hin. Was bedeutet das?

Zulehner: Ich halte das für dramatisch. Denn wird der Zugang zum Amt nicht ausgeweitet, dann bekommen wir über den Filter des Zölibats immer häufiger konservative, dem modernen Leben abgewandte Pfarrer. Das würde zu massiven Konflikten und zum Auszug jener Pfarrmitglieder führen, die sich in der modernen Welt bewähren müssen. Die Kirche würde dann schrumpfen – aber nicht zu einer frommen Gruppe, sondern zu einem antimodernen Milieu.

Die Zölibatsfrage ist ja nicht unabhängig vom Priestermangel zu sehen. Wie erleben den die Pfarrer?

Zulehner: Im Buch über die Pfarrerstudie haben wir diese Frage unter den Titel „Ausbluten der Pfarrerrolle“ gestellt. Wir haben die Pfarrer gefragt, was ihnen wichtig ist. Herausgekommen sind dabei sehr spirituelle Anliegen: eine den Menschen nahe Seelsorge, Mitarbeiter fördern, Gottesdienste feiern und Christus repräsentieren. Da ist kein Unterschied zwischen eher weltoffenen und eher konservativen Pfarrern. Dramatisch ist, dass die Pfarrer sagen, dass sie in zehn Jahren diese zentralen Anliegen nur mehr zur Hälfte so leben können, wie es notwenig wäre und sie es gerne möchten. Sie wollen nicht primär Manager von Großräumen sein, sondern in erster Linie spirituelle Lebens- und Glaubensbegleiter der Menschen. Diese zur Recht befürchtete Entwicklung höhlt den Pfarrerberuf – auch spirituell – aus, macht in kaputt. Und dann werden die Leute aufgerufen, für den kaputten Pfarrerberuf zu beten. Ich halte das für unverantwortlich.

Sie sprechen hier die Kirchenleitung an. Was erwarten sie sich denn?

Zulehner: Ich hoffe sehr, dass sich die Bischöfe die Studie genau anschauen und darauf horchen, was ihre Pfarrer fühlen und denken. Denn das gehört zu den wichtigen Aufgaben der Bischöfe, zu schauen, wie es ihren Pfarrern geht und was sie denken. Insofern seh ich in dieser Studie auch nicht etwas „Ungebührliches“, wie manche kritisieren, sondern einen Dienst an der Kirche und den Bischöfen. Und noch eins: Zu den eigentlich Gefährdeten gehört die

Kirchenleitung, denn sie verliert offensichtlich immer mehr die Möglichkeit und Fähigkeit, die Entwicklung, die bereits unaufhaltsam läuft, zu gestalten.

2010 Zulehner hofft auf Kirchenreform "von unten nach oben" [APA]

Schönborn könnte Schlüsselrolle zukommen =

Wien (APA) - Der Theologe Paul M. Zulehner erhofft sich durch die wachsende Unzufriedenheit der Pfarrer mit der Kirchenleitung baldige Konsequenzen. "Es gibt eine Reformdynamik von unten nach oben", interpretierte er das Ergebnis einer jüngsten Umfrage am Montag gegenüber der APA. Kardinal Christoph Schönborn sei in einem solchen Prozess eine Schlüsselrolle zu wünschen, so Zulehner. Dieser könnte zum "Anwalt" der unzufriedenen Pfarrer werden.

Die Pfarrer fühlen sich in der derzeitigen Entwicklung als Hauptbetroffene", lautet Zulehners Analyse der Umfrageergebnisse. Die Geistlichen seien durch den Priestermangel überarbeitet und würden sich mehrheitlich eine Änderung der Zulassungsbedingungen zum Priesteramt wünschen. Die Ortskirche sei keineswegs machtlos gegenüber der Kirchenleitung in Rom, so der Pastoraltheologe, auch in anderen Ländern gebe es eine ähnliche Stimmung wie in Österreich. Der Umfrage dürfe man nun nicht mit Aufregung, sondern mit Sympathie begegnen.

Zulehner betonte nochmals, dass Schönborns Krisenmanagement der Missbrauchsskandale in der Kirche außerordentlich gut bewertet werde. "Er scheint sehr sensibel für die Entwicklungen zu sein." Schönborns Reaktion auf die Studie wird am Dienstag in der Sendung "kreuz und quer" um 22.30 auf ORF 2 zu sehen sein.

2010 Mitwirken, aber nicht um jeden Preis. [Die PRESSE]

Sie sind unverzichtbar im Land: jene Frauen und Männer, die Zeit und Phantasie für Menschen und Projekte freiwillig investieren. „Ehrenamtliche“ nennt man sie mit einem ziemlich hilflosen Begriff. In Österreich sind 72% (5,7 Millionen) Mitglied einer Organisation; ein Drittel arbeitet in dieser häufig mit (2,6 Mio). Ihr freiwilliger Einsatz bringt 8,5 Mio wöchentliche Arbeitsstunden. Das Land wäre ohne diese vielen Menschen kühler und ärmer.

Die Kirche ist mehr als ihre schwarzen Schafe

121000 arbeiten in einer religiösen Organisation. Diese sind der Reichtum der Kirche. Sie hat also nicht nur kranke Kriminelle, die Kinder sexuell missbrauchen. Sie hat weit mehr tolle Pfarrer, welche tief in Gott verwurzelt und daher ganz nahe bei den Menschen sind. Aber auch diese allein machen die Kirche nicht aus. Dazu kommen die vielen Menschen, die es riskieren, bei der sonntäglichen Eucharistie von ihrem Gott revolutioniert zu werden: Bei nicht wenigen der 730000 Kirchgängern wird so entsolidarisierende Angst in belastbare Solidarität gewandelt, die zum Dienst der „Fußwaschung“ befähigt,

Eine kulturelle Elite

Ist es diese revolutionäre Wandlung, welche bewirkt, dass Ausländerfeindlichkeit, Fremdenhass, Angst vor dem Islam bei Pfarrgemeinderäten deutlich weniger als in den nichtpfarrlichen Kreisen der Bevölkerung anzutreffen sind? Die solidarische Grundkraft macht diese rund 40000 Frauen und Männer aus den Pfarrgemeinderäten zu einer kulturellen Elite. Zudem ist Unterwerfungsbereitschaft im Sinn von Teodor. W. Adornos Autoritarismus vergleichsweise schwach. Freiheit und Solidarität gehen ein Bündnis ein. Jede zukunftsfähige weil auf Solidarität und Gerechtigkeit gebaute Demokratie kann nur wertschätzen, dass religiöse Gruppen, wie Pfarren, solche Bürgerinnen und Bürger hervorbringen.

Im Spiegel einer Studie

2009 haben wir die Menschen, die in einem Pfarrgemeinderat der katholischen Kirche in Österreich mitwirken, befragt. Erfahren wollten wir, was sie bewegt, welches also die Motive ihrer Mitarbeit sind.

Es überrascht nicht, dass sie nicht wegen des Papstes oder des Pfarrers mitmachen. Ihr Herz ist an jenem Gott festgemacht, der uns in Jesus von Nazareth sein lebensförderliches Gesicht gezeigt hat. Hauptmotiv ist es also, in der Art Jesu bei den Menschen im Land zu sein: und zwar gerade bei jenen, die auch Jesus mit Vorliebe aufgesucht hat. Pfarrgemeinden wissen sich daher mit Vorliebe jenen zugetan, die es nicht leicht im Leben haben: Kinder aus Migrantenfamilien, die sich mit Deutsch schwertun; Obdachlose, Menschen, die durch Scheidung oder Wirtschaftskrise an den Rand des Überlebens geraten sind. Diskret besuchen sie Kranke, tragen als Gemeinschaft Trauernde. Pfarrgemeinden diskriminieren gleichgeschlechtlich Liebende und wiederverheiratet Geschiedene nicht. Hier ist geerdete Kirche, welche die Ideale nicht verwirft und doch in Zeiten der Bedrängnis ein Gespür dafür hat, was es jetzt zum Überleben braucht. Es ist jener weite kirchliche Lebensraum, in dem neue Formen der Ausübung von amtlicher Autorität entwickelt werden. Die liturgischen Formen sind beweglich und verweben die Niederungen

modernen Lebens mit den Höhen des offenen Himmels. Die Achtung abweichender Lebensformen für ihre Pfarrer ist hoch.

Jene, die das pfarrliche Leben tragen, sind damit aber in vielen Fragen längst weiter als die Kirchenleitung. Die befragten Pfarrgemeinderäte wollen verheiratete Priester; sie diskutieren offen die Weihe von Frauen. Sie verstehen nicht, dass ihrer Kirche die ehelose Lebensform ihrer Priester wichtiger ist als die sonntägliche Feier der Eucharistie in ihrer gläubigen Gemeinde. Gerade in dieser Frage wächst die Unruhe in den Pfarren. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, dass sich auch in der Kirche in Österreich betroffene Gemeinden zusammenschließen, die keinen Pfarrer mehr in Reichweite haben, um ihre unabtretbare Verantwortung für Eucharistie und Amt wahrzunehmen. Vereinzelt wird in pfarrerlosen Gemeinden – wie in Ordenskommunitäten Amerikas oder in Gemeinden in den Niederlanden – „Herrenmahl" gefeiert, bei dem ein Mitglied der Gemeinde den Vorsitz übernimmt, wie ein Priester handelt, ohne deshalb gleich dauerhaft Priester zu werden. Der Religionssoziologe Franz X. Kaufmann hat schon vor Jahren die Kirchenleitung gewarnt, Reformthemen tatenlos zu lange auswachsen zu lassen: Irgendwann komme der Punkt, an dem die Leitung die Fähigkeit zur Gestaltung verliert. Ist die katholische Kirche nicht in vielen Fragen schon ganz nahe an diesem Punkt: wenn es z.B. um die Zulassungsbedingungen zum Priesteramt geht; um die Wiederheirat von Menschen, die aus Schuld und Tragik ihre Ehe nicht mehr leben können, aber danach auch ohne Ehe nicht zurechtkommen; wenn es um neue Entscheidungsstrukturen geht?

Nicht um jeden Preis

Gerade im letzten Punkt rät die Studie den Verantwortlichen der Kirche zu hoher Wachsamkeit. Bei den letzten Pfarrgemeinderatswahlen war die Suche nach neuen Kandidatinnen für den Pfarrgemeinderat nicht leicht. Junge Menschen lassen sich schwer gewinnen. Das hat damit zu tun, das das Image der Kirche in Österreich seit der „causa Groer" verdunkelt ist. Die Missbrauchsdebatte hat das Image gegen Null sinken lassen. Dieses Klima des Misstrauens gegen die Kirche erschwert es Kirchenmitgliedern, sich in einem Pfarrgemeinderat zu engagieren. Ältere Mitglieder in den Pfarrgemeinderäten irritiert, dass der Aufbruch, denn sie jung in der Katholischen Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erlebt haben, jetzt zumindest gefühlt ins Gegenteil gekippt ist.

Vor allem aber sagen viele: Mitarbeit schon, aber nicht mehr um jeden Preis. Hier sind die Pfarrgemeinderäte erfreulich modern. Denn auch die Ehrenamtlichen in den übrigen gesellschaftlichen Bereichen haben klare Vorstellungen von ihrer Mitarbeit. Die Menschen wollen einfach nicht mehr nur geben, sondern auch nehmen. Und das, was sie erwarten, hat für ihr Leben Gewicht. Sie möchten gestalten und nicht folgenlos beraten. Es stört sie, wenn sie überlegen, planen und vorschlagen, und dann macht ein Pfarrer, was er will. Die Kirche wird sich viel überlegen müssen, wie aus oft folgenloser Beratung ernsthafte Mitgestaltung werden kann. Pfarrgemeinderäte möchten auch so arbeiten, dass sie ihre eigenen Begabungen entfalten können. Und nicht zuletzt wünschen sie sich Anerkennung. Auf diese Weise dienen sie den alten Zielen der Kirche in

professioneller Arbeitskultur. Und das mit beachtlichem Gewinn für Kirche und Gesellschaft.[7]

[7] Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: Damit die Kirche nicht rat-los wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden, Ostfildern 2010. – Zulehner, Paul M./Müller, Wolfgang/Sieberer Balthasar (Hg: Der Reichtum der Kirche sind die Menschen. Pfarrgemeinderäte beleben die Kirchengemeinden, Ostfildern 2010.

2010 „Wie geht´s, Herr Pfarrer“ [Rheinischer Merkur]

Umfrage unter 500 Priestern in Österreich

Günther Klempnauer

Eine österreichische Studie des ORF über den Innenzustand der katholischen Kirche. Es handelt sich repräsentative Umfrage für alle österreichischen Diözesen, d.h. für die Pfarrseelsorger (Ordens- und Weltpriester). In der Kirche besteht Handlungsbedarf. Gläubige und Priester wollen Reformen.

***Rheinischer Merkur**: Herr Prof. Zulehner, Ihr neuestes Buch heißt „Wie geht´s, Herr Pfarrer“. Danke, dass Sie uns Einblick geben wollen in das Leben von 500 befragten katholischen Priestern in Österreich. Als langjähriger Pastoraltheologe an der Universität Wien beschäftigen Sie sich seit vielen Jahrzehnten mit den Aufgaben von Klerus und Laien in der katholischen Kirche. Wie ist es zu dieser spektakulären Priester-Umfrage gekommen?*

Paul Zulehner: Es war der Leiter der Abteilung „Religion“ im Österreichischen Fernsehen, Gerhard Klein, der die Diskussion in den letzten Monaten aufmerksam beobachtet. Da geht es um den Missbrauch von Kindern in kirchlichen Einrichtungen durch Priester. Wir dachten, es wäre gut, das Thema ein bisschen zu verlagern und breiter zu machen, um den Pfarrer in ein besseres Image zu bringen; denn viele Priester fühlen sich verdächtigt und an den Pranger gestellt. Deshalb wollten wir wissen: „Wie geht´s , Herr Pfarrer.“

RM: Eine überwiegende Mehrheit von 80 Prozent erwartet von der Kirche, dass sie über sich selbst nachdenkt und eine Überprüfung der katholischen Sexualkultur vornimmt. Welche Möglichkeiten und Grenzen sehen Sie?

Zulehner: Das ist schon ein berechtigtes Anliegen, mit dem die katholische Kirche seit Jahrhunderten schwanger geht. Wir kommen aus einer Tradition, wo man Leib und Seele voneinander getrennt hat. Das Geistige ist gut und die Materie, sprich der Leib mit seiner Sexualität, ist böse. Daraus hat sich eine Sexualmoral, eher eine Sexualitätsabwehrmoral entwickelt: Wie kann man den Menschen vor seinen sexuellen Regungen und Phantasien schützen? Die Kirche wäre gut beraten, die Bibel neu zu lesen: Gott hat den Menschen erschaffen mit Haut und Haaren, als Mann und Frau. Und Gott sah, dass es gut war. Diese positive Sexualmoral, wo die körperliche Sexualität in die Liebe integriert wird, wäre ein Markenzeichen der Kirche, Dafür stehen nicht nur die Moraltheologen, sondern auch etliche säkulare Pädagogen und Psychologen. Die Ursache des sexuellen Missbrauchs sei nicht die Ehe oder Ehelosigkeit, sondern die mangelnde sexuelle Reifung. Wer eine Beziehung nicht mehr auf Augenhöhe führt, übt Macht aus über schwächere Menschen, in diesem Fall sind es die Kinder, mit denen dann einer seine sexuellen Bedürfnisse befriedigt. Deshalb wünschen die Pfarrer, das man auch in den Priesterseminaren generell etwas aufmerksamer darauf achtet, ob die sexuelle Reifung derer, die man dann in das Amt weiht, hinreicht, so dass sie in Zukunft keine Gefährdung für Kinder und Jugendliche darstellen.

Vom Priester zum Manager

RM: Trotz des ramponierten Ansehens der Kirche sind die befragten Pfarrer eine hochmotivierte Berufsgruppe. Welche Schwerpunkte sehen sie für ihre Tätigkeit?

Zulehner: Dies ist eines der erfreulichsten Themenfelder dieser Studie. Auf unsere Frage, was sie als Pfarrer eigentlich tun wollen, sagen sie mit ganz

hohen Zahlenwerten: „Ich möchte Seelsorger sein, den Menschen nahe sein." „Ich möchte Mitarbeiter fördern." „Ich möchte in der Liturgie vorstehen." „Ich möchte Christus sinnlich gegenwärtig machen, so dass man ihm begegnen und sein Wort hören und seine Gnade erfahren kann."

RM: Sorge bereitet den meisten Priestern die Umstrukturierung ihrer Pfarrstellen infolge Priestermangels. Was macht ihnen dabei am meisten zu schaffen?

Zulehner: Auf die Frage, wie ihre Arbeit in den nächsten zehn Jahren entwickeln wird, befürchten sie aufgrund des steigenden Pfarrermangels, dass immer mehr ihre Rolle als Priester ausblutet und sie zum Manager eines pastoralen Großraumes umfunktioniert werden. Deshalb appellieren sie an die Kirche, das Pfarramt wieder attraktiver zu machen und die Zulassungsbestimmungen zu lockern, damit die Feier der Eucharistie nicht ausläuft und die Pfarrer nicht permanent überfordert sind.

Priesteramt auch ohne Zölibat

RM: Die Pfarrer halten die Ausweitung des Pools, aus dem zukünftig die katholischen Priester kommen, für unumgänglich. Dabei denken sie an die Weihe von Verheirateten und gemeindererfahrenen Personen mit nichtakademischer Bildung. 52 Prozent aller Befragten wünschen sich sogar die Ordination von Frauen, nur 22 Prozent sind strikt dagegen. Besteht überhaupt eine geringe Chance, dass solche Wunschvorstellungen realisiert werden?

Zulehner: Zunächst muss betont werden, dass die befragen Pfarrer, wenn sie heiraten könnten, es nicht tun würden. Die ehelose Lebensform ist für sie durchaus akzeptabel. Nach ihrer Meinung gäbe es aber zurzeit zu wenig Priester mit diesem Charisma der Ehelosigkeit. Damit die Eucharistiefeier und die Seelsorge in der Kirche gesichert werde, so meinen sie, wäre es vernünftig, darüber nachzudenken, ob man nicht nur aus der Gruppe der Ehelosen, sondern auch aus der Gruppe der Verheirateten und der akademisch nicht Gebildeten sowie möglicherweise auch Frauen nehmen könnte. Den Zölibat wollen sie nicht abschaffen, sondern das katholische Priesteramt durch andere Lebenserfahrungen anreichern.

Priester in partnerschaftlichen Verhältnissen

RM: 89 Prozent der ehelos lebenden Priester fühlen sich bei befreundeten Personen daheim. Aber 29 Prozent von ihnen leben in einer näherhin nicht bekannten Beziehung zu einer Freundin, 47% in einer ähnlichen Beziehung zu einem Freund. 67% sagen: „Ich habe einen eigenständigen Weg gefunden, den ich verantworten kann." Wie deuten Sie diese Abmachung mit sich selbst?

Zulehner: Zunächst steckt dahinter eine unbestritten positive Nachricht, dass Ehelosigkeit nicht beziehungsloses Leben heißt. Man hat ein großes Netzwerk zunächst schon in der Pfarrei. Ich glaube, dass die Vereinsamung der Priester eher ein Denkgebilde von Menschen ist, die ihre Lebensweise nicht kennen. Andererseits sucht ein großer Prozentsatz auch Intimität, wobei auffällt, dass es möglicherweise sehr viele gleichgeschlechtlich liebende Netzwerke im Klerus gibt. Aus der Studie heraus gibt es keinen Hinweis darauf, was letztlich darunter zu verstehen ist. Da gibt es vermutlich eine große Bandbreite von gespaltenen Beziehungen. Wir meinen, dass die Pfarrer, die nach eigenen Worten die Ehelosigkeit gar nicht aufgeben wollen und zwei Drittel von ihnen mit ihrem Stand durchaus glücklich sind, durchaus verantwortlich leben. Denn zwei Drittel sagen: Ich haben einen eigenständigen Weg gefunden, den ich

verantworten kann. Faktisch scheinen etliche ehelose Pfarrer in einer Art Partnerschaft zu leben. Langfristig muss man darüber nachdenken, ob es nicht vernünftig wäre, die Heirat für Priester zu ermöglichen, damit diese unterschiedlichen Ansprüche der offiziellen Kirche und das, was von einigen Pfarrern praktisch gelebt wird, nicht immer mehr auseinanderdriftet. Man hat den Eindruck, dass die Bischöfe es auch nicht mehr in der Hand haben, wie Pfarrer in dieser modernen Gesellschaft unter den heutigen Lebensbedingungen ihr individuelles Leben gestalten. Das gilt ähnlich auch für die Ehen von Laienangestellten.

Kluft zwischen Kirchenvolk und Bischöfen

RM: 75 Prozent aller Pfarrer beklagen, dass die Vorstellungen von Kirchenvolk und Kirchenleitung immer weiter auseinanderklaffen. Sollten sich die Priester nicht verstärkt zu Anwälten des Volkes machen?

Zulehner: Über die Hälfte der Pfarrer gibt zu, dass sie auch selber in wichtigen Fragen mit der Kirchenleitung, - ob es die lokale oder die römische Kirchenleitung ist, wissen wir nicht, - nicht übereinstimmen. Die Themen sind bekannt aus den offenen Fragen z.B. über Scheidung und Wiederverheiratung, Ökumene oder gemeinsames Herrenmahl. Es gibt eine Reihe sensibler Probleme auch gemeinschaftlich kirchlichen Lebens, wo die Pfarrer mit ihren Gemeinden das Gefühl haben: Da kannst du nicht mehr auf Reformen von oben warten. Die machen wir gleich selber. Und das ist meines Erachtens eines der dramatischsten Ergebnisse der Studie: Offenbar läuft die Dynamik der gemeindlichen Entwicklung schneller, als die Kirchenleitung will oder auch gestalten kann. Der Reformstau scheint zunehmend ein Problem der Kirchenleitung zu sein, die offensichtlich, wenn sie zu lange wartet, ihre Gestaltungsmacht verliert. Und das wäre schon bitter.

RM. Sie haben gerade schon das Problem mit der Kirchenleitung angesprochen. Die große Mehrheit der Priester bedauert zunehmend die bischöfliche Mutlosigkeit, Verteidigungshaltung und die Weigerung von Reformen. Wie würden Sie als Bischof auf solche Vorwürfe reagieren?

Zulehner: Ich habe das große Glück, kein Bischof zu sein und auch nicht werden zu müssen. Es ist gar nicht so leicht, das bischöfliche Amt auszuüben. Ich bedauere aber, dass zurzeit Bischöfe eher, um es in der Sprache des Fußballs zu umschreiben, als Verteidiger und kaum als offensive Mittelstürmer gewählt werden. Wir brauchen heute mutige Leute, die mehr Reformen riskieren. Die Bischöfe und Ortskirchen müssen sich kollegial untereinander vernetzen und ihre Nöte entschlossen gemeinsam in Rom vorbringen. Ein hochrangiger Vertreter des Vatikans äußerte kürzlich, wenn zwanzig Bischöfe nicht einzeln, sondern gemeinsam ihre pastoralen Anliegen dem heiligen Vater vortrügen, würde er sich mit ihnen ernsthaft beraten. Die Bischöfe sind nicht nur Prokuratoren des Vatikans, sondern sind Anwälte der ihnen anvertrauten Ortskirche. Es muss von oben nach unten und von unten nach oben gehen. Dann wird die Kirche wieder Leben, mehr Akzeptanz und Freude bei den Betroffenen bekommen, so wie wir es zurzeit des 2. Vatikanischen Konzils in unsern Breiten erlebten.

Zwiespältiges Verhältnis zur modernen Welt

RM: Was das Verhältnis der befragten Priester zur modernen Welt betrifft, gibt es eine gegensätzliche Beurteilung. Die eine Hälfte sieht die Spannungen im Abfall der

modernen Welt vom Christentum, die andere Hälfte befürchtet, dass die Kirche selber an der Entfremdung der modernen Welt vom Evangelium Schuld trägt, weil sie sich zu lange abgeschirmt hat. Wie kann man zwischen diesen beiden Polen, der pessimistischen und optimistischen Variante, Brücken bauen?

Zulehner: Ich finde es sehr schön, dass die Pfarrer nicht alles an der modernen Welt gut finden. Da sind Ungerechtigkeit, Terror, die Aidsgeißel und vieles andere mehr. Hier muss die Kirche prophetisch Widerstand leisten. Andererseits haben wir über Jahrhunderte hinaus gelernt, dass manche guten Errungenschaften der modernen Welt wie Freiheit des Gewissens, die Rechte und Würde der Frau oder der Schutz des Lebens auch außerhalb der Kirche gewachsen sind. Seit Jahrhunderten streiten wir uns vor allem in der katholischen Kirche über unser Verhältnis mit dieser zugegebenermaßen ambivalenten modernen Welt. Das Konzil hatte sich unter Papst Johannes XXIII weit geöffnet. Daraufhin sagte ein mir bekannter Bischof: „ Mein Vorgänger hat die Fenster weit aufgemacht, und ich stehe jetzt im Zug da!“ Diese Haltung spiegelt ein bisschen das Gefühl mancher junger Priester wider, die wieder die Fenster schließen wollen. Sie wollen nicht über Reformen diskutieren, sondern sich einfach gehorsam dem unterwerfen, was von ihnen verlangt wird. Wenn Leute die Kirche verlassen wollen, sollen sie eben woanders hingehen. Ich glaube, die Kirche muss sich der Auseinandersetzung stellen, wie es Kardinal Martini gesagt hat: „Man muss in diese moderne heidnische Welt hinuntersteigen, um mit Jesus zusammen mit einer liebenden Anwesenheit gegenwärtig sein, ohne alles gutzuheißen zu müssen.

Wenn allerdings der junge Klerus sich von der modernen Welt zurückziehen und die Mauern der Kirche wieder aufbauen sollte, dann hört sie auf Kirche zu sein und ist in Gefahr, zu einer weltfernen Sekte zu verkommen.

RM: Halten wir fest: Je jünger ein befragter Pfarrer ist, desto größer ist seine Skepsis und Distanz zur modernen Kultur und Modernisierungsvorschlägen. Die Zukunft gehört dieser jüngeren Pfarrergeneration. Wie wird das reformwillige Kirchenvolk in Zukunft darauf reagieren: Mit Kampf oder Flucht?

Zulehner: Wahrscheinlich mit Flucht, zumal die junge konservative Priesterschaft tendenziell eher autoritär ihre klerikale Macht einsetzen und sich noch mehr gegen über der Welt und den weltoffenen Laien abschotten wird. Was übrig bleibt, ist eine geschlossene kleine Schar, nicht frömmer, aber antimoderner. Und das wäre schade.

Auf diesem Hintergrund verstehe ich auch die Forderung der Mehrzahl der befragten Priester, nicht nur Ehelose, sondern auch Verheiratete zum Priesteramt zuzulassen; denn unsere Studie zeigt, dass unter den Pastoralreferenten und den meist verheirateten gemeindeerfahrenen Personen wesentlich mehr aufgeschlossenes Potential lebt als unter den jungen ehelosen Priestern.

Positive Selbsteinschätzung

RM: Ende gut, alles gut. Die leitende Frage dieser Umfrage unter 500 österreichischen Priestern lautete ja: „Wie geht es, Herr Pfarrer?“ Dabei überrascht, dass 30 Prozent ihre persönliche Lage mit einem „sehr gut“ benoten und weitere 57 Prozent gaben ein „gut“. Wie erklären Sie sich bei der herben Kritik und der augenblicklichen Kirchenkrise eine so positive Selbsteinschätzung?

Zulehner: Viele Pfarrer sagen, Kritik, nicht Schweigen sei ein Ausdruck der Loyalität zur Kirche. Wenn ich einen Menschen auf seinen falschen Weg nicht aufmerksam mache, werde ich an ihm schuldig, sagt die Heilige Schrift. Das gilt auch für die Kirche.

Wir haben es in dieser Studie mit einer Personengruppe zu tun, die beschenkt ist mit einer so starken Spiritualität; das lässt hoffen, dass sie einer zunehmenden Kirchen- und Lebenskrise standhalten wird. Es ist überwiegend eine bewundernswerte Priesterschaft, der viele trotz der Missbrauchskrise Respekt zollen und die mehr Achtung verdient, als sie zurzeit in der Gesellschaft bekommt.

Gratifikationen der Kirche

RM: Die Lektüre Ihres kürzlich erschienenen Buches mit dem Titel „Ein neues Pfingsten" wäre eine aufbauende und belebende Vitaminspritze nicht nur für die 500 befragten Priester. Es ist eine Ermutigung zu einem Weg der Hoffnung. Wie lautet Ihre Pfingstbotschaft für das 21. Jahrhundert?

Zulehner: Ich gehe davon aus, dass Gott seine Kirche ebenso wenig im Stich lässt wie seine Welt. Ich hoffe, dass Gott seiner Kirche durch seinen Geist Visionen, einen weiten Horizont und einen gründlichen Mut schenken wird, um Salz und Licht für diese Welt sein zu können. Was die Kirche in unsern Breiten braucht, ist ein Neuaufbruch, ein neues Pfingsten, das unsere Herzen lachen lässt und unsere Füßen wieder in Bewegung bringt.

RM: Sie sprechen in Ihrem Buch „Ein neues Pfingsten" von „Gratifikationen", von kostenlosen Zuwendungen der Kirche. Was hat die Kirche suchenden Menschen anzubieten, die ehrlich fragen: Was fällt mir zu, was gewinne ich, wenn ich mich auf die Kirche einlasse?

Zulehner: Zu den unverdienten Geschenken der Kirche gehören die drei großen Rituale rund um Geburt, Heirat und Tod. Da wird ein Kind geboren, und der Himmel spannt sich über diesem schutzlosen Wesen durch die Taufe aus. Oder es wird das Fest der Liebe gefeiert. Ich denke auch an die Caritas und ihre vielfältigen Einrichtungen, um Schwache und Hilfsbedürftige zu betreuen. Die Kirche setzt sich ein für Frieden, Gerechtigkeit und für die Hungernden in aller Welt.

Jesus selbst ist das Brot für die Welt. Wenn die Gläubigen in der eucharistischen Gemeinschaft Christi Leib essen, also Gott in ihr Leben buchstäblich hineinessen, dann wachsen sie in die bleibende Gestalt des gottvollen Lebens hinein; denn nicht der Tod, sondern Gott und die Liebe haben das letzte Wort, weil Jesus die Auferstehung und das Leben ist.

2011 Papst Johannes Paul II. ist seliggesprochen [Tiroler Tageszeitung]

Sie haben für den ORF die Seligsprechung von Johannes Paul II. kommentiert. Verstehen Sie, dass so ein Ereignis einerseits Millionen fasziniert, andererseits viele etwa vom Blutkult regelrecht angeekelt sind?

Paul M. Zulehner: Ich verstehe vor allem die Sympathie. Was die innerkirchliche Bedeutung dieses Papstes angeht, war ich ja immer skeptisch – etwa gegenüber seiner Haltung zur Rolle der Frauen. Aber ich habe gelernt, dass er auf der Bühne der Welt ein Gigant war. Er und Gorbatschow waren maßgeblich für das Ende des Kommunismus, er hat endlich mit anderen Religionen gebetet, sich mit den Lutheranern versöhnt, als Erster eine Synagoge betreten und eine Vergebungsbitte ausgesprochen.

Gegen den Willen des jetzigen Papstes, der meint, Schuld auf sich laden könnten nur einzelne Menschen, nie aber die Kirche als Institution.

Zulehner: Joseph Ratzinger war als Präfekt der Glaubenskongregation an mehreren Stellen bremsend.

Hochinteressant war, dass sich Benedikt XVI. in seiner Predigt zur Seligsprechung mehrfach auf das Zweite Vatikanische Konzil berief – im krassen Gegensatz zur vatikanischen Realität.

Zulehner: Mir ist das auch sofort aufgefallen und ich habe mich sehr darüber gefreut. Dass Benedikt das Vermächtnis Johannes Pauls zitiert, ist eine Sensation und hoffentlich ein Fundament für sein kommendes Wirken.

Sehen Sie Anzeichen für einen Kurswechsel?

Zulehner: Na ja. Es gibt Anzeichen für einen Retrokurs. Andererseits glaube ich, dass der Papst als Intellektueller auch den Dialog mit der modernen Welt sucht. In seinem jüngsten Interviewbuch steht, dass der Christ die Moderne umarmen müsse. Ich hoffe, nicht in der Art einer Boa, sondern in Liebe.

Sie sind ein Optimist.

Zulehner: Der Optimist verpflichtet den anderen, so zu sein, wie er sich's erwünscht.

Sie wurden 1964, also während des Konzils, zum Priester geweiht. Mit welchen Hoffnungen für die Kirche und Ihr persönliches Leben?

Zulehner: Ich kam aus einer sehr traditionellen katholischen Familie nach Innsbruck zum Studium. Das war schon eine Revolution! Ich habe nicht nur bei Karl Rahner, Josef Jungmann etc. Theologie und Philosophie studiert, sondern auch bei Johannes Schasching Empirie.

Und so Ihr Lebensthema gefunden?

Zulehner: Religionsforschung ist ein wesentliches Element meiner praktischen Theologie, ja. Pater Schasching hatte 1961 eine Studie über die Religiosität der VOEST-Arbeiter gemacht und mich gebeten, das Material auswerten. Damals wurde ich süchtig.

Warum?

Zulehner: Weil ich zutiefst davon überzeugt bin, dass eine Kirche, die nicht Aug' und Ohr für die alltäglichen Leiden und Freuden der Menschen ist, ihre

Aufgabe nicht erfüllen kann. Die Religionsforschung macht nichts anderes, als ein Seelsorger auch: genau hinschauen und hinhören. Nur eben organisiert.

Und Sie stellen, was Sie erfahren, in größere Zusammenhänge.

Zulehner: In der quantitativen Forschung versuchen wir, ein Gesamtbild zu bekommen.

Aus dem sich dann wieder Aussagen für die qualitative Forschung ableiten lassen.

Zulehner: So ist es. Ich habe von meiner konservativen frühkindlichen Prägung umgelernt. Und ich habe gelernt – das ist wohl ein Markenzeichen meiner Arbeit –, im Dialog zu bleiben, das Evangelium immer mit der Kultur zu verbinden. Wenn die Kirche ihren Auftrag in einer sich entwickelnden Kultur erfüllen will, muss sie sich auch selbst entwickeln. Was Paul VI. als tiefste Not der Kirche beklagt hat, den Bruch zwischen Kultur und Evangelium, ist nämlich nicht nur kultur-, sondern auch kirchengemacht.

Wie meinen Sie das?

Zulehner: Es gibt nicht nur eine Gotteskrise in der Kultur, sondern auch in der Kirche – den Unwillen, die Gestalt der Kirche so zu reformieren, dass sie fit für die heutige Zeit ist.

Das Argument, das in derlei Debatten immer schnell kommt, ist: Die Kirche darf nicht kurzfristig auf gesellschaftliche Trends reagieren, sonst hätte sie nicht 2000 Jahre lang überlebt.

Zulehner: In diesem Zusammenhang erteilt uns das Konzil eine exzellente Lektion. Johannes XXIII., Paul VI. und Johannes Paul II. sagen: Wir müssen die Zeichen der Zeit lesen, die Situation erkennen und theologisch bewerten.

Welche Zeichen?

Zulehner: Die Kirche kommt um die Frage nach den Frauen, nach Freiheit, nach Gewissen, nach der Sexualität nicht herum.

Sie versucht es aber nach wie vor.

Zulehner: Ein Teil.

Der maßgebliche Teil.

Zulehner: Der momentan maßgebliche Teil. Die Kirche ist in der Auseinandersetzung mit der Moderne in sich polarisiert. Es stimmt nicht, dass die Leitung antimodern und die Basis modern ist – es gibt solche und solche auf allen Ebenen.

Aber der Kurs der derzeitigen Kirchenleitung ist eindeutig ein „solcher".

Zulehner: Man kann sagen: Momentan stellt man die Diagnose, dass das Konzil die Krise ausgelöst habe. Das verführt zu dem Schluss, dass nach einer Rücknahme der Errungenschaften des Konzils alles wieder gut wäre.

Das ist insofern obsolet, als niemand die Zeit zurückdrehen kann.

Zulehner: Erstens das, und zweitens vergessen wir oft, dass vieles von dem, was in meiner Studentenzeit als unglaublicher Aufbruch galt, heute Alltag ist. Ob Liturgie oder Beteiligung von Laien, vieles steht heute faktisch außer Streit.

Ich wiederhole: Sie sind ein Optimist.

Zulehner: Oder ein Empiriker. Aber ich sehe die Polarisierung schon auch. Wobei mir auffällt, dass in Tirol die Skepsis gegenüber der Moderne unter den

Kirchenmitgliedern stärker ausgeprägt ist als etwa in Vorarlberg und Salzburg.

Was schließen Sie daraus?

Zulehner: Dass Sie hier möglicherweise einen Bischof haben, der kulturell offener ist als das Kirchenvolk.

Das „Kirchenvolksbegehren" und „Wir sind Kirche" sind aber – vor Bischof Manfreds Zeit – hier entstanden.

Zulehner: Und die lautstarken Äußerungen dieser engagierten Christinnen und Christen verdienen hohe Wertschätzung! Was wir inzwischen leider lernen mussten, ist, dass die Kirche über Resolutionen nicht veränderbar ist.

Sondern?

Zulehner: Wir sind in der Phase nach den Resolutionen. Faktische Veränderungen sind vielerorts längst vollzogen. Einfaches Beispiel: Nur noch in relativ wenigen Pfarren werden geschiedene Wiederverheiratete nicht zu den Sakramenten zugelassen.

Gegen das ausdrückliche Gebot der Kirche – es wird halt meistens stillschweigend geduldet.

Zulehner: Auch nichts zu sagen, ist eine Entscheidung der lokalen Kirchenleitungen. Mancher Ungehorsam macht Karriere und wird Kirchenrecht.

Das jüngste Kapitel Ihrer seit 1970 laufenden Studie zur Religiosität in Österreich ist vor Kurzem erschienen. Sahen Sie vor 40 Jahren voraus, wie sich die Gesellschaft entwickeln würde?

Zulehner: Die Religionssoziologen Thomas Luckmann und Peter L. Berger haben damals schon angenommen, dass moderne Gesellschaften säkular werden würden. Für Österreich hat das aber nur sehr begrenzt gestimmt.

Und heute?

Zulehner: Der Titel des neuen Berichts ist „Verbuntung". Eine Entwicklung ist das Atheisieren, das stimmt. Der zweite Megatrend, nämlich eine spirituelle Dynamik in säkularer Kultur, zeugt aber davon: Wenn Menschen gottlos werden, glauben sie nicht an nichts, sondern an alles, wie Chesterton es ausgedrückt hat.

Der englische Autor Gilbert Keith Chesterton, der die „Father Brown"-Krimis geschrieben hat?

Zulehner: Ja. Ich glaube, er hat Recht und ich glaube, dass die Welt spiritueller Vagabunden viel glaubensanstrengender ist als die Welt eines genuinen Christen wie ich einer bin.

Aber für den, der sich wie im Supermarkt an den zahllosen spirituellen und esoterischen Möglichkeiten bedient, ist das Leben einfacher, als für den, der mit dem erratischen christlichen Gott und all seinen irdischen Begleiterscheinungen fertigwerden muss!

Zulehner: Jetzt reden Sie wie die katholischen Theologen, die Spiritualität durch Begriffe wie „Patchworkreligion" lächerlich machen. Wir stellen in qualitativen Studien fest, dass es den Leuten ernster ist, als uns lieb sein kann.

Welche Rolle spielt die wachsende Zahl der Muslime in diesem Zusammenhang?

Zulehner: Hier beobachten wir das Phänomen des kämpferischen Kulturchristentums: Leute, die sich gar nicht an der Kirche beteiligen, die aber eine möglichst frühe Taufe, Religionsunterricht usw. propagieren, um sich gegen alles Muslimische, gegen eine EU-Beitritt der Türkei und Minarette aufzurüsten. Womit auch klar ist, dass Religion alles andere als Privatsache ist.

Diese Art der Politisierung von Religion birgt allerdings eine gefährliche Dynamik.

Zulehner: Sehr gefährlich! Ich rate den Kirchen, sich über diese Art Schützenhilfe nicht nur zu freuen.

Laut einer IMAS-Studie glauben nur noch 47 Prozent der Österreicher an einen Gott. Um die Gottesfrage kommt man als Christ aber nicht herum – wie geht das mit der Buntheit der Spiritualität zusammen?

Zulehner: Auch die Gottesfrage ist ausgesprochen bunt geworden. Klar ist: Die überzeugten Gottlosen sind eine Minderheit, wie die klar im christlichen Sinn Glaubenden auch keine Mehrheit mehr darstellen. Das heißt aber nicht, dass nicht viele jenseits des Christentums hinter Gott her sind – skeptisch, zweifelnd, suchend, agnostisch, manchmal alles hintereinander.

Ihnen sind Zweifel auch nicht fremd?

Zulehner: Ein gläubiger Christ, der nicht zweifeln kann, wird Fundamentalist. Glauben heißt immer: Ich springe in einen Brunnen ins Dunkle hinein und hoffe, nicht auf dem Grund zu zerschellen.

Zu springen erfordert im Gegensatz zum Fallen oder Gestoßenwerden eine Entscheidung.

Zulehner: Und das in der modernen Zeit zu lernen, erfordert Mut und Ermutigung.

Wenn der Mensch Paul Zulehner der Zahlenberge einmal überdrüssig ist: Wo findet seine Seele Frieden?

Zulehner: Bei Meister Eckhart oder Teresa von Avila. Oder im Hymnus im 1. Kolosserbrief, in dem es heißt: „Auf ihn hin ist alles geschaffen." Dass Christus der Erstgeborene ist und wir Nachgeborene sind, stellt eine unglaublich attraktive Hoffnung dar. Wenn man älter wird, hofft man, dass man mit der Symphonie, die zu komponieren einem aufgetragen ist, in die Liebe Gottes hineinfällt und er selbst die Musik vollendet. Ich hoffe nicht für mich, dass ich das Schicksal eines Buddhisten haben werde, der so lange reinkarniert werden muss, bis er selbst seine Musik vollendet hat. Das wär' mir zu anstrengend.

2011 Zum Papstbesuch in Deutschland

Der Papstbesuch wird der katholischen Kirche in Deutschland auf jeden Fall guttun. Der Missbrauchsskandal hat auch viele Katholikinnen und Katholiken aufgewühlt und ratlos gemacht. Der Papst kommt, um Schwestern und Brüder zu stärken. Man kann auch hoffen, dass Benedikt XVI. sensibel auf den angelaufenen Gesprächsprozess in der Kirche eingeht. In seinen Reden wird er Bindungskräfte an das Innerste der Kirche, Gott und seinen Christus, stärken. Schön und überraschend wäre es auch, wenn der Papst den deutschen Bischöfen die Angst vor einem offenen Gespräch über die Irritationen nehmen würde. Es gibt dokumentierte Aussagen vom einstigen Theologieprofessor Joseph Ratzinger über die Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen oder zur Ausweitung des Pools, aus dem die katholische Kirche ihre Priester gewinnt.

Viele werden sagen, dass das alles maßlos übertriebene Erwartungen sind. Und dass ein Massenevent solche Leistungen nicht vollbringen könne. Das mag stimmen. Eine Studie über die Auswirkungen des Weltjugendtags in Köln 2005 zeigt freilich, dass sich die Kirche mit solchen Events in der modernen Kultur gut positioniert. Viele junge Menschen, die in ihrer Heimat vielfach vereinzelt leben, nehmen ein Wir-Gefühl mit. Solche emotionale Beheimatung ist aber nach allen Forschungen der Anfang des Glauben Lernens. Die Angelsachsen formulieren in ihrer Missionstheologie „belonging before believing“, zuerst dazugehören, dann glauben.

Mit solchen Events erweist sich also die Kirche durchaus als modern. Es könnte freilich sein, dass diese Modernität im Ereignis nicht mit der Modernisierung antiquierter Anteile der Kirche verbunden werden. Vielleicht sollte man aber das kommende Event nicht überbewerten, sondern sich einfach über den Gast freuen. Dann spielen die Kosten und manche umstrittene moralische Protestpositionen, wie eine Loveparade eigener Art sichtbar machen will, eine wichtige, aber nachrangige Rolle. Entscheidend wird auch sein, welchen Handlungsspielraum der Papst der Kirche in Deutschland und in den übrigen Ortskirchen eröffnet. Denn die Ortskirchen sind nicht nur Exekutionsgehilfen römischer Kirchenpolitik und Kirchenentwicklungen, sondern haben ihre eigene Würde und Verantwortung, und das nicht nur im Land, sondern in der Weltkirche.

2011 „Nachgefragt“ [Kurier]

Der Pastoraltheologe Paul M. Zulehner über...

... den Heiligen Bund der Ehe

Geht es nach dem Wunsch, dann kennt die Liebe keine Grenzen. Sie will „Ewigkeit und Unendlichkeit“. Solche Liebe schwören einander Paare. Der Schöpfungsbericht, an den Jesus erinnert, sieht in diesem tiefen Wunsch deinen Ausdruck dafür, wie gut es Gott mit den Menschen meint.

…Scheidung

Der Wunsch ist das eine, seine Verwirklichung das andere. Aus Schuld und Tragik immer beider kann die geschworene Liebe scheitern. Schon Moses hat dafür Regeln aufgestellt, um Frauen vor der Willkür der Männer zu schützen. Es musste ein Scheidungsbrief ausgestellt werden. Jesus später dazu: Das entspricht nicht Gottes Absicht. Aber er verurteilt dennoch die Ehebrecherin nicht.

... die Kirchen und die Geschiedenen, die wieder heiraten

Die christlichen Kirchen gehen mit solchem unerwünschten Scheitern von Ehen verschieden um. Alle erinnern zwar die Schöpferabsicht Gottes und an die Weisung Jesu. Sie tun dies, wie die orthodoxen Kirchen sagen, „akribisch“, streng. Für den Fall, dass das Unerwünschte aus menschlicher Schwäche dennoch passiert, gehen die christlichen Kirchen jeweils anders um: die orthodoxen Kirchen kennen im Einzelfall, den der Bischof als Hausvater („Ökonom“) prüfen muss, eine weitere „Krönung“ (kirchliche Wiederheirat). In den Kirchen der Reformation, für welche nach Luther die Ehe ein „weltlich Ding“ ist, gibt es keine Nachteile für Geschiedene und solche, die dann wieder heiraten.

... Zwickmühle für Katholiken

Die katholische Kirche ist von allen die strengste. Sie kennt keine Scheidung, und wo sie politisch konnte, hat sie Scheidungen auch mit staatlichem Recht unterbunden. Wer als katholisches Kirchenmitglied nach einer Scheidung wiederheiratet, ist zwar nicht von der Kirche getrennt, aber der Zugang zu den Sakramenten ist offiziell verschlossen. Viele Katholiken wünschen eine Annäherung an die Praxis der Orthodoxie – schon Kardinal König hatte 1963 dafür geworben. Derzeit ist die konkrete Praxis in den Gemeinden sehr verschieden. Die meisten Gemeinden halten sich an ein bischöfliches Hirtenwort aus dem Jahre 1980, wo es zunächst heißt, dass Geschiedene, die wieder geheiratet haben, zu den Sakramenten „nicht zugelassen“ werden können, „es sei denn, dass im Gespräch mit einem erfahrenen Seelsorger eine Ausnahme gefunden werden kann“. Die Kirchenleitung weiß um diese pastorale Not. Der Versuch, Ehen zu „annullieren“ (diese Ehe war eine „Null, es gab schwerwiegende Hindernisse, die nicht erkannt worden waren: z.B. ein Partner wollte auf keinen Fall ein Kind), mildert die pastorale Lage, löst sie aber nicht.

... Vorteile einer Scheidung

Die meisten machen es sich mit Trennung und Scheidung nicht leicht. Aber manchmal ist es für die Kinder und auch für die Partner besser, auseinander zu gehen. Manchmal, so vermuten Nachdenkliche, kann es sogar sittliche

Pflicht sein, den Lebensraum einer kaputten Ehe zu verlassen. Selbst die katholische Kirche kennt für unerträgliche Fälle die Möglichkeit einer „Trennung von Tisch und Bett“.

... Einfluss der Kirchen

In dem Maß, als moderne Gesellschaften weltanschlich bunt werden und nicht mehr alle bekennende Christen sind, verlieren die christlichen Kirchen die Möglichkeit, ihre Vorstellung mit staatlichem Arm durchzusetzen. Wo das noch geschieht, handelt es sich um „Auslaufmodelle“.

... weitere heiße Eisen

Jede Gesellschaft ist an ihrer Zukunft interessiert, damit an Kindern. Der beste Gedeihraum ist eine Familie mit Vater und Mutter. Es ist daher Pflicht der Gesellschaft, diesen Raum von Stabilität und Liebe für Kinder gesellschaftlich zu schützen. Daher haben weitsichtige Gesellschaften Ehen und Familien eine Sonderstellung gegeben. Das hindert eine Gesellschaft nicht daran, Lebensverbünde rechtlich zu ordnen: zum Beispiel gleichgeschlechtliche Paare. Homophobe Kreise sehen das zwar nicht gern, werden aber rechtliche Ordnungen für gleichgeschlechtliche Paare nicht verhindern können. Keinen guten Dienst leisten jene, die solche Verbünde mit der Ehe gleichstellen wollen. Das eine Mal geht es um ein erwachsenes Paar und ihr Leben, das andere Mal zudem um den Lebensraum für Kinder.

2011 Der gute Geist im Zwischentief [Innsbrucker Kirchenzeitung]

Walter Hölbling

Im März nächsten Jahres werden die Pfarrgemeinderäte gewählt. Im Interview spricht Prof. Paul M. Zulehner über den Reiz dieses Gremiums und die Zukunft der Pfarren.

In den Pfarren beginnt die Suche nach Kandidaten für die Pfarrgemeinderatswahlen. Was kann Frauen und Männer dazu motivieren, sich aufstellen zu lassen?

Prof. Zulehner: Man weiß aus Studien, dass jemand, der in der Kirche mitarbeitet, weniger häufig Alzheimer bekommt, seltener unter hohem Blutdruck leidet und eine höhere Lebenserwartung hat. Man soll sich auch nicht abschrecken lassen vom monentanen Zwischentief, was das Image der Kirche betrifft. Die Stärken der Kirche sind wesentlich größer als vielen Kritikern lieb ist. Wenn man die tolle Arbeit der 35.000 Pfarrgemeinderäte wegdenkt, dann wäre dieses Land schwächer und ärmer.

Was hat man selbst davon, sich in der Pfarre zu engagieren?

Prof. Zulehner: Wenn Gott wirklich seine Hand auf mich gelegt hat, dann ist es nicht eine Frage, was es mir bringt. Da werde ich einfach beansprucht. Am Ende des Lebens wird Gott fragen: was hast du mit deiner Berufung gemacht? Wer sich wirklich einsetzt, gibt nicht nur der Kirche Stärke, sondern gewinnt auch für sich persönlich.

Ist es eine Kombination von organisatorischem und spirituellen Dienst?

Prof. Zulehner: Ich kann das nicht trennen. Das gesamte Tun in einem Gremium ist ein Teil des Lebens der Kirche und daher immer vom Geist getragen. Wenn wir streiten, wenn wir gut mit der Zeit umgehen, nach Rat suchen und einander Rat geben, sind das spirituelle Vorgänge und daher ist die Trennung zwischen profanen und spirituellen Teilen hinfällig.

Viele haben Angst, mit Arbeit überhäuft und überfordert zu werden.

Prof. Zulehner: Diese Gefahr gibt es. Es gibt Pfarrgemeinderäte, die sind wie Christbäume, die lebenslang alle Arbeiten auf sich ziehen. Man sollte ein Amt drei Jahre übernehmen und bereits in dieser Zeit einen jungen Nachfolger suchen. Und dann ist es eine Frage der klugen Organisation. Die Leiter der Gremien müssen durch exzellente Vorbereitung sicherstellen, dass die Sitzungen kürzer, effektiver, zielsicherer werden. Für die Mitarbeit in Projekten, die zeitlich begrenzt ist, kann man Leute gewinnen, aber nicht für lebenslängliche Arbeiten.

Was heißt es für einen Pfarrer, mit dem Pfarrgemeinderat zusammen zu arbeiten?

Prof. Zulehner: Manche Pfarrer meinen, es ginge besser und schneller, wenn man ohne Gremien arbeitet. Ich wünsche mir, dass sich die Pfarrer als Ermöglicher verstehen, als die, die Gottes Wirken möglichst viel Raum verschaffen. Sie sollen sicherstellen, dass alle, die mitarbeiten, dies zum Wohl der Gemeinde tun und dabei in der Spur des Evangeliums bleiben. Ein Pfarrer, der sagt, ich mache es für die anderen oder an Stelle der anderen, oder ich traue den anderen nicht, der missachtet das Wirken des Geistes Gottes in allen Mitgliedern der Kirche. Klerikalismus, der aus ganz gleich welchen Gründen die Mitarbeit der Laien nicht achtet, ist häretisch und gottlos.

Was brauchen Pfarrgemeinden heute, um Zukunft zu haben?

Prof. Zulehner: Sehr viele Menschen haben ein Gespür dafür, dass die Kirche wichtig ist, dass Gott mit seiner Welt eine leidenschaftliche Geschichte hat. Wenn das mir einmal klargeworden ist und mir dann noch einleuchtet, dass ich ein Teil dieses Instrumentes Gottes bin, dann brauchen wir um die Zukunft der Gemeinde und der Pfarrgemeinderäte nicht besorgt sein.

Gibt es Erkenntnisse aus ihrer jüngsten Studie, die sie selbst erstaunt haben?

Prof. Zulehner: Erstaunt hat uns, dass die Leute gesagt haben: Wir arbeiten mit, aber nicht um jeden Preis. Sie wünschen sich eine moderne Arbeitskultur, einen modernen Leitungsstil, der etwas versteht von Konfliktmanagement, von Projektarbeit. Und es muss sichergestellt werden, dass die Menschen anerkannt werden, sich entfalten können, mitentscheiden und in einem heimatlichen Team arbeiten. Ohne diese Elemente wird man längerfristig moderne junge Frauen und Männer nicht gewinnen, mitzuarbeiten. Das sind sie von allen profanen Einrichtungen gewohnt und die Kirche steht hier auf dem Prüfstand modernen Ehrenamtes.

2011 Kirche als Heil-Land [Landeskirchen Forum Boldern]

Wenn wir Heilung brauchen, dann eigentlich von Angst. Kirche ist dazu da, das Sehnen nach dem Heilwerden zu stillen. Der Wiener katholische Theologe Paul M. Zulehner referierte am 28. Januar 2011 an der Kirchenpflegertagung der Zürcher Landeskirche in Männedorf über Gemeindebau: „Menschen ansprechen und gewinnen". Im Gespräch äußert er sich über den Auftrag der Kirche in der Gesellschaft, über die Burnout-Epidemie und ihre Wurzeln, wohltuende Wertschätzung und spirituell Suchende.

LKF: Die Menschen suchen Heil. Denken Sie, dass das Bedürfnis nach Heil auch im urbanen Milieu heute wieder eher erahnt wird als vor 30 Jahren?

Paul M. Zulehner: Menschen, die sich in das moderne Leben ganz eingelassen haben und sich nicht hinausstehlen in Sondergruppen, spüren, wie anspruchsvoll und herausfordernd es ist. Wir setzen uns ganz hohe Ziele und haben bei ihrer Verwirklichung dauernd das Gefühl: Das Leben beschleunigt sich und wird überfordernder. Die Zahl der Burnouts nimmt zu. Es ist die teuerste Volkskrankheit geworden, dass Menschen sich überfordern, sich zu Tode arbeiten, sich zu Tode amüsieren, sich zu Tode lieben.

Da empfinden immer mehr Menschen, dass irgendetwas nicht stimmen kann, dass wir an der Gestalt dieses modernen Lebens kranken. Von daher kommt natürlich die Frage: Wie kann Heilung geschehen? Wie können wir diese tiefe Krankheit an der Wurzel unserer Seele loswerden? Aus diesem Grund ist Heilung ein zunehmend wichtiges Grundthema nicht der Kirche, sondern zunächst der Kultur als solcher.

Menschen spüren, dass sie vom Leben geschüttelt und umhergeworfen werden und keinen Halt haben. Brauchen sie Heilung von Haltlosigkeit?

Das ist eine Facette von vielen. Der Heilung bedarf der Mensch von einer tiefsitzenden Angst an der Wurzel der Seele. Die Angst hat sehr viele Gesichter: die Angst, zu kurz zu kommen, nicht mehr zu wissen, wer man ist, weil man sich immer wieder neu definieren muss und kann – der moderne Mensch sagt: Hier stehe ich und ich kann jederzeit anders. So verliert er letztlich den Boden unter seinen Lebensbeinen. Von dort her, wenn diese Angst sich ausbreitet und die Seele auffrisst, wie die Afrikaner sagen, wächst die Sehnsucht: Könnte der Mensch von dieser tiefsitzenden Angst nicht geheilt werden, damit ein Leben miteinander wieder möglich wird? Ein Leben in belastbarer Liebe – denn die Angst entsolidarisiert auch.

Nun versprechen säkulare Anbieter in Konkurrenz zu den Kirchen Heilung.

Ich halte es mit Jesus, der sagt: Wenn andere das auch tun, sind sie keine Konkurrenten, sondern Mitarbeiter. Wenn sie gut arbeiten und in den therapeutischen Bereichen der modernen Kultur Menschen heiler werden und die Angst um sich selber verlieren, ist das tadellos und aus Sicht des Evangeliums nur zu unterstützen.

Allerdings übersehen wir, so glaube ich, dass die verschiedenen Ängste, die jetzt Thema einer profanen Therapie sein können, letztlich zu tun haben mit der Angst des Menschen vor seiner Vergänglichkeit und Vergeblichkeit – mit der Angst, so Kierkegaard und Drewermann, vor dem Tod. Dort wo die Angst vor Vergeblichkeit und Endlichkeit herrscht, versucht der Mensch für sich selbst das Maximum abzuringen. Auf diese Art und Weise kommt es zu der

gewalttätigen und gierigen Stilisierung des Lebens, die nicht heilt, sondern krank macht.

Es ist ein tiefes spirituelles Problem, nicht nur eines der säkularen Therapie – wobei ich beobachte, dass gerade deren Vorhut immer das Gespräch mit den Vertretern spiritueller Wege sucht und es von daher zu einer ganz guten Zusammenarbeit zwischen Seelsorge und Therapie kommt.

Wie kann die Kirche als Gemeinschaft gewöhnlicher Menschen eine heilende Gemeinschaft werden – dass viele hereinkommen und hier ihrer Ängste ledig werden?

Das ist eine Aufgabe der Kirche: die Art, wie Gott zu den Menschen ist, auch in ihrem Alltag zu leben. Das heißt: Jeder hat ein hohes Ansehen, eine große Würde, weil Gott ihn würdigt. Jeder kann bestehen vor Gott, auch in jeder Schuld und vor jeder Leistung. Ich glaube, dass das sehr heilsame Grundbedingungen im kirchlichen Miteinander sind. Durch diese tiefe Achtung, Respekt und Wertschätzung erleben Menschen ansatzweise schon Heilung.

Dies setzt sich dann fort: In den kirchlichen Gemeinschaften wird so etwas wie verlässliche Beziehung gelebt wird, ein Miteinander, wobei die unbehauste Seele zu Ahnungen von Herberge und Heimat findet. Diese tun ihr wohl. Nun geschieht dies alles in dem Ausmaß, in dem die kirchlichen Gemeinschaften und die Menschen, die sie bilden, aus einer Tiefe Gottes heraus leben. So werden die heilsamen Auswirkungen in der Kirchgemeinde erlebbar.

Wie soll die Kirche mit der Sehnsucht der Menschen umgehen, die in der Esoterik und außerkirchlichen spirituellen Gruppen Heilung und Heil suchen?

Ich trete mit dem Menschen, der spirituell sucht, ins Gespräch ein, indem ich zuerst einfühlsam frage: Was suchst du eigentlich? Was ist deine Sehnsucht? Ich versuche ihn mit seiner Sehnsucht in Berührung zu bringen. Kann er dann erkennen, welchen Weg er eingeschlagen hat? Er, der Betroffene, bleibt der Evaluator – ich urteile nicht. Drittens stelle ich ihm die Frage: Führt dich dieser Weg bei der Stillung deiner Sehnsucht weiter?

Wenn wir so einfühlsam mit spirituell Suchenden umgehen, erlebe ich, dass sie uns die Gegenfrage stellen: Welchen Weg schlägst du ein? Hast du auch eine Sehnsucht? Und hast du vielleicht eine Gemeinschaft, wo ich ein Stück des Wegs mit dir gehen kann? Das wäre die spirituelle Offerte: dass die Kirchen den Zugang öffnen und gastfreundlich sind und auf ein Stück des Wegs mitnehmen. Denn auch wir haben Weisheit und Erfahrungen, nach denen wir unsere spirituelle Sehnsucht gestalten.

Im Dialog von Christen und spirituellen Pilgern ist mir aufgefallen, dass die Christen von der Auferstehung von Christus redeten, aber nicht vom Auferstandenen selbst, der uns seine Worte von jenseits des Todes, jenseits der Angst zuspricht, der uns von da entgegenkommt.

In der Bibel, im Kolosserbrief, wird Christus unmissverständlich als derjenige gepriesen, auf den hin alles erschaffen ist. Er ist der Erstgeborene der ganzen Schöpfung, und in ihm wird dann alles versöhnt werden. Der Hymnus meint, dass Christus als Haupt der vollendeten Welt schon die gesamte Welt als Glieder in sich hineinzieht. Nach und nach kann er als der von Raum und Zeit entgrenzte Auferstandene alles, was in die Vollendung hineinkommt, aufnehmen. So gesehen ist der Auferstandene der Schlüssel für die

Vollendung der Welt – denn er ist selbst der Anfang der vollendeten Schöpfung.

In der Auferstehung ist Jesus von Nazareth, der in dieser Welt gelebt hat, von Raum und Zeit so frei geworden, dass er die ganze Schöpfung in sich aufnehmen kann. Er löst ein, was der Kolosserhymnus sagt: Auf ihn hin ist alles erschaffen; er ist der Erstgeborene der ganzen Schöpfung. Dann gibt es aber Nachgeborene: Wir sind die, die nach ihm hineingeboren werden in die Vollendung.

Was bedeutet die Erwartung der neuen Schöpfung für innere Heilung?

Der Heilung bedarf alles, was diesem Reifen in die Liebe hinein im Wege steht: Schuld, Angst – was die Liebe verhindert. Wir wissen ganz genau, dass es sozusagen eine dämonische Gegenströmung gegen das Heilwerden der Schöpfung gibt. Wir nennen das theologisch Erbschuld, die Leute auf der Straße identifizieren sie mit Gewalt, Gier und Lüge. Im Rahmen der Menschheitsgeschichte, die von diesen dunklen dämonischen Kräften geprägt ist, kann Gottes Traum von der Schöpfung – dass sie in die Liebe hineinreift und vollendet wird – nicht sich so unbehindert entwickeln.

So hat die Kirche aus der Kraft des ihr geschenkten Heiligen Geistes Gottes zum einen die große Aufgabe zu enthüllen, was für die ganze Schöpfung gilt – anderseits die Schöpfung mit dem Geist Gottes von diesen dämonischen Gegenkräften zu heilen, die ihrer Vollendung im Wege stehen. Ich glaube, das ist die Doppelarbeit der Kirche: dass sie Licht der Welt und Salz der Erde ist. Licht heißt zu sagen, wohin es läuft, Salz meint zu heilen, was der Vollendung im Weg steht. Es ist die Doppelaufgabe der Kirche, zu enthüllen und zu heilen, Licht und Salz zu sein.

2011 Protestanten, die nicht Christen werden

Im Gespräch mit Hubert Arnim-Ellissen

Die christlichen Kirchen in Europa stecken in einer Krise wie zuletzt zurzeit der Reformation. Die weltanschauliche Vielfalt und die modernen Möglichkeiten der Information haben die Menschen skeptisch gegenüber autoritären Weisungen, offen für Alternativen und wachsam auf Missstände gemacht. Der römisch-katholische Pastoraltheologe und Religionsforscher Paul Michael Zulehner hat in einer großangelegten Studie Antworten auf die entscheidende Frage gesucht: „Wohin müssen die Kirchen sich wandeln?“

**Die Krise der Kirchen ist offensichtlich und sitzt tief – Sie beantworten die Frage nach dem Weg aus der Krise in einem schmalen Büchlein von 197 Seiten, also lässt sich rasch beantworten: Wohin müssen die Kirchen sich wandeln?*

Nein, es geht nicht g’schwind – wir müssen wahrnehmen und lernen: Die Kirchen leben alle in einer epochalen Umbauzeit. Das nimmt man noch nicht deutlich genug wahr. Konkret heißt das: die Konstantinische Ära ist endgültig vorbei, alle Allianzen zwischen Gesellschaft, Staat und Kirchen sind passé. Das Verhältnis einer Person zur kirchlichen Gemeinschaft ist nicht mehr Schicksal, sondern ist Wahl geworden. Das ist eine völlig neue Situation: man hat es mit freien Bürgern zu tun!

Das war in Österreich nicht der Fall. Der Protestantismus hat in unserem Land den Vorteil gehabt, dass er als Untergrundkirche immer schon den Widerstand gewählt hat. In der Zwischenzeit ist der Protestantismus aber religionspolitisch genauso etabliert wie der Katholizismus, wo man sich also darauf verlassen hat, dass sich die Zugehörigkeit von einer Generation zur nächsten schmerzlos überliefert.

Kirche: das Salz der Erde?

Heute gewinnt die Kirche also den Zuwachs nicht mehr so einfach durch die Kindstaufe, sondern muss um beim jungen Erwachsenen ganz neu anfangen?

Na ja, wir haben schon eine Übergangszeit gehabt, weil im Prinzip haben wir ja eine Menge Katholiken und Protestanten, die nicht Christen geworden sind. Das ist nicht unbedingt schlecht, aber es sagt uns eben, dass erst mit einem intensiven Austausch mit einer konkreten kirchlichen Gemeinschaft das, was jemand glaubt, auch christlich wird. Wenn nicht, dann diffundiert das in den religiösen Markt hinein und wird bunt: in dem, was er glaubt, was seine Deutungen sind und was seine Lebenspraxis ist. Da müssen die Kirchen lernen, Gratifikationen zu liefern! Das heißt: Was lässt mich das Evangelium wählen?

Statt Gratifikationen – also das klare Angebot, was ich davon habe, in der Kirche zu sein – liefern die Kirchen Irritationen, die die Menschen vertreiben?

Nein, das zeigt unsere Studie ganz klar – ohne jetzt die Irritationen schön zu reden: aber gerade von dem, was in der katholischen Kirche irritiert, wie die fehlende Frauenordination, der Zölibat, die Missbrauchsskandale, ist die protestantische Kirche frei – ihre Lage ist aber weitaus schwieriger als die der katholischen!

Was in der evangelischen Kirche aber bestritten wird …

Wird bestritten, ist aber wahrzunehmen: die Zahlen sind brutal. Gerade die aktuellen Probleme der katholischen Kirche zeigen uns in unserer Studie: die Lage wählen zu müssen, heißt nicht nur „auswandern“, sondern heißt auch „einwandern“. Viele Katholiken, die sich entschieden haben, trotz des Skandals und der Irritation zu bleiben, verstärken als Konsequenz ihr Commitment zu ihrer Kirche.

Woran liegt's, dass aus den Protestanten und Katholiken keine Christen werden?

Zuerst einmal: dass sie dann austreten, liegt daran, weil sie dann nicht zahlen müssen – das ist ein Phänomen, das nur Österreich, Deutschland und die Schweiz betrifft, wo die Kirchenmitgliedschaft eben kostet. In diesen Ländern überlegen sich die Leute, die sich innerlich entfernt haben: „Will ich das eigentlich?“ Und wenn nicht: „Warum zahle ich dann dafür?“ In Italien oder in England stellt sich diese Frage nicht – da braucht man nicht auszutreten, sondern ist eben weg. Bei uns ist die Kirchenbeitragsstelle so etwas wie die Clearing-Stelle.

Und warum distanzieren sich die kindsgetauften Mitglieder?

Dann, wenn das Evangelium aufhört, im konkreten Leben Bedeutung zu haben: wenn man keine Rituale mehr braucht, wenn das Beten nichts hilft, wenn der Gottesdienst nicht wichtig ist, wenn man keine Kinder hat, die man gern in kirchliche Obhut abgeben möchte. Wenn man einen spirituellen Ort sucht, die Kirchen aber keinen bieten – das sind die Schlüssel-Gratifikationen, die jemanden binden würden. All das müsste von den Kirchen stärker beworben werden, sodass der Christ das Bewusstsein erhält: es zahlt sich aus, dabei zu sein.

Braucht der Mensch die Rituale nicht mehr? Oder sprechen die kirchlichen Rituale nicht mehr die Sprache der Menschen?

Früher hat man gefragt, ob die Menschen der Kirche folgen – da ist eine Kopernikanische Wende passiert: vom Zwang zur Wahl, der Mensch ist frei geworden. Die Person hat die Regie übernommen über ihr eigenes Leben. Die Kirchen müssen sich also fragen, ob der Mensch von heute eine religiöse Energie hat oder ob sie verschüttet ist – Max Weber nennt das die religiöse Musikalität der Menschen oder, um es mit einem Zitat von Papst Benedikt dem Sechzehnten zu sagen: der Mensch ist in Gefahr, in der lauten modernen Welt die leise Musik Gottes nicht mehr zu hören.

Entchristlicht Österreich – oder ganz Europa?

Die Zahl der Atheisten oder der atheisierenden Menschen nimmt zu – das ist eine neue Entwicklung – und dann gibt es noch eine weitere Gruppe, das sind die sogenannten Kulturchristen. Darunter sind jene, die sehr kämpferisch von einem christlichen Europa reden. Diese kämpferischen Kulturchristen finden sich sowohl in der evangelischen als auch in der katholischen Kirche bis hinein in den Kerngemeinden. Da wird das Christentum im dunklen Sinn des Josephinismus vernützlicht für politische Parolen: gegen den Islam, gegen den EU-Beitritt der Türkei - das ist politischer Missbrauch der Kirchen und hat mit dem Evangelium nichts zu tun.

Die Kirchen – und ich glaube, dass die protestantischen Kirchen darauf besonders achten müssen – brauchen eine Ekklesiologie, die den Menschen

an die Kirche und an das Evangelium bindet auch in ihren emotionalen Sehnsüchten. Sonst wird die Kirche galoppierend kollabieren!

2012 Für die Vielen [Ypsilon]

Der Zusammenhang mit dem Konzilsjubiläum, ist das ein Zufall?

Schon längere Zeit arbeiten die Bischofskonferenzen an einem neuen Messbuch. Dabei tauchte auch bei den Bischöfen die Frage auf, ob die Übersetzung „mein Blut, das für euch und für alle vergossen wurde“ beibehalten oder, wie manche wünschten, das „für alle“ durch „für viele“ ausgetauscht werden solle. Die Bischöfe konnten sich nicht einigen. Also entschied der Papst für sie.

Ist "für viele" nun dasselbe wie "für alle" oder nicht?

Ausdrücklich betont der Papst, dass sich am Sinn der Aussage nicht ändere. Das „für viele“ sei den biblischen Texten gegenüber getreuer, „für alle“ sei, wie jede Übersetzung, bereits eine Interpretation. Der Papst plädiert für die stärkere biblische Nähe. Zugleich aber fordert er die Bischöfe auf, eine Katechese zu erarbeiten, dass klar bleibt, dass die Hingabe Jesu „für alle“ geschehen sei. Manche fragen, ob man sich diese Katechese nicht erspart hätte, wäre das „für alle“ geblieben. Jetzt muss man den Leuten sagen: „für viele“, aber gemeint sind natürlich alle.

Was bedeutet das für unsere Haltung beim Feiern der Eucharistie? Stehen wir nicht mehr in missionarischer Haltung stellvertretend "für alle" um den Altar sondern als erwählter Kreis?

Das eigentliche Problem wird durch die Übersetzungsfrage verdeckt. Das Konzil wollte ja nicht eine objektive Aussage über das Gewicht des Todes Jesu machen (wobei alle biblischen Texte eindeutig alle meinen – wobei es im Hebräischen dasselbe Wort „rabbim“ verwendet wird, um für alle und für viele auszudrücken: was gemeint ist, kann man nur aus dem Kontext erkennen. Dem Konzil ging es weit mehr um die andere Frage, wie viele Menschen sich den für alle erlittenen Tod Jesu zu ihrem Heil „aneignen“ werden. Augustinus meinte dazu, es werden nur wenige sein, der Rest würde verdammt. Heute schaut die Kirche voll Vertrauen auf das Erbarmen Gott und fragt, ob wir hoffen dürfen, dass Gott am Ende alle rettet. Ähnlich auch Hans Urs von Balthasar in seinem berühmten Büchlein „Was dürfen wir hoffen? Auch das Gebet von Fatima weist in diese Richtung: „Führe alle Seelen in den Himmel, besonders jene, die am meisten Deiner Barmherzigkeit bedürfen.“ Ich hoffe, dass die kommende Katechese davon handeln wird und nicht von den Übersetzungsnöten weniger.

Wenn es um die Genauigkeit der Übersetzung der Worte Jesu geht: Warum wird der neue und "ewige" Bund nicht geändert? Jesus sprach beim letzten Abendmahl auch nicht vom ewigen Bund.

Es ist nicht einfach zu sagen, ob „für Euch“ oder „für viele“ dem näher kommt, was Jesus sagt. Beides sind ja wieder Texte aus den frühen Gemeinden, weshalb es ja einmal „für Euch“, dann wieder „für viele“, genauer „für die vielen, also alle“ heißt. Die liturgischen Texte sind keine exegetische Spielwiese, sondern drücken jene Wahrheit aus, in die Gottes Geist seine Kirche einführt. Vielleicht nach Jahrhunderten Heilspessimismus in Gott vertrauenden Heilsoptimismus, der nicht billig ist, das Heil nicht nachwirft, sondern einfach Gott um sein Erbarmen für alle bitte – so wie es eben auch Jesus am Kreuz noch mit Blick auf seine Peiniger getan hat.

Und warum freuen sich gerade konservative Kreise in der Kirche so besonders über diese Änderung?

Das ist schwer zu sagen. Treue zu den Worten Jesu kann es nicht sein, weil diese unterschiedlich, also nur sinngemäß überliefert sind. Bekannt aber ist, dass „konservative Kreise“ sich Sorgen machen, dass das Evangelium billig ausverkauft wird. Noch tiefer sitzt vielleicht die Annahme, dass der Mensch gut wird, wenn er Angst vor der Hölle hat. Was aber, wie der griechische Kirchenvater Gregor von Nyssa unwidersprochen hofft, wenn am Ende Gott alles in allem sein wird (1 Kor 15,28)? Wir erfahren uns immer wieder mit schwerer Schuld beladen („so wie Stalin, Hitler und ich“ wäre eine ehrliche Formel für die Ahnung, dass wenn ausreift, was im Menschen ist, wir alle in der Hölle landen, hätte Gott sich nicht bis zum Äußersten durch die Annahme der todverfallenen menschlichen Natur und den Tod am Kreuz für uns eingesetzt). Was aber, wenn es natürlich die Hölle gibt , diese am Ende aber leer sein sollte, so Hans Urs von Balthasar (Was dürfen wir hoffen? Einsiedeln 1986)? Um diese Hoffnung geht es letztlich, nicht um den Streit um Worte.

2012 Zur Situation der katholischen Kirche

Wie beurteilen Sie die jetzige Situation in der katholischen Kirche?

Die katholische Kirche durchlebt eine epochale Umbauphase. Die Zeit, in der Katholik zu sein „Schicksal“ war, ist definitiv zu Ende. Heute ist aus dem Schicksal eine sensible Wahl geworden (Peter L. Berger). Bei diesem Wählen des Evangeliums spielen Bindungskräfte (Gratifikationen) eine stärkere Rolle als Trennungskräfte (Irritationen). Wer davon überzeugt ist, dass Jesus „Weg, Wahrheit und Leben“ ist und dass das eigenen Leben in Gott gut geborgen ist, für den oder die ist es zweitrangig – aber keinesfalls unwichtig – , welche Sexualkultur Teile der offiziellen Kirche vertreten, ob es hinreichende Beteiligung gibt und welche Rolle Frauen in der Kirche spielen. Es geht um die Bedeutung des Evangeliums für das ganz konkrete Leben in Leiden und Freuden. Wir kämpfen zurzeit zu sehr gegen die Irritationen und kümmern uns zu wenig um Gratifikationen. Wer aus solchen Überlegungen ableitet, die Kirche brauche die Irritationen nicht abbauen, irrt. Es muss sehr besorgt machen, dass zumal junge Frauen mit der herrschenden Kirchenkultur überhaupt nicht mehr zurechtkommen.

Sind Reformen notwendig, wenn ja, dann welche und wie soll man sie umsetzen.

Der Kirche, die sich als der ständigen Reform bedürftig definiert (ecclesia semper reformanda), erwächst der Reformbedarf aus zwei Richtungen: von den Menschen her, in denen Gott am Werk ist, und vom Evangelium her. Zieht sich die Kirche von den Menschen zurück (vor allem von den modernen Zeitgenossen), kann das Evangelium nicht „zur Welt kommen“. Zieht sie sich aber aus dem Anspruch des Evangeliums zurück, verliert sie die salzige Kraft zum Heilen der dunklen Seiten auch der modernen Welt. Ziel aller Reformen ist daher, Gott und den Menschen in einem näher zu kommen. Das bedeutet immer auch, dass die Kirche jesusgemäßer werden muss. Es gilt also, die Kirche unentwegt an das Evangelium heranzureformieren: ein ernstzunehmender Versuch der Pfarrerinitiative?

Immer wieder gibt es Versuche, die Kirche zu reformieren. Bis jetzt allerdings ohne größere Erfolge.

Reformen haben es immer schwer. Sie haben eine Chance, wenn der Reformdruck wächst – weil die spirituelle Kraft oder weil die Nähe zu den Leiden und Freuden der Menschen verloren ging. Zudem braucht es im Kirchenvolk wie in der Leitung (zu der auch die Pfarrer gehören) Reformcourage. Der größte Feind für Reformen ist die menschliche Angst vor Veränderung. Ob deshalb Jesus uns dazu ermunterte, „umzukehren“, also die Richtung zu ändern, neue Themen aufzugreifen, die Not der Menschen besser wahrzunehmen, tiefer ins Evangelium einzudringen?

Auch Versuche, Vatikan „vor vollendete Tatsachen“ zu stellen, z.B. Frauen zu weihen, ist in der Weltkirche kaum ohne Bedeutung geblieben. Ist es möglich, eine Weltreformbewegung zu initieren?

Natürlich gibt es dauerhafte Reformen nur, wenn die Leitung der Weltkirche für sie gewonnen werden kann. Die Leitung ohne Volk kann aber nicht reformieren, weil dieses die Reformen leben (können) muss. Aber auch das Volk allein kann auf die Dauer nicht die (Welt)Kirche reformieren, weil sie dann die angestrebten Reformen den Verdacht der Unerlaubten an sich tragen,

auch wenn sie noch so begründet sind. Derzeit fehlt es am schöpferischen Zusammenspiel zwischen Kirchenvolk und Kirchenleitung. Das führt aber dazu, dass beide eigene Wege gehen und gleichsam eine innere Spaltung zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk wächst. Eugen Biser nannte das das „vertikale Schisma“ in der Kirche, das niemandem letztlich dient, weder den Menschen noch dem Evangelium.

Wie sehen Sie die Zukunft der Kirche? Wird sie zu einer Organisation werden, wie das der Bischof Krenn vorausgesagt hat – wir sind klein aber fein- ?

Derzeit nähert sich die Kirche in Europa wieder ihrem biblischen Normalfall. Salz und Suppe sind nicht mehr identisch (was kulinarisch vielleicht gar nicht gut war). Wir wissen auch derzeit nicht, wie viele Menschen Gott seiner Kirche künftig hierzulande oder in Europa „hinzufügt“ (Apg 2,47). Klar ist, dass die Mitglieder der Kirche künftig entschiedener sein werden, geeignet, durch ihr Leben zu bezeugen und Rechenschaft für ihren Glauben auf den Marktplätzen der Welt abgeben. Heute haben wir viele Katholiken und darunter auch einige Christen. Morgen werden wir vielleicht weniger Katholiken sein, darunter aber dafür mehr Christen. Mir wäre es freilich lieb, würde und Gott auch morgen viele hinzufügen. Eine Großkirche hat viel Platz und atmet Freiheit. Zudem ist sie eher die Stadt auf dem Berg, vorausgesetzt, das auf sie das Licht Christi fällt, wie das Zweite Vatikanische Konzil klar zum Ausdruck bringt. Die „kleine Herde“ ist zu sehr in Gefahr, sich aus der Welt zurückzuziehen und „sektoid“ zu werden. Was nützt der Suppe das Salz, wenn es nicht in die Suppe kommt?

2012 Der heilige Joseph [Süddeutsche Zeitung]

Matthias Drobinski

SZ: Josef steht am Rand. Warum?

Zulehner: Weil er für viele ein Auslaufmodell repräsentiert: Er ist Josef, der Ernährer, und eine andere Rolle hat er nicht. Das wollen Männer heute nicht mehr sein.

Das spiegelt die Schwierigkeiten, die viele Männer heute mit Glauben und Kirchen haben. Gottesdienste bräuchten heute fast eine Männerquote.

Es gibt ja den Witz, dass Frauen deshalb nicht geweiht werden, damit wenigstens ein Mann bei jeder Messe dabei ist. Tatsächlich sagt ein Drittel der Männer in unseren Studien, dass Spiritualität eher Frauensache sei. Wobei ich eher denke, dass viele Männer einen eigenen Zugang zum Glauben haben und eigene Formen, ihn auszudrücken.

Welche?

Sie wollen etwas tun. Die traditionellen Formen des Gottesdienstes erscheinen ihnen als zu verweiblicht, zu marianisch, das ist was für Männer mit einer unbearbeiteten Mutterbeziehung, die nur ihre Muttersehnsucht auf die Kirche verlagern statt erwachsene Kirchenmänner zu sein. Männer wollen raus in die Natur, wandern, in die Wüste. Ich begleite gerade zwei 15-Jährige zur Firmung, mit denen will ich auch so was machen, eine spirituelle Wanderung durch die Natur und in der Kirche trommeln - ich bin gespannt, was sie vorschlagen.

Männer brauchen herbe Gesten.

Ja - und interessant ist, dass sie dann auch einen Zugang zur Religion und zur Sinnsuche finden. Da gibt es eine richtige Trendumkehr. 1998 hielten nur zwölf Prozent der von uns befragten Männer Religion für wichtig, zehn Jahre später waren es 24 Prozent, doppelt so viele. 1998 sagten 46 Prozent der Männer, dass Kirche und Glaube überhaupt keinen Einfluss auf ihr Leben hätten, der Anteil ist auf 35 Prozent gefallen. Während also die Frauen vor allem der katholischen Kirche frustriert den Rücken kehren, entdeckt eine ganze Reihe von Männern das Glaubensthema für sich neu.

Warum das?

Männer stehen unter Druck wie nie, im Beruf, in der Partnerschaft. Die Frauen haben ihre Rolle grundlegend verändert, die meisten Männer stehen noch zwischen alten und neuen Rollenvorstellungen. Viele überfordert das, es zerreißt sie regelrecht. Manche wünschen sich die alte Ernährerrolle Josefs zurück und erhoffen sich da Bestätigung von der Kirche. Andere wiederum suchen hier Gleichgesinnte, um neue Formen der Männlichkeit finden zu können. Aber das ist schwierig. Denn der gute Wille genügt hier nicht - es müssen Gesellschaft und Wirtschaft neue Männerrollen fördern, sonst gehen die Männer an diesem Spagat kaputt.

Was für ein Mann wäre Josef heute?

Wahrscheinlich einer zwischen Tradition und Moderne. Der klassische Ernährer, ein Handwerker, dem Teilzeitarbeit wohl fremd wäre, der aber doch auch eine Beziehung zu dem Kind haben will, das da in seiner Familie

aufwächst. Ich stelle ihn mir als einen der vielen suchenden, in ihrer Rolle unsicher gewordenen Männer vor. So gesehen passt Josef gut in die Zeit.

2013 Zum Pontifikat von Papst Benedikt XVI. [Sonntag]

Wie schätzen Sie das Pontifikat von Papst Benedikt XVI. ein?

Benedikt XVI. ist einer der größten Theologen, die es auf dem Papstthron bisher gab. Er hat sich mit seinen Jesus-Büchern tief in den Ursprung der Jesusbewegung, die Kirche, eingegraben. Zugleich hat er sich mit der modernen Welt intensiv auseinandergesetzt. Er war durchaus ein Zeitgenosse, wenngleich ein kritischer. Er sah an der modernen Welt durchaus Vorzüge und starke Werte. Zugleich aber übersah er nicht das Dunkle, ihre „Diktatur" des Relativismus, der es allen schwermachte, die sich für Festigkeit, Klarheit und Wahrheit einsetzten. Unvergessen werden die großen politischen Reden im Deutschen Bundestag oder im Parlament in London bleiben. Einen Schatten auf diese starke Seite wirft freilich seine professorale Rede an der Universität Regensburg über den Islam. Angesichts solcher Stärken kann man sicher sein, dass er in die Papstgeschichte eingehen wird.

Daran ändert auch nichts, dass er als Gelehrter ein schwacher Regierender war. Das war schon in München so und zeigte sich erst Recht in seiner Zeit als Papst. Dabei muss ein gelehrter Papst nicht auch unbedingt alle Regierungsgeschäfte selbst machen. Aber wenn er sich aus dem Regieren zurückhält, dann braucht er jemanden, der ihm diese Arbeit professionell abnimmt. Und das gehört zu seinen herben Schwächen, dass er – etwa mit dem Staatssekretär Kardinal Bertone – wahrlich keine glückliche Hand hatte. Die Geschichte mit dem Bischof Williams, der trotz Leugnung des Holocausts vom Papst rehabilitiert wurde, was viel Staub und Unverständnis aufwirbelte, wäre Benedikt XVI. nicht widerfahren, hätte er einen fähigeren Staatssekretär gehabt. Die Kunst, die besten Leute für die Ämter in der Weltkirche zu finden, hatte Benedikt XVI. zum Schaden der Kirche leider nicht.

Könnte diese Art des Rücktritts ein Vorbild für spätere Päpste werden? Ist dieser Rücktritt vom Amt auch eine versöhnende Angleichung der katholischen Kirche an die moderne Art (zum Beispiel in der Politik), von seinem Amt zu resignieren?

Der Rücktritt des an sich noch gesunden, aber alternden und kraftlosen Papstes, ist ein historisches Ereignis. Es ist jener Präzedenzfall, an dem sich seine Nachfolger orientieren können. Dabei formt allein diese Möglichkeit, von Amt zurücktreten zu können, dieses um. Es wird in einem gewissen Sinn einerseits modernisiert, andererseits auch entsakralisiert, verweltlicht. Nicht mehr Gott bestimmt von nun an das Ende eines Pontifikats, sondern der Mensch kann und muss selbst entscheiden – und wird dies so machen, dass er dabei Gottes Willen in Gebet und Beratung für sich zu erkunden versucht. Aber auch wenn künftig ein Papst nicht vor dem Ableben resigniert: Er muss sich dafür entscheiden. Zu hoffen ist, dass diese Möglichkeit nicht zu Missbrauch Anlass gibt. Eine subtile Art von Papstmobbing könnte einsetzen, wenn er gegen mächtige Leute in der Kurie regieren will. Aber diese Gefahr ist nicht um vieles größer als wenn es einen kranken Papst gibt, der faktisch sein Amt nicht mehr ausübt. Bei Johannes Paul II. hat dann dessen Sekretär die Kirche regiert. Und dieser hatte wieder seine Seilschaften und Netzwerke der Macht. Und dass ein Altpapst die Arbeit des regierenden Papstes stören könnte, kann grundsätzlich sein, muss aber nicht sein. Auch Altbischöfe können für den amtierenden Bischof ein Segen sein, wenn dieser beratend mit seiner reichen Erfahrung zur Seite steht. Es ist, wie wenn ein Bauernhof

übergeben wurde und der Altbauer im Ausgedinge lebt. In vielen Fällen geht das sehr gut.

2013 Zum Pontifikat Benedikt XVI. [Oberösterreichische Nachrichten]

Dr. Heinz Niederleitner

OÖNachrichten: Benedikt XVI. hat ein vorgezogenes Konklave ermöglicht. Doch manche Kardinäle sagen, sie wollen sich Zeit lassen. Was bedeutet das?

Zulehner: Es wurden Befürchtungen geäußert, ein schnelles Konklave würde auf Abmachungen hindeuten, wonach bestimmte Gruppen ihren Kandidaten möglichst rasch gewählt haben wollen. Benedikt XVI. überlässt es den Kardinälen: Sie müssen sich entscheiden, ob sie sich Zeit lassen oder es kleineren Gruppen gestatten, über das Tempo zu einem unerwünschten Erfolg zu kommen. Ich vermute, das Konklave beginnt nicht vor nächstem Montag.

Die Kardinäle sollen also intensiv über die Lage der römisch-katholischen Kirche sprechen?

Es stehen viele Fragen an: Was braucht Asien? Einen Papst, der fähig ist für den Dialog zwischen Christentum und Buddhismus. Was braucht Afrika? Einen Papst, der zum Dialog mit dem Islam fähig ist, und jemanden, der in der Aids-Frage Wege unterstützt, die pastoral vor Ort schon gegangen werden. In Lateinamerika braucht es eine Auseinandersetzung mit der charismatischen Pfingstbewegung und nach wie vor mit der Armutsfrage. Europa als „Altersheim der Weltkirche“ ist ein Sonderfall: Hier muss die Kirche sagen, wie sie einen modernen Menschen, der frei wählen kann, für das Evangelium gewinnen kann. Außerdem muss der Vatikan zu einer modernen Organisation umgebaut werden. Der jetzige Zustand ist desaströs.

Wer soll das alles schaffen?

Niemand kann das alles: Es wird einen Papst brauchen, der sagt: Riskieren wir mutig eine Art Dezentralisierung, die den kontinentalen Vereinigungen der Bischofskonferenzen mehr Möglichkeiten gibt. Seine Aufgabe ist dann weniger, Uniformität zu sichern, sondern die Vielfalt zusammen zu halten. Will man aber die inhaltlichen Fragen erst in zweiter Linie beantworten und zuerst den Vatikan reformieren, muss man einen Papst wählen, der Durchgreifvermögen hat.

Welchen Anteil haben die oft als „mitteleuropäische Probleme“ bezeichneten Fragen zu Priestermangel, Zölibat, Frauenweihe ...?

Die Frage von Scheidung und Wiederverheiratung nimmt für viele Regionen an Bedeutung zu. Auch die Frauenfrage: Nicht wegen der Weihe, sondern weil die Kirche in Zeiten von Gewalt gegen Frauen das Thema als Gerechtigkeitsfrage auf das Programm setzen und sehen muss, wie sie im eigenen Umgang mit Frauen glaubwürdig bleibt. Darüber hinaus: Schon am Zweiten Vatikanischen Konzil haben wir gesehen, dass die katholische Kirche keine rein europäische Kirche, sondern eine Weltkirche ist: Ich nehme an, dass der nächste Papst kein Europäer sein wird.

In Österreich stehen drei Bischofsernennungen (Feldkirch, Salzburg, Graz) an. Welchen Papst sollte man sich angesichts dieser Fragen wünschen?

Niemand sollte Bischof werden, der in der Ortskirche nicht von der guten Mehrheit angenommen wird. Das müsste der kommende Papst beachten und zusehen, dass die Spielregeln eingehalten werden: Die Seilschaften und

Intrigen müssen ein Ende haben. Es kann nicht sein, dass manche Gruppen in Rom Vorposten haben und sagen: Wir wünschen uns diesen oder jenen als Bischof.

Welchen Einfluss kann ein neuer Papst auf die Spannung zwischen Pfarrer-Initiative und österreichischen Bischöfen haben?

Diese Spannung wird in der Sache überbewertet. In der Frage Scheidung und Wiederverheiratung sind Kardinal Schönborn und die Pfarrer-Initiative auf der gleichen Linie. Die andere Frage, ob angesichts des Priestermangels in gläubigen Gemeinden künftig Eucharistiefeiern (Messen) stattfinden können, ist derart brisant, dass der nächste Papst auch diese Frage erwägen wird müssen. Es geht nicht an, dass man die ehelose Lebensform höher ansetzt als die Fähigkeit einer gläubigen Gemeinde, Eucharistie zu feiern. Die Pfarrer-Initiative ist ein kleiner Stachel im wunden Fleisch der Kirche – in zwei Fragen, die aber auch die Weltkirche betreffen.

Wie schätzen Sie die Chancen für Kardinal Schönborn ein?

Das ist schwierig zu sagen. Wenn man den verschiedenen Regionen der Welt Ermutigung zu einem eigenständigen Weg auf dem Boden des gemeinsamen Evangeliums geben will, wäre Schönborn einer, der diese Weite hat. Er ist ein offener und seelsorglicher Denker. In der Frage der Führung des Kirchenapparates, insbesondere bei der Kurienreform, bräuchte er aber eine gute Beratung, einen guten Kardinalstaatssekretär. Strukturreformen sind nicht seine Stärke.

2013 Pastoralreferentinnen: verhinderte Priester? [Sonntag, Schweiz]

Herr Zulehner, sind Pastoralassisteninnen und –assistenten verhinderte Priester?

Paul Zulehner*: In der Studie, die ich in Zentraleuropa gemacht habe, hat sich gezeigt, dass es ganz unterschiedliche Typen von Pastoralassistenten gibt. Solche, die ganz konsequente Laien sind, diesen Dienst als Getaufte tun und nicht aufgrund einer Ordination. Am anderen Ende der Skala sind die, die praktisch presbyteral arbeiten, also leitende Funktionen wie Priester ausüben.

Nun geht der Churer Generalvikar mit der Funktion des Pastoralassistenten hart in Gericht. Er spricht vom Scheitern dieses Berufsbilds. Was halten Sie davon?

Generell ist zu sagen, dass eine Klerikalisierung der Seelsorge nicht im Sinn von Papst Franziskus ist. Er meint, dass auch Laien Träger der Seelsorge sind. Dazu zählen die Pastoralassistenten, die die Kirche hauptamtlich in ihren Dienst nimmt: in Bildungseinrichtungen, in der Diakonie oder in der alltäglichen Seelsorge. Man wird auch in Zukunft auf diese qualifizierten Laien nicht verzichten können.

Von einer verfehlten Personalpolitik kann also nicht die Rede sein?

Die Kirche macht natürlich schon Fehler, wenn sie dort, wo Priester fehlen, Laien einsetzt. Diese geraten in den Sog des priesterlichen Berufsfelds. Dabei presbyterialisiert die Kirche die Pastoralassistenten und nicht die Laien sich selbst. An dieser Entwicklung ist die Kirche schuld.

Was kann dagegen unternommen werden, damit die Pastoralassistenten nicht einfach Lückenfüller für fehlende Priester sind?

Es gibt nur einen Platz für Pastoralassistenten, wenn es auch genug Priester gibt. Dann können die Laientheologen sein, was sie sind: theologisch hoch qualifiziertes Personal in der Kirche.

Leiden Pastoralassistenten darunter, in der Kirche nur die zweite Geige zu spielen?

Das Kirchenvolk selbst schätzt den Priester höher ein als den Laientheologen. Der Pastoralassistent beruft sich auf das einfache Sakrament der Taufe, der Priester hingegen auf die opulente Priesterweihe. Was die Unterschiede im Ansehen von Priester und Pastoralassistenten angeht, muss es auch unter dem Kirchenvolk eine Änderung geben, wenn die Laientheologen eine Zukunft haben sollten. Sonst entwickelt sich leicht ein sozial-psychologisch verständlicher Drang zum Priester

Wie müsste sich das Berufsbild des Pastoralassistenten entwickeln, dass diese Aufgabe einen sinnvollen Platz in der katholischen Kirche hat?

Man müsste erkennen, dass die oberste Berufung in der Kirche ist, Laie zu sein. Diese Frage stellt sich nicht nur bei den Pastoralassistenten, sondern bei allen Ehrenamtlichen. Wenn ganz allgemein die Laien aufgewertet sind, dann ist es leichter, dass ein Laie diese Aufgabe hauptamtlich ausübt.

2013 Zum Buch „Dein Reich komme“ [Wiener Kirchenzeitung]

Ich habe jetzt Ihr zusammen mit Peter Neuner verfasstes Buch DEIN REICH KOMME gelesen und bitte Sie um die Beantwortung folgender Fragen:

1. Wie können Menschen für das Evangelium gewonnen werden?

Das erste Evangelium ist, was wir als Christinnen und Christen glaubhaft miteinander lieben. Dabei geht es immer um das Eine: In Gott eintauchen, bei den Armen auftauchen – und dabei, wie Meister Eckhart es zuspitzte: Liebende werden.

2. Die Kirche muss beides beherrschen, Weltwerdung und Entweltlichung. Wie geht das?

Die Welt ist Gottes Schöpfung. In ihr wirkt unentwegt sein Heiliger Geist und nimmt Menschen Angst, was sie frei macht zu lieben –persönlich und politisch. Die Christen gehören in diese Welt Gottes, um sie aus der Kraft des Evangeliums von innen her mitzugestalten. Ich bin deshalb froh, dass es in der Österreichischen Kirche ein Zukunftsforum gibt, das am 5.10. um 11 am Brunnenmarkt in Wien feierlich eingeläutet werden wird. Da mischt sich die Kirche Schulter an Schulter mit allen Menschen guten Willens ein. Dann gibt es aber die dunkle Seite in der Welt. Die letzte Quelle des Bösen ist die Angst vor dem Tod, und daraus erwachsen Gewalt, Gier und Lüge. Die Kirche darf sich dieser Seite der Welt nicht gleichförmig machen (Röm 12,2), obgleich es faktisch oft genug geschieht. Vielleicht können die Menschen von uns lernen, zerrissen zwischen dem Licht und dem Bösen aufrecht zu leben.

3. Wie können die Christen die Spannung Gottes- und Nächstenliebe, Spiritualität und Solidarität, leben?

Um sein Verhältnis zu seinem Vater zu pflegen, ging Jesus nächtens auf dem Berg. Dann stieg er herunter (vgl. Mt 8,1-4) und stieß auf den Menschen am Rand, den Ausgesetzen, den er berührend heilte. So ist die Frage für uns: Wo habe ich meinen Gottesort? Und wo tauche ich bei den modernen „Ausgesetzten“ auf. Da gilt auch für die Gemeinschaften und Gemeinden.

4. Wie und wann ist die Kirche „Anwältin des bedrückten und beschädigten Lebens“?

Die Kirche ist dann Anwältin des beschädigten Lebens, wenn sie in pionierartigen Projekten sich um betroffene Menschen kümmert. So ist in Europa das Krankenhauswesen entstanden, wurden von Orden Klöster gegründet. Heute haben wir eine starke Diakonie und Caritas im Land, viele Caritasausschüsse in den Pfarrgemeinden. Deshalb sind auch die Pfarrgemeinden wichtig, weil das Pfarrnetz ein lückenloses Netz diakonaler Aufmerksamkeit darstellt. Die Menschen sollten sagen können: Gut, dass es die Pfarrgemeinde gibt – wenn es mit nicht gut geht, werde ich nicht übersehen.

5. Sie haben in China „mehr gelernt als gelehrt“... Was heißt das konkret?

Die erste Frage, die mir chinesische Studierende stellen war: Wie steht es um das Heil der Buddhisten, der Maoisten, der Atheisten. Da habe ich gelernt, nicht nur auf die getauften Katholiken zu schauen und auf die Protestanten. Der Blick weitete sich. Ich lernte zu verstehen, dass Gott auch ein Gott der Atheisten, der Muslime, der Buddhisten, der spirituellen Pilger, der Skeptiker

ist. Und dass er –so vertraue ich fest – in seinem Erbarmen sie alle auf Wegen, die wir nicht kennen, retten wird. Von diesem großen Erbarmen erzählte Jesus im Gleichnis vom Erbarmen des Vaters mit seinen beigen verlorenen Söhnen (Lk 15,11-32), Johannes Paul II. kündete davon und Franziskus, unser Bischof von Rom, hat sie zum Kern seiner Botschaft gemacht.

2013 Dein Reich Komme - Leben mit Gott [DRK]

Interview mit Paul M. Zulehner: „Gehet zu den Menschen“

DRK: Die Sternsinger haben den Auftrag zu den Menschen zu gehen. Wie würden Sie diese Sendung verstehen?

Professor Paul M. Zulehner: Es ist erfreulich, dass die Kirche in den strahlenden Augen der Kinder bei den Leuten sichtbar wird. Die Sternsinger sind damit gleichsam die Speerspitze der missionarischen Kirche, wie man es sich besser gar nicht wünschen kann. Kinder sind die absolute gewaltlose Seite der Kirche, die die Menschen gewinnen können.

Sehen Sie diese Möglichkeit auch für Erwachsene?

Erwachsene werden das auf einer anderen Art und Weise tun. Wir haben gelernt, dass die Erstevangelisierung bereits darin besteht, dass wir mit unseren Gemeinden und Projekten sichtbar für andere sichtbar und gastfreundschaftlich sind, miteinander einmütig leben, das Wort Gottes hören und gemeinsam Eucharistie feiern. Aber die eigentliche dichteste missionarische Tätigkeit ereignet sich dort, wo wir zu den Menschen gehen, insbesondere zu jenen, die unsere Hilfe brauchen, um ihnen die Zuneigung und das Erbarmen Gottes erfahrbar zu machen. Das kann in Caritas-Kreisen geschehen, aber auch in Einrichtungen der Diakonie. Dort geschieht die ausdrückliche Evangelisierung, indem wir den Menschen die Botschaft Jesu Christi erzählen und Gottes Erbarmen zugänglich machen.

Das Motto „Gehet zu den Menschen“ hat also eine missionarische Dimension?

Die Kirche ist als Ganze missionarisch - nicht etwas an ihr ist missionarisch. Die gesamte Kirche als solche zeigt die Bewegung Gottes zum Menschen und macht diese erfahrbar. Die Kirche ist als Ganze eine Bewegung von Gott zu den Menschen. Eine Kirche, die nicht bei den Menschen ist, ist nicht Kirche.

Worin sehen Sie diesen Auftrag begründet?

Das hat damit zu tun, dass sich Gott den Menschen zeigen will. Er hat in seiner innerlichen Unsichtbarkeit Gestalt angenommen und bewegt sich in Jesus Christus auf die Menschen zu. Er hat sein Volk erwählt, um in der Welt eine Agentur zu haben und präsent zu sein. So gesehen ist jeder, der der Kirche hinzugefügt wird, berufen und befähigt, missionarisch tätig zu sein. Missionarisch bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, dass man die Leute indoktriniert oder belehrt, sondern, dass man mit ihnen das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen riskiert, und verstehen lernt, dass es eine Geschichte Gottes ist - mit jedem Menschen und der ganzen Schöpfung.

Angesichts des Priestermangels - insbesondere in Deutschland - könnte man den Auftrag an die Priester als utopisch ansehen.

Das ist noch ein Erbe aus der Vergangenheit, dass wir das Missionarische nur an den Priestern festmachen. Die Aufgabe der Priester hat sich gewandelt: Sie sollen nicht nur selbst in der Spur des Evangeliums leben und es zu den Menschen bringen, sondern sie müssen zusehen, dass möglichst viele Gemeinschaften und viele einzelne Christinnen und Christen sich auf den Weg zu den Menschen machen, und dabei mit dem Evangelium ausgestattet sind. Die Erfüllung der Menschen mit dem Evangelium ist die Aufgabe der Kirche, also die Laien für diese Evangelisierungsaufgabe vorzubereiten, nicht sie zu ersetzen.

Dann ist der missionarische Auftrag nicht nur an Priester gerichtet?

Wir hatten einmal eine Zeit, in der wir gedacht haben, dass sich die Kirche in den Priestern erschöpft, die sich dann um die Leute kümmern. So ist es aber nicht. Seit dem Konzil wissen wir wieder vertieft, dass Gott Menschen zur Kirche und zum Volk „hinzufügt" (Apg 2,47). Jeder der zum Volk gehört, der getauft und gefirmt ist und an der Eucharistie teilnimmt, ist ein voll- und gleichwertiges Mitglied der Kirche, und partizipiert auch voll an ihrer Aufgabe. Das ist derzeit das Anliegen von Franziskus, dem Bischof von Rom: Wir müssen weg von der klerikalen Kirche hin zu einer Kirche, die aus den vielen Menschen besteht, die Gott uns anvertraut und geschenkt hat, damit wir als Kirche leben und wirken können.

Sie haben von zwei Grundaufträgen eines Priesters gesprochen: Mobiler Missionar und stabiler Leiter der Gemeinde. Wie ist das zu verstehen?

Die deutschen Bischöfe haben 1977 in der Ordnung für die pastoralen Dienste gesagt, dass die Aufgaben des Priesters sind, in Namen Christi Gemeinden zu gründen und zu leiten. Wir haben eigentlich nach der erfolgreichen Durch-Missionierung Europas keine Gründungspriester mehr gebraucht, und den Priester reduziert auf die Gemeindeleitung. Mission fand in anderen Kontinenten statt. Heute sehen wir aber durchaus, dass es eine neue Form des Priesteramts geben könnte: Priester, die ehrenamtlich und nebenberuflich arbeiten, weniger akademisch ausgebildet sind und die Gemeinden leiten könnten. Dadurch könnten sich die mobilen ehelosen Priester viel mehr auf den Weg machen, um neue Menschen zu gewinnen und mit ihnen gemeinsam neue Gemeinde gründen.

Das wäre klassische Erstevangelisierung, weniger Neuevangelisierung?

‚Neuevangelisierung" ist ein sehr zwiespältiges Wort. Die Kirche muss und hat immer evangelisiert. Sie konnte gar nicht anders, weil es ihr innerstes Wesen ist es, das Evangelium zu den Menschen zu bringen. Die Idee der Neuevangelisierung entstand aus der Sorge, dass das durchmissionierte Europa sich in weiten Teilen in ein neues Verhältnis zum Christentum begeben hat - skeptisch und oder atheistisch. Unser bleibender Auftrag ist es, das Evangelium, das uns anvertraut ist, unter die Menschen zu bringen und ihnen Mut und Trost zu geben, dass durch das Evangelium ihr Leben auch ein Ziel und einen Sinn hat.

Wo sehen Sie Probleme für die Kirche, die den Auftrag hat „zu den Menschen zu gehen"?

Der Altbischof von Innsbruck, Reinhold Stecher, hat einmal gesagt, dass sich ‚nicht die Menschen von der Kirche entfernen, sondern die Kirche von den Menschen'. Wir haben lassen es zugelassen, dass die pastoralen Räume immer größer und, die für sie verantwortlichen Priester immer mehr Verwaltern werden, Großraumunternehmer, die nun keine Chance mehr hatten, bei den Menschen zu sein. Wir haben Strukturen gebaut, die sich nicht den Menschen annähern, sondern von ihnen entfernen. Das heißt nicht, dass wir nicht auch größere Strukturen brauchen, dort wo die einzelnen Pfarreien zu wenig Energie und Kraft haben. Aber eigentlich brauchen wir eine ‚grassroot' - Kirche, die ganz tiefe Wurzeln bei den Menschen hat.

Wo sehen Sie in diesem Komplex die Stellung der Orden?

Die Orden haben sich ganz bestimmte Aufgaben gegeben: Diakonie oder Apostolat. Sie können werden das in einer ganz kompetenten Art und Weise auch morgen noch machen. Sie sind an sich frei davon, für Pfarreien zuständig zu sein und können ihre Kräfte für andere missionarische Projekte einsetzen. Dadurch, dass sie Ordensleute in Kommunitäten sind leben und Menschen sind, die ins sich ruhen, sind sie zugleich mobiler. Sie können leichter zu den Menschen hinausgehen.

Pater Leo Dehon betonte, dass die Herz-Jesu-Priester „nicht für die Sakristei geschaffen sind". Wie aktuell sehen Sie diese Forderung?

Wenn man Sakristei auch noch mit „Wellness-Spiritualität" und Rückzug in die Liturgie verbindet, dann wäre das zu wenig. Liturgie bleibt wichtig, aber wenn die Anbetung als Ersatz für das Hinausgehen verstanden wird, reicht das nicht aus. Die Kunst der Kirche ist beides zu verbinden: Nachfolge und Anbetung. Sollte der amerikanische Franziskaner Richard Rohr Recht haben, wenn er klagt: „Wir haben gelernt, Christus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen"?

Sternsinger gehen zu den Menschen. Haben sie nur den Auftrag Spenden zu sammeln?

Sie sind so etwas wie ein freundliches Gesicht der Kirche zu bestimmten Zeiten. Sie erinnern daran, dass der Mensch selber jemand ist, der nach dem Geheimnis seines eigenen Lebens sucht. Die Sterndeuter damals haben das Leben versucht, ihr Leben von den Sternen her zu deuten. Dann Auf diese Weise haben sie aber zur Krippe und dem menschgewordenen Gott gefunden. Ich glaube, dass die Sternsinger an die Sehnsucht des menschlichen Herzens erinnern, das nicht zur Ruhe kommt, wenn er nicht zu Gott, der Mensch geworden ist, hinkommt und am Herzen des menschgewordenen Gottes ruht. Das ist eine klassische missionarische Erinnerung, die auf sehr liebenswerte Weise daherkommt.

Die Sternsingeraktion beschränkt sich auf die ersten sechs Tage im Jahr. Reicht dieses Engagement aus?

Es wird Geld gesammelt, das in Projekte investiert wird. Somit ist die Sternsingeraktion in diesen Projekten das ganze Jahr hindurch aktiv und missionarisch. So gesehen ist es eine Daueraktion. Das Gehen zu den Leuten ist eine Kurzzeitintervention im Rahmen eines viel größeren Prozesses.

2013 Religion und Lebenssinn [Brixener Tageszeitung]

Tageszeitung: Herr Zulehner, Ihr Festvortrag beim Symposion „Musik & Religion“ in Brixen behandelt den Zusammenhang von „Religion und Lebenssinn“. Warum und wie gehören diese zusammen?

Paul M. Zulehner: „Was ist am Ende stärker, der Tod oder die Liebe?“ Das ist die wohl älteste Frage der Menschheit. Im alten griechischen Mythos von Orpheus und Eurydike geht es um diese Frage. Und im Evangelium auch. Siegt der Tod, erleben viele das als sinnlos. Die Religion überwindet den Tod und die Angst vor ihm und kann so Sinn eröffnen.

Die katholische Kirche hat sich lange als exklusiver Sinnspender dargestellt. Mittlerweile hat gerade die Kirche große Probleme den Menschen zu vermitteln, dass Religion und Lebenssinn zusammengehören. Liegt das an der von vielen bürokratisch und autoritär empfundenen Kirche oder ist es einfach der Lauf der Zeit?

Paul M. Zulehner: Die christlichen Kirchen in Europa sind auf bestem Weg, ihre verlorene Glaubwürdigkeit wieder zu gewinnen. Das geht am ehesten, wenn das, was die Kirche tut, ganz nahe an den Menschen ist. Eine spirituelle Kirche, die sich um jene kümmert, deren Leben nicht einfach ist und glatt verläuft, ist schon ein Segen für das Land.

Beschäftigt sich die Kirche zu sehr mit sich selbst, um noch glaubhaft auf die Probleme der Menschen einzugehen?

Paul M. Zulehner: Die Nähe zu den Menschen – und das, weil Gott allen Menschen nahe ist – ist das Hauptprogramm der Kirche. Wenn beispielsweise die Kirche angesichts des Priestermangels sich von den Menschen zurückzieht und immer größere pastorale Räume einrichtet, löst sie eigene Probleme auf dem Rücken der Menschen, zu denen sie gesandt ist. Der verstorbene Altbischof Reinhold Stecher von Innsbruck vermerkte einmal: „Nicht die Menschen ziehen sich von der Kirche zurück, sondern die Kirche von den Menschen.“ Das verlangt schon nach einer tiefgreifenden Umkehr der Kirchen.

Ein aktuelles Beispiel für die Entfernung der Kirche von den Menschen ist die Diskussion um die Kommunion für die wiederverheiratet Geschiedenen. Geht es da überhaupt noch um Religion oder nur um Macht?

Paul M. Zulehner: Ich gehe davon aus, dass diese Frage auf der nächsten Bischofssynode behandelt und eine gute Lösung gefunden werden wird. Dazu soll auch der Ablauf der Bischofssynode verbessert werden. Die Ortsbischöfe sollen ihre pastorale Erfahrung einbringen und sich als Anwälte der bedrängten Menschen verstehen, auch jener, deren Ehe aus Schuld und Tragik zerbrochen ist und die um der Kinder und auch um ihrer selbst willen nicht allein leben können. Die Kirche hat nicht zu richten, sondern zu heilen. Sie ist wie ein Feldlazarett nach der Schlacht, sagt Franziskus, Bischof von Rom.

In einem Interview sagen Sie: „Die Zeit der Volkskirche ist vorbei.“ Was meinen Sie damit?

Paul M. Zulehner: Europa erlebte Jahrhunderte, in denen es durchmissioniert war. Dafür haben die Mächtigen gesorgt, welche die Konfession der Untertanen bestimmen mussten, um so ihre Herrschaft zu sichern. Diese Zeit ist zu Ende. Heute ist Religion nicht mehr Schicksal, sondern Wahl. Das ermöglicht den Menschen, sich hinauszuwählen, aber auch hineinzuwählen.

Entscheidend für die Wahl ist aber, dass die Kirche dem Leben der Menschen guttut. Genau das war aber Jesu Programm.

Wenn man den verschwindend geringen Nachwuchs in den Priesterseminaren betrachtet, geht vor der Volkskirche die Pfarrerkirche vorbei. Was kommt danach?

Paul M. Zulehner: Die katholische Kirche versteht sich – wie in ihren Anfangszeiten - seit dem Konzil als Volk Gottes. Griechisch heißt Volk laós. Es sind die „Laien", die das Volk ausmachen. Auch die ordinierten Priester sind zunächst „Laien", die dann im Volk einen amtlichen Dienst übernehmen und sorgen, dass die Gemeinschaft in der Spur des Evangeliums bleibt. Die Priesterkirche, die sich über Jahrhunderte hin gebildet und auch bewährt hatte, weicht also wieder einer Kirche im Volk, in der niemand ohne Berufung und ohne Begabung ist und wo unter allen Mitgliedern auf Grund der Taufe eine wahrhafte Gleichheit an Würde und Berufung herrscht, so das Konzil.

Mit der Aufnahme von Laien hat die offizielle Kirche enorme Probleme. Warum?

Paul M. Zulehner: Ich erlebe das nicht so. Die Kirche braucht die Laien und weiß das auch. Die Laien leben inmitten der Gesellschaft, sind in den Gewerkschaften, führen Schulen, sind unternehmerisch tätig, machen Politik. Damit weben sie das Evangelium ins Leben der modernen Kultur ein und geben ihr in Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens ein menschliches Gesicht. Innerkirchlich tragen sie den Gottesdienst durch ihre Teilnahme mit, lesen mit anderen die Bibel und beteiligen sich ehrenamtlich an diakonalen Projekten. Manchmal leiten sie auch Gemeinden und Wortgottesfeiern: Aber das sollte die Ausnahme bleiben, denn wenn sie das auf Dauer machen, sollten sie, so die theologische Vernunft, geweiht werden. Sonst wird das Amt überflüssig.

Papst Franziskus will wieder eine Kirche der Armen. Entspricht das Ihrer Vision einer neuen „Jesusbewegung"?

Paul M. Zulehner: Jesus, so erzählt das Evangelium, zieht sich oft eine ganze Nacht lang auf einen Berg zurück, um dort in Gott einzutauchen. Wenn er dann aus Gott gleichsam auftaucht, treibt es ihn zu den Armen, zu den Aussätzigen, den Sündern, denen, deren Ehe zerbrochen ist. Und richtet nicht, sondern heilt. Dieser Weg Jesus ist auch der Weg seiner Kirche. Man kann den Satz auch falsch verstehen, aber er rüttelt auf, wenn Richard Rohr, spirituell hochbegabter amerikanischer Franziskaner, einmal klagte: „Wir haben gelernt Jesus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen." Jesu Weg gehen ist der Anfang der Anbetung.

Der neue Papst gibt sich sehr volkstümlich. Er trägt seine Tasche selbst und ruft aus heiterem Himmel gewöhnliche Leute an. Gefallen Ihnen solche Gesten und was bringen sie?

Paul M. Zulehner: Es wärmt schon das Herz, wenn erlebt werden kann, dass der Bischof von Rom nicht abgehoben ist und „alte Hüte" aufsetzt, rote Schuhe trägt und ein altes Hofzeremoniell zelebriert. Es ist ein Mann, dem man abnimmt, dass er das Erbarmen Gottes handfest erfahrbar machen will, was ja der Grundauftrag der Kirche ist. Zudem: Es wird nicht beim Lächeln und bei den Telefonaten bleiben. Er verordnet der Kirche eine tiefgehende Verjüngungskur. Die Vatikanische Kurie wird eine schlanke Dienstleistung, die Vatikanbank transparent oder gar geschlossen, die Mitsprache der Ortskirchen ausgebaut, liegen gebliebene interne Probleme werden gelöst,

wie eben die Frage von Scheidung und Wiederheirat oder wie gläubige Gemeinden sonntags Eucharistie feiern können und deshalb die Zulassungskriterien zum Priesteramt überdacht werden. Es ist eine Zeit der unverhofften Überraschungen. Also eine Zeit des Heiligen Geistes, ein Neues Pfingsten.

2013 Schenken [Kleine Zeitung]

Herr Professor Zulehner, ist Schenken etwas allgemein Menschliches, angeborenes, oder muss man es erst lernen?

ZULEHNER: Ich würde sagen, es ist angeboren. Es macht den Menschen aus. Wenn Menschen am Anfang ihres Lebens nicht die Zuwendung von Vater und Mutter erhielten, würden sie nicht aufblühen. Aus dem Nehmen entwickelt sich die Fähigkeit und die Neigung, zu geben. Wenn wir geliebt werden, möchten wir zurücklieben. Wenn wir beschenkt werden, möchten wir zurückschenken.

Was unterscheidet Schenken vom Tauschen?

ZULEHNER: Tausch ist ichbezogen, Schenken ist Du-bezogen. Das ist der gewaltige Unterschied. Beim Schenken merke ich, dass der andere mein Wohl im Auge hat.

Gibt es auch falsche Motivation zum Schenken?

ZULEHNER: Schenken hat nur einen Sinn, wenn ich weiß, der Schenkende gibt aus seinem innersten Herzen und nicht, damit ich eine Ruhe gebe. Viele Kinder werden beschenkt, um sie ruhig zu stellen.

Warum ist es ein Lustgewinn, zu schenken?

ZULEHNER: Weil es zutiefst das realisiert, was wir sind. Das ist die eigentliche Quelle der Lust. Lust ist ja nichts Oberflächliches, sondern der Vollzug dessen, was wir wirklich sind. Lust und Freude. Die Freude sitzt tiefer als die Lust, die wir sehr sexualisiert haben, an Organe gebunden.

Es gibt übertriebene Geschenke und schäbige. Wie findet man das Maß, wie finden Sie es?

ZULEHNER: Ein Geschenk drückt aus, ob ich den anderen auch erkenne. In der Genesis heißt es, Adam erkannte seine Frau. Die ganze Intimität ist eine Form des Erkennens. Wenn ich den anderen nicht kenne, kann ich ihn nur schlecht beschenken. Dann stelle ich ihn ruhig oder besteche ihn. Aber wenn ich ihn wirklich liebe, dann kann ein gutes Wort mehr Geschenk sein als ein Diamantring.

Also geht es nicht um das Maß.

ZULEHNER: Das Maß allein ist der schlechteste aller Ratgeber und Leute, die glauben, sie müssen besonders viel schenken, die haben eher eine Unsicherheit in der Liebe und möchten den anderen für die Liebe kaufen. Das ist auch in Beziehungen manchmal dramatisch. Oft ist die Abstinenz von Geschenken die Heilung der Fähigkeit, zu schenken. Lessness nennt man das heute.

Weniger haben, schenken.

ZULEHNER: Oder gar nichts. Wir wollen einander endlich wieder wechselseitig wahrnehmen, miteinander sein statt einander beschenken. Das finde ich hochintelligent. Geschenkfasten kann eine verdorbene Geschenkkultur und Geschenkspraxis heilen.

Und, haben wir die?

ZULEHNER: Gegen den Weihnachtsrummel, der unsere Arbeitsplätze sichert, darf man eh nichts sagen. Wenn nicht gekauft wird, schwächt das den Handel. Viele beschenken mit dem Kauf nicht die anderen, sondern unsere Volkswirtschaft.

Aber niemand macht es deshalb.

ZULEHNER: Nicht deshalb, aber im Bewusstsein dessen.

In der Bibel finden sich viele extreme Beispiele für Geben. Der Reiche soll alles aufgeben und dann Jesus folgen, die arme Witwe gibt ihren letzten Groschen im Tempel. Schenken wir nur schwach und verbürgerlicht?

ZULEHNER: Die biblischen Geschichten handeln davon, von Abhängigkeiten frei zu werden. Verkauf alles, dann folge mir nach. Das heißt ja, solange Du gebunden bist, wirst Du diesen Schritt nicht machen können. Seine Aufforderung zur Askese ist nicht für Weihnachten interpretierbar.

Wieso nicht?

ZULEHNER: Weihnachten heißt, da ist ein Gott, der in seinem innersten Wesen so sehr ein Schenkender ist, dass das, was er erschafft, auch im innersten Wesen schenkend ist. Wir sind Ebenbilder Gottes, deshalb ist den Menschen angeboren, dass er Freude hat an der Hingabe und nicht am sich ängstlich Festklammern.

Die Frau, die alles in den Opferstock wirft, ist ja nicht frei, sondern unvernünftig, oder?

ZULEHNER: Die Bibel sagt, sie hat das Wesen dessen verstanden, worum es geht. Dass sie wahrscheinlich mehr Mensch war als jemand, der nur etwas aus seinem Überfluss gegeben hat. Es ist gut für die Armen, dass die Leute auch aus unlauteren Gründen spenden. Wenn wir nur die lauteren Mittel nähmen, wären wir arm dran.

Warum begeistert es das Kind so, nicht zu wissen, wer schenkt? Das Christkind anonymisiert das Geschenk ja.

ZULEHNER: Wenn die Eltern sagen, das Christkind bringt die Geschenke, heißt das, es gibt noch einen heiligen Kosmos im Hintergrund, eine bergende Welt. Das Vordergründige ist noch nicht die ganze Schönheit der Welt. Ich glaube, da haben die Kinder ein Gespür dafür.

Finden sie das gut, dass man Kindern vom Christkind erzählt?

ZULEHNER: Wir erzählen ihnen ja auch die Geschichte von den sieben Geißlein und nähren so ihre kindlich reiche Welt.

Viele Kinder sind entsetzt, wenn sie herausfinden, dass es das gar nicht gibt.

ZULEHNER: In all diesen Geschichten steckt eine Geschichte, die gut bleibt. Das ist kein Bär, den ich ihnen aufbinde. Sie erzählt von einer größeren Wirklichkeit, die uns nicht so banal beschenkt, sondern viel tiefer, in dem, was wir sind und was wir können.

Wie macht man die Enttäuschung schmerzfrei?

ZULEHNER: Schrittweise. Es hat noch niemand einen seelischen Schaden erlitten, weil er draufgekommen ist, dass der Nachbar der Krampus war.

Die Verpackung, ist das eine Erfindung der Industrie oder hat sie tiefere Bedeutung?

ZULEHNER: Ich glaub schon. Sie signalisiert Schönheit, dass ich mir die Mühe gemacht habe, es schön einzupacken. Es ist Teil dessen, dass mir Schenken wichtig ist. Sonst kann ich gleich von Amazon ein Buch zuschicken lassen.

Ich kenne jemanden, der Geschenke zurückweist, wenn sie nicht eingepackt sind.

ZULEHNER: Das verstehe ich. Blöd ist nur, wenn es ein gutes Geschenk ist. Der andere Aspekt ist das Auspacken. Es gibt auch einen Striptease von

Geschenken. Ich kenne Leute, die sitzen unterm Baum und brauchen zwei Stunden, um alles auszupacken. Manche Leute sind in drei Minuten fertig, haben alles aufgerissen und gehen zum Essen. Es gehört zu Spiel dazu.

Zum Spiel?

ZULEHNER: Spiel ist ja das, was den Menschen am meisten zum Kulturwesen macht. Nicht, dass er malochen geht. Tiere tun das auch, jagen, suchen Nahrung. Den Menschen macht das Spiel aus.

Schenken ist ein Spiel?

ZULEHNER: Sicher. Spiele finden dort statt, wo menschliches Leben sich ereignet; In der letzten Tiefe und Authentizität, wo man das Herz berühren will und nicht an der vordergründigen Oberflächlichkeit bleibt.

Manchen Menschen fällt es schwer, Geschenktes anzunehmen. Ist das eine Kunst.

ZULEHNER: Ja, ist eine Kunst.

Warum?

ZULEHNER: Weil es manchen Leuten auch sehr schwer fällt, sich vorbehaltlos lieben zu lassen. Manche bedrängt es sehr, manche haben schlechte Erfahrungen gemacht, für die war die Nähe der Mutter mehr Herrschaft oder Unterdrückung. Manche waren ausgebeutet und missbraucht.

Angst sich zu verpflichten?

ZULEHNER: Wenn ich mich wirklich freue, dann bin ich bloß vor dem Anderen. Ich mache ja nicht nur das Geschenk auf, sondern mich. Das ist das Risiko beim Annehmen der Geschenke. Wenn jemand sich nicht erschließen will, nicht aufmachen will, transparent werden will, dann lässt er das Geschenk gar nicht an sich heran. Sie können niemanden küssen, der nicht geküsst werden will. Sie können es schon machen, aber es ist genauso wie jemandem ein Geschenk zu geben, der keines haben will.

Schenken Sie zu Weihnachten?

ZULEHNER: Ja, aber nur ganz wenigen Leuten. Ich war von zu Hause nicht sehr verwöhnt, Geld war nicht viel da bei fünf Kindern. Mein Vater war Chef der elektrotechnischen Abteilung und hat immer von den neuen Patenten Probeexemplare gehabt, die hat er uns manchmal geschenkt. Das war nett.

Was schenken Sie? Bücher

ZULEHNER: Das hängt vom Anderen ab. Eher nicht Bücher, Bücher sind in meinen Krisen ein blödes Geschenk.

Blöd?

ZULEHNER: Als Geschenk an die Menschen die ich schätze. Geschenk ist was Persönliches, etwa eine Einladung zu einem schönen Essen oder in die Oper.

Gemeinsame Zeit.

ZULEHNER: Ja, mir ist die Begegnung wichtiger als das Transportmittel. Ich finde es auch schöner, solche Geschenke zu bekommen.

Warum kommen in der Weihnachtszeit oft Konflikte hoch?

ZULEHNER: Die Weihnachtszeit ist bei vielen Menschen nicht friedlich. Man weiß schon das Jahr über, dass etwas nicht stimmt. Aber zu Weihnachten, unter dem Harmoniedruck, kommt es ans Licht. Weihnachten ist eine brutale

Zeit der Wahrheit. Wenn herauskommt, dass da nichts mehr ist. „Vorbei ist's mit der Gemütlichkeit, es kommt die selige Weihnachtszeit."

Nur wenn es nicht stimmt...

ZULEHNER: Ja. Weil Weihnachten ein so verdichtetes Fest ist, kann beides sichtbar werden: Der Charme einer wirklich guten Beziehung oder der Schmerz an einer nicht guten.

2013 Papst Franziskus ist anders [Hannoveransche Zeitung]

THOMAS GÖTZ

FRAGE Prof. Zulehner, was unterscheidet diesen Papst von seinen Vorgängern?

ANTWORT Er ist vor allem ein Papst, der den Blick der Kirche wieder nach außen wenden will. Er denkt universell, nicht so sehr in Konfessionen. Das Schicksal der Kirche ist für ihn nicht das wichtigste – er sieht sich als eine Art Pfarrer der ganzen Welt. Unter Johannes Paul II. oder Benedikt XVI. herrschte ein eher konservativer, ängstlicher Kurs. Franziskus handelt ganz im Geiste des Konzils, er öffnet die Kirche. Das bringt ihm viele Sympathien ein. Dabei sagt er uns auch viele Dinge, die gar nicht angenehm sind – zum Beispiel, wenn er unsere Wirtschaftsordnung anprangert oder das Flüchtlingselend in Lampedusa eine Schande nennt. Er ist bei alledem ein völlig normaler Mensch, ganz unmittelalterlich.

FRAGE Er findet viele gute Worte, doch einige Stimmen monieren schon, dass er bislang doch noch gar nichts verändert habe …

ANTWORT Wer das sagt, ist ahnungslos. Die katholische Kirche ist ein riesiges System, das sich nur mit einem langen Atem verändern lässt. Franziskus hat eine Gruppe von Kardinälen berufen, die nicht aus der Kurie kommen, um Wege zur Reform der Kirche zu finden. Und es gibt ganz klare Signale, dass er auch die beiden größten pastoralen Probleme angeht: Den Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen und den Priestermangel.

FRAGE Im Vorfeld der Familiensynode 2014 hat Rom Fragebögen in die Bistümer geschickt, um die Stimmung dort auszuloten.

ANTWORT Dass die Kirche diejenigen befragt, die tatsächlich Erfahrungen mit Ehe und Sexualität haben, ist sensationell, ein fundamentaler Kurswechsel. Sicherlich hat auch Benedikt XVI. schon gesagt, dass die Kirche nicht moralisieren, sondern heilen solle. Aber er war eben eher ein Dogmatiker als ein Seelsorger. Franziskus hat sich schon immer unter Menschen gemischt. Ihn interessiert nicht so sehr, was in klugen Büchern über die Scheidung steht, sondern wie Menschen gut weitergehen können, die unter einer Scheidung leiden. Ich bin sicher, dass er pastorale Vorstellungen mit Blick auf die orthodoxen Kirchen präsentieren wird. Dort ist es möglich, dass Geschiedene nach einer „Heilungszeit“ ein zweites Mal kirchlich heiraten können.

FRAGE Der Priestermangel hingegen dürfte eher dem Zölibat geschuldet sein.

ANTWORT Im Moment lassen wir Gemeinden ausbluten, wir verzichten auf Messfeiern – zugunsten der Ehelosigkeit von Priestern. Das ist Unsinn. Wir wissen, dass eine gute Freundin aus Argentinien Franziskus einen Rat gegeben hat: Er solle das Thema Zölibat nicht gleich im ersten Jahr angehen. Ich denke, er wird eine Politik der kleinen Schritte verfolgen.

2013 „Zehn Gedanken zur Zukunft der Kirche“

Paul M. Zulehner, geboren 1939, ist einer der bekanntesten Religionssoziologen Europas. Der katholische Priester und Schüler von Karl Rahner war bis zu seiner Emeritierung 2008 Professor für Pastoraltheologie in Wien. In seinem aktuellen Buch „Kirchenvisionen“ liefert Zulehner angesichts des Endes der „Volkskirchen“ erfrischende Impulse und kühne Bilder für eine geistlich erneuerte, lebensnahe „Jesusbewegung“.

1. Fragen zur Person / Zulehners Anliegen – in der Nachfolge Karl Rahners

Herr Professor Zulehner, wie sieht Ihr so genannter Ruhestand aus?

Die Leute sagen: Jetzt bist du in Pension, jetzt hast du viel Zeit! Ich sag darauf immer: Ich bin nicht in Pension, ich bekomme eine! Das heißt, die Anfragen sind unvermindert intensiv. Meist bin ich unterwegs zu Vorträgen und Seminaren – im deutschen Sprachraum, aber auch weit darüber hinaus. Ich war dieses Jahr schon in Taiwan und in China, in den letzten Jahren habe ich in China auch im Priesterseminar unterrichtet.

Wer sind hier im deutschsprachigen Raum Ihre Adressaten?

Das sind Organisationen, Pfarrgemeinden – katholische und evangelische. Ich habe in den letzten Jahren viele Einladungen gehabt. Im katholischen Bereich sind es Ortskirchen, Bildungswerke, auch in der theologischen Fortbildung der Haupt- und Ehrenamtlichen werde ich gern eingeladen.

Sie arbeiten hier in Wien auch mit dem Erzbischof, Kardinal Schönborn, zusammen?

Ja, soweit es notwendig ist. Er macht jetzt auch eine diözesane Strukturreform und weiß, dass ich nicht glaube, dass sie, so wie sie konzipiert ist, die beste Lösung ist. Was dort gemacht wird, ist so eine Top-down-Strukturreform, die sich vor allem am Klerus entlang orientiert: Wie viele Priester man hat, so viele Großräume schafft man und dann erst im letzten Schritt hinterher probiert man zu schauen, ob nicht auch die Seelsorge in der neuen Zeit eine tiefgreifende Veränderung braucht – was sie ja mit Sicherheit nötig hat! Aber es ist ein normales, amikales Verhältnis.

Was inspiriert Sie zurzeit? Welche Impulse regen Sie gerade an?

Was mich in der letzten Zeit sehr beschäftigt, ist: Wie kommen die christlichen Kirchen aus Ihrer konfessionalistischen Engführung heraus? Wie können wir diese sich negativ auswirkende Konfessionalisierung ersetzen durch eine neue Universalisierung? Das bedeutet natürlich eine Überwindung der Kirchenspaltung, aber weit darüberhinausgehend auch eine Plattform aller Menschen guten Willens zu bilden – in Zusammenarbeit mit Menschen aus anderen Religionen, etwa dem Islam, aber auch mit den Agnostikern und Atheisten. Die Welt kann nur Frieden haben, wenn die Religionen und Weltanschauungen Frieden miteinander haben. Die Zeit für konfessionelle und weltanschauliche Kriege sollte vorbei sein.

Und da braucht es große Anstrengungen. Denn was faktisch geschieht, sind eher wieder neue Verwebungen von Religionen oder Gegenreligionen bzw. Atheismus mit Gewalt. Und das schafft eine ganz tiefe Entfremdung. Das kann die Welt nicht mehr gebrauchen.

Wenn Sie von den „Menschen guten Willens“ sprechen, klingt das nach Johannes XXIII.

Richtig! Das ist mein liebster Papst. *(Lächelt.)*

Wer waren denn – neben ihm – Ihre größten Vorbilder und Lehrer?

Es hat begonnen damit, dass ich das große Glück hatte, in einer der besten Zeiten der theologischen Fakultät von Innsbruck dort studieren zu können. Da ist mir ganz tief bleibend in Erinnerung einerseits mein Lehrer *Johannes Schasching*, bei dem ich die Religionsforschung gelernt habe. Wir haben damals eine Studie gemacht zur Religion im Leben der Industriearbeiter, die sonst weit weg waren von der Kirche. Aber unser Verdacht war, dass sie zwar vielleicht zum Leben der Kirche keinen Kontakt hatten, aber mit der Religion durchaus in einem Nahverhältnis waren. Also Religion ohne Kirche war dann dieses Stichwort der Forschung.

Und auf der anderen Seite war natürlich für mich ganz bewegend *Karl Rahner*, mit dem ich intensiv gearbeitet habe. Mit ihm zusammen habe ich auch ein kleines Buch zur „Theologie der Seelsorge" veröffentlicht – zu seinem 80. Geburtstag – von dem ich glaube, dass es immer noch wegweisend ist für die kommenden Zeiten. Karl Rahner war mit seinem Denken der zu Ende gehenden Zeit weit voraus. Er war nicht mehr in der Vergangenheit verhaftet, sondern hat das aus dem Evangelium herausgeholt, was zukunftsförmig war. Und meines Erachtens ist das weiterhin für die nächsten Jahre spielentscheidend!

Obwohl Karl Rahner so stark von der Heideggerschen Philosophie geprägt war?

Das ist für die theologischen Begrifflichkeiten seines Anfangs wichtig gewesen, aber letztlich war sein zentrales Anliegen, wie das Evangelium zum Wohl der heutigen Menschheit wieder eingewoben werden kann in die kulturelle und menschheitliche Entwicklung, was das mit der Menschwerdung Gottes zu tun hat und mit der Einheit der Welt, dass wir als Kirche ein Zeichen der Einheit sind und nicht der Zerrissenheit – wie ja auch das Konzil sagt, an dem er sehr viel mitgewirkt hat. Das ist ganz tief Rahners Theologie, dass es um die Geschichte Gottes mit der einen Welt geht. Er sagt ja immer: Weltgeschichte und Heilsgeschichte sind deckungsgleich. Die kann man zwar theologisch abstrakt voneinander entfernen, aber in der Sache ist Weltgeschichte immer Heilsgeschichte, ist immer Gottes Geschichte mit seiner einen Welt.

Welche Rolle hat darin die Kirche?

Es kann nicht so wie früher formuliert werden, dass nur die gerettet werden, die ausdrücklich glauben und getauft sind. Sondern dass gerettet werden – siehe Matthäusevangelium – die Liebende werden! Und die Zumutung, ein liebender Mensch zu werden, ist dem Atheisten genauso aufgetragen wie dem gläubigen Protestanten oder Katholiken. Insofern eint uns dieser Auftrag, eine liebende Person zu werden. Was das bedeutet, zeigt sich ja sehr handfest in den Werken des Erbarmens und der Nächstenliebe, die die Gerichtsszene in Matthäus 25 nennt. Sie zählt ja nicht etwa auf: Kirchenmitgliedschaft, Gottesdienstbesuch und sonstwelche fromme Dingen, sondern schlicht und einfach nur: tätige Nächstenliebe bei Krankheit, Gefängnis, Durst, Hunger – diese ganz elementaren Dinge. Und wer dafür eingestanden hat, ist würdig, in das Reich Gottes zu kommen.

Wenn dieser Auftrag für Nichtchristen genauso gilt: Heißt das, Rahners Lehre von den „anonymen Christen" ist heute weiterhin gültig?

Ja, wobei man das sehr missverstehen kann. Hans Urs von Balthasar hat ja dem Rahner vorgeworfen, das wäre eine Theologie der Vereinnahmung derer, die das gar nicht wollen. Aber für Rahner war das nicht eine Theologie der Vereinnahmung durch die Kirche, sondern der Verausgabung Gottes für alle. Das ist ein völlig anderer Zugang! Nämlich, dass Gott sich für alle verausgabt, dass er auch ein Gott der Atheisten bleibt in seiner unbeirrbaren Treue. Auch dann, wenn Menschen ihn noch nicht erkennen, wenn sie ihn vielleicht ablehnen aus irgendwelchen Gründen, die eher die Kirche geliefert hat oder das Leid, an dem manche scheitern und zerbrechen und sich zum Glauben nicht mehr durchringen können. Obwohl sie sich in ihrem Reden ausdrücklich als Atheisten geben, tragen sie im Grunde ihres Herzens eine Sehnsucht, liebende Menschen zu werden, eine Sehnsucht nach Vollendung, was immer das auch ist. Und das ist Gottes Treue zu den Menschen. Gott ist auch ein Gott der Atheisten.

Was ist da nun die spezielle Aufgabe der Kirche?

Die Kirche soll zusehen, dass alles, was in der Welt die Liebe stört, abgebaut wird. Was die Liebe stört, ist vor allem die Angst vor dem Tod. Meines Erachtens ist das die ganz klare Botschaft des Evangeliums, dass der Mensch dort, wo er Angst um sich selbst hat, zu den Strategien der Gewalt, Gier und Lüge greift. Weil er Angst hat – also weil er nicht mehr vertrauen kann, weil er sich nicht losgeben / preisgeben / freigeben kann. Liebe heißt immer: sich freigeben können. Die Angst ist daher der eigentliche Feind der Liebe.

Deshalb ist es Jesus darum gegangen, den Menschen zu heilen, der „Heiland" zu sein. Und die Kirche ist berufen, in der Nachfolge des Heilands „Heil-Land" zu sein! Auf diese Spur setzt einen Karl Rahner. Und das ist natürlich nicht Heidegger, sondern das ist tiefstes Evangelium. Das ist vielleicht auch sehr viel ignatianische Mystik. Rahner, der Jesuit, hat immer gesagt: „Ich buchstabiere eigentlich nur durch, was ich bei meinen Ordensheiligen gelernt habe." *Das* hat er in die Theologie hineingebracht. Aber nicht den dem Nationalsozialismus verbundenen Heidegger.

2. Umbau statt Krise / Visionszufuhr für die Jesusbewegung

Mit dem Thema Liebe haben Sie jetzt schon eines der Zentralthemen Ihres neuen Buches „Kirchenvisionen" genannt. Lassen Sie uns einmal dessen wichtigste Aussagen durchgehen. Zunächst: Stecken wir heute in einer Kirchenkrise?

Mir ist dieses Sprachspiel nicht sehr lieb, weil es sehr missbräuchlich ist. Leute, die sagen „Wir sind in der Krise", suchen dann natürlich Schuldige für die Krise. Es gibt viele, die eher traditionalistisch denken und sich aus den Herausforderungen der heutigen modernen Zeit absetzen möchten. In der katholischen Kirche sagen diese Leute dann: „Wären wir geblieben wie vor dem Konzil, hätten wir nichts verändert, würden wir die Aufklärung, die moderne Form des Denkens und des Fühlens, weiterhin standhaft missachten, dann wäre die Kirche in Ordnung." Und sie sagen: „Die Kirche ist nicht in Ordnung, sondern in der Krise, weil wir uns verändert haben."

Es lohnt sich, dagegen zu sagen und zu denken – und der jetzige Bischof von Rom, Franziskus, vertritt ja auch wieder diese Position – „Frage nicht, in

welcher Krise wir wären, hätte es das Konzil nicht gegeben!“ Das ist genau das umgekehrte Denken! Und er sagt: Wir haben einfach, feige wie wir sind, das Konzil noch nicht zu Ende gedacht / noch nicht eingelöst / noch nicht eingeholt. Die Forderungen stehen immer noch im Raum. Nämlich Kirche in der Welt von heute zu sein, an der Seite der Armen von heute zu sein! Diese klare Option – für die Franziskus auch persönlich steht und wirbt – die ist noch nicht vollendet, noch nicht eingelöst.

Deshalb glaube ich, dass das Wort „Krise“ nicht gut ist. Ich liebe vielmehr, was Europa betrifft, den Begriff des „Übergangs“, des „Gestaltwandels“. Das heißt: Nicht die Kirche vergeht, sondern eine bestimmte Gestalt der Kirche vergeht – eine Gestalt, die zu einer Zeit passte, die heute zu Ende ist.

Welche Epoche ist das, die heute zu Ende ist?

Es ist die „Konstantinische Ära“, vor allem in der nachreformatorischen Gestalt. Das war die Zeit, wo Religion und Politik so eng miteinander verwoben waren, dass letztlich die Menschen in Österreich keine andere Wahl hatten, als Katholiken zu sein – andernfalls wurden sie ins Jenseits oder ins Ausland ausgewiesen. Und diese Zeit ist vorbei! Es kann heute jeder ungestraft Atheist oder Skeptiker sein, aus der Kirche austreten. Noch unter Ferdinand I. im 18. Jahrhundert verlor er dafür sein Hab und Gut, möglicherweise auch das Leben, er wurde zumindest vertrieben, musste auswandern. Unter diesen Bedingungen war es natürlich vernünftig, Christ bzw. Katholik zu sein. Das war eine erzwungene Christlichkeit.

Diese Zeit ist definitiv zu Ende. Das Problem der heutigen Kirchen besteht darin, dass sie immer noch versuchen, diese herkömmliche Gestalt von Kirche zu retten. Da machen wir auf Teufel komm raus Strukturreformen, die aber völlig phantasielos sind, die nichts Anderes machen als den überkommenen Kirchenbetrieb herunterzufahren. „Downsizing“ heißt das in der Fachsprache der Organisationsentwickler. Aber wir ändern nicht das Gesamtkonzept, die Gesamtgestalt der Kirche. Um die Gestalt der Kirche in dieser Übergangszeit schöpferisch neu entwerfen zu können, kann ich mich nicht an den alten Parametern orientieren, sondern ich muss sagen: Was ist die Vision der Kirche von heute? Und dafür brauche ich dann eine Gestalt. Ich brauche also zuerst den Wein – und dann den Schlauch. Aber wir machen Schläuche – und haben keinen Wein!

Diese derzeitige Strukturreform in allen christlichen Kirchen, die nur auf den Mangel schaut – nämlich auf den Geldmangel, auf den Schwund der Kirchenmitglieder, auf das Fehlen der jungen Leute, in der katholischen Kirche auf das Fehlen der ehelosen, zuweisbaren Priester – kommt mir völlig visionslos vor. Und wo die Visionen fehlen, ist natürlich eher lähmende Resignation und Stagnation. Die Versuchung zur inneren Emigration ist bei vielen katholischen Hauptamtlichen massiv. Das heißt: vor der Wahl dieses neuen Papstes. Denn der irritiert natürlich solche Entwicklungen.

Herrscht jetzt ein anderer Wind in der katholischen Kirche – seit dem Amtsantritt von Papst Franziskus?

Zumindest sind jetzt die Leute, die auf dem Weg der Entfernung waren – und trotzdem bezahlt wurden – hoch irritiert, weil ihr Auszug nicht mehr so schick ist, Die Resignation kriegt nicht mehr Applaus, sondern muss sich jetzt

messen an diesem kühnen Bischof von Rom mit seinen unerwarteten und originellen Stellungnahmen, Optionen, Positionen, Bildern und Aussagen! Es ist ja wirklich eine richtige Herausforderung, wenn man das ständig verfolgt: Der liefert uns ja ständig Verunsicherungen in unserem herkömmlichen Elend!

Also ich hoffe, dass die Zeit des Jammerns jetzt einmal vorbei ist. Viele meiner Bekannten, die im Zuge der inneren Emigration waren, sagen nun: „Na, jetzt bin ich gespannt, ob er wirklich was verändern kann!“ Und die Konservativen, so wie der Kölner Kardinal, sagen: „Na, hoffentlich macht er nicht lange! Damit es dann so wie unter Benedikt weitergehen kann.“ Es ist ja ein richtiger Kurswechsel jetzt in der katholischen Kirche – ein Kurswechsel von oben.

Haben Sie den Eindruck, dass das ein wirklich substantieller Kurswechsel ist? Oder sind das nur kosmetische Veränderungen?

Man wusste ja schon seit Jahren: Bei der Wahl Benedikts war Bergoglio der eigentliche Gegenkandidat gewesen – der Gegenkandidat der Aufgeschlossenen, des Kardinal Martini, der konziliaren Richtung. Man hat aber dann den Benedikt gewählt. Und wenn man jetzt den Bergoglio wählt, heißt das: Der Kurs Benedikts ist out. Ja, mit Sicherheit! Und darum diese Aufregung unter den Konservativen.

Erinnert Sie das ein bisschen an die Wahl von Johannes XXIII. und an das, was darauf folgte?

Franziskus kann auf diesem Wege sein. Aber es ist nach einhundert Tagen zu früh, zu sagen was wirklich daraus wird. Schade wäre es, wenn es nur rituelle Gesten blieben, die bewundernswert und originell sind. Aber „Schwarze Schuhe statt rote Schuhe“ macht noch nicht die neue Kirchenpolitik aus.

Herr Zulehner, Sie haben gesagt, wir bräuchten Visionszufuhr. Was ist denn die christliche Ursprungsvision? Was ist der Kern der christlichen Botschaft? Wie würden Sie ihn religionsfernen jungen Leuten erklären?

Ich war unlängst mit zwei 15-Jährigen zusammen, weil deren Eltern mich gebeten hatten, für die beiden Jungen Firmvorbereitung zu machen. Dabei war mein Ziel, zu erreichen, dass die beiden – bevor sie ihre Bereitschaft erklären, sich firmen zu lassen – auf einem Bein stehend mir erklären können, was in ihren Augen die Vision Jesu für seine Bewegung war. [Ich rede zurzeit lieber von der „Jesusbewegung“ als von der „Kirche“, weil der Begriff der Kirche so beschädigt ist – jedenfalls war nach all den Studien, die uns da Recht geben.]

Also die Frage ist: Was habe ich als 15-Jähriger für gute Gründe, mich der Jesusbewegung anzuschließen? Was macht mich wild entschlossen, zu sagen „Das mache ich!“ – auch wenn es viele meiner Altersgenossen nicht mitmachen – und zwar so, dass es nachhaltig mein Leben prägt und mein Handeln bestimmen wird? Und da war meine Meinung: Das kann ich ihnen nicht vorgeben, sondern da muss ich sagen: Lest mal ein bisschen hinein in die Jesusgeschichte! Was berührt euch? Wo spricht euch diese alte Erzählung an?

Die machen das dann. Und es kommt immer wieder das Gleiche heraus – es kann ja auch nicht anders sein: Auf der einen Seite sehen sie dann plötzlich die Armen der Welt, weil sie merken, dass der Weg Jesu immer zu denen

führt, die der Heilung bedürfen – sei es psychisch oder physisch. Ob Aussätziger oder Ehebrecherin ist im Grunde genommen dieselbe Partie in der Jesuserzählung.

Und auf der anderen Seite geht dieses „Herabkommen in die Niederungen" nur, wenn man von einem „Berg" herabkommt, also, wenn man bei diesem Risiko des Zugehens auf die anderen zutiefst verankert ist in einem Gott, der einen trägt und hält – bis in den Tod hinein. Das Risiko der selbstlosen Verausgabung für die Armen kann dann eingegangen werden, wenn ich weiß, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. Dass ich deshalb alles hergeben kann, weil mein Reichtum nicht ich selbst bin, sondern Gott für mich ist.

Wenn der Tod nicht das letzte Wort hat – was dann?

Die Liebe natürlich, die Gott selber ist! Und so gesehen reduziert sich alles auf das, was Jesus ja unentwegt gesagt hat, das Wesen seiner Botschaft: „Liebe Gott und den Nächsten wie dich selbst!"

Wobei das „Wie dich selbst" wahrscheinlich das Vergessenste und Schwierigste ist. Den Feind in sich selber zu lieben und sich auch dort noch vergeben zu können, wo man schuldig geworden ist – das fällt vielen ganz schwer. Mit der Schuld zu leben und auch dann noch damit zu rechnen, dass wir uns vor Gott sehen lassen können vor jeder Leistung und in aller Schuld! Das ist, glaube ich, die jesuanische Formel. Das ist keine Beliebigkeitsformel, sondern eine Formel des radikalen Vertrauens in das zuvorkommende Erbarmen Gottes.

Wir sind kein „worthyness contest", sagt Richard Rohr. Es darf also bei uns kein Ringen darum geben, wer würdiger ist. Das haben wir ja lange gemacht und am Schluss hatten wir dann die „Hochwürden" und die „Ehrwürden", wir haben lauter „Würdige" gehabt. Und dann haben wir gesagt: „Nur wer würdig ist, darf hinzutreten." Das ist ja die grimmigste Sache! – Wobei sie ja dann alle, bevor sie hintreten [zur Eucharistie] sagen: „Herr, ich bin nicht würdig etc." Und trotzdem verlangen wir aber, dass die Leute würdig sind. Statt, dass wir nur verlangen zu wissen: „Wir sind eigentlich nicht würdig und genau deswegen treten wir hin!" Das wäre eigentlich die Haltung des Glaubens, die wir brauchen, wenn wir in den heilenden Raum des Heil-Lands eintreten! Also ich glaube, in diese Richtung geht es. Und wir lernen heute sehr, das zu elementarisieren.

Was ist der große heilsgeschichtliche Hintergrund, vor dem das geschieht?

Es geht schlicht um das Projekt der Zumutung Gottes: Aus Liebe heraus kreiert er die Schöpfung. Gottes Ziel ist, dass seine Schöpfung ihre Vollendung in der Liebe findet; sie soll eine Zivilisation der Liebe werden! Jesus nennt dies das „Reich Gottes". Das bedeutet, im Herrschaftsbereich der Gottesliebe kann eine gerechte, friedvolle Zivilisation der Liebe entstehen. Und dafür sollte die Kirche sich stark machen, dass in der einen Welt die Liebe aufblüht und die Angst kleiner wird! Mit der Angst wird zugleich auch die Versuchung von Gewalt, Gier und Lüge kleiner.

Das ist tatsächlich eine große „Zu-Mutung".

Ja, aber zugleich dürfen wir darauf vertrauen – was ja Jesus auch sagt – dass wir das nicht aus eigenem Vermögen vollbringen müssen. Wir dürfen vielmehr darauf zu vertrauen, dass diese Kraft Gottes umso mehr in die Welt fließen

kann, je mehr wir Reben an seinem Weinstock sind. Das ist wie ein vitaler Belebungsvorgang: Nicht aus uns heraus werden wir Liebende, sondern weil wir uns zuvor schon als geliebt erfahren. Rahner hat das in seinem Gespräch zur „Theologie der Seelsorge heute“ ganz trocken formuliert: „Denn Du kommst unserem Tun mit Deiner Gnade zuvor.“ Das ist Kirche!

Das ist auch sehr evangelisch.

Natürlich, das ist christlich! Das sind unsere gemeinsamen Wurzeln. Und darum denke ich: Wir brauchen eine Theologie jenseits der konfessionellen Theologien! Wir müssen so elementarisieren, dass es allumfassend – und in diesem Sinne „katholisch“ – ist. Katholisch meint hier nicht mehr das konfessionelle „römisch-katholisch“, sondern nach der eigentlichen Wortbedeutung: „allgemein“, „universell“. Wie Ihr Evangelischen ja auch im Glaubensbekenntnis sagt: „Wir glauben an die allgemeine/christliche Kirche.“

Die Kirche ist da nicht Selbstzweck, sondern Instrument?

Nur Instrument! Und ich glaube, wir müssen wieder in eine Zeit kommen, wo wir die Kirche massiv relativieren – in des Wortes doppelter Bedeutung. Relativieren heißt: In die Schranken weisen, herunterfahren, weniger wichtig ansehen, uns nicht dauernd damit beschäftigen. Was wir zurzeit tun, ist das, was ein Patient tut, wenn er krank ist: Er beschäftigt sich mit sich selber. Also dieser neurotische Kirchennarzissmus ist ein Krankheitszeichen der Kirche. Und sie wird gesunden, wenn sie lernt, wieder von sich abzusehen.

Aber im ersten Schritt muss sie sich ja erst einmal ihre eigenen Probleme bewusstmachen.

Ja gut, das ist schon klar. Aber die Therapie heißt: Von sich absehen lernen! Das wird Heilung bringen. Das geht aber nur, wenn auch die zweite Bedeutung von Relativität in den Blick kommt: in Beziehung sein, stärker bezogen sein auf jenen Gott, der in Christus und in seinem Geist am Werk ist. Das meine ich mit „Relativität“ im doppelten Sinn dieses Wortes. Wer sich auf Gott bezieht, nimmt seine eigene Wichtigkeit zurück.

3. Das Ende der konfessionalistischen „Volkskirche“

Lassen Sie uns an diesem Punkt unseres Gesprächs noch einmal genauer hinschauen auf die aktuelle Situation der Kirche. In Ihrem Buch schreiben Sie: „Es gibt heute viele Katholiken und Protestanten, aber darunter nur wenige Christen.“ Was meinen Sie damit?

Das ist eine Frucht der Geschichte: Um nach den Religionskriegen den Frieden in Europa wiederherzustellen, konnten die Herrscher bestimmen, zu welcher Konfession die Untertanen gehören. Wir haben dann – nach einem massiven Prozess der konfessionellen Säuberung – einen von oben auferlegten Katholizismus oder Protestantismus gehabt. Das war Schicksal, ausweglos, unentrinnbar. Und das ist tief in die Kultur eingegangen.

Es gab dann praktisch konfessionelle Kulturen. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die katholische Kultur Bayerns, Österreichs, des Rheinlandes – mit einer tiefsinnlichen Ausprägung, wenn Sie etwa an den Karneval in Mainz denken. Und andererseits die Kultur Ostdeutschlands oder Preußens, das sinnenarme protestantische Glaubensmuster: sehr auf Wort und Rationalität

orientiert, hervorragende Predigten, exzellente Bildung. In der Bildungsfrage waren die Protestanten den Katholiken in Deutschland ja immer weit voraus.

Und dann kam als Reaktion auf den Konfessionalismus, auf die tragische Verwobenheit von Religion und Gewalt die Zeit der Aufklärung. Die Aufklärer sagten: Um des Friedens willen, muss eine Religion her, die nicht mehr konfessionell geprägt ist. So kam es zunächst zu einer Entkirchlichung des Christentums, dann zu einer Entchristlichung der Religion. Und erst ganz im letzten Schritt kam dann die Entstehung des Gegenchristlichen, das heißt: des Atheismus. Das ist aber erst im späten 18. Jahrhundert in Frankreich aufgekommen, weil vorher ja alle erklärten Atheisten auf dem Scheiterhaufen gelandet wären. Die hatten ja im konfessionalistischen Zeitalter überhaupt keine Chance, sich zu artikulieren.

Und trotz alldem prägen uns die konfessionalistischen Traditionen bis heute.

Ja. Man lässt die Kinder katholisch taufen, wird katholisch beerdigt. Man lässt die Kinder evangelisch taufen, wird protestantisch beerdigt. Das Konfessionalistische sitzt immer noch tief in unserer Kultur. Und auf der anderen Seite merken die Leute: Sie sind heute nicht mehr zwangsweise an die Religion gebunden, weil es seit der Aufklärung in einem fortschreitenden Prozess zu einer Entflechtung von Kirche und Staat, von Kirche und Gesellschaft gekommen ist.

Manche Leute nennen das „Säkularisierung“, ich halte das für unsinnig. Es ist im Grunde genommen nur ein Auseinandertreten von Staat und Kirche. Und das schlägt sich natürlich auch im Bewusstsein der einzelnen Menschen nieder. Das sind dann in ihren Augen verschiedene Bereiche: hier profane, dort religiöse.

Und wenn man noch aus Tradition dazugehört, stellt sich jetzt die Frage: Ist das auch durch die Person gedeckt? Das, was früher Schicksal war, ist heute zur Wahl gestellt. Man muss das wählen. Und wählen heißt: Man kann sich hineinwählen, man kann sich herauswählen. Man kann auch dazwischen auswählen, nimmt sich also das aus dem Kosmos der christlichen Tradition heraus, was sich zu einem gut anschmiegt und fügt. Und so haben wir eine unglaubliche Pluralisierung.

Es ist anzunehmen, dass im Zuge dieser Verschiebung vom Zugewiesenwerden zum Selbstwählen die Zahl jener abnehmen wird – durch Bereinigung, durch Austritte – die nur dazugehören, ohne das selbst gewählt zu haben.

Und jetzt nenne ich das Zugewiesene „Katholik“ oder „Protestant“ und das Selbstgewählte „Christ“. Das heißt, „Katholischsein“ bzw. „Protestantischsein“ einerseits und „Christsein“ andererseits nähert sich immer mehr an. Wir gehen auf eine Zeit zu, wo das einander viel näher ist als noch in den Nachkriegsjahren, wo die Traditionen noch unbestritten waren, schon auch als Reflex auf das Elend des Nationalsozialismus. Das war ja eine Zeit, wo die Kirche eine relativ hohe Reputation hatte. Erst die 1968er Revolution hat dann die institutionelle Seite in allen Lebensbereichen aufgelöst: in der Ehe, in der Gewerkschaft, in der Kirche. Die kamen dann alle in die Krise.

Nun stellt sich die Frage: Wie gehen die Kirchen um mit dieser Austrittswelle, dieser – wie Sie es nennen – „Bereinigung“?

Das fordert die Kirchen natürlich massiv heraus. Denn bisher fanden sie die Mitglieder vor. Noch dazu mit Kirchensteuern. Dieses Modell hat ja der Hitler zugelassen aus Rache an der Kirche, weil er gedacht hat: „Wenn die zahlen müssen, dann gehen sie!“ Nun sind ja von den guten Katholiken nicht so viele gegangen, wie der Hitler gedacht hatte. Aber die Menschen werden angesichts der zwangsweisen Kirchensteuer provoziert, sich zu fragen: Ist mir das Bleiben in der Kirche diesen Steuerbetrag wert? Was bindet mich eigentlich?

Wie können die Kirchen damit umgehen?

Die Kirchen müssen lernen zu sagen: Auf der einen Seite beseitigen wir alle Irritationen, die das Verhältnis zwischen den Menschen und der Kirche stören. Da sind wir ja in den letzten Jahren in der katholischen Kirche überfleißig dran gewesen: die Benachteiligung von Frauen, die verkrampfte Haltung in Sachen Sexualität, die Kindesmisshandlung, die vordemokratische Kirchenstruktur – all das muss man abbauen.

Aber wenn man das abgebaut hat, hat man noch nicht gewonnen. Denn, so auch die Studie von Allensbach / meine österreichische Studie: Zukunftsentscheidend wird sein, ob es gelingen wird, Bindungskräfte in den Menschen zu schaffen, dass sie sagen: „Ich schließe mich der Jesusbewegung an – und damit werde ich [zugleich ein aktives Mitglied der] Kirche!“ In dieser Reihenfolge. Und ich glaube, da haben wir noch sehr viel zu tun, um die Menschen für die Jesusbewegung zu gewinnen.

Das erfordert einen gewaltigen Perspektivenwechsel.

Ja. Und dazu gehört auch ein Zweites: Nachdem die verordnete Christlichkeit des konfessionellen Zeitalters damit gerechnet hat, dass 100 Prozent der Bevölkerung zu uns gehören, haben wir uns leider angewöhnt, alle statistischen Entwicklungen unserer Zeit mit dem Etikett „nur noch“ zu versehen. Das heißt, wir messen die Gegenwart mit vergangenen Kriterien, weil wir insgeheim sagen: „Eigentlich gehören uns alle! Warum werden wir immer weniger? Warum sind wir nur soundso viele?“

Das neue Denken müsste sagen – und dazu braucht es einen grundlegenden Perspektivenwechsel: Wir rechnen jetzt nicht mehr von 100 herunter, sondern von Null hinauf – und sagen: Bei wie vielen gelingt es uns denn – Gott sei Dank, sowieso – sie mit den Visionen der Jesusbewegung zu infizieren und über diesen viralen Infekt der Jesusbewegung zuzusehen, dass sie in unsere Gemeinschaft der Jesusbewegung eintreten und mitarbeiten?

Das heißt, die Kirchen werden kleiner, aber stärker werden – weil sie an Substanz gewinnen. Silvanus von Marseille hat im 5. Jahrhundert gesagt: „Und dann wurde die Mutter Kirche groß und ist dadurch krank geworden.“ Heute wird sie kleiner und es besteht die begründete Hoffnung, dass sie dadurch auch gesundet.

Wir können also auf ein „Gesundschrumpfen“ hoffen?

Ich nenne das absichtlich nicht so, weil ich immer noch ein Fan einer gewissen Größe der Kirche bin. Denn nur in einer Großkirche ist man frei. Die Religionsfreiheit innerhalb der Kirche hat sehr wohl was mit Größe zu tun. Wenn du in einer sektoiden Gruppe bist, bist du nicht mehr frei. Das ist ja manchmal auch der Trick von geistlichen Bewegungen, die unfreie

Bewegungen herstellen, um Erfolg zu haben. Die trauen nicht der Kraft des Evangeliums, sondern trauen der Gruppendynamik durch Organisation.

Ich selbst komme ursprünglich aus einer kleinen Freikirche. Deshalb würde ich das, was Sie sagen, eher auf Sekten beziehen als auf Kleinkirchen. Die Freikirche meiner Kindheit zum Beispiel neigt sicher hier und da zur Provinzialität, aber es gibt dort genauso viel innere Freiheit wie in den Großkirchen.

Ich wollte nichts sagen über die Freikirchen. Sondern ich wollte nur sagen, wie man von einer Kirche zur Sekte kommt. Und das geschieht, wenn man die kritische Masse in der Gesellschaft verliert und sich daher ins Ghetto zurückzieht. Kirche ist immer Stadt auf dem Berg, Licht der Welt, und nicht ein Verein zur religiösen Selbstbefriedigung!

Das heißt, die Zeit der Volkskirche ist vorbei?

Ja, die ist sowieso vorbei. Denn „Volkskirche" heißt: „Wer zum Volk gehört, der gehört zur Kirche." Das war vormodern, das war die konfessionalistische Ära nach der Reformation. Dort passt der Begriff „Volkskirche". Heute kann es bestenfalls eine „Kirche im Volk" geben. Und das ist biblisch, das ist „Israel unter den Völkern", „Kirche unter den Menschen." Aber „unter den Menschen"! Und daher ist die Mission der Kirche neu zu definieren.

4. Kosmischer Christus und Vollendung der Schöpfung

Früher hieß es „Außerhalb der Kirche kein Heil." Gehört diese harte Abgrenzung der Geretteten von den Verdammten heute in den Papierkorb?

Wir haben ja traditionell, als wir Europa lückenlos durchmissioniert hatten, gesagt: „Wer dazugehört und dem entsprechend moralisch lebt, der wird in den Himmel kommen." Heidelberger Katechismus, wörtlich nachzulesen. „Wer glaubt und getauft wird, kommt an." Das konnten wir für alle sagen – ohne Einschränkung. Heute lebt ein aufrechter Christ ständig mit seinen ungläubigen Verwandten zusammen, womöglich mit den eigenen Kindern, die ihre eigenen Wege gehen, obwohl wir ihnen als Eltern ein super Vorbild gegeben haben! Was hat Gott mit denen im Sinn? Kann man wirklich sagen, dass die alle des Teufels sind?

Wie wir es ja früher eindeutig gesagt haben. Da haben wir die Buddhisten und die Hinduisten, die Maoisten und die Atheisten alle gleichzeitig in die Hölle gegeben. Die Frage war nur – etwa bei Augustinus: Wie wenige werden aus der „massa damnata" gerettet? Und da hat man sich ja wahnsinnig angestrengt... [um zumindest die eigenen Verwandten zu retten]. Ich habe vorgestern in Karlsruhe den Leuten ein Bild gezeigt mit der Taufspritze von 1850: Damals hat man gesagt: Wenn die Geburt schwerfällt, wenn das Kind nicht zur Welt kommen wird, dann muss man zumindest schauen, dass das Kind im Mutterschoß mit dem Taufwasser erreicht – um es zu retten! Das war Heilspanik, theologisch begründete Heilspanik!

Und da sagt Karl Rahner in einem Artikel 1979: Der Durchbruch des II. Vatikanischen Konzils und seine bleibende Bedeutung besteht darin, dass wir heute – unwidersprochen von der kirchlichen Gemeinschaft – fragen dürfen, ob wir hoffen dürfen, dass Gott am Ende alle rettet. Das ist kein Wissen, dass es so ausgeht, aber es ist eine Hoffnung. Es ist nicht, dass wir so gut sind und daher eh' alle in den Himmel kommen, wie die Wiener sagen würden. Sondern es ist ein Vertrauen auf die rettende Macht Gottes!

Gott – so die Kirchenväter des griechischen Ostens – wird selbst den letzten Feuersee noch finale Chance nützen, um das Gold der Schöpfung so zu reinigen, dass am Schluss alle in die Vollendung eingehen. Und drum hoffe ich für Stalin, Hitler und mich! *(Lächelt.)*

Was für ein Trio!

Ja, so ist es, glaube ich, ernstzunehmen. Denn das sind die gefährlichsten Fälle.

Vorhin im Zusammenhang mit der Gerichtsszene aus Matthäus 25 haben Sie aber selbst eine Schwelle für die endgültige Rettung genannt: Sie sagten zwar, Kirchenmitgliedschaft und Gottesdienstbesuch werden dann keine entscheidenden Kriterien sein, aber die tätige Nächstenliebe sehr wohl. Hier ist also wieder eine Schwelle, eine Bedingung fürs ewige Heil, die bei weitem nicht alle erklimmen werden. Oder?

Nein! Denn das ist mein Vertrauen in Gott, dass er mit seinem Geist am Grunde des Herzens so viel Liebe weckt, dass er keinen am Schluss verurteilen muss. Das ist seine rettende Macht! Und damit das völlig klar wird, wo der Weg aller hinführt, wird er Mensch und gibt uns in Jesus das Modell der Erlösung. Und drum sagt ja auch Jesus: Folgt mir nach!

Der Richard Rohr schreibt darüber ganz toll: „Und dann haben wir gelernt, Jesus anzubeten, damit wir ihm nicht mehr nachfolgen müssen!“ Ein toller Satz, den müssen wir wirklich ehrlich erwägen.

Wo schreibt er das?

In irgendeinem Vortrag habe ich das gehört. Über „The Cosmic Christ“ hat er in New Mexico drei Vorträge gehalten, die sind auf seiner Homepage, da kann man die herunterladen. Also hoch spannend: Jesus als der Archetyp jeder menschlichen Geschichte! Durch Leben, Leiden, Tod in die Hände Gottes zu fallen und zu hoffen, dass man dann in die Vollendung eingeht.

Jesus Christus ist da der Erste, und weil er von Raum und Zeit freigesetzt ist, kann er alles an sich ziehen. „Wenn ich am Kreuze erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen.“ Das legitimiert natürlich Theologen der Gegenwart wie Teilhard de Chardin oder Henri Boulad oder viele andere – ich zähle mich auch dazu, auch Benedikt XVI. hat sehr in diese Richtung tendiert – dass es vom vollendeten Kosmos jetzt auf jeden Fall schon das Haupt gibt. Das steht ja auch in der Bibel, im Kolosserhymnus: „Er ist der Erstgeborene der Schöpfung.“ Und dass er als Haupt es dann mit dem heiligen Geist schafft, durch viele Reinigungs- und Förderungsvorgänge hindurch am Ende Gott alles in allem sein zu lassen. (1. Korinther 12,28: „Am Ende wird Gott alles in allem sein.“)

Und da sagt der Gregor von Nazianz: „Wo soll da noch Platz sein für Sünde, Tod und Teufel? Das kann nicht sein, sonst wäre der Sieg Gottes noch nicht vollendet.“ Das ist die Hoffnung der ostkirchlichen Tradition, die viel optimistischer ist als unsere westliche Tradition [die ist heilspessimistisch]. Viele der Konzilstheologen – Henri de Lubac, Yves Congar, Karl Rahner – hatten die griechischen Kirchenväter gelesen. Von dorther haben sie die erneuernde theologische Kraft bezogen. Deshalb sagt der Rahner: „Es ist uns nicht mehr widersprochen zu fragen, ob wir hoffen dürfen, dass am Ende Gott alles rettet.“

Jetzt kommt natürlich der berühmte Einwand [Sie haben ja Theologie studiert]: „Der Origenes ist deshalb verurteilt worden, weil er gesagt hat, es gebe die *Apokatastasis panton!*“ Aber dazu kann ich nur ganz nüchtern und trocken sagen: Der Origenes hat halt in dieser Auseinandersetzung zuviel gewusst und zu wenig gehofft! Das war sein Fehler. Übrigens setzte sich der Origenes da mit der Reinkarnationslehre auseinander und nicht mit der Frage der Enderlösung. Es hat also einen ganz anderen theologischen Ort, wo er darüber nachdenkt.

Mein Großvater, der methodistischer Bischof war, hat zur Frage der „Apokatastasis panton“ nur bemerkt: „Ein Ochs ist, wer nicht dran glaubt, und ein Esel, wer drüber spricht.“

Ja, das glaub ich auch. Dass das die eigentliche Botschaft des Evangeliums ist: „Leute, Gott würdigt euch zu so Großem! Ihr könnt Euch gar nicht ausdenken, was er Euch bereitet und was er für euch will: einzugehen in diese vollendete Gestalt der Schöpfung! Das ist das Licht der Welt.

Und die andere Botschaft heißt, Salz der Erde zu sein: An all dem heilend mitwirken, was das Wachsen und Reifen in der Liebe beschädigt und stört. Und nach allem, was man heute weiß, ist das die Angst – und aus der geboren: Gewalt, Gier und Lüge.

Das ist heute profane kulturanthropologische Erbsündenlehre. Es ist ja hochinteressant, dass die außerhalb der Kirche entwickelt wurde. René Girard und Monika Renz sind zum Beispiel zwei verlässliche Zeugen der außerkirchlichen Erbsündentheologie. Und die halte ich für sehr plausibel. Denn wer heute die Welt anschaut, der sieht Gewalt = Terrorismus, Gier = Finanzkrise, Lüge = Korruption. Sie haben das völlig akut zurzeit, was uns eine Kultur der Liebe und der Gerechtigkeit und des Friedens zerstört.

Und da sollte die Kirche sagen: „Leute! Gewalt, Gier und Lüge sind im Grunde genommen alles Beschädigungen dessen, worauf die Sehnsucht eures Herzens letztlich hinwill: eine Liebe in Frieden, Gerechtigkeit und Wahrheit. Und die Angst – und daraus geboren Gewalt, Gier und Lüge – sind die größten Feinde genau dieser Absichten Gottes.

Wir [als Kirche] sind dann zusammen mit Gott selber und dem uns geschickten Heiland „Heil-Land“. Das ist, glaube ich, das Doppelte, was Jesus meint, wenn er sagt: „Seid Licht und seid Salz!“ Mehr haben wir nicht zu tun heute. Das reicht doch.

5. Das Parochialnetz als „Netz des Hinschauens“

Lassen Sie uns von der ganz großen Vision noch einmal zurückkommen zur aktuellen Situation der Kirche, zum Ende der „Volkskirche“. Heißt das, wir müssen lernen, die Sterblichkeit von Gemeinden, von früher christlich geprägten Regionen wie Ostdeutschland, hinzunehmen? Heißt das, dass die Kirche sich allmählich aus der Fläche zurückziehen wird?

Wir wissen ja noch nicht, wie die Gestalt der Kirche morgen aussehen wird. Das wissen wir erst, wenn die Visionen gegriffen haben. Mir ist ja ein sehr zentraler Text bei Jesaja wichtig geworden (43,19): „Seht her, ich mache etwas Neues. Merkt ihr es noch nicht?“ Das heißt, es ist ja schon im Kommen. Aber wir sehen es noch nicht deutlich genug.

Wir müssen dem Geist wieder mehr zutrauen. Das sagt ja auch der neue Bischof von Rom, der Franziskus: „Traut doch wieder dem Geist mehr! Sperrt ihn nicht ein, domestiziert ihn nicht! Seid kühn!“ Er wünscht sich für die katholische Kirche – man muss sich das vorstellen! - „eine kühne Redefreiheit“! Welcher Papst hat das in der letzten Zeit denn gesagt? „Ich wünsche mir eine kühne Redefreiheit“! Ich denke, er wünscht sich, dass Gottes Geist wieder eine Chance erhält, dass das neue Pfingsten, das Johannes XXIII. wollte, nicht auf der Strecke bleibt, und „der Geist nicht ausgelöscht wird“, so Rahner in einer berühmten Rede auf dem Salzburger Katholikentag 1963 schon, also während des Konzils: „Löscht den Geist nicht aus!“ Ich glaube, wir sollten schauen, was wächst und wächst. Und dann wird die Kirche eine Gestalt finden, wo sie ganz neu an den Menschen – an den Leidenden – dran ist. Das eigentliche Problem ist, dass der jetzige Strukturwandel die Kirche strukturell von den Menschen abzieht.

Es kann schon sein, dass dann manche Gemeinden sterben werden und dass andere sich fusionieren, wenn sie nicht die kritische Masse haben. Oder dass sie mit anderen kooperieren, wenn sie in der Bildungsarbeit, in der Mitarbeiterschulung, im Konfirmandenunterricht zu schwach sind. Die Schlüsselfrage heißt: Haben wir wild entschlossene gläubige Menschen, die der Jesusbewegung beigetreten sind? Und haben sie erkannt: „Wenn du ein Sohn und eine Tochter Gottes bist, dann bist du immer schon in einer Gemeinschaft“? Denn die Einheit der [vollendeten] Welt wird schon abgebildet in eurer Einheit, die aus Gott wächst. Gleichzeitig kann das Entstehen von christlichen Gemeinden und Netzwerken sehr plural, sehr vielfältig sein. Da werden sicher nach wie vor sehr viele [verortete/geordnete] Gemeinschaften dazugehören. Aber die Pfarrgemeinden sind längst nicht mehr Territorialgemeinden – das hat mit Fläche nichts mehr zu tun: Das sind fast alle Personalgemeinden geworden.

Aber wenn ich Ihr Buch richtig verstanden habe, finden Sie es doch schwierig, wenn sich die Kirche aus der Fläche zurückzieht und fern ist, weil die Leute ja doch nicht diese weiten Wege auf sich nehmen.

Ich fänd`s erstens einmal schade, wenn die Kirche nicht den Raum abgrenzt, wo sie mit diakonaler Aufmerksamkeit hinschaut. Das Pfarrnetz garantiert den Kirchen ein lückenloses Netz des Hinschauens auf die versteckten Armen! Man weiß sich als Pfarrgemeinderat zuständig für die Menschen im Territorium der Pfarrgemeinde. Eine geistliche Bewegung kann auch diakonal sein, aber die sucht sich ihr Luxusprojekt – elitär. Die Pfarrgemeinde *muss* hinschauen.

Und ich sage, so lange wir uns den Luxus leisten können, dass wir das Netz des Hinschauens haben [sollten wir das auch nutzen]. Und wir haben wirklich, auch wenn wir Priestermangel haben, noch keinen so gravierenden Mangel an Gläubigen, dass es nicht diese lokalen Glaubensglutkerne gibt. Die gibt es! Und man tut den katholischen Gemeinden, die es jetzt gibt, völlig unrecht und man schadet ihnen, wenn man sie nicht eucharistiefähig macht.

Bei uns in der katholischen Kirche ist ja die Strukturreform die Rettung des Zölibats und sonst nichts! Das ist ja keine Innovation einer neuen Gestalt der Kirche. Man sagt eben nur: „Wie viele Pfarrer haben wir? Und dann machen wir die Räume so groß, dass jeder Raum einen Pfarrer hat.“ Punkt. Man schaut

zwar schon, dass in diesem Raum noch ein bisschen was Qualitätsvolles geschieht, aber das sind Fußnoten.

6. Die speziellen Herausforderungen des Protestantismus

Lassen Sie uns einen Schwenk zu den Evangelischen machen. Sie haben vielfach gesagt: In Europa säkularisieren sich besonders stark die zuvor protestantisch geprägten Regionen – und die katholischen weniger. Woran liegt das?

Das habe ich bei keiner Synode ausgelassen [bei der ich als Gastredner geladen war], vor allem dort nicht, wo ich zuvor eine riesige Vision referiert habe wie die der Hildegard von Bingen oder die vom kosmischen Christus und von unserer universalen Phantasie, dass Gott seine ganze Welt in die Vollendung führen wird. Da frage ich dann: „Und wie bildet Gott jetzt sein Instrument, mit dem er für die ganze Menschheit das Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung spielen will?“ Dem Protestantismus fehlt die Theologie der Vernetzung, der hat keine gute Ekklesiologie. Für den Protestanten ist Ekklesiologie nur eine Frage der Bürokratie. Sonst bist Du als einzelner auf der Suche nach deinem gnädigen Gott. Du brauchst niemanden – keine Kirche, keine anderen – sondern nur deinen gnädigen Gott. Und das heißt: Der Protestantismus ist von seinem inneren Wesen her ein Produkt der angehenden Moderne – und er ist zugleich das prominenteste Opfer der Moderne, wegen seiner Individualisierung! Und darum waren die katholischen Kulturen resistent und die protestantischen Kulturen verführbar.

Das ist ein faktisches Ergebnis. Da kann man jetzt nicht lang herumphilosophieren, ob das nicht eine spinnerte Theorie ist, sondern das geht umgekehrt: Ich finde dieses Faktum vor und suche eine Theorie. Man kann das vielleicht auch anders erklären. Aber mein Verdacht ist, dass die Erklärung genau darin liegt. Dass man vergessen hat: Nur der glaubt, der kapiert, dass er im Glauben ein Kind Gottes wird, also gottverwandt wird und dass ihm so alle anderen zu Brüdern und Schwestern werden!

Und wenn ich aber jetzt hergehe und kühn sage, universell denkend: Auch der Atheist ist letztlich ein Kind Gottes, ein Ebenbild Gottes – dann sind wir alle Brüder und Schwestern! Und da muss ich sagen: Wenn nur ein Gott ist, dann ist jeder einer von uns! Dann gibt es keine Fremdenfeindlichkeit mehr, sondern dann gibt es Networking, Zusammenhalt, dann gibt es Solidarität und Gerechtigkeit, ein Leiden am Unrecht. Dann ist – sagt der Paulus – das Leid des anderen mein Leid. Das Leid der sterbenden Kinder in Afrika ist dann unser Leid hier. Da können wir die Augen nicht mehr verschließen.

Also: Ich wünsche der evangelischen Kirche eine ganz tief verwurzelte Lehre von der Kirche! Bis in die Praxis hinein. Dass ich sage: Wer Christ wird, findet sich schon in einer Gemeinschaft vor. Das ist wiederum die Stärke der Freikirchen, dass sie von Vernetzung was verstehen. Und die Schwäche der evangelischen Großkirchen ist, dass sie von Vernetzung nichts verstehen!

Wie kann man das ändern, wenn doch die meisten distanzierten Kirchenmitglieder sagen: „Es ist gut, dass die Kirche da ist. Wir sind mal vorsichtshalber Mitglied, aber hingehen brauchen wir nicht. Wir können unseren Glauben auch alleine leben, wir sind wir uns selbst genug.“ Wie kann man dieser Haltung begegnen?

Es ist ja gut, wenn sie schon einmal persönlich suchen. Ich finde das nicht so schlecht, will das nicht abwerten. Ich sage nur: Da fehlt etwas!

Bei den Katholiken wiederum muss man sagen: Da fehlt oft das Gespür für die Unvertretbarkeit des Einzelnen. Wir denken manchmal zu kollektivistisch, zu autoritär, zu bevormundend. Das ist das katholische Problem. Das heißt, jede der beiden großen Kirchen hier hat genau das andere Problem. Wir könnten eigentlich ökumenisch toll voneinander lernen! Wir Katholiken könnten von den Protestanten den Respekt vor dem Individuum lernen – und die Evangelischen von uns die Notwendigkeit und die Unentrinnbarkeit: „Wenn du glaubst, dann bist du Gemeinde!"

Natürlich: Der Luther kennt das noch, weil er noch katholisch war. Wenn man den lutherischen Gemeindebegriff anschaut, dann war das vorhanden. Aber was dann gekommen ist – vor allem dann mit den Reformierten, Zwingli etc.: Je reformierter, desto individualistischer!

Wie kann es gelingen, die Leute im Protestantismus besser zu vernetzen?

Da muss die Theologie mal anfangen, zusammen mit den Kirchenleitungen. Man muss sich dem Evangelium aussetzen. Das Evangelium ist keine Anleitung zur Individualisierung!

Es kann schon sein, dass der Luther eine Scheiß-Angst vor Gott gehabt hat. Man erzählt ja, dass ihm das alles auf der Toilette in dem Turm eingefallen ist... *(Heiterkeit.)*

Das ist historisch widerlegt, habe ich gerade in einer Luther-Biografie gelesen...

Na Gott sei Dank. Aber symbolisch passt es schon, oder nicht?

Wie sehen Sie denn den Reformprozess der EKD? Sie verfolgen ihn ja vielleicht ein bisschen aus der Ferne mit. 2006 gab es das Impulspapier „Kirche der Freiheit" von Wolfgang Huber und anderen. Ist das für Sie ein typischer Fall von „Erst Strukturreformen, dann eventuell Visionen"? Oder ist das eine tolle Vision?

Dieses Konzept mit der Freiheit ist mir wieder zu individualistisch. Wobei ich es ja schätze, denn in der katholischen Kirche hätte ich gern mehr Freiheit, das ist genau das, woran es uns Katholiken mangelt. Aber trotzdem: Wenn man nur auf Freiheit setzt, dann setzt man in diesen modernen Zeiten auf Individualisierung – und eben nicht auf Ekklesialisierung.

Und der Strukturprozess läuft bei Euch brutal bürokratisch, visionsfrei! Der läuft wegen des Arbeitgeberrechts. Der läuft wegen der Finanzen. Es ist ja keine theologische Motivation, diese Strukturprozesse zu machen. Wie heißt es bei Euch immer so schön: „Strukturanpassungen". Anpassung der Strukturen – aber woran? Nicht ans Evangelium, das wäre ja noch heiter. Sondern es ist die Anpassung an die Finanzlage, an die prognostizierte Mitgliederzahl und das Finanzaufkommen.

Die Strukturanpassung ruht ja sofort, wenn zwischenzeitlich dank Wirtschaftskonjunktur die Kirchensteuereinnahmen wieder hoch genug sind. Dann hört der Reformimpuls sofort auf. Auch in der katholischen Kirche – etwa in der Erzdiözese München – wird es plötzlich völlig ruhig mit den Reformen, weil man im letzten Jahr ein Kirchensteueraufkommen hatte wie noch nie zuvor.

Also mir geht es da zu viel um bürokratische Strukturen. Ich halte sie zwar für wichtig. Wenn Sie die Saarinen-Grafik [„The Life Cycle of a Congregation"] in Erinnerung haben: Natürlich braucht man eine vernünftige Administration, die der Vision und der von ihr getragenen Gemeinschaft entspricht. Aber wenn

ich ohne Visionen dauernd an der Administration dran sitze, dann nähere ich mich dem Zustand der Bürokratie – sprich: Das ist die Phase vor dem Tod.

Der Reformprozess der EKD und ihrer Gliedkirchen ist also überwiegend wieder ein Fall von: „Als sie nicht mehr wussten, wo sie hinwollten, erhöhten sie ihre Anstrengungen“?

Ich glaube, er hat ein doppeltes Manko: Er ist sehr bürokratisch. Den Machern geht es um die Hausaufgabe, die sie ja machen müssen. Das ist ja das Banale. Ich mache ihnen ja keinen Vorwurf, dass sie das machen, weil sie ja auch verantwortlich sind für die Gehälter der Leute, dafür dass die Arbeitsplätze finanzierbar bleiben. Das ist ja alles richtig. Aber wenn dann noch [die Profilierung] dazukommt: „Kirche der *Freiheit*“, heißt das, ich fördere gleichzeitig einen der Gründe für den Niedergang. Ich fördere weiterhin Individualität und nicht Vernetzung.

Jetzt könnte der Huber hergehen – ich kenn ihn ja ganz gut – und mir an der Stelle sofort entgegnen: Aber wir sagen doch „*Kirche* der Freiheit“! Aber dann frage ich ihn zurück: Was meinst Du, wenn Du Kirche sagst? Das muss doch heißen, dass ich jenseits aller Eigenschaften – Verwandtschaft, Geschlecht und so weiter – sagen muss: Wir sind alle vom gleichen Geschlecht, nämlich vom Geschlecht Gottes! Wir sind alle gottverwandt – was bei weitem mehr ist als blutsverwandt zu sein. Wenn wir gottverwandt sind, dann ist jeder einer von uns! Und das demonstrieren wir in der Welt, indem wir eine Gemeinschaft sind, von der die Leute sagen: „Seht, wie sie einander lieben!“ Das war das Markenzeichen der frühen Kirche in ihrer authentischen Glaubwürdigkeit: dieser Zusammenhalt, diese Kohäsion.

7.) Wie Mission heute aussehen sollte

Soll die Kirche in der heutigen Gesellschaft noch missionieren? Oder sollen wir die Mission zu den Akten legen?

Immer wenn ein Unternehmen keine „mission“ hat, ist es tot. Wir alle müssen uns fragen: „Was ist unsere Mission?“ Das Wort ist nur deshalb verdorben, weil man es immer mit Gewalt verbunden hat. Das ist der Fehler. Aber nicht die Mission ist schlecht, sondern die gewalttätige Mission ist schlecht. Eine Kirche, die nichts will, die ist schon allein deshalb tot – und noch „toter“, weil sie ja ihren Auftrag nicht erfüllt. Denn Mission gehört zum Grundauftrag der Kirche.

Die Frage ist jetzt nur, ...

... welche Art von Mission?

Mission geht sicher nicht mehr so, dass ich mich mit dem Staat verbünde und die Leute zwinge, Christen zu sein. Das ist out. Das haben wir jahrhundertelang gemacht.

Aber wie geht es positiv?

Dass wir einerseits sagen: Wir wirken mit allen unseren Fähigkeiten und Mitteln daran mit, dass die Liebe in der Welt reifen kann. Das ist die Sache, um die es geht. Das ist das, was letztlich spielentscheidend ist. Wenn wir zum Beispiel im Namen der Kirche einen Kindergarten gestalten können, dann wird jede pädagogische Fähigkeit eingesetzt, dass aus den Kindern liebende Menschen werden.

Das ist die eine Dimension der Mission. Wenn man so will: der atheistische Modus der Mission. Und wir Christen sagen [darüber hinausgehend]: Wir kümmern uns nicht nur um das verhüllte Heil, nämlich die wachsende Liebe. Wir kümmern uns nicht nur darum, wie die eine Menschheit Reich-Gottes-förmiger wird – weil sie dann gerechter, friedlicher und liebevoller sein kann. Sondern uns ist enthüllt, dass der Schlüssel zum Reifen in der Liebe im Kampf gegen die Angst vor dem Tod ein Gesicht trägt: nämlich Jesus von Nazareth, der sozusagen das Engagement Gottes in seiner Schöpfung [ist], sie von innen her zur Vollendung zu führen, in dem er sich inkarniert / einmischt.

Der berühmte Kurt Marti hat die Menschwerdung als Einmischung bezeichnet. Das ist ein tolles Wort. Denn das heißt natürlich: Ich mische mit. Aber es heißt auch, wie beim Kochen: Ich mische etwas ein, die Hefe in den Teig. Das ist Einmischung. Und so verstehe ich Inkarnation, dass von innen her die Schöpfung – so wie sie von Anfang her die Verderbnis in sich trägt, die Schuld Adams – sie jetzt die Hefe des Reifens in sich trägt, die Auferstehung! Beides gehört zur Geschichte.

Und da kann die Kirche sagen: „Das ist uns vermittelt und auf das setzen wir, das leben wir!“ Die Mission beginnt mit dem völlig absichtslosen Leben dessen, was uns geschenkt ist, und setzt sich dann fort in dem völlig absichtslosen Lobpreis, dass es so ist – nicht nur für uns, sondern für alle! Denn wir preisen ja den Schöpfergott, der auch ein Gott der Atheisten ist und der Buddhisten. Und sagen: „Toll, dass DU das so machst! Schön, wenn DU die Liebe weckst auch in denen, damit es dort eine gerechte Gesellschaft gibt!“ Also Lobpreis dafür. Die erste Antwort auf das, was uns geschenkt ist, ist, es zu leben. Und „Leben“ heißt dann natürlich auch, das in Projekte umzusetzen, diakonische Projekte zum Beispiel.

Und wenn das geschehen ist – dass wir das Leben und feiern, worum es uns geht – dann kommt erst, dass wir das ja als „Stadt auf dem Berg oben“ machen: Die Leute sehen uns, sehen das, was wir tun, wie wir leben und wofür wir eintreten. Und dann werden sie uns nach dem Grund unserer Hoffnung fragen (Petrusbrief). Und dann beginnt die verbale Mission – dass wir dann sagen: „Wir sind so, weil…“ und erzählen die Geschichte.

Das Kognitive, das Didaktische kommt bei diesem Missionskonzept erst ganz am Schluss! Die Glaubwürdigkeit bezieht sich aus dem Sein – nicht aus dem Reden. Darum sind mir alle missionarischen und Evangelisierungskonzepte suspekt, die mit dem Reden anfangen. Denn wie soll ich etwas begreifen, was ich nicht ansatzhaft schon erfahren habe? Mir gefällt sehr gut, wenn man im angelsächsischen Bereich – vor allem im evangelikalen Bereich – sagt: Mission heißt „Belonging before believing!“ Ich muss zuerst sehen, wie sie leben und dann kann ich das buchstabieren, auch mit Hilfe des Evangeliums. Und dann kann ich vielleicht sagen: „Das berührt mich, das möchte ich auch!“

8. Kooperationsregionen und Spezialangebote für andere Milieus

Im angelsächsischen Bereich gibt es die Bewegung der „fresh expressions of church“, Profilgemeinden für bestimmte Milieus, wo Leute aus der Kirche erst einmal mitlaufen in einem anderen Milieu, es kennenlernen, um dann eine Sprache zu finden, wie sie das Evangelium in diesem Kontext kommunizieren können.

Das sind ja auch die erfolgreichen Modelle der Missionierung.

Halten Sie etwas von diesen Profilgemeinden?

Na freilich, natürlich! Diese Leuchtturmgemeinden...

Das ist ja unter evangelischen Theologen in Deutschland recht umstritten: Soll man den Parochien Geld wegnehmen, um zunehmend solche Profilgemeinden in bestimmten Milieus zu fördern?

Man soll einmal darüber nachdenken, wie eine Kirche jenseits der Kirchensteuer aussähe. Denn die Kirche steht in der Versuchung, eher bürokratische Lösungen zu finden als visionäre. Das Geld kann natürlich Visionen ermöglichen. Aber meistens zerstört es sie.

Ich traue den Kirchenbürokraten nicht mehr. Man hat die Kirchenreform lange Zeit hindurch, über ein ganzes Jahrzehnt, McKinsey anvertraut. Bei uns in der katholischen Kirche hat man gesagt: „Natürlich gehen wir zu McKinsey, denn, wenn wir Theologen fragen, ist das viel zu kompliziert." Die von McKinsey haben den Betrieb saniert – das ist ihr Job. Aber sie sind keine Visionäre für die Kirche. Die können nicht die Eigenleistung der Kirche ersetzen. Der Mitschke-Collande [, ein alter McKinsey-Mann, publiziert dazu, Sie müssen mal sein Buch lesen. Der hat es mir gewidmet, weil er so viel abgeschrieben hat von mir... Also der Mitschke-Collande] hat immer wieder gesagt: „Die Kirchen müssen selber ihre Visionen entwickeln. Wir können ihnen nur beim Durchführen der Visionen helfen."

Und die Kirchen haben keine Visionen entwickelt. In Passau habe ich zehn Jahre mit der Diözese zusammengearbeitet. Wir haben dort probiert, eine Vision für die Diözese zu entwickeln – und daraus folgende Projekte. Und am Ende haben wir gesagt: „So, jetzt müssen wir noch über das Geld reden." Da kam ein neuer Bischof – und hat das alles in den Papierkorb geworfen, hat McKinsey geholt, dann aber wieder vertrieben, als er gesehen hat, dass das nichts bringt...

Ich möchte noch einmal auf die Profilgemeinden zurückkommen. Ich habe vergangene Woche mit einer praktischen Theologin gesprochen, die sagt: „Profilgemeinden zu fördern ist Gift. Erstens zieht es Finanzen ab aus den Parochien, die die eigentliche Art von Kirche sind und ausstrahlen können. Zweitens überfordert es die Pfarrer und treibt sie in die Erschöpfungsdepression, weil sie denken: Jetzt müssen wir auch das und das leisten. Und außerdem fördert es die Segregation in der Kirche: Die Leute werden sich noch gleichgültiger, wenn es für jeden andere Angebote gibt."

Das sind alles vernünftige Gründe. Darüber muss man diskutieren. [Aber] ich stelle mir eher vor, dass man heute sagt: Die einzelne Parochie ist zu klein. Und daher ist ja auch die protestantische Gemeindetheologie am Ende, weil sie nur die Einzelgemeinde berücksichtigt. Das ist typischer Lutheranismus. Das nennt man heute in Italien „Campanilismo" – Kirchturmdenken. „Parochialismus" hat mein Lehrer Klostermann gesagt.

Die kleine Gemeinde ist heute nicht in der Lage, bestimmte wertvolle und wichtige Aufgaben wahrzunehmen, zum Beispiel milieuspezifische Angebote zu machen und so weiter, weil sie in bestimmten Bereichen des Pastoralen nicht mehr die kritische Masse hat – ich rede jetzt organisationsentwicklerisch – also nicht genügend Leute, Energien und Phantasien hat. In dieser Situation braucht sie Allianzen mit anderen Gemeinden oder Gemeinschaften, wo sie sich gleichsam kritische Masse aneignet oder durch Fusion erobert oder durch

Zusammenschlüsse und gemeinsame Joint-Ventures vermehrt. Also: Es braucht einen großen Raum und darin die Vielfalt!

Das heißt: Auf Kirchenbezirksebene kann man mehr machen.

So ist es. Ich glaube, es ist schon richtig – auch in der katholischen Kirche – dass man heute größere Räume schafft. Die halte ich für toprichtig und für notwendig als Gegengewicht zur Vereinzelung der Gemeinden und deren stillschweigendem Wegsterben.

Also Sie würden sagen: „Größere Kooperationsräume schaffen, aber gleichzeitig in der Fläche präsent bleiben durch Gottesdienst feiern etc.!

Absolut! Mehr denn je! Es braucht beides: ein „Regionalizing" und ein „Localizing", theologisch gesprochen. Ich brauche den größeren Raum und ich muss zugleich noch näher an den Menschen sein. In der katholischen Kirche schafft man heute größere Räume – und zieht sich gleichzeitig aus der Fläche, von den Menschen zurück [Downsizing].Und das halte ich für ein schweres Vergehen gegen die Dynamik des Evangeliums: Wir sollen an der Seite des Menschen sein! Jesus ist nicht in ein Büro in Jerusalem gezogen, sondern ist zu den Aussätzigen vor Ort gegangen.

Aber wie soll das funktionieren: Dass die wenigen Hauptamtlichen, die es gibt – auf protestantischer Seite sind es ja auch nur begrenzte Kapazitäten – in einem größeren Raum zu noch mehr Menschen hingehen? Dass sie einerseits präsent sind in den Ortsgemeinden, aber andererseits auch noch zu mehr Milieus als bisher hingehen?

Dieses „Noch mehr" finde ich ohnehin schlecht. Es wird ja darum gehen, Personen zu gewinnen, die sich der Jesusbewegung anschließen, und die dann zu vernetzen. [Da ist egal,] ob das nun in herkömmlichen Gemeinden geschieht oder angeschlossen an ein Bildungshaus. Ich denke, es wird eine strukturelle Pluralität geben. Aber bestehen wird nur das, wofür es entschiedene Leute gibt! Das ist das Kriterium. Wir dürfen nicht zuerst nach den Strukturen Ausschau halten, sondern nach Leuten, die dem Evangelium Platz machen in ihrem Leben, die es durchleuchten lassen und in Aktivität umsetzen!

Es geht darum, solche gläubigen Menschen zu gewinnen – das können junge Leute sein oder ältere, das ist mir ganz gleich – und die dann zu vernetzen. Und an welchen Orten Sie das finden – sei es in herkömmlichen Pfarrgemeinden oder nicht – das ist zweitrangig. Wenn eine Pfarrgemeinde heute will, dass sie bleibt, dann müssen die Menschen, die sie heute tragen, schauen: „Wie finden wir neue Leute dazu?" Aber nicht: „Wie überfordern wir uns ständig?" Das ist eine Frage des Ermessens der Leute, die über ihre eigenen Kräfte selber bestimmen sollen.

Das kann man nicht über Pläne auferlegen. Sondern man muss darauf vertrauen, dass die Leute, die sich engagieren und die eine Berufung zur Kirche erleben, sagen: „Okay, wir schauen, was bei uns möglich ist!" Das wird dann vielfältige Formen annehmen, die wir heute noch nicht so genau kennen. Aber dieses Durchplanen von oben – ich glaube, das geht zu Ende. Das funktioniert ja auch bei uns in der Erzdiözese Wien nicht. Der Kardinal hat eine Steuerungsgruppe eingesetzt und hat gedacht, er setzt jetzt von oben eine neue Struktur auf und die Leute freuen sich schon und jubeln und applaudieren ihm wie's nur geht. Das ist ein Kollaps!

9. Von der „Expertenkirche“ zur „Laienkirche“

Machen wir es doch mal konkret: Mein Partner wird demnächst als Pfarrer in eine neue Gemeinde kommen – in Ludwigshafen am Rhein, einer Arbeiterstadt. Diese Gemeinde wurde kürzlich fusioniert aus drei Einzelgemeinden. Sie hat 5.000 Gemeindeglieder, 2 Pfarrer und 3 Kirchengebäude. Eines davon muss jetzt verkauft werden – um dann wahrscheinlich abgerissen zu werden. Das ist ganz hart, es gibt massiven Protest dagegen.

Mein Partner kommt jetzt neu da hin. Was ist zu tun in solch einer Situation? Zum einen: Wie kann man die drei Sprengel zusammenführen, die Gemeinde voranbringen? Zum anderen: Was macht man in diesem schwierigen Konflikt um das Kirchengebäude?

Wenn Sie sich zuhören, wie Sie das erzählen, werden Sie erkennen: Sie reden ständig von Finanzen und von Hauptamtlichen, die die Verantwortung tragen für das Leben der Gemeinde. Und das geht zu Ende. Wir sind im katholischen wie auch im protestantischen Bereich immer noch zu sehr Priester- und Pastorenkirche!

Es müsste sich jetzt zum Beispiel rund um dieses bedrohte Kirchengebäude eine Zahl von engagierten Protestanten oder auch Katholiken finden – vielleicht ökumenisch – die sagen: „Wir gründen einen Verein. Wir machen Fundraising. Wir schauen, dass wir die Kirche in eigener Regie erhalten. Wir versuchen, auch einen Zuschuss von der Kirchenleitung bekommen – oder wir zahlen ihr keine Kirchensteuer mehr, sondern verwenden es gleich lokal.“ Und das wird kommen, das garantiere ich Ihnen.

Dann haben Sie die Zukunft – indem die Leute sagen: „Wir sind jetzt verantwortlich! Wir versuchen auch, junge Leute zu gewinnen. Wir übernehmen Dienste – Portier zum Beispiel.“ Ein Bischof hat mal gesagt: „Wer einen Dienst [in der Gemeinde] übernimmt, muss zusehen, dass er ihn drei Jahre macht und gleichzeitig schon seinen Nachfolger aufbaut.“ Das heißt, er rechnet damit, dass die Dienste [/ die Engagierten] sich verdoppeln über drei Jahre, dass Schritt für Schritt immer wieder neue Leute [kommen].

Das ist ziemlich viel verlangt von den einfachen Leuten in Ludwigshafen.

Okay, dann heißt die Alternative: sterben! Dann müssen Sie sagen: „Wollt ihr, dass es eine Kirchengemeinde gibt oder nicht?“ Und das müssen die Betroffenen entscheiden und nicht die Kirchenleitungen.

Ich glaube, wir müssen weg von der Phantasie, dass wir die Kirche für die Leute sind und sie versorgen mit Gemeinden! Irgendwann müssen sie kapieren: „Wir [selbst als Laien] sind Berufene! Zusammen sind wir die Herausgerufenen – griechisch: ek-kalein – aus der Gesamtbevölkerung, um etwas sichtbar zu machen. Und wir sind wild entschlossen, dem ein Gesicht, eine Gestalt zu geben!“ Da muss man Phantasie entwickeln.

Was können die „wild entschlossenen“ Multiplikatoren tun in so einer Situation?

Die müssen schauen, dass es engagierte Leute gibt, die eine Grundentscheidung treffen in ihrem Leben und sagen: „Ich bereit – Adsum! – diese Gemeinde mit meinen Kräften mitzutragen.“ Mit Zeitinvestment / Timespending...

Das hieße, es braucht erstmal einen umfassenden Prozess von Einzelgesprächen.

Es müsste wieder *Christen* geben. Ich komme wieder darauf zurück. Also mit *Protestanten* allein können Sie die Zukunft nicht bestreiten. Sie brauchen in der Kirche wieder Christen, die sagen: „Wir sind Teil des Anfangs!“

Aber wie findet man die auf? Denn das wäre ja der erste Schritt. Vielleicht gelingt das ja in einem breit angelegten Gesprächsprozess: Möglichst viele potentiell engagierte Leute an der Basis kennenlernen, ihnen zuhören, nach ihren Nöten und Visionen fragen, sie vernetzen...

Ich habe am Sonntag gepredigt in Kornwestheim. Und dann steht da hinterher beim Brunch in der Diskussion einer auf und sagt: „Schade, dass die Kirche nur dreiviertel voll war!“ Ich habe nur ganz kaltblütig dagegen gefragt: „Haben Sie wen mitgebracht?“ Das ist es.

Nicht die Pfarrer müssen schauen, dass es mehr Mitglieder gibt. Die *Mitglieder* müssen schauen, dass sie sich vermehren! Wir müssen weg von dieser unglaublichen Enteignung der Christen von ihrer eigenen Berufung! Wir im katholischen Bereich sagen ja: Es kommt eine Zeit der Laien. „Höchste Zeit!“, sag ich. Dem Volk – dem „laos“ – müssen mehr Pflichten und Rechte gegeben werden. Dort wo sie etwas auf die Beine stellen und eine Gemeinschaft bilden, soll sie die Kirche so gut sie kann ausstatten. Wenn sie dieser Gemeinschaft einen gut ausgebildeten Theologen oder Pfarrer zuordnen kann, dann gut. Wenn nicht, dann soll sie sagen: Nehmt drei von euch, wir bilden sie nebenberuflich aus und sie bilden dann ein Team of Elders wie im Neuen Testament. Wir müssen wieder auf die Einfachheit des Neuen Testaments zurückkommen!

Das bedeutet, es gibt heute eine verfehlte Sehnsucht nach besonders charismatischen priesterlichen Vorbildern?

Ja. Das ist der Versuch, die Verantwortung zu delegieren. Das ist die Infantilisierung der Kirche! Wir sind Kinder Gottes – Söhne und Töchter – aber nicht Kinder der Kirche. Erwachsen werden im Glauben! – das wäre der Wunsch. Ich glaube, die Zukunft steht und fällt mit den Leuten, die den Kopf hinhalten. Und nicht mit den Menschen, die Kleriker werden oder Pastoren, hauptamtliche Experten.

Wir sind eine Expertokratie geworden, eine Expertenkirche! Es darf letztlich nur der seelsorgerlich arbeiten, der ein volles akademisches Studium hat und bezahlt wird.

10. Quellen der Zuversicht

Was kann uns in der aktuellen Umbruchssituation zu Gelassenheit und Mut verhelfen?

Ich glaube, es gibt im Land eine wachsende unsichtbare Sehnsucht nach authentischen Christen / nach attraktiven Gemeinschaften / nach glaubwürdigen Leuten, die das Evangelium so leben, dass es Lust macht, es ähnlich zu leben. Wo man dann sagt: „Um meinem Leben Sinn abzugewinnen gegen die Sinnlosigkeit, probiere ich da mitzumachen.“

Da braucht es gastfreundliche Gemeinschaften. Gastfreundlichkeit halte ich für eine der fundamentalen missionarischen Fähigkeiten von Gemeinschaften. Wie das amerikanische Gemeinden machen. Gut, die müssen auch das Geld anders auftreiben und schon von daher mehr Nähe zu den Menschen haben. Denn wenn sie nicht bei den Leuten sind, haben sie kein Geld. Bei uns muss man

nicht bei den Leuten sein, um Geld zu haben. Das ist irgendwie verrückt. Das Kirchensteuersystem ist pastoral ganz schädlich.

Sie würden dafür plädieren, dass Modell Kirchensteuer aufzugeben?

Ich habe keine Alternative. Denn zugleich weiß ich ja von meinen amerikanischen Freunden, dass diese Art des Fundraisings sie unglaublich abhängig macht von den Geldgebern. Das ist die teuflische Seite des Fundraisings.

Bei uns dagegen wären die Leute völlig frei. Aber könnte es denn gelingen, dass unsere Hauptamtlichen sagen: „Wenn wir schon das Geld haben – wir gehen trotzdem zu den Leuten. Das ist unser Job. Wir werden dafür bezahlt, bei den Leuten zu sein!“ Das hielte ich für wichtig. Als Expertenkirche meinen wir immer, besser zu wissen, was die Leute brauchen / was sie sein sollten / wie sehr sie uns brauchen und dass sie ohne uns nichts tun können. Das halte ich für ein bisschen übertrieben.

Wir brauchen also glaubwürdige Gemeinschaften, die sichtbar ausstrahlen und gastfreundlich sind.

Ich hätte wirklich gern, dass wir Gemeinschaften haben, die man sieht, von denen man hört. Gemeinschaften, die einen durchaus auch offensiv einladen und sagen: „Wir brauchen dich bei diesem diakonalen Projekt!“ Die keine Berührungsängste haben, auf Agnostiker und Atheisten zuzugehen, nicht immer nur die Kirchenmitglieder bekehren, sondern Leute mit Begabungen ausfindig machen und ansprechen: „Wir brauchen dich! Bitte arbeite bei dieser Tafel mit, die wir jetzt für die Obdachlosen machen.“ Da braucht man keinen Taufschein, um bei so etwas mitarbeiten zu können. Und wir wissen: Wenn Leute erst einmal mitarbeiten, dann kriegen sie auch allmählich ein Feeling für das Evangelium – wenn es wirklich gute Gemeinschaften und Projekte sind.

Wenn wir den Blick mal von der Horizontale auf die Vertikale richten: Wir können wir ja in dieser Situation auch viel Kraft und Zuversicht beziehen aus einem stärkeren Rückbezug auf Gott, wie Sie anfangs gesagt haben.

Ja. Ich glaube, dass uns Gott nicht im Stich lässt! Wenn ich eingeladen werde zum Thema „Wie geht es mit der Kirche weiter?“, dann sage ich immer: „Da müsst Ihr unbedingt einen Buchstaben durchstreichen und ein 'r' darüber setzen: 'Wie geht ER mit unserer Kirche weiter?'“ Denn er ist längst schon am Werk!

[Es lohnt sich aufzudecken,] was es an Visionen in den Herzen der Leute gibt und was es an Bereitschaften gibt, auch bei denen, die noch nicht zu uns gehören, [deren Blickwinkel wir aber] dringend brauchen. Ich glaube, wir werden eine offene Kirche werden. Eine Kirche, die sich diese Offenheit leisten kann, weil – wie es im Buch Sacharja steht – Gott unser Firewall ist: „Ich werde für sie wie eine Mauer von Feuer sein“, heißt es dort. Ich glaube, dass wir uns sehr viel Offenheit leisten und gute Projekte zugunsten des Reifens der Liebe in der Gesellschaft aufsetzen werden.

Diese Reifen der Liebe und der Zuversicht – wie kann man sich im Alltag immer wieder daran anschließen, an diese große Vision von Jesus? Was sind tägliche Kraftquellen, an denen wir wieder auftanken können?

Also ich glaube schon, dass es so etwas geben wird wie eine Kultur der Spiritualität. Das suchen ja auch viele Leute. Das Meditative, Mystische kann

unter der argumentativen Not des Wortes sehr schnell erlöschen – diese Sehnsucht nach dem Eintauchen in das Geheimnis. Die Regel Jesu heißt ja: Tauche in Gott ein und bei den Armen auf. Was ist, wenn ich nicht eintauche?

Wie kann das aussehen, das alltägliche Eintauchen?

Das kann persönliche Meditation sein, das Mich-Vertiefen in die alten Erzählungen der Bibel. Wenn ich das mit anderen tue, bin ich noch besser dran. Wenn ich beides tue – allein lese und mit anderen zusammen – bin ich dreimal so gut dran.

2013 zwei Päpste im Vatikan [Vorarlberger Nachrichten]

Johannes Huber

Im Vatikan gibt es künftig zwei Päpste, einen amtierenden und einen pensionierten. Kann das gut gehen?

Zulehner: Vor allem die ländliche Bevölkerung hat da reiche Erfahrung: Nach einer Hofübergabe kann der Altbauer dem Jungen keine Luft zum Atmen lassen oder sich diskret zurückziehen. Bei Benedikt XVI. gehe ich aufgrund der großen Stärker seiner Persönlichkeit davon aus, dass er letzteres sehr gut tun wird.

Benedikt XVI. sagt, er trete zurück, weil er nicht mehr die nötige Kraft habe, das Kirchenschiff zu steuern. Zweifler wie Pfarrer Schüller meinen, es könnte auch eine Intrige zu diesem Schritt geführt haben.

Zulehner: Pfarrer Schüller sagt selber, dass das eine Mutmaßung ist. Tatsächlich ist der Phantasie in dieser Hinsicht weiter Raum gegeben. Aber die wahre Ursache ist sicherlich, dass dem Papst die Kraft ausgegangen ist. Das sieht man ja auch, wenn er auftritt.

Was bleibt vom Pontifikat Benedikt XVI.?

Zulehner: Ganz sicher große Begegnungen. Benedikt XVI. hat dafür gesorgt, dass das gute Verhältnis zwischen den Religionen zum Normalfall geworden ist. Und dass sich alle Menschen zusammentun, die wollen, dass es auf der Welt friedvoll und gerecht zugeht. Das ist ein großes Verdienst. Politisch war Benedikt XVI. nicht sehr präsent. So hätte man sich oft gewünscht, dass er sich mehr zu Fragen wie der Wirtschafts- und Finanzkrise äußert. Innerkirchlich steht er für eine Retardierung der konziliaren Entwicklung. Er ist ja einer von denen, die meinen, das Konzil habe die Krise nicht behoben, sondern erst so richtig verursacht. Außerdem hat es der Papst auf sich genommen, Vertreter des rechten Flügels wie die Pius-Brüder an die Kirche zu binden.

Ist ihm das vorzuwerfen?

Zulehner: Nein, es ist ein legitimer Versuch des Papstes, die Einheit der Kirche zu bewahren. Man hätte sich nur wünschen können, dass es auch mit Reformgruppen wie der Pfarrerinitiative zu einem so nachhaltigen und seriösen Dialog gekommen wäre. Oder dass Leute wie Leonardo Boff und Hans Küng dafür gewonnen werden, Schritte zurück in die Kirche zu machen.

Bis Ostern soll es einen neuen Papst geben. Ist das realistisch?

Zulehner: Ja. Ich glaube, dass diese Überlegungen nicht erst mit dem angekündigten Rücktritt von Benedikt XVI. beginnen.

Welcher Kandidat hat die besten Chancen?

Zulehner: Ich gehe davon aus, dass sich diese Frage anders herum stellen wird. Schönborn hat erklärt, die Kardinäle träfen sich schon vor dem Konklave neun Mal. Das wäre eine Möglichkeit für ein Hearing, eine Bestandsaufnahme über die Lage der Kirche: Was steht an? Was ist notwendig? Am Schluss hätte man einen Aufgabenkatalog und könnte eine geeignete Person dafür wählen.

Gibt es ungeachtet dessen einen Favoriten?

Zulehner: Es gibt einen Pool von 15 bis 20 Kardinälen. Wobei es im Sinne des Bestrebens, eine Weltkirche zu sein, eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, dass es erstmals ein Nicht-Europäer wird.

Wäre das wünschenswert?

Zulehner: Es würde ein neues Klima entstehen. Die Kirchen in Afrika, Lateinamerika oder Asien haben eine andere Grundstimmung. Dort gibt es die Modernitätsprobleme, die wir in Europa oder die Nordamerikaner haben, nicht. Dort befindet sich die Kirche in einer Aufbruchsphase. Warum also nicht einen auswählen, der aus einer euphorischen Region kommt? Vielleicht könnte er mit seiner Begeisterung auch uns Europäer anstecken.

Kardinal Schönborn wird wieder als Kandidat genannt. Hat er wirklich Chancen oder ist das Wunschdenken?

Zulehner: Das ist Wunschdenken. Schönborn wäre ein spitzen Kandidat, er genießt hohes Ansehen und ist ein einfühlsamer Mann der offenen Mitte. Aber dass nach einem deutschsprachigen Papst gleich wieder ein deutschsprachiger kommt, ist ziemlich unwahrscheinlich.

Sie haben erwähnt, dass ein Anforderungsprofil für die Papstwahl sinnvoll wäre. Welche Aufgaben sehen sie?

Zulehner: Der Papst muss nach innen und nach außen wirken. In beide Richtungen ist Kompetenz notwendig. Nach außen muss er hochsensibel für die Freuden- und Trauerphasen des modernen Menschen sein; die Probleme liegen auf dem Tisch. Und innerkirchlich wäre es wirklich an der Zeit, neue Formen der Partizipation zu entwickeln. So sollte der Papst die Courage haben, dafür zu sorgen, dass die kontinentalen Bischofskonferenzen mehr Zuständigkeiten für die pastoralen Fragen vor Ort bekommen. Das würde viele Konflikte herausnehmen und einen Aufschwung der Kirche auch in Europa mit sich bringen.

Sie meinen Partizipation auch im Sinne einer Volkskirche?

Zulehner: In dem Sinne, dass Leute an Entscheidungen, die sie unmittelbar betreffen, beteiligt werden. So müssen Pfarrgemeinden und Diözesen wesentlich mehr Mitsprache bekommen, wenn es um die Frage der Bischofsbestellung geht. In den letzten Jahren hat es da sehr viele unnötige Konflikte gegeben, die Energien blockiert haben.

Auch der Umgang der Kirche mit Wiederverheirateten und mit Sexualität ist ein Problem. Kardinal Martini hat diesbezüglich in seinem letzten Interview große Schritte gefordert.

Zulehner: Scheidung und Wiederverheiratung steht auf der Agenda des nächsten Papstes. Warum sich hier nicht an der Orthodoxen Kirche orientieren, in der es möglich ist, ein zweites Mal kirchlich zu heiraten? Das zweite große Megathema, das zu lösen ist: Es ist ein Skandal, dass gläubige Gemeinden die Eucharistie nicht feiern können, weil ihnen kein Priester mehr zur Verfügung gestellt werden kann. Man wird also über Fragen wie die Weihe ehrenamtlicher Laien und die Ordination von Frauen nachdenken müssen.

Vorarlberg wartet seit mehr als einem Jahr auf die Bestellung eines neuen Bischofs. Wird es nun erst im Herbst dazu kommen?

Zulehner: Sofern Benedikt XVI. bis zu seinem Rücktritt keinen Vorschlag der Nuntiatur mehr unterschreibt, wird man sich noch ein bisschen gedulden müssen bis der neue Papst in sein Routinegeschäft hineinkommt. Wobei es der Phantasie des Einzelnen überlassen ist, was besser ist. Mir erschiene es für manche Ernennungen besser, wenn sie nicht mehr von Benedikt XVI. durchgeführt werden würden; weil dann ein neuer Papst ohne die Einflussversuche diverser Seilschaften unbefangen sagen könnte, wer der Geeignete ist.

2013 Kirchenvisionen [Vorarlberger Nachrichten]

Was erwartet die Zuhörer bei den Vorträgen in St. Gerold und Dornbirn?

Jeder spürt heute, dass die Kirche in einer tiefen Umbruchszeit steckt. Die Zeiten sind vorbei, dass vor allem auch für die jungen Leute die Teilnahme am Leben der Kirche selbstverständlich ist. Heute kommt es darauf an, dass jemand eine persönliche Überzeugung findet und starke Motivationen hat. Diese Motivation bei Jungen wie bei Alten kommt aus der unverbrauchten Kraft des Evangeliums oder, wie es im Buch Samuel heißt, aus Visionen, die Gott selber in die Herzen der Menschen hineinlegt. Mir geht es zunächst darum, dieses Visionen aufzudecken, die einzelne Menschen in sich tragen und die dann die Kraft hergeben zu sagen, okay, wenn Gott mich braucht, mache ich in der Kirche mit, damit sie leben und wirken kann.

Was haben Sie da konkret für Vision vor sich?

Da sind zunächst die Visionen, die in den Leuten drinnen sind. Mein erster Schritt ist zu sagen, jede hat Visionen in sich, die wir noch gar nicht kennen, da muss jede zunächst bei sich selber nachschauen. Dann sage ich in einem zweiten Schritt, dass diese ganz persönlichen Visionen auch verschattet sein können, dass wir sie voneinander zu wenig kennen, und dass wir sie immer stärker auch an das Evangelium zurückbinden müssen. So wie Franziskus, unser Bischof von Rom, unentwegt, wie der heilige Franz selber, sagt, wir sollen das „Evangelium ohne Abstriche“ leben. Da greife ich auf alte Bilder zurück, die die Kraft des Evangeliums noch stark in sich tragen, und die uns helfen können, die Visionen zu läutern und zu klären.

Können Sie eine Vision aus dieser Anfangszeit nennen?

Da ist zum Beispiel das Bild, das Clemens von Alexandrien um 190 n. Chr. im Mythos von Orpheus und Eurydike beschreibt, wo der Spielmann, der Eurydike liebt, sie verliert und dann in die Unterwelt steigt. Genau dasselbe, so Clemens von Alexandrien, geschieht bei Christus, der die Menschheit liebt und in die Unterwelt, in den Tod geht, um, so wie Orpheus Eurydike, die Menschheit wieder zurück in das Leben zu führen. Der griechische Orpheus ist freilich gescheitert, während Christus mit der Menschheit an ein gutes Ende kommt.

Eine weitere Vision ist die vom Erbarmen des Vaters für seine zwei verlorenen Söhne. Papst Franziskus selber betont ja auch, dass das Entscheidende, was die Kirche der Menschheit von heute geben muss nicht moralische Anleitungen sind, sondern, dass man dort, wo man scheitert, nicht das Gefühl bekommt, das scheidet einem von der Kirche, sondern da hat Gott Erbarmen mit mir. Die Kirche lehrt mich aushalten, dass ich Fehler mache und trotzdem ein Mensch bin, den der „unbeirrbar treue Gott“ (Dt 32,4) liebt.

Gehen sie für diese Visionen in Österreich von einer geringeren Menge von Menschen aus?

Meine Vorstellung ist, wir werden zwar weniger, aber dadurch werden wir zugleich stärker. Dieser Weg liegt vor uns. Wenn wir, wie Jesus sagt, Licht und Salz sind, und nicht mehr ein Ort, wo alle Geretteten erfasst werden müssen, welche Bedeutung haben wir dann für das Heil aller? Ich traue es Gott zu, dass Gott das Heil aller Menschen erreichen wird; dann aber stellt sich die Frage, wie schaut der Weg zum Heil etwa mit einem Atheisten aus, wie kann

er – mit Jesus gesprochen – ein liebender Mensch sein. Denn wer wahrhaftig liebt, ist auf dem Weg des Heils.

Gibt es vergleichbare Situationen für die Kirche in der Geschichte?

Die Situation der Kirche in Europa ist einmalig; sie kommt aus dem Untergrund, war verfolgt, wurde Staatskirche und es gelingt im Zusammenspiel von Thron und Altar, dass Europa durchmissioniert ist, und zwar durch das Zusammenspiel beispielsweise der Kaiserin Theresia mit dem Erzbischof von Wien. Da war die Religion eindeutig Schicksal, und just diese Zeit geht zu Ende, wo man von Geburt an Christ war und in Österreich keine andere Chance hatte als ein Katholik zu sein oder man wurde ins Jenseits oder ins Ausland ausgewiesen. Heute hingegen müssen sich die Leute müssen entscheiden, ob ihnen das Evangelium für ihr Lebensdesign wichtig ist. Die Aufgabe der Kirche ist es, den Leuten vorzuleben und zu sagen, es lohnt sich auf dem Weg der solidarischen Liebe zumal zu den Armen zu gehen.

Welche Impulse aus Bibel und Kunst können zu diesen Visionen verhelfen?

Ich meditiere zum Bespiel auch in meinen kommenden Vorträgen die Heilung eines Aussätzigen (Mt 8,1-4), und zwar an Hand eines Bildes eines Buchmalers von der Insel Reichenau. Da geht Jesus zuerst auf den Berg, um in die Tiefe Gottes einzutauchen und am Morgen geht er herunter und heilt den Aussätzigen. Wer aus der Tiefe Gottes kommt, dessen erste Adresse ist der „Aussätzige“, also der Mensch, der es schwer hat, Mitglied einer Gemeinschaft zu sein, den man schneidet, hinausdrängt, so wie Geschieden-Wiederverheiratete, wie Homosexuelle, Ausländer. Die Kirche ist immer eine, die vorrangig an der Seite der Armen und Fremden auftaucht. Das will uns auch der neue Papst Franziskus in Erinnerung rufen.

Wie würden Sie das „Phänomen“ Papst Franziskus beschreiben?

Der Papst ist Jesuit und Franziskaner in einem. Ich hoffe daher, dass er als Anhänger des Franz von Assisi die Kirche auf den Weg der Bescheidenheit und des starken Dienens konsequent weiterführt. Er ist einer der sagt, die Kirche gehört in die Favelas, also dorthin wo die Schwächeren sind. Was ich mir gleichzeitig erhoffe ist, dass er Jesuit bleibt, und damit dem Ganzen auch eine gute Ordnung gibt, in der das Evangelium von der Kirche nicht erdrückt, sondern zum Blühen gebracht wird.

Was erwarten Sie sich im Umfeld von Österreich für Anstöße von der Kirche?

Im wunderschönen Ländle, in der Diözese Feldkirch ist die Kirche in einer privilegierten Situation. Ich verfolge das Pastoralgespräch schon lange, und ich habe den Eindruck, dass Vorarlberg gleichsam die Vorhut in einer guten Entwicklung ist. Man hat hier zuerst nachgedacht, was man als Kirche sein will und hat dann dementsprechend gesagt, das geht nicht mehr, wenn man nur in den Pfarren allein lebt. Bei der pastoralen Entwicklung in Vorarlberg ist nicht der Priestermangel im Vordergrund gestanden, sondern die Vision zu fragen, wer sind wir heute als Kirche in diesem Land und was können die Leute für Hoffnung schöpfen, wenn wir als Kirche gut präsent sind. Da meine ich, wenn ich sage, dass die Diözese Feldkirch auf einem guten Weg ist. Die Ermutigung heißt nun, mit diesem Rückenwind aus Rom diesen Weg zügig weiterzugehen und auch die nächste Generation mit dem Heiligen Geist zu

infizieren. Denn es lohnt sich wirklich in diesem Juwel Gottes, der Kirche, mitzuarbeiten.

Sie haben den Strukturprozess in der Diözese Feldkirch angesprochen. Haben Sie hier gewisse Präferenzen?

Es gibt in modernen Kulturen eine unglaubliche Vielfalt. Deshalb finde ich die Erkenntnis wichtig, dass man mit einem Kirchturmdenken heute nicht mehr das Auslangen findet. Das gläubige Leben braucht zwar lokale Wurzeln, aber Christgläubige vernetzen sich auch miteinander, um in einem größeren Raum besser präsent zu sein. Was ich in Vorarlberg auch sehr stark antreffe ist das Wissen, es kann nur im Wechselspiel zwischen oben und unten unter maximaler Beteiligung der Betroffenen, die unter einer guten amtlichen Führung stehen, reformiert werden. Da ist Vorarlberg ein Vorbild für andere Diözesen.

2013 Zum Rücktritt von Papst Benedikt XVI. [Kurier]

von Ulrike Botzenhart

Der österreichische Pastoraltheologe und Pfarrer, Paul Michael Zulehner (73), zählt zu den bekanntesten Religionssoziologen Europas. Der KURIER bat den emeritierten Professor nach dem Rücktritt des Papstes zum Interview.

KURIER: Wie geht es weiter mit der katholischen Kirche? Hat ein Afrikaner eine echte Chance, nächster Papst zu werden?

Paul M. Zulehner: Auf jedem Kontinent gibt es Kandidaten, die jederzeit diese Aufgabe übernehmen könnten. Die katholische Kirche ist eine Weltkirche, und daher muss auch symbolisch irgendwann ein Papst von außerhalb Europas kommen.

Jetzt?

Es ist an der Zeit, und ich hoffe, dass sich die Kardinäle das auch trauen. Ich rechne schon damit, dass es jemand aus Afrika, Südamerika oder Asien wird. Also jemand von der südlichen Weltkugel. Dort ist auch die katholische Kirche am stärksten. Ich glaube nicht, dass jemand aus Europa gewählt wird. Daher gebe ich auch nicht, dass Kardinal Schönborn Papst wird.

Wer ist Ihr Favorit?

Kardinal Peter Turkson aus Ghana wäre zum Beispiel bestens geeignet. Er ist auch Präsident des Päpstlichen Rates für Gerechtigkeit und Frieden. Er weiß um die sozialen und gesellschaftlichen Probleme, die sich stellen. Aber zuerst sollen die Kardinäle in einer Art Generaldebatte klären, wie es weitergehen soll. Es geht um langwierige und schwierige Entscheidungen mit riesigen Auswirkungen für die Welt. Die Kirche muss sich fragen, wo sie im kulturellen und sozialen Dialog steht. Etwa zur Armut, der Frage der Gerechtigkeit, der Finanzkrise der Welt, der Frauen-Frage, Scheidung oder dem Priestermangel. Erst wenn diese Fragen und damit der künftige Kurs geklärt sind, dann sollten die Kardinäle denjenigen zum Papst wählen, der am meisten davon versteht. Jeder Konzern geht so vor. Und die katholische Kirche ist der größte Player auf der Weltbühne.

Was sagen Sie zum Rücktritt von Benedikt XVI.?

Ich habe einen Mordsrespekt vor dieser Entscheidung. Das ist wahre Größe, nicht Fahnenflucht. Er hat das Amt modernisiert, dieses übermenschliche Amt auf eine menschliche Größe zurückgeschnitten. Das gilt nun für alle künftigen Päpste.

Wie beurteilen Sie das Pontifikat von Benedikt XVI.?

Dafür ist es wahrscheinlich noch zu früh. Er gehört in die Reihe der Päpste der schwierigen Nach-Konzilszeit. (Das 2. Vatikanische Konzil 1962-1965 brachte eine Öffnung der katholischen Kirche zur Moderne; Anm.) Ich glaube, dass er davon ausgeht, dass sich die Kirche zu weit gegenüber der modernen Welt geöffnet hat. Und das habe zur veritablen Krise der katholischen Weltkirche in der westlichen Gesellschaft geführt, die er miterleben musste. Benedikt XVI. wollte manche Entwicklungen stoppen oder verlangsamen.

Welche konkret?

Für ihn hat sich die Kirche zu weit gegenüber den liberalen Ideen geöffnet. Denken Sie an die Frage der Sexualität, die Frauen-Frage, die Scheidung. Es

gibt massiven Druck innerhalb der Kirche in all diesen Fragen. Auch die Anliegen der österreichischen Pfarrer-Initiative rund um Helmut Schüller sind auf seinem Schreibtisch geladent. Benedikt wollte eine moderate Schließung der Türen und Fenster.

Gehört dazu auch die Rückkehr zur lateinischen Messe?

Das Geheimnisvolle, das Edle, Geweihte – das ist Teil der katholischen Kirche. Das Mystische sollte wieder mehr Raum bekommen. Benedikt hat eine große Sensibilität für den Choral.

Worum ging es Benedikt?

Benedikt war unbestritten einer der größten Theologen auf dem Papstthron. Er wollte sich auf das Wesentliche beschränken: Die Nähe des Menschen zu Gott. Um das Wesentliche geht es auch in seinen drei Enzykliken: Liebe, Hoffnung, Glaube. Er war bei seinen Formulierung ganz klar. Ich glaube, dass er sehr wohl auch die Herzen der Menschen erreicht hat.

2014 Nach der Familiensynode [ff., Südtirol]

ff: Hat Ihre Kirche Sie bei der Bischofssynode in Rom überrascht oder enttäuscht?

Paul M. Zulehner: Sie hat mich positiv überrascht. Themen wie die Kommunion für wiederverheiratete Geschiedene oder der Umgang mit Homosexuellen wurden bisher überhaupt nicht offiziell diskutiert, sie wurden durch Nichtbehandlung erledigt. Die Mehrheit der Synode, wenn auch noch nicht überall eine Zwei-Drittel-Mehrheit, will etwas ändern. Die Bischöfe sind in kurzer Zeit zusammen mit Papst Franziskus einen beträchtlichen Schritt vorangekommen.

Was war für Sie die Grundbotschaft?

Paul M. Zulehner: Wir scheiden niemand aus, solange er dem Evangelium treu bleibt. Es ist eine Pastoral des Erbarmens, die nicht feudal von oben herab handelt, sondern die lebenslangen Suchbewegungen der Menschen achtet.

Bleibt der katholischen Kirche überhaupt etwas Anderes übrig, als sich zu erneuern?

Paul M. Zulehner: Sie tut es jetzt ja auch, Gottseidank. Papst Franziskus ist ein unvorhergesehenes Geschenk für die Kirche. Er sagt ganz deutlich, den Geist Gottes Geist kann man nicht zähmen, und er sagt, das Zweite Vatikanische Konzil haben wir bisher eher konserviert als es im kirchlichen Leben umzusetzen. Er tut also alles, dass die Kirche fortschreitet – und er wird keine Ruhe geben, bis sie die Schritte getan sind.

Es gibt starken Widerstand gegen die Vorhaben des Papstes.

Paul M. Zulehner: Das war erwartbar. Ich weiß von einem hochrangigen Kardinal, der federführend am ganzen Unternehmen beteiligt ist, dass er erstaunt und überrascht war, wie weit man in so kurzer Zeit schon gekommen. Er hat mit viel mehr Widerstand gerechnet. Zuerst die Betroffenen zu Wort kommen zu lassen war eine kluge Entscheidung – so ist die Entwicklung letztlich nicht aufzuhalten.

Dafür müsste sich die katholische Kirche ja ein Stück weit von der bisherigen Auslegung der Bibel und der Tradition lösen.

Paul M. Zulehner: Sie löst sich nicht von der Bibel, sondern nimmt sie wieder ernster. Treue und noch mehr die Barmherzigkeit sind ja beides Eigenschaften Gottes. Die von uns Katholiken stets geachtete Ostkirche sagt zum Beispiel: Traum und Anspruch der Kirche ist die unauflösliche Ehe, aber der Bischof hat die Pflicht, im Einzelfall eine Lösung zu finden, wenn aus Schuld und Tragik eine Ehe zerbrochen ist. Das ist kein Verrat an den Zeitgeist, sondern das Ernstnehmen der biblischen Tradition.

Das Prinzip heißt Barmherzigkeit?

Paul M. Zulehner: Auf der einen Seite steht die Forderung nach Treue, die letztlich dem innersten Wunsch des Menschen entspricht, auf der anderen das Erbarmen mit denen, die auf diesem Weg fallen. Gott lässt niemanden am Boden liegen, das ist die Botschaft der Bibel. Jesus ist gerade zu denen gegangen, die gescheitert waren, gerade mit ihnen hat er die “Kommunion“, die Gemeinschaft, gesucht.

Hat die Kirche sich überhaupt in Ehen einzumischen?

Paul M. Zulehner: Sie mischt sich ja nicht in die Ehe ein, sondern sagt: Gestaltet euer ganzes Leben aus der Kraft des Evangeliums heraus und da

gehören Ehe, Liebe und Sexualität dazu. Das ist für jeden Menschen ein wichtiges Erlebnis- und Erfahrungsfeld. Und weil das Evangelium das gesamte Leben durchdringen soll, kann die Kirche sagen, wir stehen euch dabei zur Seite. Nicht, indem wir euch moralische Befehle erteilen, sondern indem wir die Menschen, die das Evangelium leben wollen, begleiten.

Ist es nicht weltfremd zu sagen, wir halten an der Unauflöslichkeit der Ehe fest?

Paul M. Zulehner: Ich halte das durchaus für stimmig. Auch Leute, die mit ihrem ersten Liebesprojekt gescheitert sind, hatten am Anfang den Traum, unverbrüchlich zu lieben. Es entspricht dem tiefsten Sehnen des menschlichen Herzens, es gehört zu den ganz archaischen Träumen des Menschen, dass es eine Liebe gibt, die ein Leben lang dauert, die bei Romeo und Julia beginnt und bei Philemon und Baucis endet. Die Kirche sagt nur: Traut eurem Traum, denn es ist von Gott so eingerichtet im Herzen der Menschen. Die Kirche ist auf der Seite des Traumes und gleichzeitig auf der Seite jener Menschen, bei denen es nicht gut geht.

Wie kann der Umgang der Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen also ausschauen?

Paul M. Zulehner: Die katholische Kirche wird mit der Ostkirche aus der Bibel lernen. Wenn eine Ehe scheitert, dann gibt es ein Gespräch mit einem qualifizierten Seelsorger. Die Österreichischen Bischöfe haben ja schon 1980 sinngemäß beschlossen: Sprecht mit diesen Menschen und findet für diese Person, dieses Paar, diese Familie, eine maßgeschneiderte Lösung, so, wie Jesus sie getroffen hätte. Und wir sehen, dass Jesus die Menschen nicht ausschließt, sondern ins Leben zurückheilt. Es wird keine Generallösung geben, denn es wird grundsätzlich die Botschaft von der Treue verkündet. Aber im Einzelfall wird die Kirche wie ein guter Hausvater sagen, geh deinen Weg weiter mit uns. Es braucht eine große Sensibilität, um Wunden zu heilen, und Wunden heilen kann man nur im konkreten Einzelfall und nicht allgemein.

Also Buße tun?

Paul M. Zulehner: Buße tun ist, um es mit Papst Franziskus zu sagen, keine Folter, sondern ein Heilungsgeschehen. Die Orthodoxie kennt zum Beispiel, nach dem heiligen Basilius, eine sechsmonatige Heilungszeit nach einer Trennung. Der Seelsorger sagt also, geh den Weg der Versöhnung, bring alles in Ordnung, erfülle die Verpflichtungen aus der ersten Ehe. Unter solchen Bedingungen kann die Kirche dann sagen, du kannst zur Beichte und zur Kommunion gehen.

Der andere heikle Punkt bei der Diskussion in der Bischofssynode in Rom war der Umgang mit Homosexuellen. Im Abschlussdokument ist nur mehr die Rede davon, man müsse ihnen mit „Respekt“ und „delicatezza“ begegnen.

Paul M. Zulehner: In dieser Frage müssen wir die unterschiedlichen kulturellen Ausgangslagen in der Weltkirche sehen. In Afrika oder in islamischen Regionen ist die Diskussion lange nicht so weit fortgeschritten wie in Europa oder in Nordamerika, also ist es für diese Länder ein Fortschritt, wenn man sagt: keine Diskriminierung der Homosexuellen. Auch theologisch ist das Thema nicht einfach. Denn Homosexualität ist ein Teil der Schöpfung und die Theologie muss sich die Frage stellen, warum es in der Schöpfung auch diese Begabung im Bereich der Sexualität gibt.

Bisher hat es die Kirche nicht als „Begabung“ gesehen.

Paul M. Zulehner: Begabung ist das, was ich vorfinde, das, mit dem mich Gott oder die Natur als „Gabe“ ausgestattet hat. Auch Homosexuelle sind Teil dieser Schöpfung. Und wenn wir sagen, du kannst der Schöpfung vertrauen, weil sie von Gott gemacht ist, muss sich die Kirche fragen: Wie gehe ich mit dem um, was er uns in der Schöpfung bereitet hat? Wir sind als Kirche nicht die Herren der Schöpfung, sondern müssen mit dem, was wir vorfinden, gut leben.

Sie plädieren für einen anderen Umgang mit Homosexuellen?

Paul M. Zulehner: Der lässt sich überhaupt nicht aufhalten. Dann kann man immer noch diskutieren, ob man die „Ehe“ nur jenen Paaren vorbehält, die Kinder zeugen können. Aber ich frage mich, ob man in unseren Ländern noch so starr am durchaus sinnvollen Begriff der Ehe und Familie festhalten kann. Ich habe deswegen schon vor Jahren angefangen, von „familialen Lebenswelten“ zu reden. Wir haben schon heute mit „Familien“, also einer großen Vielfalt von Familienformen zu tun - daran kann die Kirche ja gar nicht vorbei.

Dürfen Homosexuelle heiraten?

Paul M. Zulehner: Ich sage: Wenn sie verbindlich miteinander leben, muss das, was sie leben, auch rechtlich verbindlich eingefangen werden. Es kann zum Beispiel nicht sein, dass ein Mann, der in einer festen Beziehung lebt, vom Krankenhaus keine Auskunft über den Gesundheitszustand seines Partners bekommt. Es muss der Kirche auch nicht gefallen, wenn manche in der Gesellschaft diese verbindliche Vereinbarung als „Ehe“ bezeichnen und eine „Heirat“ fordern. Aber sie eine solche Sprachregelung unbedingt verhindern soll, ist wieder eine Frage der Klugheit. Was zählt ist das Leben.

Die Kirche muss da noch einen weiten Sprung machen?

Paul M. Zulehner: Ja, aber das tut ihr ganz gut. Die Kirche hat überhaupt kein Recht, sich an Diskriminierungen zu beteiligen und will das unter Franziskus auch ganz entschlossen nicht mehr. Ganz im Gegenteil: Die Kirche hat die Aufgabe zu bewirken, dass das Leben aller einigermaßen in Frieden verläuft. „Zu einem Leben in Frieden hat Gott euch berufen“, heißt es im Korintherbrief, und das ohne Ausnahmen. Die Kirche muss im Namen Gottes die Vorhut bilden im Kampf gegen jegliche Diskriminierung.

Über den Umgang mit Homosexuellen wird sich die Kirche im kommenden Jahr noch ordentlich streiten.

Paul M. Zulehner: Es besteht zumindest ein Konsens, dass Homosexuelle nicht ausgegrenzt und diskriminiert werden dürfen. Das ist mit diesem Papst nicht mehr möglich, er wird das auch mit allen Mitteln verhindern. Auf dem Rückflug vom Weltjugendtag in Rio hat er auf die Frage eines Journalisten zur Homosexualität geantwortet: „Wer bin ich denn schon, dass ich richte?“ Die Zeit der moralisierenden Kirche mit ihrem erhobenen Zeigefinger, sagt dieser Papst, ist vorbei. Die Kirche ist für ihn ein Feldlazarett, ihre Aufgabe ist es, Wunden zu heilen, statt die Menschen zu de-moralisieren.

Warum ist Sex so ein Thema für die Kirche?

Paul M. Zulehner: Weil der Sex für jeden Menschen ein Thema ist. Es wäre aber schade, wenn die Kirche sich nur damit beschäftigen würde. Der Papst

geht ja zugleich nach Lampedusa und beschäftigt sich mit den Flüchtlingen, er leidet unter den Folgen der Kriege, mit Syrien oder der Ukraine. Es ist ja nicht wahr, dass wir uns nur mit dem Sex beschäftigen, das Schlafzimmer kontrollieren. Sex ist ein Thema, das den Menschen wichtig ist und daher auch in der Seelsorge eine Rolle spielt, wenn wir wirklich eine menschenfreundliche Kirche sein wollen. Es wäre ja naiv zu sagen, die Kirche interessiert sich nicht für das zweite Standbein des Menschen – die zwei Standbeine jedes Menschen sind aber arbeiten und lieben, und wenn das Lieben für die Kirche uninteressant wird, halbiert sie ihre Auffassung vom Menschen.

Ehe, Familie sind nur einige der Baustellen der katholischen Kirche. Was sind die anderen Baustellen?

Paul M. Zulehner: Die größte Baustelle ist die Eucharistiefähigkeit der Gemeinden. Ich höre vereinzelt von Bischöfen, dass der Papst jetzt schon um Vorschläge für eine kommende Priestersynode bittet. In Europa oder in Nordamerika ist der Priestermangel dramatisch. Die Frage ist dann: Wie kann die Kirche gemäß ihrem neutestamentlichen Auftrag dafür sorgen, dass Gläubige am Sonntag zusammenkommen und die Messe feiern können. Die Kirche, die sich auf das Evangelium besinnt, muss sich der Frage stellen: Ist uns die Ehelosigkeit unserer Pfarrer mehr wert als die Feier der Eucharistie in den Gemeinden? Die Eucharistiefeier hat natürlich einen wesentlich höheren Wert als die Lebensform von Priestern. Man muss also darüber diskutieren, ob es nicht andere Zugänge zum Priestertum gibt.

In Südtirol heißt es, die Struktur ist am Zusammenbrechen.

Paul M. Zulehner: Und wir reformieren sie zurzeit noch im Rahmen des jetzigen Modells, in dem Priester Männer sind, die ehelos leben. Die Aufgabe der Kirche besteht in Zukunft nicht darin, die Zukunft im bestehenden Rahmen zu reformieren, sondern den Rahmen selbst zu reformieren. Ich hoffe sehr, dass die Diözesansynode sich die Offenheit der Familiensynode aneignet und dem Papst konkrete Vorschläge unterbreitet, wie das gehen könnte.

Was heißt das, den Rahmen reformieren? Den Zölibat freistellen, Frauen zum Priesteramt zulassen?

Paul M. Zulehner: Der südafrikanische Bischof Fritz Lobinger fragt: Gibt es nicht genug gemeindeerfahrene ehrenamtliche Personen, die man ausbilden und für presbyterale Ältestenteams weihen könnte? Man könnte sagen, wir brauchen ehelose Priester, die die Gemeinden gründen, mobil sind. Aber daneben könnte man aus dem Kreis der gemeindeerfahrenen Gläubigen Personen weihen, die der Feier der Eucharistie vorstehen. Zur Frage von Frauen als Priesterinnen meint auch Bischof Lobinger, diese Debatte könne man nicht länger unterdrücken. Neutestamentlich und theologisch, auch über die mittelalterliche Theologie herauf – etwa Duns Scotus und andere, gibt es keine vernünftigen Gründe, Frauen vom Priestertum fernzuhalten. Die Diskussion ist hier weiter als die theologische Praxis – wir haben heute ein völlig anderes Frauenbild und dem muss auch die Theologie Rechnung tragen. Es gibt einen Witz dazu: Der einzige Grund gegen die Ordination von Frauen ist, dass dann ist nicht mehr sichergestellt ist, dass bei der Messe noch wenigstens ein Mann anwesend ist.

Hat die Kirche überhaupt Zeit, sich zu reformieren?

Paul M. Zulehner: Kardinal Martini hatte Recht, als er kurz vor seinen Tod sagte, die katholische Kirche sei 300 Jahre zurück. Der Versuch, die Kirche in der modernen Welt zur Welt zu bringen, ist noch nicht zu Ende. Die Geburt ist noch im Gange, aber die Kirche sollte sich dabei nicht mehr allzu lange Zeit lassen, sonst wird es eine tödliche Geburt. Ich bin aber sicher, dass die Kirche unter Franziskus die Zeit nutzen wird. Viele Menschen sagen, Kirche geh voran, seid nicht so feige. Die Familiensynode hat ja gegen Ende zu der Reformmut verlassen. Die Kardinäle sollten mehr dem Heiligen Geist trauen, wenn sie keine Kirche wollen, die auf der Stelle tritt. Eine Kirche, die steht, kann nicht die Menschen auf ihrem Weg durch die Zeit begleiten. Die Kirche ist dazu bestellt, an der Seite der Menschen zu gehen. Sonst bleibt sie zurück und wird zu einem Museum.

Ist es ein Prozess, der Angst macht?

Paul M. Zulehner: Natürlich macht er Angst. Aber einer der Sätze, die Jesus am öftesten verwendet hat, war: „Fürchtet euch nicht!“

Was kann die katholische Kirche den Menschen noch sagen?

Paul M. Zulehner: Die älteste Frage der Menschheit ist: Was ist am Ende stärker, die Liebe oder der Tod? Die Kirche mit ihrer österlichen Botschaft sagt: Es ist die Liebe. Überall, wo sich der Tod jetzt schon einschleicht, durch Leiden, Scheitern, durch Misslingen, Ungerechtigkeit, durch das Verhungern von Kindern oder Kriege, muss die Kirche den österlichen Aufstand Gottes gegen den Tod leben und sichtbar machen. Menschen, die darum ringen, dass es mit der Menschheit vorangeht, werden in der Kirche eine ernsthafte Mitstreiterin finden.

Von was für einer Kirche träumen Sie?

Paul M. Zulehner: Die Kirche, die sich Papst Franziskus erträumt, ist auch meine. Eine Kirche, die das Herz der Menschen wärmt und deren Wunden heilt.

2014 Schatten und Licht: Menschen mit Behinderung

Oft wird die Arbeit von Menschen mit Behinderung abgewertet, weil sie nicht leistungsorientiert sei. Was bedeutet Arbeit für den Menschen?

Ich glaube, dass aAuch für Menschen mit Behinderung dasselbe gilt wie für uns, die wir Behinderungen eigener Art haben: Arbeit ist etwas, was den Menschen zum Menschen macht. Weil wir durch gute Arbeit schöpferisch tätig und dadurch Ebenbilder des Schöpfergottes sind. Wer keine gute Arbeit hat, bleibt mit seiner Menschwerdung auf der Strecke. Wir leben nicht nur in Beziehungen, wir leben auch in Arbeit; wir leben nicht nur für mit jemandem, sondern auch für etwas. Erst wenn diese beiden Beine des menschlichen Lebens, auch wenn sie behindert sind, in Gang kommen, dann „geht" das Leben gut, dann geht es einem gut. Wenn ich auf nur einem Bein gehe, stolpere ich bald. Es ist ganz wichtig, auch Tätigkeiten, schöpferische Tätigkeiten, im Rahmen dessen, was einem Menschen möglich ist, zu fördern und zu unterstützen.

Wir stellen immer wieder fest, dass auch der Selbstwert stark mit der Arbeit zusammenhängt. Es ist für Menschen mit Behinderung wichtig, wie die anderen in der Früh das Haus zu verlassen, um zur Arbeit zu gehen und am Abend wieder zurückzukommen. Nur ein Stück Normalität, das einfach guttut?

Arbeit strukturiert natürlich das Leben. Ich kann mich erinnern, wie wichtig es zum einen für meinen behinderten Bruder war, immer zu seiner Zeit beim Teppich zu sitzen und zu arbeiten; das tat er sehr regelmäßig. Und zum zweiten hat er dann mit vollem Stolz gezeigt, was er gemacht hat. Was mir auch in Erinnerung ist: Wenn er einen Fehler gemacht hat und erst später draufgekommen ist, konnte er durchaus einen halben Teppich auflösen und neu knüpfen, damit er ganz in Ordnung war. Er hat seine Arbeit mit einer bewundernswerten Genauigkeit gemacht.

Ist nicht jeder von uns in gewisser Weise abhängig von der Wertschätzung, die er aus seiner Arbeit bezieht?

Wertschätzende Anerkennung wird von vielen gewünscht: von Müttern, die vier Kinder haben, von Pfarrgemeinderätinnen, die ihre Zeit und Phantasie für eine Gemeinde zur Verfügung stellen. Anerkennung ist eine Art Grundnahrungsmittel, das aus dem großen Lebensmittel-Topf „Zuwendung" kommt.…

Wird die Arbeit von Eltern, die ihr behindertes Kind oder alternde Angehörige pflegen, angemessen geschätzt? Sie erhalten zwar Pflegegeld, aber das deckt oft den tatsächlichen Aufwand nicht ab.

Ich habe den Eindruck, die Gesellschaft müsste hier transparenter und ehrlicher werden. Sie müsste sagen: Was würde uns das kosten, wenn wir das in eigenen Einrichtungen mit qualifiziertem Personal machen müssten? Tatsächlich macht man es wie in der Wirtschaft: Man betreibt Outsourcing, lagert Kosten aus. Das ist unfair gegenüber denen, die diese Pflege in der Familie übernehmen: Es ist keine Privatangelegenheit, wenn jemand mit Behinderung zur Welt kommt und durch's Leben begleitet wird – das ist Leistung, die im Namen der Gesellschaft erbracht wird.

Aber: Wer pflegend zu Haus bleibt, hat heute keine Sozialversicherung und später keine Altersversorgung.

Genauso ist es leider: Wir bei Kindern, Älteren und Menschen mit Behinderung vor der gleichen sozialpolitischen Problematik: Es kann doch nicht sein, dass Menschen während der Pflege an die Armutsgrenze schrammen, wenn sie ihre Erwerbsarbeit für Betreuung und Pflege unterbrechen, oder dass sie im Alter verarmen! Oder dass sie durch die Pflege ihre beruflichen Karrieremöglichkeiten verlieren. Es ist wichtig, dass wir uns bewusstwerden, was Leben wert ist und was das Wichtigste in unserem Leben ist. Wir lassen uns zurzeit die Prioritäten durch Wirtschaft, Konsum, Karriere diktieren und übersehen, dass das Leben andere Wertigkeiten hat. Eine tragische Ökonomisierung des gesamten Lebens geschieht.,

So dass manchem Leben sogar der Wert abgesprochen wird …

Da teile ich die Meinung von Kardinal Schönborn: Die Evolutionstheorie erklärt uns lediglich, wie die Entwicklung des Lebens bisher gelaufen ist. Ein solcher Darwinismus ist für gläubige Menschen kein Problem. Die Theologie hingegen erklärt, woraufhin alles hinausläuft. Mit einem Sozialdarwinismus habe ich allerdings Probleme. Da zählt letztlich nur das Gesunde und das Starke. Zumeist hat er noch einen neoliberalen Anstrich. Dann heißt es unwidersprochen: Die Leute können sich doch alles selber richten, und zwar alle! Faktisch schaffen das aber nur die Starken und die Gesunden. Diese haben maximale Chancen, während die Übrigen als überflüssig betrachtet werden. Es scheint eine Art „Menschenmüll“ zu geben, also Menschen, denen man die Sorge entzieht und die man dann in diesem Sinn „ent-sorgt“.

Wäre da die Aufwertung von Pflegearbeit, indem man sie in den Rang einer Erwerbsarbeit hebt, nicht kein gewaltiger Schritt nach vorne? In Schweden werden Kindererziehung wie Pflege als Arbeitsleistung honoriert, mit Kranken- und Rentenversicherung.

Für die Eltern gibt es bei uns wesentlich weniger als das, was der Staat in beispielsweise in Kinderbetreuungseinrichtungen investiert. Deutschland z. B. zahlt 1.500 € pro Kinderplatz in der öffentlichen Einrichtung und 150 € für die Kinderbetreuung zu Hause. Das ist eine massive Diskriminierung! Dabei ist es den jungen Leuten heute ganz wichtig sagen: Ich möchte selber mein Leben wählen. Aber das können sie erst, wenn sie für das Eine wie für das Andere von der Gesellschaft angemessen gestützt werden.

2014 Zum Lutherjahr [einfach leben“]

„Alle Wege führen nach Rom“: Was würde Luther heute sagen?

Martin Luther war ja zunächst ein treuer „Katholik“. Allerdings hatte damals katholisch noch eine universelle, nicht eine konfessionelle Bedeutung. Daher erhoffte er die Beseitigung von eklatanten Missständen hinsichtlich religiöser Korruption von Rom her. Heute haben selbst viele Katholiken aufgehört, derart römisch zu denken. Es bewegt uns seit dem Konzil die Frage, wie Gott das Heil aller schafft, der Buddhisten, Atheisten, der Skeptiker und natürlich auch der Christinnen und Christen. Als großer Ökumeniker würde daher heute Martin Luther zu allererst sagen: „Alle Wege führen in die Vollendung“. Das ist, wenn Gott alles in allem sein wird (1 Kor 12,28).

Gibt es Gottesaugenblicke in Ihrem Leben?

Als Theologe hab ich ein Misstrauen entwickelt, was Gotteserfahrung aus erster Hand ist – obgleich ich sie suche. Manchmal aber gibt es

Gottesahnungen, tiefen Frieden, unbändige Freude, stillen Trost. Und eine maßlose Sehnsucht im Herzen: Gottes charmante Art, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zu halten?

Staunen Sie manchmal über Gott?

Ich staune über die Weite des Alls, wenn ich in den nächtlichen Himmel schaue. Ich bin voll Bewunderung, wenn ich die lange Geschichte der Evolution und dazu im Fernsehen die Serie Universum geschenkt bekomme. Und mehr noch, als dass ich mir von der Evolutionstheorie erklären lasse, wie bisher sich alles entwickelt hat, bin ich gespannt, woraufhin sich alles entwickeln wird. Da lese ich lieber Teilhard de Chardin als Charles Darwin. Mein Staunen ist freilich verschattet. Denn diese wundersame Entfaltung der Schöpfung kennt Brüche und Katastrophen, Erdbeben und Vulkanausbrüche, Krankheiten und Leid. Die alten Fragen sind für die Theologie nicht aus der Welt: Hätte es nicht eine bessere Welt geben können? Und nicht zuletzt Menschen ohne den oft schauerlichen Hang zum Bösen?

Kann Gott sterben?

Er kann in unserem Verstand sterben, denn offenbar gibt es atheisierende Menschen. Er kann in einer Kultur sterben, wie in Ostdeutschland, Tschechien oder Estland. Er stirbt manchmal in kirchlichen Kreisen. Ein theologisch begabter und wortgewaltiger niederbayerischer Pfarrer hat einmal vom „ekklesialen Atheismus“ gesprochen und dazu die alttestamentliche Frage erinnert: „Ist der Herr in unserer Mitte oder nicht?“ (Ex 17,7) Und was schmerzt: Gott stirbt manchmal auch in mir selbst. Ja, Gott kann sterben. Dann aber lohnt sich ein Blick aufs Kreuz. Es lässt uns hoffen, dass Gott immer wieder auferstehen wird.

Was vermissen Sie an Jesus?

Ich verstehe Kazantzakis, der sich im Roman „Die letzte Versuchung“ einen bürgerlichen Jesus ausmalte, mit Frau und Kindern und einem Tod im Kreis seiner Bewunderer. Wäre ein interessantes Experiment für uns Christen in opulenten Kulturen! Aber mit den Dichter aus Kreta finde ich auch: „Gut“ dass Judas ihn verraten hat. Denn nur den Tod hindurch konnte sich das tiefste Geheimnis Gottes als ohnmächtige Liebe offenbaren, die doch den Tod überwindet. Auf eine billig bürgerliche Weise wäre das wohl schwer vermittelbar gewesen.

Würden Sie zu den zehn Geboten noch ein elftes hinzufügen, und welches? –

Du sollst achtsam und schonungsvoll mit der Mitwelt umgehen!

Welchen Satz aus dem Mund Jesu mögen Sie besonders?

Ihr seid das Licht der Welt. Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid so etwas, wie die Enthüllungsagentur dafür, was Gott mit allen vorhat.

Und welchen übergehen Sie lieber?

… da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Obwohl: Das kann uns allen passieren, wenn sich Gott nicht für uns stark macht.

Was ist das Anliegen Jesu: die Welt verbessern oder die Welt ertragen oder die Welt vergessen?

Das fließt alles ineinander. Mir kommt vor, dass er eine gute Weltschwangerschaft will, damit die Schöpfung in ihre Vollendung hineingeboren werden kann.

Passt Jesus zum Glück?

Nicht umstandslos zum romantischen Glück. Aber zu jenem Glück, das damit zu tun hat, dass Leben glückt. Und dieses Glück anderer Art trennt nicht die Liebe vom Leid, die guten von den bösen Tagen.

Wenn von Gottes dunklen Seiten gesprochen wird, welche nennen Sie zuerst?

Mich bewegt, dass in den ostkirchlichen Bildern des Auferstandenen eine Gloriole ist. Außen ist sie strahlend weiß. Je weiter man nach innen geht und sich der Person annähert, umso dunkler wird der Strahlenglanz. Diese dunkle Seite Gottes, dass wir ihn nicht erkennen, je näher wir ihm kommen, jetzt noch nicht und vielleicht niemals, das erlebe ich als die Dunkelheit Gottes.

Welcher Gestalt der Menschheitsgeschichte steht Jesus am nächsten? –

Ganz nahe ist ihm in meinen Augen Franz von Assisi gekommen. Mit seinem hellen Blick für die Schöpfung, seinem Setzen auf den Reichtum Gottes, der ihn ganz arm und dienend werden ließ. Und jetzt erlaube ich mir eine Kühnheit: Ist nicht auch Franciscus, Bischof von Rom, offensichtlich in der jesuanischen Spur unterwegs? Er geht zu den Armen, will nicht verurteilen, sondern heilen, geißelt die Arroganz klerikaler Karrieristen und redet den Reichen und Mächtigen wie der Prophet Amos ins Gewissen.

Beten Sie mit Jesus oder auch zu ihm?

Beten ist für mich Einung mit Gott, und das vor allen Worten. Dabei bewegt mich ein Satz von Richard Rohr, dem amerikanischen Franziskaner und Mystiker: Wir haben uns angewöhnt, Jesus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen. Mir liegt in meinem Leben immer mehr an der Nachfolge.

Was bedeutet die Trinität für Ihr Beten?

Trinität bedeutet für mich, dass es in Gott einen „Tanz der Liebe“ gibt. Noch einmal Richard Rohr: Er nennt ihn „Circle-dance“. In diesen Tanz möchte ich einbezogen sein.

Wie erfahren Sie den Geist?

In der Eucharistiefeier rufen wir in der Epiklese den Geist Gottes herab, dass er uns wandle. Ich erlebe diese Wandlung, wenn ich anders aus der Messe hinausgehe als ich hineingegangen bin. Und wenn nur 10% im Land das Sonntag um Sonntag erleben, ist am Montag das Land anders. Erneuert nicht der Geist so das Antlitz der Erde: „dieser Erde“, betonte Johannes Paul II. bei einem Pfingstgottesdienst und stampfte dabei auf polnische Erde.

Welche Frage würden Sie Jesus stellen, wenn er Ihnen heute ein Zehn-Minuten-Interview geben würde?

Ich würde ihn fragen, warum in dieser wunderbaren Welt, die Gott ständig gebiert und im Dasein erhält, es so viel fürchterliches Leid gibt und Menschen zu so viel Bösem überhaupt fähig sind.

Mit welchen Worten würden Sie einem Materialisten das Wort „Geist“ erklären?

Ein Materialist braucht sich nur selber beobachten, wenn er mit seinem Geist Theorien über Materialismus entwirft. Er selbst ist die Erklärung.

Paulus: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir (Gal 2, 20): Wer bin ich dann?

Wenn Christus in mir lebt, dann mindert das nicht meine Individualität, sondern stärkt diese, lässt sie reifen. Anders als Buddhisten glaube ich nicht, dass wir einst ins namenlose Meer des Seins zurücktropfen, sondern dass wir alle ein Moment in der vollendeten Schöpfung sein werden, deren Haupt Christus ist und uns mit seinem Geist durchliebt.

Wenn jemand vor Gott fliehen möchte. Wohin raten Sie dem?

Wie soll aber ein Mensch aus dem Universum entfliehen, in dem wir leben, uns bewegen und sind (Apg 17,28)?

Was ist Ihnen alles in allem genommen die Hauptsache?

Gott traut uns zu, ein Leben lang Liebende zu werden und darin ihm gleich zu werden. Ich bin fest überzeugt, dass das in allen Menschen im Gang ist und Gottes Geist jede und jeden von innen her bewegt. Es wäre gut, wenn dieses Geschehen von immer mehr Menschen auch ausdrücklich begriffen werden könnte.

Neben wem möchten Sie an der himmlischen Hochzeitstafel sitzen?

Viel „Zeit“ möchte ich mit jenen Menschen verbringen, die Gott schon in diesem Leben meinen Lebensweg kreuzen ließ und die ich von Herzen liebe. Und einige Stunden jeweils abwechselnd mit Mozart, Bruckner, Bach, Chopin, Bartok oder Pärt. Und schon jetzt, wenn mich deren Musik erfasst und mein Herz zum Schwingen bringt, ahne ich ein wenig von diesem ausstehenden „Himmel voller Geigen“, wie wir Wiener gern sagen.

2014 Kirchenumbau [VELKD]

Die Kirchen in den traditionell „christentümlichen“ Ländern erleben derzeit einen tiefgreifenden Umbau ihrer Kirchengestalt. Der Anlass dafür ist die Aufkündigung der Kirchenmitgliedschaft durch viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen. Der herausragende austroamerikanische Religionssoziologe Peter L. Berger nennt eine der Ursachen. Nach ihm ist Religion heute für die Menschen „nicht mehr Schicksal, sondern Wahl“. Die meisten modernen Menschen sind „wählerisch“. Das gilt in allen Lebensbereichen, auch hinsichtlich Religion und Kirche. Wählen heißt aber nicht nur abwählen, sondern auch einwählen. Bei diesem Wählen spielt eine Schlüsselrolle, ob die (christliche) Religion als anziehend erscheint oder ob sie als belanglos für das moderne Leben empfunden wird. Wer in diesem Sinn starke „Gratifikationen“ hat, bleibt, engagiert sich mehr als in vormodernen Zeiten und ist zudem in der Lage, unvermeidliche „Irritationen“, die seine Religionsgemeinschaft verursacht, zu ertragen. Für die Zukunft des Christentums in Europa ist es daher die entscheidende Frage, ob und wie den wählerischen, kritischen, skeptischen und manchmal bereits postatheistischen Menschen das Evangelium als Weg zu einem guten Leben in der (post)modernen pluralistischen Welt von heute vorgeschlagen werden kann.

2014 Zu Papst Franziskus [Südtirol]

Woran krankt die Katholische Kirche?

Laut Franziskus, Bischof von Rom, krankt unsere Kirche daran, dass sie sich zu sehr mit sich selbst beschäftigt, mit dem Priestermangel, ihrem Mangel an Beteiligung, ihren Finanzen und Strukturen. In einem Bild, das Jesus gern verwendet hat: Wir kümmern uns zu sehr um die Schläuche, weniger um den Wein. Der Wein aber ist das Evangelium, das den Menschen Trost und kleine Auferstehungen bringen soll. Manchmal dünkt mich, wir schaffen mit unseren Strukturänderungen neue Schläuche, für die wir keinen Wein haben.

Warum braucht die Kirche Papst Franziskus jetzt ganz besonders?

Die Kirche war nach einer langen „Risikoschwangerschaft" auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil endlich „zur Welt" gekommen. Es war die Zeit eines Aufbruchs hinein in die moderne Welt, der aber unter Johannes Paul II. und noch mehr unter dem Konzilsskeptiker Benedikt XVI. erlahmte. Wir wollten den Geist des Konzils, den Heiligen Geist, zähmen, klagte Papst Franziskus just in der Messe zum 86. Geburtstag seines Vorgängers. Das gehe aber nicht. Franziskus steht für die Fortsetzung des Konzils, also wie Johannes XXIII. für ein Neues Pfingsten.

Welche Reformen wird der Papst realistischer Weise umsetzen können?

Der Papst hat eine hochrangige Kommission von Kardinälen aus aller Welt eingesetzt. Sie erarbeiten einen Vorschlag für die Reform der Weltkirche. Diese soll dezentralisiert werden. Die Ortskirchen will Franziskus aufwerten. Die Kurie im Vatikan wird zu einem Dienstleistungsbetrieb für die Ortskirchen umgebaut werden. Sodann läuft die Vorarbeit für eine Familiensynode, wo es auch um die Frage der Zulassung von Geschiedenen, die wieder geheiratet haben, zur Kommunion gehen wird. Und dann soll dem Vernehmen nach eine Synode über die Priester und den Priestermangel folgen.

Welche Rolle können/werden Laien übernehmen müssen?

Laien sind alle, die getauft sind. Die Kirche, das Volk Gottes, ist die Gemeinschaft aller Getauften. Alle in der Kirche sind berufen und begabt, damit die Kirche leben und wirken kann. Es gibt also in der Kirche keine Unberufenen und keine Unbegabten. Alle sind zu etwas gut. Die Zeit einer „Priesterkirche für das Volk" ist vorbei. Jetzt gilt: Kirche sind wir alle, und das mit einer „unvertretbaren Eigenverantwortung" jedes Kirchenmitglieds, wie die Synode in Würzburg schon 1975 auf ihrer gesagt hat.

In welcher Position sehen Sie Frauen in der Katholischen Kirche in zehn Jahren?

Schon Johannes XXIII., der in diesen Tagen feierlich erfährt, dass er in der Weltkirche als Heiliger verehrt wird, hatte schon 1963 die Teilnahme der Frauen am öffentlichen Leben als Zeichen der Zeit genannt. Durch solche Zeichen der Zeit belehre Gott seine Kirche. Sie lernt auch schon, wenn auch langsam. So gibt es in Österreichs Diözesen bereits drei Pastoralamtsleiterinnen, in Innsbruck, in Wien und demnächst auch in Gurk-Klagenfurt. Und warum soll morgen nicht eine vorzügliche Theologin die Bildungskongregation in Rom leiten? Es muss nicht immer ein Kardinal sein.

Wo braucht die Kirche mehr Beulen, von denen der Papst in seinem apostolischen Lehrschreiben spricht?

Papst Franziskus ist es lieber, wenn wir uns für die Menschen am Rande einsetzen und dabei auch herkömmliche Traditionen verletzen. So hat er es den Ordensmännern in Amerika gesagt. Wenn in Afrika Ordensfrauen zu Kondomen raten, damit sich die tödliche Immunkrankheit AIDS nicht ausbreiten kann, ist eine solche Beule für die Kirche. Für Franziskus ist die Kirche wie ein Feldlazarett in der Menschheit. Da gilt es, Verwundete zu heilen und nicht moraltheologische oder dogmatische Handbücher zu lesen und zu schreiben.

Sie haben mehrfach Sorge um Papst Franziskus ausgedrückt. Warum?

Wie Papst Franziskus seinen Petrusdienst ausübt, wie er mutig Reformen angeht: Das verstört manche in der Kirche, die mehr an den feudalen Traditionen denn am Evangelium hängen. Der Widerstand gegen seine Reformpläne organisiert sich bereits weltweit bin hinein in die Kurie. Was aber, wenn ein Fundamentalist, der meint, die Kirche vor dem Papst retten zu müssen, zur Gewalt greift? Und so, wie Papst Franziskus lebt und sich den Menschen aussetzt und von ihnen auch angreifen lässt, ist er leicht auch anders angreifbar. Selbst hochrangige Persönlichkeiten im Vatikan, wie Kardinal Jean-Louis Tauran, zeigen sich besorgt. Papst Franziskus kennt das Risiko, das er eingeht. Er vertraut aber darauf, dass Gott ihn schützt, so lange er ihn für seine Kirche braucht.

2014 Erbarmen bewahrt Recht ins Unrecht zu kippen

Der bekannte Theologe Paul M. Zulehner über die Situation der Kirche in Österreich nach dem Kurswechsel in Rom, über Aufbrüche und eine arme Kirche für die Armen. Von Marialuise Hierzer.

Papst Franziskus hat Bewegung in die Katholische Kirche gebracht. Wie bewerten Sie das erste Jahr seines Pontifikats?

ZULEHNER: Es weht derzeit ein kräftiger römischer Südföhn. Das Neue Pfingsten, das Papst Johannes erbeten hat, findet eine aufregende Fortsetzung. Werden wir die Segel in diesen Wind setzen? Oder werden wir in den Lehnstühlen bleiben und zusehen, was daraus wird?

Franziskus möchte einen Aufbruch in der Kirche. Ist schon erkennbar, wie er sich einen solchen vorstellt?

ZULEHNER: Wichtig ist dem Papst, dass die Kirche aufhört, wie ein schwer kranker Patient um sich selbst zu kreisen. Gesunden wird die Kirche, wenn sie sich den Menschen am Rand zuwendet. Damit will der Papst eine Kirche, die Wunden heilt und nicht mit dem erhobenen Zeigefinger belehrt und verurteilt. Eine der Wunden der Kirche selbst sind die Menschen, deren Ehe aus Schuld und Tragik zerbrochen ist und die mit dem Evangelium im Herzen einen Neuanfang gewagt haben.

Strukturell geht die Zeit der zentralistischen Uniformität der römisch-katholischen Weltkirche zu Ende. Die Kurie wird eine Dienstleistung für die Ortsbischöfe und die kontinentalen Bischofskonferenzen werden.

Und nach der Familiensynode wird es eine Priestersynode geben: Dafür gibt es eine Reihe von Hinweisen.

Wie sehen Sie die Situation der Katholischen Kirche in Österreich? Die Bischofsbestellung in der Steiermark zieht sich in die Länge. Stehen die österreichischen Bischöfe hinter dem Kurswechsel in Rom?

ZULEHNER: Die Mehrheit der Bischöfe trägt gewiss den Kurs des Papstes mit. Das gebietet Ihnen schon allein der gelobte Gehorsam. Was manche in ihrem Inneren denken? Die Österreichischen Bischöfe sind etwa in der Frage der Familienpastoral keineswegs einig. Sonst hätten sie eine gemeinsame Umfrage zur Familie gemacht. Damit spiegeln aber die Bischöfe in Österreich lediglich die Lage im Kardinalskollegium wider. Es wird ein heftiges Ringen um die Frage des Zugangs von Geschiedenen, die standesamtlich wieder geheiratet haben, geben. Die einen werden sich auf das Recht, die anderen auf das Erbarmen berufen. Die Lösung wäre das Recht auf Erbarmen. Solches Erbarmen würde das Recht davor bewahren, ins Unrecht zu kippen.

In Österreich gab es in den letzten Jahren immer wieder Aufbruchsbewegungen.

Als Sie 1995 gemeinsam mit Kardinal König die Pfingstvision unterstützten, warnten sie zugleich die InitiatorInnen des Kirchenvolksbegehrens davor, vorhersehbar Frustration zu erzeugen. Hat sich das bewahrheitet?

ZULEHNER: Das große Verdienst des Kirchenvolksbegehrens war, die Fingen in einige Wunden der Kirche zu legen. Wenn das Franziskus so sieht, wird er auch hier sich an seine Vision von einer Kirche halten, die Wunden heilt: auch Wunden der Kirche selbst. Die Weizer Pfingstvision scheint Papst Franziskus insofern nahe zu sein, als deren Grundregel ist, in Gott einzutauchen, um mit ihm bei den Armen aufzutauchen. Gottesverwurzelung und

Menschenentfesselung sind die Grundmerkmale kirchlicher Gemeinschaften, so Weiz. So gesehen haben beide Initiativen ihre Bedeutung und können einander gut ergänzen.

Sehen Sie heute Aufbrüche in der österreichischen Kirche? Was sind für Sie die Voraussetzungen dafür, dass sie geschehen können?

ZULEHNER: Es gab und gibt in Österreich immer schon viele Pfarren und Gemeinschaften, die aus der Kraft einer tiefen Spiritualität sich den Menschen am Rand gewidmet haben und widmen. Die Caritas in Österreich macht dies mit hoher Professionalität. Zu hoffen ist, dass sich an diesem Aufbruch auch viele junge Menschen beteiligen.

Papst Franziskus spricht von einer armen Kirche für die Armen. Das kommt aus dem Kontext der lateinamerikanischen Kirchen. Lässt sich das auf uns übertragen? Was wäre aus Ihrer Sicht eine arme Kirche für die Armen?

ZULEHNER: Dass sich Papst Franziskus aus tiefstem Herzen eine arme Kirche mit den Armen wünscht, macht viele von uns, die wir vergleichsweise reich sind, ziemlich verlegen. Dabei wäre es zu wenig, reich zu bleiben und lediglich von einer Armut im Geiste zu träumen. Es wird sehr wohl darauf ankommen, ob wir eine Politik fördern, welche dazu beiträgt, dass die armen Regionen der Welt morgen weniger arm sind. Dazu gehört, dass wir Christinnen und Christen darauf drängen, dass das reiche Österreich endlich die 0,7% der BNP für Entwicklungszusammenarbeit aufbringt. Die Einzelnen wiederum können sich fragen, ob sie sich für ein paar Menschen verantwortlich fühlen, wo sie sich verausgaben (mit Zeit, Geld…), ohne etwas zurückzuerwarten.

2014 Brücken bauen – Wohin und zu wem?

Anstöße für eine zukunftsfähige Kirche

Paul M. Zulehner im Gespräch mit Florian Breitmeier [NDR]

Breitmeier: Herr Zulehner, in vielen Veranstaltungen hier in Regensburg war es beinahe mit Händen zu greifen, dass die Menschen heute andere Dinge von der Institution Kirche erwarten, als es in den früheren Jahrzehnten der Fall war. Mehr praktische Lebenshilfe, die Kirche als Ratgeberin, vielleicht auch Therapeutin. Woher kommt das?

Zulehner: Die Leute suchen eine Kirche, die sie nicht klein macht, nicht niedermoralisiert. Die ihnen nicht sagt, was sie alles falsch machen könnten. Das wissen die Leute selber. Sondern die möchten, dass der Mensch Mut hat, Lebensmut in einer Zeit, die Tomás Halik aus Tschechien einmal die „postoptimistische Zeit" nannte. Die Kirche als eine Gegenkraft gegen den Defätismus, gegen die Traurigkeit, gegen die Banalität. Und ich glaube, da sind wir dann auf der richtigen Spur und wirklich jesuanisch auf der Seite der Menschen. Und das schätzen, glaube ich, immer mehr Menschen.

Breitmeier: Ich möchte mal bei diesem Aspekt der Nähe bleiben, die der Papst ja auch vorlebt durch Gesten, durch Symbole. Es gibt ja Soziologen, die sind sich sehr sicher, dass die persönliche Fürsorge für den Nächsten eine der wichtigsten Ressourcen des 21. Jahrhunderts wird. Die Zeit, die man dafür auch aufbringt, wenn man beispielsweise an Aspekte denkt, wie: in Würde zu sterben, für Kinder da zu sein, Eltern zu pflegen. Kann diese Kirche aber diesem Anspruch tatsächlich gerecht werden, nahe bei den Menschen zu sein, angesichts ihrer derzeitigen Sozialgestalt mit Priestermangel, knapper werdenden Ressourcen, Mitgliederschwund etc.?

Zulehner: Die Kirche steckt in der Tat in einer starken Umbaukrise. Und es hat ja auch damit zu tun, dass die konstantinische Ära vor unseren Augen definitiv zu Ende gegangen ist. Also wo Thron und Altar miteinander verwoben waren, wo – wie in den konfessionellen Zeitaltern – der Fürst bestimmen konnte, dass alle katholisch sind, oder ins Jenseits oder ins Ausland ausgewiesen wurden, um es ein bisschen salopp zu sagen. Die Zeit ist vorbei, Religion ist weniger geworden. Das hat natürlich zur Folge, dass die Kirche sich stärker konzentriert auf die, die sich irgendwann in ihrem Leben entscheiden, auch Kirche zu sein. Und da fällt mir einfach nur das jesuanische Wort ein, dass er seinen Jüngerinnen und Jüngern sagt: Ihr seid Salz der Erde. Das entlastet mich unendlich. Weil, wenn ich eine Suppe koche, und ich koche gerne, dann werde ich der Versuchung heftigst widerstehen, so viel Salz in die Suppe zu tun, dass Salz und Suppe deckungsgleich sind. Das heißt, wir lernen, dass die Kirche eine kleinere Schar inmitten der Welt sein kann, unter einer Voraussetzung: dass sie qualitativ stark ist. Und ich glaube, das Kernproblem für die Kirche in diesem Land ist zunächst nicht ihre Größe, sondern ihre innere Stärke, ihre innere Kraft.

Und dann kann es schon gut sein, wenn öffentlich sichtbar ein Papst – aber das kann man da jetzt runterbrechen: eine Pfarrgemeinde – so sichtbar ist, als eine Gemeinschaft von Menschen, die sagt: Wenn jemand in Not kommt, der kann sich darauf verlassen, weil es uns, die Kirche, gibt, wird er, wird sie nicht übersehen werden. Und ich glaube, das ist das Gefühl, was die Leute brauchen. Dass man nicht allein gelassen wird in einer Zeit, die notorisch die Leute allein lässt. Dass da Menschen sind, die nicht wegschauen, sondern

hinschauen, wenn jemand in Not ist. Und das verlangt nicht nach einer flächendeckenden Kirche. Aber das verlangt danach, dass immer mehr Menschen zunächst einmal sichtbar machen: Wir haben eine Leidenschaft für die Menschen. Das ist Gottes Leidenschaft natürlich für die Menschen, die wir da realisieren. Aber die leben wir. Und dann wird man sehr klug fragen, was kann die Kirche tun, um mit dieser starken Kerngruppe Menschen nah zu sein. Mit ihrer Liturgie, mit ihrer Verkündigung, mit ihrer Diakonie. Und das geht mit Sicherheit nur dann, wenn sie endlich aufhört, Priesterkirche zu sein. Das ist der Fehler in der Struktur, dass man alles, was Kirche ist, dem Klerus aufgehalst hat. Und heute müssen wir sagen, nein, die Kirche, das sind die, die die Berufung durch Gott annehmen, ihre Begabungen entwickeln und miteinander dann genau diese Gemeinschaft der Fußwaschenden bilden. Und ich denke, wenn wir dieses Wissen um Berufung und um Auftrag für jeden Einzelnen sehen, dass dann die Kirche nicht mehr von der Zahl der Priester abhängt, sondern von der Zahl der Entschiedenen abhängen wird. Und da haben wir ein enormes Potenzial, das wir noch nicht gehoben haben.

Und mir schiene, die Kirche müsste jetzt nicht nur dem Papst in seiner Semantik, in den Bildern folgen, sondern müsste dann, und dafür ist ja die deutsche Kirche geradezu verrufen gut, das jetzt auch organisieren, wieder in Strukturen zu fassen. Ich glaube, man muss das Charisma einfangen, institutionalisieren, ohne die Institutionen zu verachten. Aber wenn es dann keine Strukturen des Erbarmens gibt, keine Strukturen der Menschennähe gibt, dann bleibt das aus, was wir uns wünschen.

Breitmeier: Bei vielen Veranstaltungen hier beim Katholikentag in Regensburg, wenn es beispielsweise um die Frage der wiederverheirateten Geschiedenen ging, da wurde deutlich, dass viele Menschen die Kirche doch als eine unversöhnliche Gnadenanstalt wahrnehmen. Und diese Nähe, die ja auch gewünscht wird von vielen Gläubigen, eigentlich bei der Kirche nicht sehen und erkennen können. Wie kommt denn die Kirche aus dieser Zwickmühle heraus?

Zulehner: Ich kann es nur einem Bespiel selber erzählen: In einer Sitzung mit wiederverheirateten Geschiedenen haben wir gesagt, erzählt doch, wie steht ihr jetzt persönlich nach diesen vielen Jahren und der Veränderung vor Gott? Da sagt eine Frau: Gott vergibt mir, aber die Kirche nicht – und das (geht) ekklesiologisch nicht, dass die Kirche anders handelt, als Gott handelt. Und ich glaube, die Kirche wird jetzt lernen, auch mit diesem Papst, dass man dann nicht lange die objektiven Bücher studiert und sagt, wie Johannes Paul II., das ist ein objektiver Widerspruch zwischen der noch bestehenden Ehe, dem Eheband eigentlich, nur dem Ehevertrag, aber die Liebe ist tot und die Leute sind längst weitergewandert, und dem was die Kirche ist. Ich glaube, er sagt, Wunden heilen ist dann angemessen. Das heißt, dem Menschen dieses Erbarmen, dass Gott längst vorauseilend gewährt, weil vor Gott nicht die Leistung und nicht die Tragödien zählen, sondern Gott behält seine fundamentale Liebe zu jedem, der guten Willens ist und sagt, okay, ich habe Schuld und Tragik. Bin ich gescheitert in einem Lebensplan und Gott will mich wieder in dieser Spur haben. Und dann sagt ja auch Franziskus in einem Interview mit den Jesuiten, was wird ihm der Beichtvater denn dann sagen? Er lässt die Frage offen und lädt sich den Kardinal Kasper ein, um im Kardinalskollegium schon die Lösung irgendwie anzudenken und zu sagen, Ostkirche die macht das doch so. Der Bischof ist verantwortlich in der

ostkirchlichen Tradition, wie ein Hausvater zuzusehen, dass es nach dem Scheitern mit diesen Personen wieder gut geht. Und da geht es in der ostkirchlichen Tradition ja nicht nur um eine Zulassung zu den Sakramenten, sondern es gibt eine zweite Krönung, eine dritte Krönung, also eine wirklich sakramentale Ehe. Ich glaube allerdings – und das muss unbedingt dazu gesagt werden – die Kirche soll diese Hausaufgabe möglichst schnell machen, weil das Kernproblem der meisten gebrochenen Ehen oder auch der bestehenden Ehen ist längst nicht mehr die Zulassung zu den Sakramenten. Das läuft bei uns in Österreich zu 85% der Pfarren völlig reibungslos. Wir beobachten in dieser Umfrage, die Franziskus ja gewünscht hat von den Bischöfen und die wir in Österreich sehr gut durchgeführt und ausgewertet haben, dass das Kernproblem vieler Menschen heute darin besteht, dass sie sich zwar zugunsten einer wohltuenden Liebe verbünden, aber dass sie sagen, in dem Augenblick, wo in der Beziehung dunkle, schlechte Tage ausbrechen, wo Leid droht, verlassen wir einander und gehen zur nächsten Liebe weiter. Das ist bei 40% mindestens schon der Fall bei den Befragten. Da denke ich mir lieber, was passiert dann mit der Liebe kulturell? Und dort wo ich groß geworden bin sagt man einem Menschen, den man liebt, ich kann dich sehr gut leiden.

Was ist, wenn das Leid aus der Liebe outgesourct wird? Was bleibt dann über? Dann bleibt über Wellness, dann bleibt über angstbesetztes Selbstinteresse. Und ich denke, die größte Gefahr ist heute, nicht ob wiederverheiratete Geschiedene zu den Sakramenten gehen können, sondern ob die Liebe noch eine Fähigkeit hat, und eine Möglichkeit hat, zustande zu kommen und zu halten. Und wenn das nicht geschieht sagen uns alle Studien, dass bei diesen Leuten, die so sehr auf das Wohlbefinden bedacht sind, dort haben Kinder keinen Platz mehr. Dort werden Alte morgen nicht mehr gepflegt werden, sondern das sind dann die Nomaden, die das nicht mehr im Stande sind zu leisten. Und ich sage das jetzt wirklich einfühlend und nicht moralisierend: die nicht die Kraft haben, das zu leisten, was sie für ihr eigenes Leben brauchen, nämlich Stabilität und Liebe. Und was sie dann, weil sie es selber erleben, auch anderen gewähren können.

Also, die Kirche müsste viel mehr besorgt sein, nicht um ihre kirchenrechtlichen Kleinstprobleme, das ist ja wirklich banal eigentlich. Dass man darüber noch streiten muss, finde ich wirklich obszön. Sondern die müssen sagen: Leute, wie geht es euch denn wirklich mit dem, wofür der Mensch eigentlich geschaffen ist, dass er sich mit jemandem verbündet, Lebensräume schafft, die für den Partner, für die Kinder und für die Alten, die dort sich ansiedeln müssen, weil sie einen Pflegebedarf haben, dass es mit all denen gut geht.

Breitmeier: Ich will da nochmal einsetzen und das Gespräch vielleicht auch nochmal etwas weiten. Was Sie gesagt haben über das Leiden, über das Auseinandergehen, Sichtrennen, weil vorgestern der tschechische Religionssoziologe Tomás Halik einen bemerkenswerten Satz gesagt hat. Er sagte nämlich, viele Menschen wollten glauben, hätten aber in ihrem Leben zu viel Verlassenheit erfahren. Und Halik sprach in diesem Zusammenhang von einem Atheismus der Schmerzen. Wie können denn da vielleicht neue Bündnisse auch entstehen für die Kirchen, sich nämlich Menschen zuzuwenden, die sich verlassen fühlen, vielleicht auch atheistisch sind, aber doch suchen, vielleicht

zweifeln an den Dingen, sich vielleicht nicht einer Religion so direkt zuwenden wollen, aber doch auf der Suche sind tatsächlich nach Verlässlichkeit, Verbindlichkeit?

Zulehner: Man kann jemandem Gott nicht einreden, das ist völlig ausgeschlossen. Sondern viel eher wäre es gut, viele Dinge miteinander zu machen, gastfreundlich zu sein, an gemeinsamen Projekten zu arbeiten, sich stark zu machen für die Schwachen. Und wir machen die Erfahrung, dass Menschen, wenn sie so in die Gemeinschaft herein wachsen, dass sie uns dann auch gut beobachten, aus nächster Nähe, was wir selber leben und woraus wir schöpfen. Und ich glaube aus dieser gelebten Gottesnähe kann die Frage dann auch bei einem Atheisten wieder wach werden, ob er vielleicht nicht doch diesem Geheimnis trauen könnte, das wir Gott nennen, ob das nicht doch eine Alternative zur bloßliegenden Wunde sein könnte, die der Atheismus hinterlassen hat. Und ich glaube, das wäre die hohe Kunst, dass wir das Evangelium wirklich leben und zwar in der Radikalität mit Eintauchen in Gott und Auftauchen bei den Armen. Und das müsste mitgefühlt werden können, von denen, die auf der Suche sind. Dann sehe ich eine gute Chance für das Evangelium. Und in diesem Sinn, glaube ich, müssen wir aufhören, konfessionell zu denken, sondern universell denken. Also: das Ende der Konfessionalität liegt vor uns. Das ist keine Frage der schnellen Wiedervereinigung der Kirche, sondern es ist längst überholt und wenn ich Papst Franziskus gut zuhöre, dann redet er wie die Väter des Konzils, das ist ein Gott aller Menschen, er will das Heil aller Menschen. Er sagt sogar hoffnungsvoll – und schließt sich damit einer der fundamentalen Fragen des Konzils an – ob man fragen darf, dass wir hoffen dürfen, dass Gott am Ende alle rettet, auch die Atheisten, den Stalin, den Hitler und mich, um die wichtigsten Leute mal einfach in einer Reihe aufzuzählen – und dann glaube ich, ich traue das Gott zu. Dem steht eigentlich nur eines entgegen: die Angst des Menschen um sich selber, die Angst vor dem Tod. Und das ist meines Erachtens das Herz des Christentums, dass die Angst kleiner und die Liebe größer werden kann. Das ist die österliche Kernregel des Evangeliums. Und ich glaube, da kommt die Kirche wirklich mit allen Menschen guten Willens in ein ausgezeichnetes Gespräch, weil da ist nichts mehr an Macht bei der Kirche, sondern da ist nur mehr das Einfühlungsvermögen Gottes in das Leben jedes Menschen zu erwarten von der Kirche und wenn das die Kirche zusammenbringt, das wäre fein.

Breitmeier: Aber diese konfessionelle Weite, die Sie jetzt angesprochen haben, die läuft ja manches Mal auch etwas ins Leere, möchte ich gar nicht sagen, aber die provoziert natürlich auch viele, wenn sie z. B. die kirchenpolitischen Debatten erleben, wie mit dem Reformationsjubiläum umgegangen werden soll, dem Reformationsgedenken. Die Katholiken wollen die Kirchenspaltung nicht feiern, die evangelische Kirche verweist darauf, dass es eben nicht nur Spaltung gab, sondern eben auch Reformen innerhalb der katholischen Kirche angeregt hat, Errungenschaften geliefert hat – wie kommt man denn da weiter auch in ökumenischer Hinsicht?

Zulehner: Ich würde eine fundamentale Kehrtwendung in der Gesamtdebatte mir wünschen. Also als Jassir Arafat und Rabin einmal ganz nahe an einem Friedensvertrag waren, war das der Schlüssel für den kommenden Friedensvertrag, der dann leider ja gebrochen worden ist, die Aussage beider, wir wollen künftig der Leiden der anderen gedenken. Ich glaube,

Reformationsjubiläum müsste die Frage stellen, welches Leid haben beide Konfessionen über Europa gebracht in diesem allerblutigsten Dreißigjährigen Krieg, der den Ruf des Christentums so vernichtet hat, dass Voltaire dann herging: Brauchen wir um des Friedens in Europa willen nicht eine christentumfreie Religion der Menschheit, eine philosophische Religion? Und ich glaube, wir müssten eigentlich gemeinsam sagen, wir haben in Europa schwerste Schuld an den Menschen in diesem Kontinent geladen, weil wir es ihnen auch schwergemacht haben, zu glauben. Eine der letzten Früchte dieses fürchterlichen Debakels zwischen den Konfessionen war, dass dann in Frankreich der europäische Atheismus formuliert worden ist. (Das) verdanken wir alles diesen unglaublichen Verbündnissen von Religion und Gewalt. Und das müsste eigentlich das Thema des Reformationsjubiläums sein. Dann könnten wir gemeinsam sagen, wir vergeben einander, wir schauen uns wechselseitig die Leiden der anderen an, weil die Katholiken haben die protestantischen Gebiete niedergemacht, die Habsburger in Tschechien und das führte ja zum Dreißigjährigen Krieg. Und umgekehrt auch. Der Luther war auch nicht zimperlich bei den Bauernaufständen und so. Also ich denke, dieses Schuldbekenntnis müsste am Anfang stehen. Und aus diesem wechselseitigen, empathischen Mitfühlen mit der anderen Seite, könnte dann genau das wachsen, was wir uns wünschen: Die Bereitschaft, wieder miteinander – ohne Macht und Gewalt gegeneinander – in der Spur des Evangeliums zugunsten aller Menschen zu sein. Das wäre meines Erachtens der Weg. Und ohne dieses Sich Einlassen auf die dunkle Seite der Reformation, an der beide voll beteiligt waren, da kann niemand sagen, das waren immer nur die anderen, das wäre ein völliger Unsinn. Ich könnte mir vorstellen, dass vielleicht einem Papst Franziskus, ich würde es mir geradezu wünschen, solche Sachen einfallen. Und dass das der Grund ist, warum er dann im Jahre 2017 in Wittenberg auftauchen wird. Das ist so meine Vision, die ich habe: Er wird dort hinfahren. Wenn er stark genug ist und er Signale auch von der evangelischen Seite kriegt, dass man, wenn das kommt, das als eine Geste der Versöhnung sehen wird, die man gar nicht mehr stehen lassen kann, sondern die dann eine angemessene Antwort des Glaubens braucht, dann wäre das ein Durchbruch in der stagnierenden Ökumene. Es wäre eine Chance, das Jubiläum so zu feiern, dass durch das Jubiläum ökumenisch kein Stein auf dem anderen bleibt, in beiden Kirchen nicht. Dass wirklich die Christenheit sich neu besinnt. Und wenn man dann hergeht und sagt, wir machen gemeinsam dieses Schuldbekenntnis, dann könnte man sagen, da beginnt eine neue Epoche eines gemeinsamen Weges der Christenheit als ganzer und nicht nur einer Konfession. Das muss zu Ende gehen.

Breitmeier: Welche Vision von Kirche, vielleicht auch der einen Kirche, haben Sie am Ende dieses Katholikentags in Regensburg? Was gibt Ihnen da Hoffnung, Zukunft?

Zulehner: Also ich kenne nur ein altes Bild, das mich schon seit Jahren bewegt: Das ist ein mittelalterlicher Buchmaler, ein Benediktinermönch, der die Heilung eines Aussätzigen durch Jesus darstellt, wo der Matthäus ja sagt, er geht in der Nacht auf den Berg, taucht tief in Gott ein und dann kommt er runter vom Berg und geht auf den Aussätzigen zu und in dieser Begegnung geschieht dann diese Heilung. Wobei die Benediktiner mit der alten Tradition immer gesagt haben, das ist nicht nur Heilung, das ist eine kleine Auferstehung, weil wer immer ins Leben zurückkehren kann, schon in diesem

Leben, erlebt eine kleine Auferstehung. Und das ist das, wofür die Kirche steht. Und dann zeichnet dieser Buchmaler hinter Jesus, Petrus und Johannes das Recht und die Liebe. Und der Petrus macht nichts Anderes, als auf seine rechte Hand zu schauen und vor ihm sieht er, wie Jesus den Aussätzigen berührt und heilt. Und ich glaube, diese Vision von Kirche ist haargenau auch das, was Franziskus jetzt für eine Vision hat: Komm von Gott her auf den Menschen, der am Rand ist und behandle ihn in der Art Jesu, so dass das Leben aufkommt und nicht umkommt, das ist die Formel. Und ich denke, wenn das die Grundformel ist, Gottes und Nächstenliebe ist ja im Grunde genommen dasselbe, Mystik und Politik, Kampf und Kontemplation, wir haben ja in der Theologie alles diese Begriffe schon längst parat. Aber wenn sich die Kirche ganz elementar auf diese Bewegung einlassen könnte, das wäre eine Vision von Kirche, wo ich glaube, wenn man das dann in konkrete Projekte und Handlungen übersetzt, dass wir dann radikaler wären, jesuanischer wären, dass wir nicht etwas machen, was der Richard Rohr mal ein bisschen bissig formuliert hat, dass wir angefangen haben, Jesus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen. Ich glaube, wir werden eine Kirche der Anbetung und der Nachfolge. Und Nachfolge heißt eben: Tauch ein in Gott, geh zu den Armen, geht zu den Ausgesetzen – ausgesetzt jetzt, die es schwer haben im Leben, und sieh zu, dass in der Begegnung wieder Hoffnung im Leben wächst und dass du sie zurückführst, hereingibst wieder in die Gemeinschaft derer, wo ein bisschen mehr Leben ist.

2014 Zur Kirchenentwicklung [Deutsche Welle]

Herr Zulehner, die traditionellen Kirchen sind, so scheint es, auf dem Rückzug: Die Mitgliederzahlen sinken, es herrscht Priestermangel, Kirchen müssen schließen. Ist das heute das zentrale Thema in den großen christlichen Kirchen?

Es vielleicht gar nicht gut, vom Rückzug oder von der Krise der Kirche zu reden, sondern in der Krise ist natürlich eine historische Gestalt der Kirche. Das bedeutet, dass die Kirche heute in einer tiefen Umbauphase steckt. Seit der Reformation und der Gegenreformation ist die Gläubigkeit in unseren Kulturen in Europa Schicksal gewesen. Man musste entweder Protestant oder Katholik sein. Letztlich waren es die Herrschenden, die die Religion der Leute bestimmt haben. Und das führte natürlich in Europa dazu, dass es zu 100 % durchmissioniert war. Es gab keine Alternative. Wer keiner Kirche angehörte, musste damals durchaus mit der Ausweisung ins Jenseits oder ins Ausland rechnen. Das waren die zwei spartanischen Antworten darauf. Diese Zeit geht endgültig vor unseren eigenen Augen zu Ende. Religion ist nicht mehr Schicksal, sondern, wie die Soziologen sagen, es ist alles in unserem individuellen Leben wählbar geworden. Also, aus dem Schicksal wurde die Wahl. Das findet vor unseren Augen statt: dass sich Menschen einwählen, auswählen, dass sie das Schicksalhafte überprüfen, das Erbe anschauen, ob sie es wollen oder nicht, und dann sich entscheiden. Das heißt, wir haben eine Phase, wo klarer wird, wer zur Kirche gehört gehören will und wer nicht. Und das hat natürlich auch die pragmatische statistisch zur Folge, dass man dann vernünftigerweise nicht von 100 % herunterrechnet und in einem depressiven Nur-noch-Katastrophenszenario lebt – jetzt sind es nur noch so viele Katholiken, nur noch so viele Protestanten, nur noch so viele Ordensleute – , sondern man müsste logischerweise von Null hinaufrechnen und fragen: Wie geht das denn eigentlich, dass sich Menschen unter den modernen kulturellen Bedingungen ins Evangelium einwählen, sich der Jesus-Bewegung anschließen, in einer Kirche mitmachen? Und so müsste eigentlich jeder Einzelne ein Produkt der neuen Zeit sein. Und ich glaube, für diese neue Situation müssen sich die christlichen Kirchen in Europa vorbereiten.

Diese Entscheidung, die die Menschen treffen – ist das eine Entscheidung für oder gegen die Religion oder für oder gegen die Kirche?

Wir haben gelernt, dass diese Unterscheidung wichtig ist. Denn ein Mitglied in einer Gewerkschaft zu sein ist natürlich nicht dasselbe wie Arbeiterinteressen zu haben. Es gibt Studien, die zeigen: Manche Menschen treten aus der Gewerkschaft aus, sagen aber gleichzeitig: Wehe die Gewerkschaft vertritt nicht meine Interessen! Es gibt so etwas wie eine stellvertretende Mitgliedschaft in Gewerkschaften. Und Grace Davie (?) aus England, eine sehr bekannte Soziologin, hat dasselbe für die Kirche angemeldet und gesagt: Es gibt möglicherweise eine stellvertretende Leistung, die die Kirche in einer modernen Gesellschaft erbringen muss. Zum Beispiel, sich halt wirklich Gedanken über die Transzendenz, über das Woher des Lebens, über das Wohin zu machen, den Menschen zur Seite zu stehen, wenn das Leben sich wendet und daher eine enorme Dichte an Hoffnung und Bedrängnis bekommt wie bei der Geburt oder beim Tod, und in all dem sich Gedanken über Gott zu machen – dann sind die Menschen durchaus bereit zu sagen: Es ist gar nicht so schlecht, dass es die Christen Kirchen gibt. Nehmen wir als banales

Beispiel die Notfallseelsorge: Es ist heute völlig klar, dass heute im Notfall auch Seelsorge präsent ist. Oder – obwohl mir das eigentlich gar nicht so gefällt – dass auch in einer Bundeswehr die christlichen Kirchen, aber auch die muslimischen Imame präsent tätig sind, weil man sagt: Immer wenn es an die Ränder geht, dann scheint es gut zu sein, wenn man etwas von dieser religiösen Kompetenz in der Gesellschaft gegenwärtig hat. Nicht weil die Kirche über die Menschen herrschen soll – schon gar nicht moralisch – , sondern weil sie einen Dienst leistet, den sonst kaum jemand in der Gesellschaft zustande bringt.

Diese Dienstleistungen sind in den vergangenen Jahren immer vielfältiger geworden. Gibt es dennoch Schwachstellen, etwas, was die Kirchen den Menschen nicht anbieten kann, um ihnen die Religion nahezubringen und vorzuleben?

Auch wenn man sich in Zeiten des Umbaus eher an den Stärken orientieren sollte, die ja auch vorhanden sind, so sind doch zwei Defizite schon deutlich bemerkbar: Das erste ist das Defizit einer Sprache, die man auch im Boulevard versteht. Jetzt sage ich es einmal ganz extrem: dass man in der Bild-Zeitung lesen kann, wo dass man nicht nur den Focus und theologische Handbücher braucht und einen theologischen Fernkurs gemacht haben muss, um eine Predigt eines Pfarrers oder die Stellungnahme eines Bischofs versteht zu verstehen, sondern man versteht dies alles auch, wenn man nur die Bild-Zeitung liest. Ich glaube, dass Papst Franziskus, der sehr viel mit Bildern arbeitet und gewohnt war, als Erzbischof in den Favelas von Buenos Aires zu reden und sich verständlich zu machen, von dieser Kompetenz etwas besitzt und in einer neuen Sprache redet. Im „Evangelii gaudium“, seiner „Regierungserklärung“, wenn man das so bezeichnen will, schreibt er daher auch langeviel darüber, dass die Priester zum Beispiel oder diejenigen, die das Wort ergreifen, eine neue Sprache lernen müssen, um den Schatz des Evangeliums wirklich in diese unsere heutige Kultur hineinzusingen. Und daran fehlt es heute. Ich glaube, dass zu viele Prediger einfach rituell-katechistische Sätze runterlassen, ohne tief einzudringen in die Sorgen und Nöte der Menschen. Das ist das eine. – Und das zweite: Was meines Erachtens noch fehlt, ist, dass es aufnahmebereite Erfahrungsräume für Menschen auf der Suche gibt. Unsere kirchlichen Gemeinschaften, auch in den Pfarreien, sind zurzeit geschlossene „In-Groups“, bürgerliche satte Gruppierungen, bei denen das Leben meistens ganz gut funktioniert; es sind kaum Arbeitslose darunter, die Geschiedenen rutschen häufig raus. Es sind sozusagen bürgerliche Vorzeigegruppierungen, die sich dann am Sonntag treffen. Ein österreichischer Theologe hat einmal gesagt: „Sie treffen sich am Sonntag zu einem religiös verschönten Konditoreibesuch.“ Aber es ist nicht eine offene und gastfreundliche Kirche. Es ist eine Kirche, die abwartet, ob jemand reinkommt – und wenn jemand reinkommt, fühlt er sich zunächst fremd, weil die Gruppen schon so geschlossen sind. Hier argumentiert wieder Franziskus brutal dagegen, indem er sagt: Das muss aufgebrochen werden. Eine solche geschlossene Kirche, die nicht gastfreundlich ist, die nicht hinausgeht an die Ränder der Gesellschaft, die nicht bei den Armen auftaucht, wird selber krank. Und ich denke, davon gibt es auch etwas bei unseren Gemeinschaften, dass sie Pflegeheim oder Altersheime der Kirche geworden sind und sich wundern, dass keine neuen Menschen dazukommen, obwohl sie sich selber vorher so verschlossen haben.

Auf der anderen Seite: Wenn man wirklich näher an Menschen auch am Rande des Spektrums herangehen will – an Unentschiedene, an Suchende – dann muss man natürlich auch vor Ort sein. Das allerdings wird im Moment auch zum Problem, weil aus Personalmangel Kirchengemeinden zusammengelegt werden. Wie will man diesen Widerspruch auflösen?

Natürlich sind die großen Räume natürlich nicht unbedingt die beste Intervention in die gegenwärtige Zeit hinein, in diesen Umbau hinein, weil dadurch ja zunächst nichts Anderes passiert als das Downsizing einer vergehenden Kirchengestalt. Man fährt sie soweit runter, dass man sie personell bestücken und finanziell auch tragen kann. Und das eröffnet überhaupt keine Zukunft, sondern ist nur im Grunde genommen eine Beschleunigung des Auslaufens dieser traditionellen Kirchengestalt. Es müssen muss vielmehr sehr viele entschiedene Menschen geben, die sich an Projekte binden und sagen: Wie machen wir das jetzt mit Menschen, die obdachlos sind? Oder mit Menschen, die einen Migrationshintergrund haben, deren Kinder die deutsche Sprache nicht so gut sprechen, weil die Frauen nicht gut Deutsch können und es in den Kindergärten zu wenig forciert wird? Wie können wir uns als Christen solidarisch erklären mit diesen Menschen, die mit ihren Familien bei uns wohnen und hier arbeiten, sich aber wie ein Fremdkörper fühlen? Ich denke, solche Projekte braucht es. Und das wäre nun der zweite, ganz entscheidende Punkt: In diesen Projekten, die ganz nahe an den Menschen dran sind und die sich jetzt ganz unabhängig von der Größe des Raumes organisieren lassen müssen, weil sie ja nicht von der Größe der Pfarrei oder des sozialen Raumes abhängen sondern von Leuten, die diese Herausforderung sehen und die in der Lage sind, auch an dieses Projekt geeignete Personen zu binden, die überhaupt nicht zur Kirche gehören müssen – also auch Agnostiker und Atheisten und allen, denen es an diesem Land gelegen ist – kooperieren dann mit Christen und lernen praktisches praktiziertes Evangelium kennen. Die Angelsachsen sagen ganz trocken: Du gehörst zuerst einem kirchlichen Vorgang an, du steigst ein, du lernst, was diese Menschen tun, wie sie die Kirche praktisch leben – und irgendwann, wenn es die Gnade Gottes will, sage ich jetzt theologisch, werden die auch die Frage stellen: Warum macht ihr das? Was ist euer Hintergrund? Aus welchen Quellen schöpft ihr? Warum seid ihr so widerständig, auch wenn es Schwierigkeiten gibt? Und ich denke, so könnte man dann kleine Schritte auf das Evangelium hin machen, wenn man vorher schon faktisch, vielleicht im atheistischen Modus, das Evangelium praktiziert hat.

Freikirchen verzeichnen einen gewissen Zuwachs. Sie profitieren von kleineren Strukturen – ein Vorteil gegenüber den großen Kirchen. Ist das eine vorübergehende Erscheinung oder schon ein Trend?

Ich glaube, dass die Logik der Freikirchen durchaus etwas Zukunftsträchtiges hat: Das sind Gemeinschaften, die soziale Projekte und eine tiefe Spiritualität haben. Die Deren Gläubigen gläubige Mitglieder haben sich entschieden, sie sind bereit, ihr Geld und ihre Fantasie zu investieren – genau solche Menschen braucht es ja in Zukunft: die geistig sehr mobil sind, die Lust haben am Evangelium und die sich freuen, wenn sie hinauskönnen, an die Seite der Armen gehen können, Projekte machen… Soweit ich Freikirchen auch persönlich kennengelernt habe, bei Begegnungen und Kursen, zu denen sie mich auch eingeladen haben, habe ich erlebt, dass dort sehr viel Kraft drinnen

ist. Und das zeigt, dass auch innerhalb der Großkirchen, meinetwegen auch in den neuen pastoralen Räumen, sich durchaus diese zukunftsfähige Dynamik einer erneuerten Kirchengestalt bilden kann. Aber diese Kirche lebt dann nicht davon, wie es das katholische Kirchenrecht noch vorsieht, dass zuerst ein Pfarrer da sein muss, bevor es eine Pfarrei gibt, sondern es muss eigentlich eine Versammlung von Menschen geben, die wild entschlossen dem Evangelium folgen, auf der Spur Jesu sind, ihm auf die Finger schauen, zu lernen und zu handeln wie er, und die dann natürlich auch davon erzählen, was sie bewegt und die das auch absichtslos feiern – Verkündigungen, Liturgien, ihre soziale Praxis durchaus implementieren – und die dann natürlich an irgendeiner Stelle fragen: Wenn wir in dieser Gemeinschaft oder Versammlung Eucharistie feiern wollen, haben wir dann auch einen, der vorsteht? Hat die Kirche jemanden, den sie uns hinzufügt? Oder tritt der Fall ein von 209 in Karthago: Wenn ihr keinen habt, dann nehmt bitte für Eucharistie und Taufe einen aus eurer Mitte. Denn diese gesamte Gemeindegemeinschaft ist priesterlich, so argumentiert der Kirchenlehrer Tertullian.

Ist das eine Bedrohung für die großen Kirchen?

Ja, das ist eine Bedrohung. Ich glaube, für das Establishment sind das ungewöhnliche Vorgänge. Ich habe den Eindruck, dass wir zurzeit immer noch das Vergehende, den Untergang verwalten anstatt den Übergang zu gestalten. Und die bisher Amtstragenden, zumindest in unserer katholischen Kirche, waren Verteidiger des Status Quo. Ich erinnere mich an viele Kirchenversammlungen, wo innovatorische Ideen aufgetaucht sind, wo ein Bischof aufsteht und die rote weltkirchliche Karte aufsteht zeigt und sagt: Das geht nicht in unserer Kirche, das haben wir noch nie so gemacht. Aber man muss ja sagen: Wenn wir so weitermachen wie bisher, werden wir überhaupt nichts mehr machen können. Das heißt, die Reformen, die Transformation ist das eigentliche Lebenselixier der katholischen und der evangelischen Kirche, die Orthodoxie wird es auch irgendwann erwischen, wobei die Orthodoxie viel mehr noch ihre Vitalität aus der Verbindung von Nationalismus und Evangelium bezieht. Aber auch diese Zeit wird dort zu Ende gehen.

Wird mit Franziskus in der katholischen Kirche eine neue Zeit anbrechen?

Ich glaube, dass einige Punkte, die er anpackt, absolut zukunftsfähig sind. Das Erste, Zentrale und häufig Übersehene ist, dass er die katholische Weltkirche massiv dezentralisieren will. Er will eine Kirche der Regionen, der Kontinente, der Patriarchate. Ein humorvolles Detail aus „Evangelii gaudium“, da schreibt er plötzlich zwischen zwei Gedankenstrichen: „wie die Bischöfe Nordindiens lehren“. Man muss sich vorstellen, dass einer, der das römische Lehramt zu Füßen liegen hat, wie Gerhard Müller, nun plötzlich die Bischöfe aus Nordindien aufruft und sagt: Ihr seid eigentlich die Lehrer der Kirche und zeigt uns den Weg, wo es hingehen soll. Das heißt, es gibt eine massive Dezentralisierung der Kirche. Und es wird den Regionen kulturell in Asien, Afrika und Europa eine neue Beweglichkeit verschaffen, so dass man Probleme, die man vor Ort hat, nicht erst dann lösen kann, wenn die ganze Weltkirche diese Probleme hat, weil das zu lange dauert. Ich glaube, diese Dezentralisierung ist ein erstes ganz wichtiges Merkmal. Das Zweite ist, dass er eine Vision hat, also nicht für den Untergang steht, sondern für den

Übergang – wobei der Übergang natürlich prall gefüllt ist mit den Weisheiten des Evangeliums, der Bibel, der Tradition. Daran lässt ja dieser Papst keinen Zweifel. Er ist auch einer, der sagt: Wir müssen jetzt endlich den Geist des zweiten Vatikanischen Konzils wieder aus der Flasche lassen, wohin ihn zwei Päpste hineinzuzwingen versucht und dem Geist und dem Konzil ein Denkmal gesetzt haben. Aber der Geist lässt sich nicht zähmen, sagt er. Und ich glaube, wenn einer so sehr den Heiligen Geist in der Kirche beschwört, er Unruhe und Dynamik auslösen wird, Bewegung und Entwicklung. Und es heißt natürlich auch, dass er dafür Verbündete braucht. Vielleicht ist das zurzeit die größte Schwäche des Pontifikats, dass der Papst über die Bischofsernennungen noch nicht genug Mitstreiter gefunden hat. Das müsste ja auch zum Beispiel bedeuten, dass er, wenn lokale Einrichtungen der Kirche eine Liste nach Rom schicken, aus denen einen auswählt – und nicht, wie es in Freiburg oder in Köln oder in Salzburg passiert ist, eine völlig andere Liste von seiner Bischofskongregation, die er nicht im Griff zu haben scheint, zurückschicken lässt und irgendjemand – ganz unabhängig von der Frage, ob das jetzt ein guter oder nicht guter Mann ist – schickt, der nicht erbeten worden ist. Ich glaube, hier sind viele wesentliche Strukturveränderungen in der Kirche erforderlich, die aber nicht das zentrale Thema der Kirche betreffen – nämlich, wie die Kirche im Sinne des Evangeliums raus und ran an die Armen geht.

Jetzt lassen Sie uns mal in die Kristallkugel schauen: Wo steht die katholische Kirche in zehn Jahren? Wie sieht sie aus?

Das ist natürlich zunächst eine Frage, wohin wir uns versetzen lassen durch die Kristallkugel – nach Asien, nach Afrika, nach Lateinamerika, nach Nordamerika, nach Europa? Ich glaube, dass die zentrale Frage eigentlich in einem strategischen Element liegt. Um es in einem Bild zu sagen: Mir kommt vor, es herrscht zurzeit von der Zentrale der Kirche, von Rom herauf über die Alpen, ein unglaublich starker römischer Südföhn. Ich beobachte aber, dass in den unseren Ortskirchen viele in den Lehnstühlen sitzen und schauen, was da jetzt passiert und ob das nicht ohnedies zu schnell wieder vorübergeht, ob man darauf überhaupt setzen kann - statt dass sie die Segel ausspannen. Der Wind wird lokal zu wenig aufgenommen. Franziskus hat auch in den Ortskirchen meines Erachtens noch viel zu wenig Gefolgschaft, und es ist ihm noch nicht gelungen, dass der Wind des Heiligen Geistes in den Segeln der Ortskirchen knattert – richtig knattert und die Kirchen in Fahrt bringt. Wir sind immer noch in der Abwehr gegen den Niedergang, statt dass wir zusammen mit diesem Überraschungspapst schon den Kurswechsel schon hinein in den neuen Aufbruch gemacht hätten.

2014 Salz in der Suppe [IEGG]

Der katholische Pastoraltheologe und Religionssoziologe Werteforscher Paul M. Zulehner sieht das Ende der Volkskirche gekommen. Pastor Georg Warnecke vom IEEG Greifswald fragte bei dem Professor nach.

Wie geht es dem „Patienten" Kirche?

Er liegt im Sterben, zumindest in vielen Ländern Europas. Es stirbt eine Kirchengestalt, die lange sehr fruchtbringend, aber eben auch sehr zwiespältig war. Die Verbindung von Kirche und Macht hat nicht nur Segen hervorgebracht. Wir nähern uns wieder dem biblischen Normalfall an, einer pluralistischen Gesellschaft. Das führt dazu, dass Kirche nicht nur salzähnlich ist, sondern wirkliches Salz in der Suppe ist.

Mit welchem „Virus" hat sich die Kirche infiziert? Woran krankt sie?

Die Kirche hat zu sehr auf die weltlich Mächtigen gesetzt, statt auf den „ohnmächtigen" Gott.

Welche „Medizin" empfehlen Sie zur Gesundung?

Als erstes würde ich auf Geduld gepaart mit Hoffnung setzen. Ich bin mir sicher: Aus dem Alten wird etwas Neues hervorkommen. Auf der Kirche ruht die Verheißung Gottes.

In der Lektüre „Kirchenvisionen" plädieren Sie für eine geistlich erneuerte, lebensnahe „Jesusbewegung". Was meinen Sie damit?

Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten zu sehr auf das Thema Kirche konzentriert. Es gilt sich neu zu fragen: Ist die Kirche noch in der Spur Christi? Geht sie Jesu Weg an die Ränder, zu den Armen. Ist sie bei den modernen „Aussätzigen" und Ausgesetzten?

Wie unterscheiden Sie dies dann von der Religionskritik eines Feuerbachs oder Marx?

Die Kirche wird in der Krise zurecht zurückgepfiffen in ihr eigentliches Kerngeschäft. Sie ist nicht dazu da feudale, vormoderne gesellschaftliche Strukturen zu stabilisieren oder Ängste zu beschwichtigen. Sie hat mit dem „ohnmächtigen" Gott den ohnmächtigen Menschen beizustehen, damit dieser nicht untergeht: damit Leben, nicht umkommt, sondern Leben aufkommt.

Sie sagen in dem Buch das nicht der Tod das letzte Wort hat… Wer oder was hat es dann?

Die Liebe hat das letzte Wort. Wir werden eine Kirche erleben, die sich dorthin bewegt, wo Jesus am liebsten war: In schlechter Gesellschaft, bei denen die in Beziehungen gescheitert sind, die unter dem unbarmherzigen Leistungsstress zerbrechen oder eben auch als Flüchtlinge auf im Mittelmeer ums Überleben kämpfen.

Sie rufen dazu auf, der Kirche eine neue Gestalt zu geben. Wie sieht für Sie einer erneuerte, frische, innovative, leidenschaftliche Kirche aus?

Gastfreundlich! Arm! Bescheiden! Glaubwürdig! Wir brauchen eine Kirche, die helfend die Hand anlegt und den Mächtigen ins Gewissen redet.

Welchen Platz haben Laien in dieser veränderten Kirche?

Laie meint ursprünglich „alle, die Gott seinem Volk hinzugefügt hat." Die Aufspaltung in die Sorgenden und die Versorgten muss aufgeweicht werden.

Die Verantwortung für die Kirche gehört auf die Schultern aller, des ganzen Kirchenvolkes.

Was macht Sie persönlich hoffnungsvoll im Blick auf die fundamentalen Veränderungen?

Ich traue den Kirchen Innovation zu. Sie schafft den Wandel, weil sie nicht nur aus sich heraus, sondern aus dem Geist Gottes lebt. Er ist es, der seine Kirche am Leben hält und neu beflügelt. Mit Luther würde ich sagen, es ist die Gnade, die am Ende triumphiert.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

2014 Ein Volk ohne Visionen [AMD]

Pfarrer Georg Warnecke (51) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am IEEG (www.theologie.uni-greifswald.de), Leiter der Agentur für missionarische Dienste der Evangelisch–Lutherischen Kirche in Norddeutschland und passionierter Segler auf der Ostsee.

In Ihrem 2013 erschienenen Buch thematisieren Sie "Kirchenvisionen", rufen alle Gläubigen dazu auf an diesen Visionen teilzuhaben, sie zu entwickeln und Sie untermauern diesen Aufruf biblisch ...

„Ein Volk ohne Visionen geht zu Grunde“, so übersetzte die große evangelische Theologin Dorothee Sölle das biblische Wort „Ohne prophetische Offenbarung verwildert das Volk“ (Spr 29,18). Visionen orientieren, motivieren und kritisieren. Deswegen sind sie in Zeiten des den Kirchen zugemuteten historischen Umbaus unentbehrlich. Unsere Kirchen sind heute veraltet und verwaltet. Papst Franziskus hingegen setzt auf einen Aufbruch. Aber wohin?

Welche Orientierungen in Zeiten des Kirchenumbaus brauchen/haben wir, Stichwort: mehr Inhalt, weniger Struktur (auch hier in Luxemburg)?

„Auch füllt niemand neuen Wein in alte Schläuche. Sonst zerreißt der Wein die Schläuche; der Wein ist verloren und die Schläuche sind unbrauchbar. Neuer Wein gehört in neue Schläuche.“ (Mk 2,22) Die Schläuche sind die Strukturen. Der Wein ist die Vision. So bestreitet niemand, dass wir für den Aufbruch in eine neue Kirchengestalt auch neue Strukturen brauchen. Könnte es aber nicht sein, dass wir lediglich die alten Schläuche verkleinern, der herkömmlichen Kirchenbetrieb also „downsizen“ (herunterfahren), entlang der sinkenden Zahlen an Priestern, engagierten Gläubigen und Finanzen? Oder im Bild Jesu: Wir schaffen uns neue Schläuche, haben aber für diese keinen neuen Wein?

Was sind die Schwierigkeiten und Möglichkeiten von Kirchenentwicklung in kleinen Räumen (auch auf Luxemburg bezogen)?

Wie wir das Leben der Kirche vor Ort organisieren, hat viel mit den Lebensgewohnheiten der Menschen einerseits, mit dem bleibenden Auftrag der Kirche andererseits zu tun. Moderne Menschen erleben eine hohe Spannung zwischen Mobilität und Stabilität. Die Mobilitätschancen sind enorm. Wir können die Welt bereisen, das Internet kennt keine räumlichen Grenzen mehr, die Medien berichten aus aller Welt. Wir sind beruflich beweglich oder müssen dies unfreiwillig sein. Auch die familialen Lebenswelten sind instabil geworden. Es überrascht nicht, dass angesichts so hoher Mobilitätschancen der Wunsch nach Stabilität, nach Gemeinschaft, nach Beheimatung wächst. Können wir künftig mit unseren kirchlichen Strukturen sowohl der Mobilität wie der Sehnsucht nach Stabilität gerechter werden? Es braucht also beides, ein „localizing“ und ein „regionalizing“, die Pfarreien und größere pastorale Räume. Je größer die Sehnsucht nach einem Obdach für die Seele wird, umso wichtiger werden vertraute Netzwerke.

Mit diesen Änderungen kommen der Mitarbeit und der Mit-Verantwortung aller Christen eine hohe Bedeutung zu: Was ist der Beitrag der verschiedenen Akteure?

Zu den Visionen auf dem Weg in eine lebendige Kirchenzukunft gehört, dass aus vielen gut betreuten und versorgten passiven Kirchenbesuchern selbstbewusste, glaubensstarke und engagierte Kirchenmitglieder werden.

Das Leben der Kirche wird daher in Zukunft nicht mehr von Priestern und Hauptamtlichen allein geschultert werden, sondern von den Schultern sehr vieler Mitglieder getragen werden. Die Kirchengemeinden werden auch keine Dienstleistungsbetriebe mehr sein, sondern Gemeinschaften, die innovatorische Dienste an den Menschen, vorrangig jenen am Rand des Lebens leisten. Vielleicht würden manche depressiven veralteten und verwalteten Pfarreien aufblühen, würden Sie eine Flüchtlingsfamilie aufnehmen? Im Erzbischöflichen Palais in Wien wohnte in der Zeit von Kardinal König eine vietnamesische Flüchtlingsfamilie. Das hat auch den Kardinal menschlich reich beschenkt.

Was ist Ihre Erwartung bei diesem Vortrag in Luxemburg?

Die Kirche in Luxemburg kann auf eine lange Geschichte mit ihrem Gott zurückschauen. Gott hat ihr auch in seiner Treue auch unentwegt viele Menschen hinzugefügt und diese mit Begabungen ausgestattet. Diese Berufenen und Begabten sind auch mit Visionen beschenkt. Sie sind aber zumeist ein ungehobener Schatz. Ich will dazu beitragen, dass dieser Schatz gehoben wird und bin sicher, dass sich so viele auf einen guten Weg machen werden.

2014 Gottessehnsucht [Faix]

1. Sie haben ein spannendes Buch geschrieben: ‚GottesSehnsucht', darin geht es um Menschen, die auf der Suche nach spirituellen Erfahrungen sind, aber nicht in die traditionellen Kirchen gehen, warum passt das scheinbar nicht zusammen?

Die christlichen Kirchen sind derzeit spirituell erschöpft, trotz aller Aufbrüche, die es gerade deshalb auch in ihnen gibt. Ich denke nur an Taizé. Eine der Ursachen für diese spirituelle „Taubheit" ist paradoxer Weise die Aufklärung. Sie hat aus der Religion die Mystik gestrichen; übrig blieb nur noch die staatsdienliche Moral. Die Vernützlichung der Religion ist aber der Anfang ihres Endes.

2. Was müssten Christen tun, um für spirituell suchende attraktiv zu sein?

Es gilt zunächst nicht, etwas zu tun, sondern vielmehr zu sein. Das Handeln folgt dann dem Sein. Es braucht daher Christinnen und Christen, die wieder Mystiker werden. Sowohl Karl Rahner wie Dorothee Sölle haben dies so gesehen. Mystiker sind dann „leibhaftige" Mystagoginnen und Mystagogen. Sie sind in der Lage, jemanden auf dem Weg in jenes Geheimnis zu geleiten, welches das Leben im Grund immer schon ist.

3. Sie machen Gemeindegründung in China, wie kam es dazu und wie beurteilen sie die Lage der chinesischen Christen?

Die Christinnen und Christen in China sind eine Minderheit. Sie stehen damit genau so klein, arm und bescheiden da wie die frühe Jesusbewegung. Wichtig ist, aber nicht die Quantität, sondern die Qualität. Dann können Menschen, die entschlossen in der Spur Jesu leben, wie Licht und Salz sein.

4. Was können wir lernen von den chinesischen Geschwistern?

Wir lernen, dass weder Fundamentalismus noch Progressismus das Evangelium anziehend macht, sondern allein die radikale Nachfolge Jesu. Es gibt nicht wenige Christinnen und Christen in China, die bereit sind, für Ihren Glauben in den Untergrund zu gehen und Verfolgung hinzunehmen.

5. Vor ein paar Wochen kam ihre Autobiographie heraus, ein spannendes Buch, sehr ehrlich und kein bisschen sentimental. Wie halten sie ihre „Seele" fit?

Ich habe gelernt, am Morgen in meine Meditationsecke zu gehen, um den Tag mit dem Eintauchen in das Geheimnis Gottes zu beginnen. Das ist für mich eine sprudelnde Quelle von Kraft und Orientierung geworden. Dabei weiß ich mich nicht allein. Ich kenne viele andere ganz moderne Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, die in ähnlicher Weise spirituell sind.

2015 Zwei Jahre Papst Franziskus [Kleine Zeitung]

Sie beobachten den Papst seit seiner Wahl vor zwei Jahren. Mit welchen drei Worten würden Sie ihn charakterisieren?

PAUL ZULEHNER: Er ist überraschend, hat sprachlichen Witz und ist willens die Kirche auf einen erfreulichen Kurs zu bringen.

Franziskus sorgt auch immer wieder mit seinen Aussagen für Aufsehen, zuletzt als er meinte, wer seine Mutter beleidige, erwarte einen Faustschlag.

ZULEHNER: Hier muss man verstehen, dass er eine Bildsprache verwendet hat, die aus dem Alltag der Menschen kommt. Er sagt, schau, niemand ist erfreut, wenn man seine Mutter kränkt. Der Faustschlag ist nur eine symbolische Geste, der Papst – so wie man ihn kennt – würde nicht zuschlagen. Ebenso möchte er damit den Karikaturisten sagen, es gibt auch Kränkungen, die den Frieden und den sozialen Zusammenhalt stören.

Der Papst ist zum Medienstar geworden. Georg Gänswein, Präfekt des Päpstlichen Hauses, meint nun, der Papst nutze die Medien „sehr geschickt", manche Aussagen führten aber zu Missverständnissen und könnten von bestimmten Seiten vereinnahmt werden.

ZULEHNER: Der Papst ist nicht wegen seiner Gags in den Medien, sondern wegen seiner klaren Positionen. Er ist ein Anwalt der Gerechtigkeit, der Versöhnung schaffen will zwischen den Religionen. Franziskus wird zum Brückenbauer. Erzbischof Gänswein will zwischen den Zeilen Kritik am Papst üben und gibt ihm nicht jenes Wohlwollen, das er in der Sache verdient.

Franziskus meint auch, Katholiken müssen sich nicht wie Kaninchen vermehren.

ZULEHNER: Im konkreten Fall ist es um eine Frau gegangen, die schon sieben Kinder hatte und bei einer weiteren Geburt hätte sterben können. Der Papst vertraut darauf, dass die Leute selbst den richtigen Weg finden. Er verschiebt die Diskussion weg von den Methoden zur Verantwortung für die Kinder. Das heißt, die Kirche hat vernünftige Gesetze, in der konkreten Situation verdient aber zugleich jeder Mensch Unterstützung. Das gilt auch für die wiederverheiratet Geschiedenen.

Was können wir uns dazu von der Synode im Herbst erwarten?

ZULEHNER: Die österreichischen Bischöfe haben schon 1980 in einer gemeinsamen Erklärung festgehalten, dass die Treueforderung des Evangeliums gilt. Wenn aber die Ehe eines Paares zerbricht, dann gelte es, wie in der Orthodoxen Kirche im Gespräch mit einem Seelsorger eine Einzelfalllösung zu finden. Gott hebt jeden gefallenen Menschen wieder auf und schaut, dass er weitergehen kann. Die Menschen dürfen nicht unter die Räder des Lebens kommen. Das Wort Scheitern liebe ich bei dieser Diskussion nicht, wenn es nicht jemand für sich selbst gebraucht.

Der Papst hat zuletzt auch Wichtigkeit der Frauen für die Kirche betont.

ZULEHNER: Der Papst entpuppt sich hier als ein Lernender, er kommt ja aus einer machistischen lateinamerikanischen Kultur. Im Vatikan hingegen hat derzeit eine unsägliche Lobby das Sagen, die einen fundamentalistischen Krieg gegen die sogenannte „Gender Ideology" führt. Damit fällt man weit hinter das Wissen über die Rolle der Frau in der modernen Zeit zurück. Ich wünsche mir, dass die Kirche dem heutigen Forschungsstand besser gerecht wird. Sonst wird sie gerade die wachen, jungen Frauen zu verlieren. Einiges

gehört zur Natur des Menschen, doch vieles ist gerade unter Berufung auf die Natur auch in Ungerechtigkeit gegen Frauen umgemünzt worden.

Was sagen Sie zu Franziskus' Kritik an der Kurie?

ZULEHNER: Ein Unternehmensberater würde sagen, das war nicht gerade produktiv, da er die Front seiner Gegner noch mehr verhärtet hat. Auf der anderen Seite weiß jeder, es muss sich etwas ändern: die Seilschaften, die Intrigen, die Korruption, die Missstände und der Tratsch. Als der Papst sah, dass sich von sich aus nichts ändert, ist er jesuitisch unruhig geworden und hat der Kurie öffentlich den Gewissensspiegel vorgehalten.

Von welcher Seite dürfte dem Papst künftig rauer Wind entgegenschlagen?

ZULEHNER: Viele Unternehmer beunruhigt seine harsche Kritik an einer Wirtschaft, die es nicht schafft, dass die Armen weniger werden oder wie Franziskus wörtlich schreibt: „*Diese* Wirtschaft tötet." Ich glaube hier wäre es gut, wenn der Papst auch Worte der Ermutigung für die UNO oder soziale Unternehmer finden würde.

2015 Kirche – ein Auslaufmodell? [Sonntag]

Die Kirche ist ein Auslaufmodell. Diese Aussage, die Sie bei einem Vortrag über die Zukunft der Kirche gehört haben, verkehren Sie ins Positive. Inwiefern kann ein Auslaufmodell positiv sein?

Ich habe das Bild vor Augen, dass die Kirche – ich meine die katholische – schon geraume Zeit auf dem Trockendock im Hafen liegt. Das Zweite Vatikanische Konzil wollte eine Kirche, welche in die Welt von heute ausfährt, und nicht eine Kirche, die sich mit sich selbst beschäftigt. Papst Franziskus steht für ein solches „Auslaufmodell" anderer Art. „Worauf warten wir noch", fragt er ungeduldig und sieht so viele Kirchenmitglieder abwartend im Lehnstuhl.

Was kann die Kirche tun, um nicht ein Auslaufmodell im herkömmlichen Sinne zu sein?

Die Synode signalisiert für mich ein solches „Auslaufen" hinein in die alltägliche Lebenswelt der Menschen, in ihre Freuden und Leiden, aber auch in die Politik, die Bildung, die Medien, in die Kunst und in die Kultur. Dazu braucht es freilich eine wachsende Zahl von Kirchenmitgliedern, die ihren Glauben nicht mehr privatisieren, ihr Licht unter den Scheffel stellen, sondern Licht der Welt und Heilsalz für die Erde sind, wie es Jesus denen auftrug, die sich seiner Bewegung angeschlossen haben (vgl.Mt 5,13f.). Natürlich werden sich auch in Zukunft nicht wenige Mitglieder der Kirche von Hauptamtlichen wie zahlende Kunden versorgen lassen. Immer wichtiger werden aber jene, die in letzter Einsamkeit vor Gott stehend ihre ganz persönliche Kirchenberufung annehmen und sich in das Leben und Wirken der Kirche mit ihren Visionen und ihren reichen Begabungen einbringen.

Der Papst sagt, lieber ist ihm eine Kirche, die sich beim Rausgehen auf die Straße Verletzungen zuzieht, als eine, die erkrankt, weil sie sich nur mit sich selbst beschäftigt. Hat die Kirche sich bisher zu viel mit sich selbst beschäftigt, ist das der Grund, warum allerorts über Austritte oder Priestermangel geklagt wird?

Die Kirche sollte einfach gelassen annehmen, dass die Konstantinische Zeit zu Ende gegangen ist. In dieser Ära war die Kirche mit den Mächtigen verbündet. Das Evangelium war der Bevölkerung als Schicksal mitgegeben. Heute ist Christin oder Christ, wer es selbst wählt und sich dafür selbst entscheidet. Das mindert längerfristig vermutlich unaufhaltsam die Quantität der Mitglieder, mehrt aber die Qualität der Kirche. Wir nähern uns damit aber wieder dem biblischen Normalfall.

Wohin führt Franziskus die von ihm propagierte missionarische Kirche?

Jesus ist nächtens auf den Berg gestiegen, um in das Geheimnis seines Gottes einzutauchen. Als er am Morgen, so erzählen die Evangelisten, vom Berg herabstieg, ging er direkt auf einen Aussätzigen zu, gab ihm Zuwendung und Ansehen und heilte ihn ins Leben zurück (vgl. Mt 8,1-4). Papst Franziskus will auch eine arme Kirche mit den Armen. In der Nachfolge des Heilands soll die Kirche gleichsam Heil-Land sein – oder wie Franziskus wiederholt sagt: „Wunden heilen, Wunden heilen!" Sie ist für ihn ein „Feldlazarett der Menschheit".

Wie schätzen Sie die Synode in Südtirol ein? Dadurch, dass heikle Themen gar nicht hier entschieden werden können, glauben Sie, sie kann dennoch etwas bewirken?

Die wirklich heiklen Themen können alle angegangen werden. Tauchen wir als Kirche wirklich gläubig in Gott ein? Und tauchen wir mit Jesus bei den Armen, den Armgemachten und den Armgehaltenen auf? Haben wir morgen nicht nur Katholiken, sondern unter diesen immer mehr entschiedene Christinnen und Christen? Die übrigen Aufgaben, wie Strukturreformen, Suche nach mehr ordinierten Gläubigen sind gemessen an den wirklich großen Herausforderungen lösbare und zweitrangige Fragen. Natürlich können manche nicht gleich durch die Synode in Südtirol gelöst werden: Aber Papst Franziskus erwartet Lösungsvorschläge aus den Ortskirchen. Vor allem zur Frage, wie jede gläubige Gemeinde am Sonntag Eucharistie feiern kann. Das ist ein weitaus wichtigeres Gut in der katholischen Kirche als die Lebensform von Priestern. Wenn die Gerüchte stimmen, wird es nach der hoffentlich erfolgreichen Familiensynode bald eine Priestersynode geben. Und dafür sind gute Vorschläge auch aus Südtirol Goldes wert. Keine zu machen hieße Papst Franziskus nicht ernst zu nehmen.

2015 Erneuerung der Kirche [Die PRESSE]

„2048 wird es vermutlich keine Kirchensteuer mehr geben“, sagt Paul M. Zulehner. Der Pastoraltheologe sieht einen deutlichen Strukturwandel, den die katholische Kirche Österreichs in den kommenden Jahrzehnten durchmachen wird. Weg nämlich von einer von oben verordneten Religion hin zu einer Bewegung, die stark von der Basis getrieben wird.

Das unter anderem deswegen, weil die Zahl der Katholiken deutlich abnimmt – und damit auch das Selbstverständnis als quasi Staatsreligion nicht länger haltbar sein wird. Das rührt nämlich noch aus Zeiten, in denen Religion als von oben, also von den Herrschenden verordnetes Schicksal betrachtet wurde. „In Zukunft wird es nicht mehr eine schwache Massenkirche geben, sondern eine engagierte, glaubenssichere Minderheit.“

Dabei wird, so glaubt Zulehner, die Erneuerung von zwei Seiten ausgehen. Einerseits nämlich von der kirchlichen Basis, andererseits von der Führung. Was die Basis betrifft, gebe es bereits sehr viel Engagement von Menschen für ihre Kirche. Ein Zeichen dafür ist etwa der Kampf schrumpfender Gemeinden um ihre Pfarren – wegen schwindender Mitgliederzahlen denkt die Kirchenführung in Österreich ja an Pfarrzusammenlegungen und Schenkungen von Gebäuden an andere christliche Gemeinschaften.

„Und in manchen Gemeinden ist die Kirche ja die letzte Gemeinsamkeit – etwa am Land, wo man kein Postamt mehr hat und keine Geschäfte.“ Ein möglicher Weg wäre etwa die Gründung von Kirchenerhaltungsvereinen– in denen die Menschen sich unter anderem auch um die finanziellen Grundlagen kümmern. „Die Gemeinden werden stärker von den geschenkten Ressourcen und der Fantasie ihrer Mitglieder leben.“

Auch in der kirchlichen Arbeit in den einzelnen Gemeinden wird sich einiges ändern. Denn weil es zunehmend weniger Priester gibt, werden der Papst und die Bischöfe vermutlich gar nicht anders können, als Laien aufzuwerten. „Die Pfarreien zu vergrößern, damit sich ein Priester um mehrere Gläubige kümmert, ist ein Auslaufdenken“, sagt Zulehner. So wie auch die Schließung von Pfarren.

„Überzeugte Christen das Leben der Christen tragen. Aus deren Kreis werden ehrenamtliche Priester gefunden werden.“ Der Religionssoziologe sieht in Zukunft mehr Verantwortung bei nicht geweihten Männern und Frauen, „die sich entschieden haben, in der Spur des Evangeliums zu leben“. Die Priester sollen dann vor allem als spirituelle Helfer arbeiten und den Laien in der täglichen Gemeindearbeit zur Seite stehen. Als „Seelsorger mit Augenmaß“, wie es der Theologe bezeichnet.

Nach einer Zeit des verordneten Katholizismus gehe es darum, dass die Kirche lernen müsse, mit der Freiheit des Menschen zu leben – und sie für sich zu gewinnen. „Die Kirche wird mehr eine Grassroot-Bewegung, also nicht mehr auf der Seite des Staates und der Parteien stehen, sondern eher bei den NGOs.“ Was ihr auch ein neues Ansehen bringen könnte – so wie heute etwa Organisationen wie Greenpeace angesehen werden.

Gelebt werde dies auch in konkreter Nächstenliebe, etwa in der Arbeit für Flüchtlinge, glaubt Zulehner. „Die Kirche richtet sich dabei stärker in Richtung Jesus aus.“ Und im Selbstverständnis der Kirche gehe es bereits in diese

Richtung – durch die Reformen von Papst Franziskus. „Franziskus ist wieder auf der Spur des Konzils, die Kirche mischt sich wieder in die elementaren Probleme der Welt ein."

Zuletzt habe das der Papst etwa mit seiner Enzyklika „Laudate si" zur Ökologie bewiesen, in der er zur Schonung der Umwelt als dem einen Haus der Menschheit aufrief. Der er neuerten katholischen Kirche werde es gelingen, sagt Zulehner, von einer konfessionellen wieder zu einer universellen Religion zu werden.

2015 Über das Sterben [Hospizzeitung]

Text und Fotos von Aleksandra Pawloff

Was macht Sie glücklich in ihrem Leben?

Zu einem großen Teil meine kreative Arbeit: ein Buch zu schreiben ist schön, wie letzten Freitag vor 600 Leuten in Linz zu reden ist schön. Das Gefühl zu haben, Leuten ein wenig Zuversicht geben zu können. Auch Musik macht mich sehr froh und die Begegnungen mit Menschen. Ich denke, wir haben zwei Lebensbeine, die Arbeit und die Liebe und wenn die gut miteinander in Bewegung sein können, dann geht es gut.

Was ist, wenn Sie einmal in so einem Zustand sind, dass Sie nicht mehr trösten können, weil Sie selber Trost brauchen?

Ich weiß es nicht. Das ist schwer im Vorhinein zu sagen. Es wird hoffentlich immer wieder noch Dinge geben, die ich machen kann und mit Leuten darüber reden. Ich glaube, Kommunikation ist sehr wichtig.

Wie wünschen Sie sich zu sterben?

Es wäre vielleicht hilfreich, wenn Menschen, mit denen ich im Leben zu tun hatte, in Reichweite wären, aber ich denke nicht viel über das Sterben nach.

Sie als Priester denken nicht darüber nach?

Über den Tod denke ich schon nach, weil ich sehr neugierig bin, wie es dann dort sein wird.

Glauben Sie, dass die Antwort auf ein gedeihliches Altern ist, dass man den Übergang schafft, vom Bein der Arbeit mehr auf das Bein der Liebe zu steigen?

Vielleicht liegt es in der Kunst des Loslassens. Richard Rohr, mein spiritueller Meister sagt, die eigentliche Kunst im Leben ist, nicht perfekt zu sein und irgendwas Großartiges vollbracht zu haben sondern in Verbindung zu sein mit dem Grund des Seins. Vertraue ich diesem Gott und kann ich mich auch dort, wo ich hilflos bin, ihm überlassen? Ob es so einfach ist, wie es klingt, weiß ich nicht.

Welchen Trost haben denn die großen Religionen für das Sterben?

Der gemeinsame Nenner aller Religionen ist, dass der Tod eine Geburt und nicht ein Ende ist. Sie nehmen dem Menschen die Angst vor dem Tod mit dem Glauben dass, was du als unvollendete Symphonie in den Tod mitbringst, in einem anderen Leben in der Liebe Gottes zu Ende komponiert wird. Wir haben ja alle Fesseln, zum Beispiel die der ererbten Kultur. Im Petrusbrief steht: „Der sinnlosen von den Vätern und Müttern ererbten Lebensweise." Auch davon befreien wir uns im Tod.

Der Glaube an das Sein scheint mir in einer Welt, die mehr denn je auf Erfolg und Macht aufgebaut ist, besonders schwer erreichbar.

Deswegen verstehen auch viel Menschen, dass wir einen Sprung vom Machen zum Sein brauchen. Wenn ich spüre, es kommt nicht darauf an, was ich am Ende noch alles machen kann sondern dass ich bin und mich zur Übergabe bereiten kann.

Meinen Sie nicht, dass man diese Einsicht schon viel früher im Leben kultivieren muss?

Wenn man das Glück hat, dass es einem früher einfällt, auf jeden Fall. Das ändert auch den Lebensstil: Man kann einerseits gelassener sein und

andererseits auch widerständiger und frecher und der Macht die Stirn bieten, weil man letztlich einen anderen Anker hat. Wenn ich in einem Gott gut aufgehoben bin, der das Sein schlechthin ist, was soll mir dann schon passieren?

Was würden Sie einem Menschen sagen, der ganz große Angst vor dem Sterben, dem Weggehen hat?

Ich glaube, man muss seine Angst bewohnen lernen und aus diesem Haus heraus mit anderen Menschen genug Kontakt halten. In die Isolation der Angst zu geraten, ist das Gefährliche. Das ist ja auch der Gedanke der Hospizarbeit, das Begleiten durch die Angst. Man kann sagen, vertraue, dass du nicht tiefer fallen kannst, als in Gottes Hände. Aber letztlich ahnt jeder, dass er diesen Weg unaufhaltsam gehen wird und ich denke das Beste ist, zu lernen einverstanden zu sein. Aber die Worte helfen nicht.

Sehr tröstlich waren Sie jetzt nicht.

Nein, ich bin nicht tröstlich. Ich bin ein Gegner des falschen und schnellen Trostes.

Der wirkliche Trost ist für mich, dass ich ganz fest glaube, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, sondern dass wir in die bergende Hand eines Gottes hineinfallen. Das kann ich jemandem erzählen und wenn er die Gnade hat, dass es ihm ein wenig die Angst nimmt, dann bin nicht ich der ihm die Angst nimmt, sondern die Gnade Gottes die ihn das glauben lässt.

2015 „Wir sind die Agentur Gottes“ [Salzburger Nachrichten]

Warum kann Religion immer wieder als Brandbeschleuniger für terroristische Gewalt missbraucht werden?

Josef Bruckmoser

Ein SN-Gespräch mit dem Theologen und Werteforscher Paul M. Zulehner über Religion, Gewalt und das christliche Abendland.

Wir sind jetzt seit Jahren mit dem Thema Religion und Gewalt konfrontiert. Wie viel Anteil hat daran die Religion?

Zulehner: Es ist ein Mix verschiedener Energien, die hier zusammenspielen: Fragen der wirtschaftlichen Ungerechtigkeit, der nationalen Minderwertigkeit, der Abwertung der arabischen Welt durch den Westen u. ä. Religion spielt dabei eine massive Rolle, indem sie diese anderen Energien eher verschärft anstatt sie abzumildern. Insofern ist es ein extrem explosives Gemisch, wenn Religion gemeinsam mit diesen anderen Beweggründen gemeinsam auftritt.

Warum verschärft Religion solche Konflikte?

Es ist keineswegs das innerste Wesen von Religion, für die Rechtfertigung politischer und wirtschaftlicher Konflikte herzuhalten. Aus der Wissenssoziologie wissen wir aber, dass Religion von den Menschen als Legitimationssystem verwendet wird. Wenn jemand seine Haltung unangreifbar machen will, sagt er, ich vertrete den Willen Gottes. Auf diesem Missbrauchsfeld von Religion wächst ein unglaublicher Fanatismus, der sich anmaßt zu sagen: Wir vertreten nicht nur menschliche Interessen, sondern wir sind die Agentur Gottes auf der Welt. Dafür ist jedes Mittel recht.

Ist das nur Missbrauch, oder ist es nicht in den Religionen angelegt, dass sie derart missbraucht werden können?

Jene, die bestimmte Interessen haben und solche Gewalt ausüben, missbrauchen Religion. Denn das wahre Wesen der Religion ist nicht die Gewalt: Wenn man auf Jesus schaut, auf Mahatma Gandhi schaut, auf den Buddhismus, auf den Dalai Lama, dann ist das Wesen der Religion die Ohnmacht und nicht das Bündnis mit Macht und Gewalt.

In Ihrer Aufzählung fehlen Mohammed und der Koran.

Es verhält sich dem Koran genauso wie mit den Texten der Bibel: Wir müssen genau hinschauen. In seiner Zeit in Mekka war Mohammed eher ohnmachtsorientiert. Es folgte allerdings die Zeit in Medina, eine Eroberungsphase, in der Mohammed eher gewaltorientiert war. Aus dieser Zeit gibt es im Koran tatsächlich viele gefährliche Stellen.

Solche Stellen gibt es auch in der Bibel des Alten Testamentes. Auch dort geht die Gewaltförmigkeit, die das junge Volk Israel zu seiner Verteidigung beansprucht hat, mit einem gewaltförmigen Gottesbild einher.

Daher müssen wir heute aus der Sicht Jesu aufzeigen, wie sich das Gottesbild der Bibel Schritt für Schritt von diesen Gewaltelementen befreit hat. Eine solche Sichtweise ist in der inneren Entwicklung des Islam noch ausständig. Der Islam steht noch vor dieser Aufgabe, dass er sein Bild von Allah von jenen Merkmalen der Gewalt loslöst, die in der Zeit der Eroberungen dazugekommen sind. Dafür gibt es im Koran eine ganz klare Grundlage: Allah wird am Anfang jeder Sure als der Allererbarmer bezeichnet wird.

Eine zeitgemäße Auslegung des Korans muss also unterscheiden, welche Aussagen aus historischen Gründen und aus menschlichen Interessen geboren wurden, und was sich aus einem Gesamtverständnis des Koran als die eigentliche Botschaft herauskristallisiert. Und die heißt, Allah ist der Allerbarmer. Dann geht es um Liebe, nicht um Gewalt.

Die Terroranschläge in Paris wurden vielfach als Anschlag auf die europäischen Werte charakterisiert. Warum bekämpfen fanatische Islamisten eine liberale Gesellschaft?

Bekämpft wird zuerst der militärische Einsatz Frankreichs gegen den Islamischen Staat. Dieser militärische Einsatz provoziert die terroristisch organisierte Gegengewalt.

Das zweite ist die tiefe Kränkung, die manche in einem fundamentalistischen, aber auch in einem friedfertigen Islam verspüren, wenn ihre Religion z.B. durch Karikaturen verunglimpft wird. Es ist die tiefe Kränkung darüber, dass das verspottet wird, was Gläubigen heilig ist.

Ähnliche Kränkungen erlebe ich unter Christen, wenn zentrale Merkmale des Evangeliums verspottet werden, zum Beispiel die Dreifaltigkeit. Hier steht auf der einen Seite die Freiheit zu sagen, was man will, also ein Grundwert westlicher Demokratie. Auf der anderen Seite steht die Frage nach dem Respekt für das, was Menschen heilig ist. Diejenigen, die ohnehin schon kriegerisch gegen den Westen eingestellt sind, nehmen dann die religiöse Kränkung als weiteres Argument für ihren Kampf. Dieser Kampf richtet sich nicht nur gegen liberale Werte und die westliche Demokratie, sondern er richtet sich auch gegen die Respektlosigkeit liberaler Kulturen gegenüber dem, was muslimischen Menschen heilig ist, die in einer archaischen religiösen Welt leben.

Eine wesentliche Rolle spielt allerdings auch, dass es sich um Personen handelt, die Vielfalt nicht aushalten und dagegen einen fundamentalistischen Vernichtungsfeldzug führen.

Muss Europa Freiheiten, die es sich schon erarbeitet hat, zurücknehmen?

Die Freiheiten, die jetzt zurückgenommen werden, werden ja bereits im Namen der Sicherheit zurückgenommen, nicht im Namen der Meinungs- und Pressefreiheit. Man muss aber sehen, dass liberale Gesellschaften sich ständig in einem unglaublich sensiblen Balanceakt befinden. In Europa war das zum Beispiel immer der Balanceakt zwischen Freiheit und Gerechtigkeit, weil die Freiheit der einen nicht die Gerechtigkeit für die anderen bedeutet hat. Im Namen der Freiheit haben viele Kapitalisten im englischen frühkapitalistischen System gewonnen und haben ihre Freiheit genützt, ein ausbeuterisches Wirtschaftssystem zu etablieren. Das hat eine soziale Gegenbewegung provoziert. Daher haben wir heute in Europa den Idealfall, dass immer neu eine Balance zwischen Freiheit und Gerechtigkeit hergestellt wird.

So ähnlich ist es mit der Freiheit gegenüber anderen Werten. Auch hier geht es um die Balance, weil man einen Wert, etwa die Freiheit, nicht so auf die Spitze treiben darf, dass er selbstzerstörerisch wird.

Wie kann Europa biblisch reagieren: Aug' um Aug' oder die andere Wange hinhalten?

Die Option der Bibel ist eindeutig Frieden und Gewaltlosigkeit. Dafür stehen heute alle großen Weltreligionen. Dass Jesus gesagt hat, halte die andere Wange hin, gilt zunächst für die einzelne Person. Jesus selbst hat die Gewalt,

die ihm angetan wurde, nicht erwidert. Er ist in den Tod gegangen, um endlich die Spirale der Gewalt zu beenden und Gewalt in Liebe zu wandeln.

Aber was die einzelne Person dazu in ihrer Größe leisten kann, ist nicht unbedingt dasselbe, was ein Staat tun muss. Der Staat hat die Pflicht, seine Bürger zu beschützen. Auch dadurch, dass man Gewalttäter in die Schranken weist und sich möglicher Weise Krieg aufzwingen lassen muss, um Gerechtigkeit herzustellen.

Ich bin aber entschieden der Meinung, dass das erste Wort in allen Weltkonflikten die Diplomatie und nicht die Cruise Missiles haben müssen. Für Syrien hat die Diplomatie viel zu spät eingesetzt. Damit hätte man viel früher beginnen müssen, anstatt Waffen zu liefern und auf Krieg zu setzen.

Europa hat jetzt unter den Versäumnissen der westlichen Politik zu leiden?

Europa zahlt jetzt eine Rechnung nicht nur für die jüngste Vergangenheit, sondern für eine unglaublich lange Geschichte. Das reiche und hoch entwickelte Europa hat sich im Zuge der Kolonialisierung in Afrika und anderen Regionen die Rohstoffe geholt und die Länder in ihrer Armut belassen. Wir haben gemeint, wir könnten auf dem Rücken der armen Länder unseren Reichtum genießen.

Wir haben nicht geahnt, dass wir diesen Armen eines Tages über Fernsehen, Internet und das Handy bis in die letzte Hütte die Bilder unseres Reichtums liefern würden. Jetzt machen sich diese Armen auf den Weg und präsentieren uns die Rechnung für eine jahrhundertlange Missachtung ihrer Lebensrechte.

Die Gefahr ist, dass das genau jenen Menschen auf den Kopf fällt, die vor der Gewalt des IS geflüchtet sind.

Man sollte jetzt nicht von Flüchtlingsströmen, Abschotten, losgetretenen Lawinen und ähnlichen angstbesetzten Bildern reden, sondern man muss den einzelnen Menschen ins Gesicht schauen. Es gehört zu den Grundwerten Europas, dass Menschen, die um ihr Leben rennen, Schutz finden.

Dieser Grundwert lässt sich am besten umsetzen, wenn man jene Menschen, die Angst davor haben, mit nimmt in ein Flüchtlingshaus der Caritas, dass man ihnen die Kinder und Familien zeigt, dass man gemeinsam kocht und die hoch entwickelte syrische Küche genießt.

Es braucht eine riesige Courage unserer Bevölkerung, in diesem Sinne das christliche Europa durch christliches Handeln zu stärken. Es gibt ja Leute, die möchten das christliche Abendland durch eine christliche Abwehr des Islam retten. Ich glaube aber, dass man das christliche Abendland nicht durch Unchristlichkeit retten kann.

2015 Reformation [Brudereck Christine]

1. Die evangelische Kirche feiert die Reformation. Gibt es denn Grund zum Feiern für die Kirche(n) im 21. Jahrhundert?

Ein erster Blick auf die Reformation und ihre Folgen für die Geschichte der Jesusbewegung in Europa trübt meine Feierlust. Der Fall des Dreißigjährigen Krieges war tief. Die Verbindung vom konfessionalisierten Gott und der Gewalt war brutal. Das Christentum ist bis heute deshalb in Europa beschädigt – ähnlich wie der Islamische Terror derzeit die Islamische Religion schwer beschädigt. Alle haben wir Schuld auf uns geladen, und Gott in Miss-Kredit gebracht. Wir waren nicht Symbol seiner Liebe und seines Erbarmens, sondern schon eher ein Diabol – das heißt wir haben die Menschen, die Gott suchen, verwirrt und in die Irre geleitet. Und das alles im Namen der Wahrheit. Statt feiern ist daher als Allererstes ein Schuldbekenntnis angebracht – in ökumenischer Gemeinsamkeit, wegen der Ökumene des Schuldigseins.

Dann aber kann auf dem dunklen Hintergrund der Schuld dennoch Feiern aufkommen –zaghaft, demütig, vergebungsbereit – weil auch Gott den Seinen vergibt. Gefeiert werden wird sein Erbarmen, dass er ein Gott ist, der ein Herz für alle hat, Katholiken und Protestanten, Atheisten und spirituelle Vagabunden, Suchende und Findende, noch mehr von Gott Gefundene.

2. Gratia, Scriptura, Christus und Fide: Luthers vier große Entdeckungen. Würden Sie heute vier große Themen für die Kirche wählen, welche wären es?

Als erstes würde ich das Erbarmen wählen. Wie wir Gott glauben, welche Geschichten wir von ihm erzählen, entscheidet über den Weg der Kirche in unserer Zeit. Wir werden also aufhören, was wir in der Westkirchlichen Tradition so lange gemacht haben, den Menschen in den Gerichtssaal zu führen. Die Kirchen des Ostens führen den Menschen ins Krankenhaus („Feldlazarett“ sei die Kirche, so der Bischof von Rom Franziskus).

Die Entdeckung zwei kann daher lauten: Nicht mehr das Gesetz und die Sünde werden im Mittelpunkt stehen. Die Ostkirche redet weniger von der Sünde, sondern der Verwundung des Menschen vor allem durch den Tod. Gegen Wunden hilft kein Gesetz, sondern nur Heilung im Kraftfeld Gottes. Kirchen und ihre Gemeinschaften sind in der Welt in der Nachfolge des Heilands Heil-Land.

Bei all dem werden wir das ständige und nachhaltige Wirken des Heiligen Geistes entdecken. Er ist es, der die Geschichte trägt und von innen her – mit uns, ohne uns, oftmals auch gegen uns in die Vollendung reifen macht. Und zwar ausnahmslos alle. Ein universeller Heilsoptimismus wird das Tun der Kirche leiten – und das nicht weil wir Menschen das Heil verdienen, sondern weil es Gott zuzutrauen ist, dass er am Ende alle rettet (1 Kor 12,28).

Das führt zum letzten Stichwort: liebende Solidarität. Wir werden die tiefe Einheit der gesamten Schöpfung wieder erfühlen. Das sterbende Kind auf der Insel Kos ist eines von unserer Menschheitsfamilie. Was in Fukushima passierte, geschah in unserem gemeinsamen Welthaus. Weil eben nur ein Gott ist, ist jede eine und ist jeder einer von uns.

2015 Ehrenamt

Ehrenamt und die katholische Kirche. Ist das zwingend miteinander verbunden? Auch theologisch?

Kirche ist die Jesus-Bewegung. Jesus wollte, dass ihre „Mitglieder“ „Licht und Salz“ (Mt 5,13f.) sind. Licht: An ihnen sollen die Menschen ablesen können, was Gott mit all seinen „Ebenbildern“ im Sinn hat – dass sie zu liebenden Menschen heranreifen (Mt 25). Sie sind auch wie Heilsalz. Dieses heilt, was uns hindert, liebende Menschen zu werden. Das ist vor allem die tiefsitzende Angst, letztlich vor dem Tod. Mitglied dieser Bewegung wird man, indem Gott uns ihr „hinzufügt“ (Apg 2,47). Dadurch entsteht eine Berufung, die sich niemand aussucht, aber der man sich stellen kann. Den Berufenen sind durch Gottes Heiligen Geist Begabungen geben, die allen nützen (1 Kor 12,7). Das ist das Grundamt aller: MitarbeiterInnen Gottes zu sein für die Welt. Das ehrt die Berufungen und gibt ihnen eben dieses „Ehrenamt“.

Blickt man auf urkirchliche Strukturen, sieht man, dass die ersten Jünger alle einem "normalen" Beruf nachgegangen sind und die Verkündigung wohl nebenbei gelaufen ist. Kann diese Situation auch auf die Gegenwart umgelegt werden in Bezug auf Amt und Aufgaben in der Kirche?

Die Apostel, vor allem Paulus, hat sich die meiste Zeit seinen Lebensunterhalt selbst verdient. Das hat ihn unabhängig gemacht und konnte ihn mahnen lassen, dass alle in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen sollen. Im Lauf der Kirchengeschichte hat sich die Jesusbewegung institutionalisiert. Aufgaben sind entstanden, die man unbezahlt oder auch bezahlt wahrnehmen konnte. Aber grundsätzlich wird der Dienst Gottes an der Welt „gratis“ gemacht, weil er letztlich Ausdruck eines unverdienbaren Geschenkes Gottes an die Welt ist. Bezahlung dient dazu, jemandem mehr Zeit für seinen im Grunde unentgeltlichen Dienst zu verschaffen.

In der Erzdiözese Wien gibt es in den letzten Jahren Umstrukturierungen. Ehrenamtliche sollen in der "Pfarre Neu" eine sehr wesentliche Rolle spielen – eine legitime Veränderung?

Es gibt zwei Arten, den Dienst von Mitgliedern der Jesusbewegung, also des Volkes Gottes, zu sehen. In einer Priesterkirche, in der wenige das Sagen haben, die das Kirchenvolk sakramental und moralisch versorgen, werden Laien gesucht, um die überforderten Priester zu entlasten. In diesem Gefüge sind Ehrenamtliche „Mitarbeiter der Klerus“. In einer Kirche hingegen, in der alle Hinzugefügten „auf Grund der Wiedergeburt in Jesus Christus eine wahrhafte Gleichheit an Würde und Berufung haben“ (LG 32, CIC can 208), sind die Ehrenamtlichen „Mitarbeiter Gottes“. Praktisch zeigt sich das auch daran, wie es um die Gestaltung des Lebens und Wirkens einer christlichen Gemeinschaft/Gemeinde bestellt ist. Hat nur der Pfarrer das Sagen, ist das priesterkirchlich; sind alle am Beraten und auch am Entscheiden beteiligt, entspricht das der Kirchenvision des Zweiten Vatikanischen Konzils. Übrigens: Die Priesterkirche ist für die Laien viel bequemer. Zudem nützt sie dem Klerikalismus, gegen den Papst Franziskus heftig wettert.

Es gibt weniger Menschen, die in die Kirche gehen. Blickt man jedoch in die Pfarren, hat man den Eindruck, es gibt noch immer viel ehrenamtliches Engagement. Täuscht das?

Es gibt in der Tat auf Grund des Konzils und des damit verbundenen Lernweges vieler Laien und Priester in unserer Kirche heute so viele Ehrenamtliche wie wohl noch nie zuvor. Oftmals übernehmen jedoch immer Weniger immer mehr Aufgaben. Sie sind dann wie die Christbäume in der Weihnachtszeit, reich mit Aufgaben behängt. Zudem fehlen die Jüngeren. Ob wir da von der Diözese Poitiers in Frankreich lernen könnten? Dort gibt es eine „Kultur der Berufung". Wer ein Ehrenamt übernimmt, macht das für maximal sechs Jahre. In dieser Zeit ist sie, er verpflichtet, jemanden zu finden und einzuschulen, der nach ihr/ihm die Aufgabe übernimmt. Warum nicht auch Jugendliche? Zudem sind junge Menschen eher bereit in der Flüchtlingsarbeit einer Gemeinde mitzumachen als zu Bildungsvorträgen zu gehen, was man bedauern, aber auch nützen kann.

Ehrenamtliche Strukturen bestehen auch in vielen nicht-kirchlichen Organisationen. Kann die Kirche von solchen Strukturen lernen oder ist sie in der Arbeit mit Ehrenamtlichen sowieso Vorreiter?

Die Motivation für ein ehrenamtliches Engagement, so deutsche Studien, hat sich in den letzten Jahren verändert. Auch innerhalb der Kirche ist, von außen angestoßen, eine solche Entwicklung zu beobachten. Früher machten „Hinzugefügte" ihre Dienste um Gotteslohn, also überwiegend aus religiösen Gründen. Heute gesellen sich menschliche Motivationen dazu. Wer mitmacht, möchte in einem Team arbeiten, nachhaltig mitgestalten können und von der Gemeinschaft Anerkennung erfahren.

Ehrenamtliches Engagement macht sich im Lebenslauf gut. Viele, gerade junge Menschen sind da sehr berechnend in einer Zeit großen Wettbewerbs und betätigen sich aus diesem Grund ehrenamtlich. Wie sehen Sie diese Entwicklung?

Vielfach gilt es bei beruflichen Bewerbungen als vorteilhaft, wenn man in der katholischen Jungschar, Jugend oder einem Pfarrgemeinderat ehrenamtlich mitgewirkt hat. Das wird als Erwerb sozialer Kompetenz und als Bereitschaft zum solidarischen Engagement geschätzt. Jugendliche sind durchaus klug, wenn sie auch aus solchen Gründen ehrenamtliche Aufgaben übernehmen.

In vielen kirchlichen Verbänden bestehen bis heute KA-Strukturen, die sehr stark auf Ehrenamtliche gestützt sind, zB die Ehrenamtlichen Vorsitzenden in Katholischer Jugend und Jungschar. Sollen Ehrenamtliche in so einer Organisation den Ton angeben, oder sind das veraltete Strukturen, die aufzubrechen sind?

Dass die PräsidentInnen der Katholischen Aktion ehrenamtlich wirken und die GeneralsekretärInnen hauptamtlich bestellt werden, macht Sinn. Das Hauptamt erweist sich als Dienst am Ehrenamt. Das kann auch Kleriker daran erinnern, dass es ihre pastorale Hauptaufgabe ist, das Ehrenamt zu fördern und dieses in der Spur des Evangeliums zu halten, obgleich es manchmal auch umgekehrt ist, indem gläubige Ehrenamtliche Priester in Glaubenskrisen stützen können.

Wenn Sie einen Blick in die Zukunft richten: Wie wird sich das Ehrenamt entwickeln? Sehen Sie gewisse Tendenzen? Bitte auch gerade mit einer theologischen Einschätzung verbunden!

Die Zukunft wird immer mehr vom Ehrenamt bestimmt werden. Das hat damit zu tun, dass es in der Kirche keinen Unberufenen und Unbegabten gibt. Jede und jeder ist zu etwas gut, hat eine Berufung für die ganze Gemeinschaft, der sie hinzugefügt ist. Der Umbau von der Priesterkirche zu einer priesterlichen

Volk-Gottes-Kirche wird sich fortsetzen. Zugleich wird eine Zeit kommen, in der die Kirchen finanziell ärmer sein werden. Vielleicht wird es den Kirchenbeitrag nicht auf Dauer geben: leider. Ehrenamtlichkeit wird dann auch das Zeichen einer „armen Kirche“ sein, wie Papst Franziskus sie wünscht. Sie wird nicht unprofessionell werden, weil sie sich immer noch einige Hauptamtliche leisten kann. Aber auch Priester können ehrenamtlich ihren Dienst in einer Gemeinde erfüllen und wie ehrenamtliche Laien von einem profanen Beruf leben. Eine solche Kirche muss nicht armselig sein, sie kann so vielmehr zugleich arm und selig sein.

2016 Kirche im Wandel [Kirchenzeitung Hildesheim]

1. Sie vertreten die These, dass die Kirche trotz der Skepsis und Abkehr vieler Menschen nicht vergeht, sondern nur in einem Wandel begriffen ist. Was macht Sie da so sicher?

Die Kirche ist, so Clemens von Alexandrien vor 200 v. Chr. In Anlehnung an den Orpheusmythos, die Lyra in der Hand des Christus Orpheus, auf der zu Gunsten der Eurydike Menschheit ein Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung erklingen soll. Und dies zu allen Zeiten. Der göttliche Spielmann ist also Christus, der bis in die Unterwelt hinabgestiegene Auferstandene, selbst. Warum sollte er das Lied für die Menschheit aufhören zu spielen?

Eben diese Menschheit durchlebt eine dramatische Geschichte. Mit ihr die Kirche. Christ zu sein ist heute längst nicht mehr (wie es Jahrhunderte lang der Fall war) „Schicksal", sondern „Wahl" (Peter L. Berger). Die Menschen können sich also einwählen, aber auch auswählen. Und sie machen davon auch Gebrauch. Mitglied in der kirchlichen Jesusbewegung zu sein ist labiler geworden. Damit vergeht die Gestalt der Kirche aus der Zeit, wo Christentum Schicksal war. Sie sucht eine Gestalt, der auf den Umgang mit wählerischen Menschen abgestimmt ist. Eine Folge wird sein: Die Kirche wird kleiner, zugleich aber stärker. Sie nähert sich dadurch wieder dem biblischen Normallfall nach Jahrhunderten europäischer Ausnahmezeit.

2. Was ist notwendig für diesen Wandel? Woran muss sich Kirche orientieren?

Bei diesem Wandel ist es zu allererst erforderlich, dass die Kirche als Jesusbewegung wahrgenommen wird. Von daher lassen sich viele „aber nicht als…" ausmachen. Nicht als Moralanstalt ohne Mystik, nicht als Dienstleistungsbetrieb, so wichtig es ist, gerade den Armen Dienste zu leisten. Es braucht also in Zeiten des Kirchenumbaus eine Doppelorientierung. Der Passauer Pastoralplan unter dem kürzlich verstorbenen Altbischof Eder brachte im Titel diese Doppelorientierung zum Ausdruck: Gott und den Menschen nahe. Franziskus, neuer Bischof von Rom, lebt uns dies in faszinierender Weise vor: aber nicht mit dem Ziel, dass wir ihn bewundern, sondern uns mit ihm auf den Weg machen. Das ist nicht einfach und fordert heraus. Richard Rohr, amerikanischer Franziskanermystiker formulierte einmal provokant: Wir haben uns angewöhnt, Christus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen.

3. Wie beurteilen Sie den von den deutschen Bischöfen angestoßenen Dialogprozess? Ist das ein Schritt in die richtige Richtung

Vision und Struktur sind für eine lebendige Organisation lebenswichtig. Meint also der „Dialogprozess", dass bisher zu viel um Strukturen und zu wenig um Visionen gerungen wurde? Vision, das meint konkret: Was ist heute unser Auftrag, unsere Mission, die uns Orientierung und Motivation gibt, und die in unglaublichen weltanschaulichen bunten Welt? Geht es darum, wenige zu retten? Oder sind wir berufen, Licht und Salz (Mt 5,13f.) zu sein? Licht, indem wir enthüllen, dass Gott ein Gott aller ist und es ihm zuzutrauen ist, dass er mit allen (den Muslimen, den Atheisten, den Skeptikern, den so bunten Evangelischen, den Buddhisten und Maoisten etc.) zu einem guten Ziel kommt und alle in der vollendeten Welt Glieder im „kosmischen Christus" sein werden (vgl. Kol 1,15-20). (Heil)Salz, weil wir die Menschen von jener Angst heilen,

die sie hindert, zu werden, was sie alle, aus Gottes Liebe heraus geboren, sind: nämlich Liebende? Die Angst ist die Wurzel von Gewalt (Terror), Gier (Finanzwelt) und Lüge (Korruption). Von der Angst heilt nicht die Moral, sondern das Erbarmen – und es sind gerade die letzten Päpste, von Johannes Paul II. angefangen bis zu Franziskus, die Künder und Praktiker des göttlichen Erbarmens sind.

Kirchenpolitisches, Konflikte, Skandale

2009 Problemstau abarbeiten [ÖON]

Österreichs katholische Kirche sollte endlich ihren Problemstau abarbeiten, sagt der Wiener Pastoraltheologe Paul M.

Zulehner im OÖN-Gespräch. Er glaubt nicht daran, dass Gerhard Wagner aus eigener Einsicht seinen Rückzug gemacht hat. Von Heinz Niederleitner

OÖN: Es sieht so aus, als hätte sich die Mehrheit der oberösterreichischen Katholiken erfolgreich gegen eine nicht erwünschte Personalentscheidung "gewehrt". Was ist da geschehen?

Zulehner: Die Bischöfe, insbesondere der Wiener Erzbischof Kardinal Schönborn und der Grazer Bischof Bischof Egon Kapellari, haben wohl eine ernsthafte Analyse der jetzigen Situation gemacht. Sie haben sich dabei sicher an die schlimmen Vorgänge nach der Ernennung von Kurt Krenn zum Wiener Weihbischof 1987 erinnert - und was daraus geworden ist. Aus diesem Grund sind Schönborn und Kapellari beim Papst vorstellig geworden und haben gesagt: "Wir wurden nicht gefragt, Wagners Bestellung ist gegen alle Spielregeln der Bischofsernennungen der letzten Zeit gelaufen- eigentlich auch gegen das Kirchenrecht." Damit hat man den Papst gewonnen, Pfarrer Wagner zu ersuchen, von seiner Bereitschaft Abstand zu nehmen. Es war sicher nicht Wagners persönliche Einsicht.

OÖN: Wie groß ist der Schaden für die Kirche?

Zulehner: Wie groß der Schaden ist, sieht man daran, dass sowohl in der Diözese Linz als auch in Wien die Kirchenaustritte in den letzten Wochen um mindestens 15 Prozent nach oben gesprungen sind. Jeder diözesane Finanzkammerdirektor wird in Panik geraten, weil diese Lawine nicht vorhersehbar gewesen ist und daher allein der finanzielle Schaden groß sein wird. Außerdem gibt es massive Irritationen bei den Religionslehrern, die ratlos vor den Schulklassen stehen und nicht mehr vermitteln können, dass diese Kirche etwas für junge Leute ist. Es war die einzige Chance der Kirchenleitung in Österreich, sich bei Bischofsbestellungen das Heft nicht mehr von einer kleinen Gruppe am rechten Rand der Kirche aus den Händen nehmen zu lassen. Solche eine Gruppe hat bei Wagners Bestellung offenbar im Hintergrund agiert: der Linzer Priesterkreis, vielleicht auch der frühere Bundesratspräsident Herbert Schambeck, vielleicht auch der Papstbruder Georg Ratzinger und dazu einige nostalgische Adelige. Man muss Kardinal Schönborn Respekt zollen, dass er jetzt so kantig Leitung wahrnimmt.

OÖN: Wie kann die katholische Kirche jetzt den Schaden begrenzen?

Zulehner: Es gibt einen extremen Problemstau der österreichischen Kirche, zum Beispiel den Priestermangel und die fehlende Auseinandersetzung zwischen dem überlieferten Evangelium und der modernen Kultur. Nachdem das vordergründige Personalproblem Wagner behoben ist, gibt es vielleicht jetzt die Freiheit, dass sich alle Gruppen in der Kirche an einen runden Tisch setzen und Probleme besprechen. Vielleicht gelingt es, eine Lösung finden, um wieder Frieden im eigenen Haus zu haben und pastoral für die Menschen zu handeln.

OÖN: Ist jetzt eine schnelle Beruhigung zu erwarten?

Zulehner: Die Probleme, aus denen die Krise Wagner entstanden ist, sind durch dessen Rückzug nicht behoben. Man kann annehmen, dass die Kreise,

die einen Weihbischof Wagner wollten, nicht ruhen werden – und auch nicht die Gegenkräfte. Es wäre aber wichtig, einen Waffenstillstand herzustellen und einen offenen Dialog zu beginnen.

OÖN: Lernt auch der Vatikan aus der Krise?

Zulehner: Rom hat bestimmt viel gelernt. Der Vatikan braucht aber eine tiefgreifende Kurienreform. In einer Regierung, wo es keinen Ministerrat gibt, gibt es auch keine organisierte Kommunikation. Unter solchen Umständen passieren Dinge wie mit der Piusbruderschaft und dem Holocaustleugner Williamson. Erst, wenn der Vatikan einen geordneten Kommunikationsfluss hat, ist auch der Raum für Seilschaften und Intrigen zugemacht.

OÖN: Konservative Gruppen fordern jetzt eine apostolische Visitation der Diözese Linz - wie einst nach dem Skandal um Homosexualität und Kinderpornografie im Priesterseminar St. Pölten. Was halten Sie davon?

Zulehner: Einen Skandal wie in St. Pölten gibt es in der Diözese Linz nicht. In Linz geht es vielmehr um die Frage der "Klerikalisierung der Laien", wie Wagner das nennt. Nur hat er das Problem auf den Kopf gestellt. In Linz hat man aus der Not des Priestermangels heraus die Laien unter Aufsicht eines Priesters mit priesterlichen Aufgaben wie taufen, predigen oder Gemeinden leiten betraut. Man kann dieses Problem aber nicht lösen, indem man die Laien beschimpft, sie würden sich "klerikalisieren". Die Regel der Theologie würde ein Vorgehen genau anders herum nahelegen: Wer immer priesterliche Aufgaben wahrnimmt, der muss auch die Weihe empfangen. Und das unabhängig von den geltenden Zulassungsbedingungen.

2009 Zum Rücktritt von Gerhard M. Wagner [Die PRESSE]

Er ist sicher nicht freiwillig zurückgetreten, sagt Paul M. Zulehner zu den Wortmeldungen rund um den Verzicht Gerhard Maria Wagners auf das Weihbischofsamt. "Was jetzt gesagt wird, dass man ihm für den Schritt Respekt zollt, ihn respektiert und als persönliche Entscheidung hinstellt, ist die übliche kirchliche Lyrik", erklärt der Pastoraltheologe im Gespräch mit der "Presse".

Die Wahrheit sei, so Zulehner, dass Wagner "sich sehr viele Steine selbst in den Weg gelegt hat, über die er schon vor seiner Weihe gestolpert ist." Es sei schließlich ein Akt des Gehorsams gewesen, eine Folge der Intervention aus Österreich: "Nicht umsonst war Bischof Kapellari in Rom gewesen."

Der versuchte Rechts-Putsch sei nicht geglückt, meint Zulehner: "Das trägt zur Befriedung des Kirchenvolks bei. Gewonnen hat die offene Mitte der Kirche. Es wird nun aber auch alles versucht werden, die beiden Flügel, die Progressiven und die Konservativen, auf dem Boden des Evangeliums in einen weltoffenen und menschennahen Dialog zu bringen."

2009 Über die Situation in Österreich und den Fall Wagner [Glaubenslust]

glaubenslust.de: Sie haben über einen „Putsch von rechts“ gesprochen und wie er abgewehrt wurde. Allerdings hat die Putschpartei, also symbolisiert durch Pfarrer Gerhard Maria Wagner, doch selber verzichtet.

!: Von selbst zurückgetreten? Er musste gar nicht mehr zurücktreten, denn er hatte sich schon vorher aus dem Verkehr gezogen. Und zwar besonders durch seine Art von Gott zu reden. Das war ja auch das, was Bischof *Egon Kapellari* öffentlich gesagt hat: Wagner mag ein guter Pfarrer für eine mittelgroße Pfarrei sein, aber für eine halbsäkulare Gesellschaft taugt er nicht.

?: Trotzdem hatte er enormen Erfolg in seiner Pfarre. Gottesdienstbesucherzahlen oder die Spendenbilanz sind exzellent.

!: Das überrascht mich nicht. Wir beobachten, dass es heute Gott sei Dank eine große Pluralität gibt, wo bestimmte Charismen bestimmte Kulturen des gemeindlichen Lebens anziehen, aber eben auch abstoßen. Nehmen Sie Wien: Dort gehen die einen zur kulturbeflissenen Jesuitenkirche, die anderen in die alten Messaufführungen der Augustinerkirche und wieder andere gehen zur Ruprechtskirche, weil sie eine intellektuell hochanspruchsvolle Liturgie suchen. Die Kirchenmitglieder sind inzwischen sehr wählerisch geworden. Es wäre deshalb sehr interessant, nach Windischgarsten zu fahren und mit einem Gottesdienstbogen zu ermitteln, woher die Gottesdienstbesucher kommen. Ich bin überzeugt: Ein beträchtlicher Teil der Leute kommt nicht aus der Pfarrei, während umgekehrt andere aus der Pfarrei zuhause bleiben oder in eine andere Pfarrei fahren.

Ich frage mich deshalb: Was passiert mit einer Gemeinde, wenn ein Priester, der in seiner Pastoral so sehr auf eine Mischung aus Autorität und Strafe setzt, diese Gemeinde verlässt? Hinterlässt er mit dieser Art von Pastoral Schäden?

?: Wenn es solche Befürchtungen gibt: Warum hat man vorher nichts getan, sondern erst jetzt, wo er Weihbischof werden sollte? Immerhin hat Gerhard Maria Wagner fast ein Vierteljahrhundert in Windischgarsten gewirkt.

!: Das ist schwierig zu sagen. Der Mann hat sich ja im Presbyterium der Diözese völlig isoliert. Er ging zu keiner Priesterkonferenz, zu keiner Fortbildung, und er war Mitglied einer ganz kleinen verschworenen Priestergruppe, dem sogenannten „Linzer Priesterkreis“. Dieser Kreis stellt eine kleine Minderheit in der großen Diözese Linz dar. Doch es ist ihm durch langfristige Politik gelungen, Bischöfe für sich zu gewinnen, die bei den Tagungen des Kreises aufgetreten sind. Auch Joseph Ratzinger gehörte dazu, leider. Bei diesen Tagungen sind unfassbare Sachen gesagt worden. Zum Beispiel habe ich eine Tonbandaufnahme gehört, wie ein Vortragender Folgendes sagte: „Ein Gott, der immer nur vergeben und lieben kann, verliert jedes männliche Persönlichkeitsmerkmal.“ Da frage ich mich theologisch, warum ein Bischof oder Kardinal nicht aufgestanden ist und bei dieser Gotteslästerung nicht „sein Kleid zerrissen“ hat.

?: Umso mehr: Warum handelt die Kirche nicht?

!: Generell sind solche rechtsorientierten Kreise für einen Diözesanbischof schwer zu kontrollieren. Dialog ist mit ihnen kaum möglich. Denn entweder ist

ein Bischof von ihrer Art, dann sieht er wenig Grund was zu sagen. Ist er nicht von ihrer Art, dann ist er ein Feind dieser Gruppe und wird in Rom denunziert.

?: Was man bei dieser Affäre offensichtlich gesehen hat.

!: Der frühere Bischof von Linz, Maximilian Aichern, zum Beispiel konnte mit diesem Dissidentenkreis kaum kommunizieren. Die Mitglieder des Kreises haben durch permanente Anzeigen in Rom dazu beigetragen, dass er zurück in sein Kloster ging. Das war ein Teilsieg dieser rechten Gruppe. Nicht geglückt ist dann, Herrn Wagner zum Nachfolger und neuen Bischof von Linz zu machen. Er war schon auf der Liste, doch der Vatikan wusste, dass Wagner zu sehr polarisieren würde. Das war eine kurze Zwischenniederlage. Doch darauf folgte der dritte Schritt, wobei man erreichte, dass der Vatikan entgegen aller Gepflogenheiten Wagner zum Weihbischof ernannte.

?: Wagner stand ja nicht einmal auf dem Kandidatenzettel, den der Linzer Bischof Ludwig Schwarz nach Rom geschickt hatte.

!: Richtig. Das war ein Affront gegen den Bischof von Linz und den Kardinal von Wien. Bisher konnte man immer davon ausgehen, dass ein Ortsbischof nie einen Weihbischof bekommen würde, den er nicht erbittet. Und wenn man dann hinterher so tut, als hätte Bischof Schwarz den Pfarrer aus Windischgarsten von Anfang an gewollt, so ist das schädlich. Schädlich deshalb, weil es einmal jeder durchschaut und zum anderen der Kirche schwer schadet, weil man solange lügt, solang es bestimmten Gruppen...

?: also den Hardlinern...

!: ...in der Kirche nützt.

?: Der Putsch mag abgewendet sein, doch Österreichs Kirche scheint gespalten. Wie soll es weitergehen?

!: Es soll einen runden Tisch geben mit einer Moderation, die nicht aus Österreich kommt. Das ist eine sehr kluge Idee und vielleicht ein guter Anfang. Ich kann mir vorstellen, dass es jetzt einen offenen und gemeinsamen Dialog geben wird. Es gibt viele Menschen, denen wirklich etwas am Juwel der oberösterreichischen Kirche liegt. Deshalb bin ich sehr optimistisch, dass sich Teile des ganz rechten und des ganz linken Flügels einbinden lassen, und bei einer moderat-offenen Kirche mitmachen.

?: Wäre es dann nicht besser, auf den Weihbischof zu verzichten, um bei einem Neuanfang mögliche Querelen zu vermeiden?

!: Nein, die Diözese braucht einen Weihbischof. Sie ist groß, hat eine Kulturstadt, ist eine Universitätsstadt. Und weil Bischof Schwarz eher ein leutseliger Bischof ist, der gut mit den einfachen Leuten kann, aber Schwierigkeiten hat mit der Intelligenz des Landes Oberösterreich und den Politikern. Es ist daher nicht schlecht, wenn sich der Bischof selber für jene Bereiche, die er von seiner Persönlichkeit her nicht so abdeckt, einen guten Mann an seine Seite holt. Dadurch gewinnen der Bischof und die Diözese. Deswegen wird man nach einem Weihbischof Ausschau halten, der diesen Ansprüchen gerecht werden kann. Es gibt in Oberösterreich eine Menge solcher Leute. Man findet leicht jemanden – wenn man ihn denn finden will.

?: Wird diese Geschichte Auswirkungen für Österreich haben?

!: Mit Sicherheit! Für Österreich verbürgt sich nun die Bischofskonferenz, dass anstehende Ernennungen wie in Eisenstadt oder Salzburg mit Augenmaß,

Transparenz und Berücksichtigung der Breite des Kirchenvolkes geschehen. Deshalb wird das hoffentlich der letzte Putschversuch von rechts gewesen sein, der der österreichischen Kirche droht.

?: Und für den Papst?

!: Es sind überraschend sehr positive Auswirkungen. In Österreich hat die päpstliche Autorität gewonnen. Denn man hat diesmal nicht, wie es bislang immer gemacht wurde, auf der Entscheidung: „Dieser Mann wird Weihbischof", beharrt. Solches Einsehen würde ich mir öfters wünschen.

Denn ein Papst, der sagt: „Okay, ich habe Fehler gemacht und aus diesen Fehlern will ich lernen", der würde in kurzer Zeit ein exzellentes Image in den Belangen aufbauen, in denen er momentan ein schlechtes Image genießt. Und ich glaube, dass das möglich ist.

2009 Über die Piusbruderschaft [Glaubenslust]

glaubenslust.de: Herr Professor, die Aufnahme der vier Lefebvre-Bischöfe hat die Kirche in eine der größten Krisen der letzten Jahrzehnte gestürzt. Wäre diese Krise vermeidbar gewesen?

Professor Paul Zulehner: Ja. Der Papst hätte Williamson sofort ein Ultimatum für den Widerruf mit einem genauen Datum stellen müssen. Es ist völlig absurd, zu sagen: „Wir wünschen einen Widerruf“, und kein Datum zu nennen. Das war ein gravierender Leitungsfehler des Staatssekretariats.

?: Williamson hat das zu einer Mischung aus Leugnen und Hinalten genutzt.

!: Schlimmer noch: Williamson hat den Vatikan verspottet. Es ist doch unsäglich, dass er auf die Widerrufs-Forderung antwortet, er müsse erst genauer die historischen Fakten recherchieren. Der Papst hat die Arme weit ausgebreitet nach rechts, und die Piusbrüder haben diese Geste nur genutzt, um den Vatikan in unglaublicher Weise zu desavourieren.

?: Man spricht immer davon, dass diese Piusbruderschaft „ultra-traditionalistisch“ ist. Was bedeutet das genau?

!: Natürlich einmal die Ablehnung des Zweiten Vatikanischen Konzils und anderer Reformen. Auf eines allerdings will ich aufmerksam machen: Bei der Piusbruderschaft ist ein aus der Forschung bekanntes Phänomen zu beobachten. Wenn sich jemand so sehr auf den rechts-außen Flügel begibt, dann liegt eine Persönlichkeitsstruktur vor, die wir heute die „Unfähigkeit zur Vielfalt“ oder „Pluralitätsinkompetenz“ nennen.

?: Was heißt das genau?

!: Solche Menschen tolerieren nur sich und keine anderen. Eine Wortanalyse dieser Leute könnte das Gleiche ergeben, was auch bei einer Wortanalyse totalitär-faschistischer Systeme herauskommen würde. Das, was diese rechten Flügel propagieren, ist hoch autoritär. Das ist gewaltförmig bis tief in die Sprache hinein.

Wer dagegen einen reifen Glauben hat, wird dagegen immer ein Freund der Vielfalt sein und sagen: Die anderen haben immer auch etwas, was mir fehlt. Das ist ein Satz, den Sie von der Piusbruderschaft nie hören werden. Die ist so schwach und in ihrer Erstarrung so verunsichert, dass ihnen alles wie eine Bedrohung erscheint, was anders ist. Ihre Reaktion darauf: vernichten. Deshalb bin ich überzeugt: Wenn man der Piusbruderschaft heute die staatliche Gewalt geben würde, würden die Scheiterhaufen wieder brennen.

? Angesichts dieser fundamentalen Probleme ist es nur schwer verständlich, weshalb der Papst so einer Gruppe die Hände gereicht hat.

!: Es kann sein, dass Benedikt XVI. etwas vollenden will, was er zusammen mit Papst Johannes Paul II. begonnen hat: die Aussöhnung mit den Lefebvrianern. Unter Johannes Paul II. ist das noch gescheitert und vielleicht ist deshalb Benedikts momentaner Versuch weniger ein Dienst an der Kirche, als eher ein Akt der Loyalität zu seinem Vorgänger. Allerdings unter Voraussetzungen, über die man nur den Kopf schütteln kann. Um das Bild der Bewährungshilfe zu gebrauchen: Man macht die Entlassung, bevor die Bewährung stattgefunden hat.

?: Diese „Entlassung“ bedeutet, dass die Exkommunikation wieder aufgehoben ist. Das ist ein wichtiger Schritt.

!: Nun ja, ich würde es mit dem alten Kirchenrecht halten, das sagt: Was der Papst formal gemacht hat, ist nur die sichtbare Oberfläche. Aber die Entscheidungen fallen in der Tiefe. Wenn einer noch so oft aufgenommen ist in die communio, aber inhaltlich die communio nicht sucht oder selbst zerstört, dann ist er nach wie vor in der Sache exkommuniziert. Im Klartext: Wer den Holocaust leugnet, ist nach wie vor draußen...

?: Also ist Bischof Williamson immer noch exkommuniziert?

!: Meiner Meinung nach, ja. Durch sein Verhalten exkommuniziert er sich in der Sache...

?: Also das, was man im Kirchenrecht eine „Tatstrafe" nennt…

!: und insofern ist die Rücknahme der Exkommunikation nur die rechtliche Oberfläche und nicht die inhaltliche Bewegung, die stattfinden muss. Momentan zeigen alle Äußerungen aus der Piusbruderschaft, dass man nicht gewillt ist, diese inhaltliche Bewegung zu zeigen, sondern lieber als revolutionäres Potenzial antivatikanischer Art die Kirche von innen auf den alten Kurs bringen will. Das entspricht ganz der Logik der 68er mit ihrem „Marsch durch die Institutionen". Dieses Prinzip gilt für rechts genauso wie links.

? Welche Auswirkungen hat das für Benedikt XVI.? Hat er sein Pontifikat damit schon jetzt beschädigt?

!: Ganz sicher. Der Heilige Vater ist in eine Zwickmühle geraten, aus der er nur mit einem Befreiungsschlag herauskommt. Wenn nichts Markantes aus dem Vatikan kommt, wird die Autorität des Papstes in weiten Kreise Europas, ja der Welt Schaden leiden.

2009 Über den Kurs der Kirche [Glaubenslust]

?: Sie haben vorher schon einmal den Begriff „rechts“ benutzt. Erleben wir gerade einen Rechtsruck der Kirche?

!: Wenn man nur Rom betrachtet, kann man zu diesem Eindruck kommen. Es ist kleinen Sondergruppen wie der Piusbruderschaft zu einfach möglich, ihre eigenen Interessen beim Papst durchzubringen. Und ich weiß nicht, warum der Papst sich dann so leicht und vor allem so schnell entscheidet, wie in diesem Fall.

?: Möglicherweise sympathisiert er mit diesen Interessen...

!: (Überlegt) Ich habe diese Tage anlässlich eines Interviews im Bayerischen Rundfunk eine Rede Joseph Ratzingers erhalten, die er zehn Jahre nach dem Konzil im BR gehalten hat. Und der Tenor dieser Rede ist so, dass Joseph Ratzinger das Zweite Vatikanische Konzil massiv kritisiert. Er zitiert den antiken Bischof Gregor von Nazianz, der sagt: „Um die Wahrheit zu sagen, so halte ich dafür, dass man jeden Konzil der Bischöfe fliehen sollte, da ich einen glücklichen Ausgang noch bei keinem Konzil erlebte.“ Das Konzil, so der Tenor der Rede, könnte bestenfalls umsonst sein. Wenn das heute noch immer die Grundüberzeugung Benedikts XVI. sein sollte, dann wäre würde mich das theologisch unruhig machen.

?: Sie meinen also, dass Benedikt XVI. das Konzil wenig schätzt und es lieber ungeschehen machen will?

!: ich selber würde nie auf solch eine Idee kommen. Aber angesichts der besagten Rede und angesichts der Signale der letzten Zeit... (Überlegt) Ich meine die Annäherung an die Piusbruderschaft oder auch die Änderungen bezüglich der Liturgie. Das alles sind Signale, bei denen man den Papst als Theologe besorgt fragen will: „Heiliger Vater, wie sehr ist das Zweite Vatikanische Konzil für dich ein geistgewirkter Aufbruch in die moderne Zeit? Oder gehörst du auch zu denen, die sagen: Das Beste für das Konzil wäre, wenn es umsonst gewesen sein sollte.“ Noch einmal Joseph Ratzinger 1975: „Wer heute nach zehn Jahren auf das Zweite Vatikanische Konzil zurückschaut, wird kaum noch auf den Gedanken kommen, darin ein Neues Pfingsten zu sehen.“

?: Der Verdacht, Benedikt XVI. würde das Konzil „verraten“ wird immer wieder laut. Wie kann er diesen zerstreuen?

!: Ich hätte gerne von Benedikt XVI., dass er genauso begeistert wie er vom Evangelium redet, auch sagt: Natürlich steckt die Kirche in einer Transformationskrise. Möglicherweise ist diese Krise durch das Konzil wie durch einen Katalysator noch beschleunigt worden. Aber die Kirche hat durch dieses Konzil von Gott Werkzeuge bekommen, um mit dieser Krise fertig zu werden. Das wäre eine Rede, die ich mir vom Papst erwarten würde.

?: Bei einer Rede kann es allerdings nicht bleiben. Die Menschen möchten ja auch Handlungen diesbezüglich sehen. Denn es ist nur schwer vermittelbar, dass man kleinen Gruppen wie der Piusbruderschaft Zugeständnisse macht und die breite Masse nicht berücksichtigt.

!: Sicherlich ist der Wunsch bei den Leuten nach Ausgleich sehr stark. Die Leute sind enttäuscht, dass die Kirche zurzeit eher nach rechts schaut und die

Aktionen auch eher einen Rechtsruck begünstigen. Das beste Beispiel ist die allerdings gescheiterte Weihbischofsernennung in Österreich.

?: Wie kann dieser Ausgleich geschehen?

Dadurch, dass sich die Kirche besonnen öffnet. Denn wenn schon Öffnung, dann zu beiden Flügeln hin. Noch viel wichtiger aber ist, dass die Kirche deutlich macht, dass ihre große Linie die offene Mitte ist. Das ist wie bei einem Vogel: Wenn er keinen starken Körper hat, nützen ihm starke Flügel auch nichts.

2009 Über die Situation im Vatikan [Glaubenslust]

glaubenslust.de: Viel wurde während der Kirchenkrise über die verkrusteten Strukturen des Vatikans und Benedikts mangelndes Management geredet. Was genau ist das Problem?

Professor Paul Zulehner: Benedikt XVI. ist ein moderner Paulus auf der Weltkanzel geworden. Was Benedikt XVI. in seinen Enzykliken, Predigten und auch in den täglichen Ansprachen sagt, lässt einen durchaus aufhorchen. Deshalb wird er, was die Verkündigung angeht, auch von Intellektuellen außerhalb der Kirche geschätzt.

?: Aber der Papst ist nicht nur Verkünder, sondern auch Politiker.

!: Genau. Er musseine Wewltkirche leiten. Dabei zeigt sich momentan das große Problem, dass das Pontifikat modern sein soll, die Verwaltung allerdings hoch antiquiert ist.

?: Was bedeutet antiquiert?

!: Der Vatikan hat eine schlechte Personalpolitik und eine schlechte strukturelle Organisation. Die Entscheidungsprozesse sind völlig unstrukturiert. Eigentlich müssten sich die Leiter der Dikasterien wöchentlich zu einer Art Ministerrat treffen. So aber ist die Kommunikation völlig beliebig. Dadurch, dass diese Kommunikationskanäle intransparent sind, gibt es ungeheuren Platz für Intrigen. Intrigen schaden aber der Kirche sehr.

?: Warum ändert der Papst diese Struktur dann nicht?

!: Das Kunststück der Kurienreform ist nicht einmal dem hochpolitischen Johannes Paul II. geglückt. Johannes Paul II. hatte während seines langen Pontifikates aufgegeben und neben der Kurie, die er nicht im Griff hatte, eine kleine polnische Kurie geschaffen. Und es ist zu befürchten, dass dieser hochintellektuell begabte Professor auf dem Papststuhl noch weniger mit dieser Kurie fertig wird. Deshalb besteht die Gefahr, dass er das gute Image, das er mit seiner intellektuellen Brillanz aufbaut, wegen des Versagens seiner Kurie wieder rasch verliert. Denn das ist nun einmal so: Der die Leitung hat, muss auch den Kopf für alles hinhalten.

?: In der Krise wurde viel über einzelne Personen wie zum Beispiel den Präsidenten der Kommission „Ecclesia Dei“, Kardinal Castrillon Hoyos, diskutiert. Wie ist ihre Sicht dazu?

!: Ganz klar, personalpolitisch ist der Vatikan momentan nicht auf dem Niveau, das man von einer so erfahrenen Weltkirche erwarten würde. Der Papst ist durch seinen Außenminister Tarcisio Bertone im Regen stehen gelassen worden. Deshalb wäre es das Klügste gewesen, Bertone nach der Geschichte mit der Piusbruderschaft umgehend auszuwechseln. Obama hätte das gemacht und damit gepunktet. Solche Entscheidungen wären auch für den Vatikan gut.

?: Bertone ist einer der engsten Vertrauten des Papstes...

!: Trotzdem: Ich halte Bertone für eine problematische Fehlbesetzung. Ich stehe mit dieser Einschätzung nicht allein da. Auch Kardinäle sagen das so.

?: Welche Konsequenzen müsste der Papst Ihrer Meinung nach noch ziehen?

!: Zunächst muss intern eine Bestandsaufnahme gemacht werden. Solange man nicht nüchtern reflektiert, kann man nicht zielgenau reformieren. Dann

benötigt Benedikt XVI. einen kleinen Beraterkreis, der ihn in der Administration unterstützt. Allerdings kann das nicht sein Bruder Georg sein, das kann auch nicht Monsignore Gänswein sein. Es müssten hochkompetente Leute sein, die das Vertrauen des Papstes haben und zugleich die Kurie gut kennen. Außerdem müssten sie das Wohl der gesamten Kirche im Auge haben und nicht nur das Wohl bestimmter Sondergruppen.

?: Sie klingen sehr pessimistisch, was den Zustand der Kurie und der vatikanischen Administration angeht.

!: Naja, man wünscht sich eben, dass der Apparat im Hintergrund so unscheinbar, aber effizient funktioniert, dass die Botschaft des Evangeliums nicht durch Fehler verdunkelt wird. Und dass sie nicht dauernd gestört wird durch administrative Unglücksfälle. Denn das ist leider zum Kirchen-Alltag geworden. Man muss sich ständig mit Themen auseinandersetzen, die nicht zum Kerngeschäft der Kirche gehören.

?: Das alles sind Entwicklungen, die einen nicht besonders zuversichtlich stimmen. Gibt es denn Tendenzen, die man positiv sehen kann?

!: Nehmen Sie das Beispiel meiner Heimat Österreich und die Affäre um den Fast-Weihbischof Wagner: Das hat mich sehr ermutigt. Einmal weil sich der Protest sehr schnell und spontan gebildet hat. Und zum anderen hat sich gezeigt, dass das Kirchenvolk nicht am Flügel lebt, sondern in der offenen Mitte. Es haben sich die unterschiedlichsten Gruppen in einer sehr unaufgeregten Klarheit organisiert und ihren Protest kundgegeben. Das Kirchenvolk haben sich erhoben und gesagt: Wir lassen diesen Putsch von rechts nicht zu.

?: Das war das Volk. Gibt es solche positiven Anzeichen auch aus den Reihen des Klerus?

!: Natürlich. Ohne die Intervention von Kardinal Schönborn und den Bischöfen Kapellari (Graz) und Bischof Iby (Eisenstadt) wäre das vielleicht anders gelaufen. Sie sind zu Benedikt XVI. gefahren und haben ihm nicht den Rücken gedeckt, sondern haben ihm „im Angesicht widerstanden“. So steht es ja im Galaterbrief und das ist das Urprinzip der Kirche. Wäre Paulus dem ersten Papst Petrus nicht „offen entgegengetreten, weil er sich ins Unrecht gesetzt hatte (Gal 2,11), müssten wir alle zuerst das jüdische Gesetz auf uns nehmen und könnten erst so Christen werden.

?: Ein Modell, das Schule machen sollte...

!: Absolut. Ich würde mir wünschen, dass immer wieder Bischöfe zum Papst fahren und sagen: „Heiliger Vater, ist es wirklich klug, dass wir Gemeinden aufgeben, nur wegen der Ehelosigkeit der Priester? Ist es wirklich gut, dass wir deshalb auch die Eucharistie ausdünnen?“ Wenn immer mehr Bischöfe diese Courage hätten und das Prinzip der Kollegialität erneuern und zusammen auftreten würden, dann könnte man die administrative Schwäche des Vatikans nutzen, um durch neue Formen der Kommunikation Entscheidungen in die richtige Richtung zu bewegen.

2009 Zur Ernennung von Gerhard Maria Wagner zum Weihbischof in Linz [Wiener Zeitung]

„Wiener Zeitung“: Wie beurteilen Sie die Ernennung von Gerhard Maria Wagner zum Linzer Weihbischof durch Papst Benedikt XVI.?

Paul Zulehner: Diese Ernennung muss vor dem Hintergrund der jüngeren österreichischen Kirchengeschichte betrachtet werden. Darunter waren Bischofsernennungen, die der Kirche kaum Segen gebracht haben. Die Ernennung von Kurt Krenn 1987 zum Weihbischof von Wien hat eine schwere Krise in der österreichischen Kirche ausgelöst. Zweitens ist anzumerken, dass die jüngsten Entscheidungen Roms – ob aus Pannen oder Absicht heraus – eine klare Bevorzugung des rechten Flügels bedeutet. Die Wiederaufnahme der Pius-Bruderschaft führt bei vielen Menschen innerhalb wie außerhalb der Kirche zu schweren Irritationen. Dass darunter ein Holocaustleugner ist, macht die Entscheidung Roms zu einem enormen politischen Problem.

Es gibt Kritiker, die meinen, der Vatikan hätte mit Vertretern der Pius-Bruderschaft zuerst das Gespräch suchen sollen, ehe man die Gemeinschaft wieder aufnimmt.

Paul Zulehner: Die Vorgangsweise, dass man zuerst die Wiederaufnahme bestätigt und erst dann Gespräche über die Akzeptanz des Zweiten Vatikanischen Konzils sucht, zeigt zumindest eine massive Eindimensionalität. Das wäre so, als würde man im Strafvollzug zuerst die Entlassung und dann die Bewährung aussprechen. Die Menschen reagieren sehr sensibel auf solche Entscheidungen. Sehr viele sind verärgert; nicht wenige haben ihren Kirchenaustritt bereits angekündigt. Und das sind keineswegs nur Linkskatholiken, sondern Menschen, die aus der offensiven Mitte kommen, zu der auch ich mich zähle. Die Kirchenleitung versucht nicht mehr, weltoffene Menschen an sich zu binden. Im Gegenteil, diese werden vertrieben und Erzkonservative bleiben übrig. Das Tragische: Es geht dabei gar nicht um theologische Inhalte, schon gar nicht um das Evangelium, sondern um reine Machtpolitik zur Durchsetzung kirchenpolitischer Positionen – und das rund um die Frage, wie sich die Kirche in der Welt von heute einbringt. Bleibt die Kirchenleitung auf diesem Kurs, ist der Marsch der Kirche ins Ghetto unaufhaltsam. Dann aber ist die Kirche zur Sekte verkommen.

Gibt es eine Möglichkeit der Schadensbegrenzung?

Paul Zulehner: In Rom schätzt man das Ausmaß der Enttäuschung in Österreich falsch ein. Man sieht dort den Schaden nicht. Die Linken sind leider schon weg, aber diejenigen, die in der Mitte der Kirche stehen, werden nun auch schwer verunsichert. Das ist kirchenpolitisch falsch und pastoral schädlich. Könnte nicht Christoph Kardinal Schönborn als Vorsitzender der Bischofskonferenz den kurzen Draht zum Papst suchen, um ihm telefonisch klarmachen, wie die Stimmung weit über die Grenzen der Kirche hinaus ist? Es geht dabei nicht nur um Österreich. Die Bischofsernennung Wagners hat auch außerhalb des Landes zu Diskussionen geführt. Es geht also um den Ruf der Kirche in der modernen Welt.

Kann der Papst eine Ernennung zurücknehmen?

Paul Zulehner: Der Papst wird die Ernennung Wagners nicht zurücknehmen, aber Benedikt XVI. sollte für Linz einen zweiten Weihbischof bestellen. Diese Forderung ist ein Gebot der Stunde. Linz ist eine Universitätsstadt eine Stadt,

die sich als Kulturzentrum etabliert. Vor diesem Hintergrund sollte dort ein zweiter Weihbischof mit Weltoffenheit und Dialogfähigkeit als Identifikationsfigur für Skeptiker, Suchende, Atheisten und moderne spirituelle Pilger präsent sein.

2010 Rechter Kirchenflügel pflegt Schulterschluss mit der FPÖ [Salzburger Nachrichten]

Für den renommierten Pastoraltheologen Paul Zulehner sind die Aussagen des Windischgarstener Pfarrers Gerhard Maria Wagner keine Einzelfälle. Er ortet einen zahlenmäßig kleinen, aber medial lauten rechten Flügel in der Kirche. Sein Wunsch an den Linzer Bischof Schwarz ist klar: „Er sollte Wagner ein mediales Bußschweigen auferlegen."

(SN-veigl). Der emeritierte Universitätsprofessor Paul Zulehner wundert sich über die Aussagen des Windischgarstener Pfarrers Gerhard Maria Wagner, der in einem Zeitungsinterview in Form einer Frage das Erdbeben in Haiti mit dem Voodoo-Kult der Haitianer in Verbindung gebracht hatte. „Medial muss er damit rechnen, dass, wenn er so unscharf formuliert, dass die Leute doch meinen, dass er sagt: Das Erdbeben in Haiti ist eine Strafe Gottes für den Voodoo-Zauber der Katholiken dort. Aber das ist theologisch so nicht haltbar", sagt Zulehner. „Ich glaube, dass der gute Pfarrer Wagner in seinem gekränkten Trotz einige Sachen immer wieder wiederholt, von denen er letztlich wissen müsste, dass es theologisch so einfach nicht geht. Er hat doch in Rom eine ausgezeichnete Theologie studiert.

Zulehner: „Ein Minarettverbot wäre dumm"

Auch die Forderung Wagners, das Volk über ein Minarettverbot in Österreich zu befragen, missbilligt Zulehner: „Die Kirchenleitung in Österreich hat gezeigt, dass wir mit den großen Religionen gut zusammenarbeiten und uns zum Beispiel für einen qualifizierten muslimischen Religionsunterricht stark machen." Zulehner spricht sich in diesem Zusammenhang gegen ein Schüren von „heidnisch-archaischen Ängsten" gegen den Islam aus. Denn auch in der Schweiz hat man erkannt, dass es nicht um den Islam, sondern um die Ausländer geht. Und Fremdenfeindlichkeit ist keine Option des Evangeliums. Im Übrigen verstoße ein Minarettverbot auch gegen den Grundsatz der freien Religionsausübung, argumentiert der Theologe. Das Argument, dass etwa in Saudi-Arabien es keine Freiheit für Christen gäbe, sei unbrauchbar: „Wenn die dort Menschen umbringen, dürfen wir sie auch umbringen? Was falsch ist, ist falsch", sagt Zulehner und lehnt solche Vergleiche ab.

„Rechter Kirchenflügel pflegt Schulterschluss mit der FPÖ"

Dass sich Wagner im Zeitungsinterview vom Sonntag auch indirekt für eine Abschiebung von Arigona Zogaj ausgesprochen habe, passt für Zulehner nicht zur aktuellen Linie von Kirche und Caritas in der Flüchtlingsfrage – im Gegenteil: „Das passt sehr gut zur Linie der FPÖ. In unseren Forschungen wird sichtbar, dass der rechte Flügel der Kirche auch mit dem rechten Flügel der Politik über Personen und über Inhalte einen engen Schulterschluss betreibt. Der Pfarrer Wagner müsste aufpassen und sich überlegen, für wen er faktisch arbeitet, wenn er solche Sachen sagt. Da arbeitet er nicht für das Evangelium, sondern für die Parteipolitik der FPÖ." Im Übrigen gebe es, wie im Streit um das Asylzentrum in Eberau, „manche rechte Katholiken, die durchaus Sympathie haben für ausländerfeindliche Tendenzen." Zulehner findet es wichtig, die Ängste der Leute ernst zu nehmen – „aber die christliche Grundbotschaft ist, dass wenn nur ein Gott ist, jede / jeder eine/einer von uns ist und wir deshalb solidarisch miteinander leben müssen."

Zulehner: „Was Pfarrer Wagner sagt, ist tief heidnisch“

Dass der Linzer Bischof Alois Schwarz nun das Gespräch mit Pfarrer Wagner suche, bewertet Zulehner ebenso wie die klarstellenden Aussagen des Linzer Generalvikars Severin Lederhilger positiv. Weitere Konsequenzen sind aber nach Zulehners Empfinden nötig: „Das, was Pfarrer Wagner sagt, ist tief heidnisch – der strafende, rächende Gott; er beruft sich ja aufs Alte Testament. Er muss zur Kenntnis nehmen, dass es da eine klare Entwicklung in der jüdisch-christlichen Glaubensgeschichte gegeben hat. Dass, was Jesus über Gott sagt, hört sich ganz anders an, als dass was der Pfarrer Wagner über Gott sagt.“ Er bringt Jesu Gott mit seinen Reden nicht in Kredit, sondern in Misskredit.

Konsequenz: „Wagner sollte man ein Jahr Bußschweigen auferlegen“

In Anspielung auf die progressiven Theologen Eugen Drewermann und Hans Küng, die vom Vatikan mit Lehrverbot belegt wurden, hat Zulehner eine klare Meinung: „Ich würde mir wünschen, dass die Kirchenleitung schädlichem öffentlichen Wirken genauso energisch auf dem rechten Flügel Einhalt gebietet, wie sie das beim linken Flügel tut.“ Er habe den Eindruck, dass hier mit zweierlei Maß gemessen werde. Er wünscht sich, dass auch von Seiten des Vatikans „nicht nur mit den Pius-Brüdern geredet wird“, sondern auch mit den progressiven Theologen wie Küng oder Drewermann. In Bezug auf die schon mehrfachen medialen Ausritte des Windischgarstener Pfarrers Wagner kann sich Zulehner klare Konsequenzen des Bischofs vorstellen: „Wenn Wagner von seiner Art über Gott zu reden nicht umgehend ablässt, sollte man ihm ein mediales Bußschweigen auferlegen. Das gute Zureden nützt offenbar zu wenig.“

„Der konservative Kirchenflügel leidet an Selbstüberschätzung“

Dass die große Mehrheit des Kirchenvolkes mit den Aussagen Wagners wenig anfangen könne, ist für den Theologen Zulehner klar: „Unsere Umfragen zeigen, dass das Kirchenvolk mehrheitlich in der offenen Mitte lebt und dass sowohl der progressive wie auch der konservative Flügel sehr klein sind. Der konservative Flügel leidet da an einer Selbstüberschätzung. Er ist gut organisiert und medial sehr laut – aber das sind nur eine Handvoll Leute und keine Bewegung.“ Im Übrigen würden solche kircheninternen Querelen zu mehr Kirchenaustritten führen – „und das kostet jeder Diözese in Österreich jedes Jahr mindestens zwei hauptamtliche Stellen.“ Schon allein um dieser Posten willen, noch mehr aber um Gott nicht in Verruf zu bringen, sei Zurückhaltung angebracht, meint Zulehner. „Die eigentliche Tragödie ist ja, dass Wagner so über Gott redet, dass man eigentlich Atheist werden müsste“, sagt der Universitätsprofessor. Denn den „Gott“ Wagners gibt es Gott sei Dank nicht. „Es gibt viele Menschen, die den Kopf schütteln: Denn der Titel der Antrittsenzyklika von Benedikt XVI. heißt „Gott ist die Liebe“.“

Zulehner wünscht sich liberalen Weihbischof als Ergänzung zu Schwarz

Für die Diözese Linz hat der amtierende Bischof Alois Schwarz dem Vernehmen nach bereits im Oktober erneut einen Weihbischof beantragt. Zulehner regte an, dass es für die nach der langen Amtszeit von Bischof Maximilian Aichern eher als liberal geltende Diözese Linz eher einen „ausgleichenden“ Weihbischof zu Aicherns Nachfolger Alois Schwarz brauche:

„Rom hat bei Bischofsernennungen nach dem Konzil immer einen Ausgleich zwischen den offenen und den eher die Tradition bewahrenden Bischöfen herzustellen versucht. Und Bischof Schwarz kann niemand nachsagen, dass er progressiv ist. Aber in Linz gibt es sehr viele Menschen, die sich eine offene Kirche wünschen. Denen würde ich wünschen, dass sie auch eine Identifikationsfigur in der Kirchenleitung bekommen. Dann würde das Bischofsamt die volle Breite der Diözese repräsentieren."

2010 Karfreitag [Vorarlberger Nachrichten]

VN: Der heutige Karfreitag ist angesichts aller Missbrauchsfälle wohl in besonderer Weise ein Karfreitag der Kirche.

Zulehner: Ja, die Kirche durchlebt derzeit wirklich eine Leidenszeit. Es verhält sich wie in einer Familie, wenn jemand schwer straffällig wird, dann trifft es auch alle Angehörigen. Die Kirche hat einen so starken inneren Zusammenhalt, dass die ganze Gemeinschaft der Kirche leidet. Das dauert schon längere Zeit so an, aber man darf auch nicht vergessen, dass es vor allem die Leidenszeit der Opfer war, der vielen missbrauchten Kinder, um die es geht.

VN: Der erste Karfreitag vor 2000 Jahren bricht über die Gemeinschaft der Jünger Jesu wie die ultimative Katastrophe herein. Nicht nur, dass alle Verheißungen scheinbar unerfüllt bleiben, sie münden auch in Tod und Verderben. Vollkommen aussichtslos.

Zulehner: Besonders viele Menschen innerhalb der Kirche fühlen auch im Augenblick so. Sie entwickeln keine Perspektive mehr, man könnte da irgendwie herauskommen, das Ganze unversehrt und lebendig durchstehen. Für manche ist die Wucht der Missbrauchsskandale eine schlimme Katastrophe. Und zu schnelle Hoffnung ist auch wirklich nicht angebracht.

VN: Am Ende der Leidensgeschichte Jesu steht die Stunde Null, an deren Ausgang alles möglich scheint. Wie sähe in Ihren Augen der schlechtest mögliche Ausgang des aktuellen Karfreitags aus?

Zulehner: Was wir zurzeit erleben, ist eine Vertrauenskrise in die Kirche. Wenn man bei Tageslicht weiß, dass es eine Handvoll Menschen sind, die sich schuldig gemacht haben, dann reicht das nicht. Es geht auch um die Frage, wie die Kirche und ihre Leitung in all den Jahren mit Schuld umgegangen ist. Zudem gibt es innerkirchliche Ursachen, die den Missbrauch eher gefördert haben. Das Worst-Case-Szenario wären viele Menschen, die nicht mehr sehen, was sie durch Kirche an Zuwendungen gewinnen, die dann ihre Kirchenmitgliedschaft aufkündigen und dadurch die Kirche in ihrer Arbeitsfähigkeit beschneiden. Die Kirche könnte dann weniger pastorale Kräfte freimachen. Eine arme Kirche kann einfach nicht so viel für die Menschen tun.

VN: Steuert die österreichische Kirche entschieden genug dagegen?

Zulehner: Man kann der österreichischen Kirche zugutehalten, dass sie mit dem Problem des Missbrauchs schon seit 1995 umgeht und einiges bereits begonnen wurde. Freilich handeln wir noch nicht entschlossen genug. Missbrauch ist auch immer eine Frage des öffentlichen Umgangs damit. Schaut man genug auf die Opfer? Die Politik des Vertuschens war ja in der ganzen Gesellschaft durchaus üblich. Auch und vor allem in den Familien. Wir haben schon viel gelernt, aber bei weitem nicht genug. Ich persönlich hege die Hoffnung, dass in der Art, wie Kardinal Christoph Schönborn das Problem nun managt – mit Bußgottesdienst und der Klasnic-Kommission – die Kirche das Thema nun noch entschlossener angeht und damit der eigenen Auferstehung eine Chance gibt.

VN: Krise, lautet eine Regel in der Wirtschaft, ist immer Chefsache. Nun hat die Kirche in Person der Bischöfe viele Chefs und viele kommunizieren nach außen. Auch durchaus kontraproduktiv, etwa im „Watschen“-Sager des Bischofs von Feldkirch.

Zulehner: Ich glaube schon, dass wir in der Kirchenleitung heute Leute haben mit viel Talent im Konfliktmanagement. Kardinal Schönborn hat beachtliche Schritte gesetzt. Freilich gibt es auf der anderen Seite durchaus Leute, die dieses Format nicht besitzen. Die Kirche wird sich bei der Auswahl der Bischöfe natürlich künftig Gedanken machen müssen, was deren Führungsqualitäten in einer Medienkultur anlangt.

VN: Als die Kirche vor 2000 Jahren ihrem ersten Karfreitag begegnet, besteht sie aus einer Handvoll Anhänger des Jesus von Nazareth. Sie hat keine Strukturen, sie braucht sie auch nicht. Heute lebt sie in Strukturen, die vielen alt und verkrustet erscheinen.

Zulehner: Wir haben durchaus lebendige Strukturen. Nämlich überall dort, wo Gläubige zusammenleben. Die Menschen haben sehr viel Vertrauen in diese Gemeinschaften. Umfragen sagen uns das immer wieder. Nehmen Sie das Beispiel der Caritas. Sie hat einen enorm guten Ruf. Aber es gibt auch eine Handvoll Punkte, da agiert die Kirche noch stark der Vergangenheit anhängig. Alle Entscheidungen werden von oben nach unten gefällt. Es existiert innerhalb der Kirche noch immer so ein latenter Verdacht, dass alles, was Materie ist und Körperlichkeit und Sexualität, dem Geist widerstreitet. Und dann ist da diese extreme Männerzentriertheit. Wenn viele Gemeinden heute keine Eucharistie mehr feiern können, weil es einfach keine Priester gibt, dann setzt die Kirche das Gut der Ehelosigkeit offensichtlich höher an als das Gut der Eucharistie.

VN: Aber wer könnte all das lösen? Auf Ebene der Ortskirchen wird stets achselzuckend nach Rom verwiesen.

Zulehner: Man muss schon deutlich sagen, dass das Zweite Vatikanische Konzil den Ortsbischöfen auch weltkirchliche Verantwortung übertragen hat. Es gibt nicht nur den Zentralismus von oben nach unten, es müsste auch Impulse von unten nach oben geben. So viele Gemeinden haben keine Priester. Gäbe es denn keine gemeindeerfahrenen Personen, die man nebenberuflich weihen kann?

VN: Von einem Kollegium alter Männer werden solche Veränderungen kaum zu erwarten sein. Wäre nicht auch eine zeitliche Begrenzung der Weiheämter sinnvoll?

Zulehner: Grundsätzlich zieht die Kirche bei Bischöfen mit 75 und Kardinälen mit 80 Jahren eine solche Grenze ein. Ab einem gewissen Alter meint die Kirche, dass dann wohl die Dynamik abhandenkommt. Manche überlegen auch: Für bestimmte Pfarren wäre eine zeitlich begrenzte Amtszeit nicht schlecht. Ich halte das aber eher für ein Randthema.

VN: Gläubige und Amtsträger „vom alten Schlag" ertragen die derzeitige Kritik der Gesellschaft an der Kirche nur schwer, weil da eine säkulare Gesellschaft über „von Gott geweihte" Priester zu Gericht sitzt.

Zulehner: Manche immunisieren sich vor Kritik durch besondere Heiligkeit. Dabei sind die Ämter der Kirche Dienste an der Lebendigkeit dieser Kirche. Sie sollen in Erinnerung halten, dass sich die Kirche nicht ständig selber erfinden muss. Und dass die Kirche in der Spur des Evangeliums bleibt. Das ist der Sinn der Ämter. Daneben ist jeder Amtsträger zugleich Staatsbürger und, wenn er schuldig wird, natürlich ein Fall für die Staatsanwaltschaft.

VN: Wir haben eingangs vom schlechtest möglichen Szenario gesprochen. Wie sähe das beste Szenario nach diesem Karfreitag aus?

Zulehner: Das Beste wäre wohl, wenn sich die Kirche auf ihre Kernkompetenzen besinnen würde: Gottesdienst und Caritas. In Gott eintauchen und bei den Armen auftauchen. Das ist die Kernkompetenz der Kirche. Sie beugt auch vor, sodass die Anzahl der Missbrauchsfälle immer weniger wird. So könnte es letztlich dazu kommen, dass die Kirche der gesamten Gesellschaft eine Messlatte legt. Vergessen wir nicht: 90 Prozent der Missbrauchsfälle geschehen in den Familien. Eine gut funktionierende Kirche könnte Verfahren zugunsten der Kinder entwickeln und tatsächlich zur Messlatte werden. Das wünsche ich mir sehr für meine Kirche, dass sie zu professionellen Lösungen findet, ganz modern in der Prävention und in der Rehabilitation wird. Das wäre eine Form von Auferstehung, wie die Kirche der Gesellschaft wieder dienen kann.

VN: Wäre es zum Erreichen dieses Ziels auch nötig, die alten Forderungen nach Ende des Pflichtzölibats und Frauen im Priesterstand zu erfüllen?

Zulehner: Ich gehe davon aus, dass Kirche gar nicht herumkommen wird, eine andere Autoritätskultur zu entwickeln und von ihrer Männerzentrierung weg zu kommen. Dann wird sie wieder auch sagen können, dass ihr die Eucharistiefeier wirklich wichtiger ist als die Ehelosigkeit ihrer Weltpriester. Sie muss sich mutig an diese Fragen herantrauen. Das alles muss unabhängig von der Klärung der Missbrauchsthematik erfolgen. Man sollte auf dem Feuer des Missbrauchs nicht die alten Reformthemen kochen. Den großen Reformthemen wohnt durchaus genug eigene Kraft inne.

2010 Zur Lage der Katholischen Kirche nach dem Missbrauchsskandal [Vorarlberger Nachrichten]

Thomas Matt]

Die katholische Kirche muss 2010 als das Jahr des Missbrauchs verbuchen. Kardinal Christoph Schönborn hat zuletzt die Zahl von 80.000 Austritten in den Raum gestellt. Wie lange wird die Kirche brauchen, sich von diesem Schaden zu erholen?

Die katholische Kirche steckt in einer epochalen Umbaukrise. Früher war es Schicksal, katholischer Christ zu sein. Heute muss man das wählen und kann es auch abwählen. Eine noch unveröffentlichte Studie sagt, dass 31% der Kirchenmitglieder in der letzten Zeit an einen Kirchenaustritt gedacht haben – im Ländle 25%. Aber nicht alle treten aus: von denen, die sich einen Austritt überlegt haben, waren 16% der Vorarlberger entschlossen auszutreten, 22% entschieden zu bleiben, 62% überlegen immer noch. Viele sind irritiert wegen der Missbrauchsfälle, aber auch wegen der Personalpolitik der Kirche. Nicht wenige sehen die Ursachen tiefer: dass es zu wenig Beteiligung auf allen Ebenen gibt, dass die Kirche an einem Reinheitswahn leider, der von „Die Kirche sündigt nicht“ bis zu „(Homo)Sexualität ist zumeist sündig“ reicht, und dass schließlich die Kirche männlich dominiert und stilisiert ist, was es zumal modernen Frauen schwermacht, in der Kirche zu bleiben und mitzumachen. Aber diese Störungen beschleunigen nur die Abwahl. Sie verursachen diese nicht. Die Hauptursache besteht darin, dass einer oder einem die Kirche für das Leben nicht viel bedeutet. Es gibt sehr viele Kirchenmitglieder ohne starke Bindung. Bei den Protestanten übrigens noch mehr als bei den Katholiken, und das ohne Missbrauchsskandal und untauglicher Personalpolitik.

Die Kirche trägt aus der Missbrauchsaffäre auch ein massives Glaubwürdigkeitsproblem davon. Inwieweit kann sie sich als moralische Instanz weiterhin Gehör verschaffen?

Unglaubwürdig machen Fehler nur dann, wenn man immer vorgibt, es gebe keine. Aber da hat die Kirche – angeführt von Kardinal Schönborn – viel gelernt. Die „Wahrheit wird uns freimachen.“ Das gilt nicht nur für die Kirche, sondern auch für die unglaublichen Korruptionsfälle in der Politik oder den Missbrauch von Kindern in den Familien und den säkularen Einrichtungen. Das Vertuschen schadet den Kindern.

Einer jüngsten Umfrage zufolge ist Religion nur mehr 24 Prozent der Menschen wichtig, nur drei Prozent der Jugendlichen können damit etwas anfangen? Ist Kirche ein Auslaufmodell?

Hier muss man genau schauen, was gefragt wurde. Denn dann rangiert die Religion zwar auch nicht im Spitzenfeld (dort finden wir die Gesundheit oder die Freunde, weiter hinten kommen die Kinder und das Verheiratetsein). Aber noch weit schlechter kommen Politik und Medien weg. In Vorarlberg ist „an Gott glauben“ im Jahr 2010 52% wichtig. Nachdenklich macht freilich, dass jenseits des Einflusses der Kirchen immer mehr Menschen keinen Zugang zum Glauben an Gott und ein Leben nach dem Tod finden. Vorarlberg mit seiner derart christlichen Geschichte hat immerhin mit 19% die meisten Atheisten von allen Österreichischen Bundesländern. Zugleich nimmt aber auch die spirituelle Suche zu. Nach langem Gottesfasten regt sich neuer Gotteshunger.

Obwohl die jeweils aktuellen Kirchenaustrittszahlen jederzeit bei den Bezirkshauptmannschaften zu erfragen sind, haben die Bischöfe monatelang zur Entwicklung geschwiegen, weil man erst das Jahresergebnis abwarten wollte. Die Krisenkommunikation wäre entwicklungsfähig.

Ich glaube, dass dies eine strategische Ermessensfrage ist. Manchmal wirken Statistiken auch als Beschleuniger einer Entwicklung, die man nicht gernhat. Entschleunigung ist dann durchaus sinnvoll.

Bischof Elmar Fischer hat zum Weihnachtsfest eine Debatte über die Empfängnisverhütung losgetreten und mit Behauptungen, wonach der Gebrauch der Pille den Östrogengehalt im Grundwasser steigere und dadurch die Zeugungsfähigkeit der Männer schwinde, Verwunderung ausgelöst. Er hat versucht, mit einer Studie nachzuweisen, dass die Beziehungen von Paaren, die auf die Pille verzichten, um ein vielfaches stabiler sind.

Die Kirche kann in diesen Fragen beruhigt den Menschen zutrauen, dass sie das Evangelium auch ohne kirchliche Anleitungen in diesen Randfragen ernst nehmen. Es wäre darüber hinaus nützlich nachzudenken, warum es bei uns so wenige Kinder gibt, wie Frauen und Männer Studium, Beruf und Familie zusammenkriegen (wenn nur ein Teil voll verdient, sind die Schulden kaum noch zu finanzieren), wie das zehntreichste Land der Welt sicherstellen kann, dass es kein einziges armes Kind gibt. Aber vielleicht macht es auch Sinn, dass wir wenige Kinder haben und Platz machen für die vielen armen Kinder der einen Welt: Immerhin verhungert alle sechs Minuten ein Kind auf der Welt.

Die Kirche hat sich zuletzt vehement in Fragen der Budgeterstellung (Kürzung der Entwicklungshilfe, Familiengelder) in die aktuelle Politik eingemischt. Sie wird aber nicht als gesellschaftlich-gestalterische Kraft wahrgenommen. Wie kann sie mehr Profil gewinnen?

42% der Menschen in Österreich – aber nur 28% der Vorarlbergerinnen und Vorarlberger – möchten, dass sie die Kirchen in politischen Fragen äußern. Spitzenthemen sind der Frieden in der Welt, die Gerechtigkeit, die Umwelt und auch die Frauenfrage. Aber wahrscheinlich hat Benedikt XVI. Recht, wenn er in seinem jüngsten Interview vor allem die jungen Menschen auffordert, nicht nur fromm zu sein, sondern in die Politik zu gehen und diese von innen her als gläubige Christinnen und Christen mitzugestalten.

Sie verfügt auch über außerordentliche Persönlichkeiten. Österreichs Caritaspräsident Franz Küberl und Bischof Erwin Kräutler sind nur zwei davon, aber beide sind schon lange "im Geschäft". Wo liegt das personelle Hoffnungspotential der Kirche?

Alle Institutionen werden heute über Personen wahrgenommen. Amerika einst über George Bush, die Katholische Kirche über den jeweiligen Papst, eine Diözese über den Bischof. Da mögen die Pfarrer und die vielen engagierten Laien noch so tolle Personen sein: sie können nicht das ersetzen, was die Person in der medialen „Auslage“ für eine Wirkung hat. Ich hoffe sehr, dass die Verantwortlichen meiner Kirche dies bei den kommenden drei Bischofsernennungen in Österreich (Vorarlberg, Graz, Salzburg) berücksichtigen. Kardinal Groer wäre nicht „passiert“, hätte man mehr und vor allem die richtigen gefragt. Würde ein Mann vom „Werk“ in Vorarlberg Bischof werden, würde das der Erklärung von Kardinal Schönborn nach dem Wagnerfehler nicht entsprechen: „Es soll jemand sein, den das breite Kirchenvolk gut und gern annehmen kann.“ Vielleicht sollte man jemand nehmen, der zwar nicht alle römischen Befragungskriterien erfüllt (trägt er das

Kollar, ist unmissverständlich für den Zölibat und gegen die Frauenordination, hat vor allem nie Kritik am Papst geübt), sondern der schon einen der 19% atheistischen Vorarlberger zum Evangelium geführt oder zumindest einen der vielen Skeptiker nachdenklich gemacht hat.

Was muss sich Ihrer Ansicht nach im neuen Jahr ändern? Wo geht die Reise der Kirche hin?

Der Kirche geht es nicht so schlecht, wie sowohl die fanatischen Befürworter rechts und einige hämischen Kritiker von links gern hätten. Sie hat so viele ehren- und hauptamtliche Personen, wie keine andere zivilgesellschaftliche Einrichtung. In der Kirche wachsen dem Land Menschen zu, die weniger Angst und dafür mehr belastbare Solidarität haben, auch mit den Anderen und den Fremden. Ich verstehe, dass in Österreich nach wie vor 51% sagen (im Ländle sind es 44%): „Ohne die christlichen Kirchen wäre das Land sozial ärmer." Wenn also die Steuermänner der katholischen Kirche es schaffen, dass die Kirche nicht an den Extremen links oder rechts anschellt, dann kann sie in der offenen Mitte gut Fahrt aufnehmen.

Was wünschen Sie sich für die Kirche für das Jahr 2011?

Ich wünsche den Christinnen und Christen verhaltene Freude an jenen kirchlichen Netzwerken, die nicht im rechten oder im linken Straßengraben wandeln, sondern die radikal sind, also von der Wurzel des Evangeliums her leben und so tief in Gott verwurzelt sind. Zudem wünsch ich mir in Österreich eine Kirchenleitung, die so wie der Papst in seinem Interview der modernen Welt viel Gutes abgewinnt.

2010 Zulehner: „Nur auf einem Friedhof ist es wirklich friedlich“ [Oberösterreichische Nachrichten]

WIEN. Angesichts der hohen Austrittszahlen rät der Pastoraltheologe Paul Zulehner der katholischen Kirche, nicht nur Irritationen zu vermeiden: Die Kirche müsse sich mehr den Menschen zuwenden.

OÖN: Sind die hohen Austrittszahlen die Quittung für die Eklats 2009?

Zulehner: Einerseits ist Religion heute nicht mehr Schicksal, sondern eine persönliche Wahl. Viele Menschen sehen Schwierigkeiten zwischen der modernen Welt und der vormodernen Kirche und ziehen sich zurück. Die Kirche wird in Österreich wie in vielen anderen Ländern Mitglieder verlieren. Das ist unvermeidlich. Andererseits: Weil die Leute im religiösen Bereich kritisch geworden sind, sind sie empfindlicher gegenüber Irritationen. Der sprunghafte Anstieg der Austrittszahlen in einzelnen Diözesen geht sicher auf innerkirchliche Unglücksfälle zurück.

OÖN: Das bedeutet: Die Gründe liegen tiefer, aber die Anlässe für den Austritt sind diese „Unglücksfälle“?

Zulehner: Das ist ein erster Teil der Analyse. Eine Studie über Kirchenaustritte hat auf eine Balance zwischen Irritation und Gratifikation hingewiesen. Wer sehr viel durch seine Kirchenmitgliedschaft gewinnt, erträgt auch mehr. Ich persönlich leide auch unter diesen Schwierigkeiten. Aber ich erlebe starke Bindungskräfte an die Kirche. Deshalb werde ich in der Kirche eher auftreten als austreten.

OÖN: Die Affäre Wagner war ein regionaler Aufreger. Die Rücknahme der Exkommunikation für die vier Bischöfe der Piusbruderschaft regte weltweit auf. Was hatte mehr Einfluss auf die Austritte?

Zulehner: Das lässt sich schwer auseinandernehmen. Die Leute bei uns sind – Gott sei Dank – „katholisch“. Das heißt, dass sie Weltbürger sind. Wenn es im Vatikan Regierungsprobleme gibt, ist es deshalb wahrscheinlich, dass von dort her auch Irritationen kommen und lokale Verstimmungen verstärken. Papst Benedikt XVI. hat selbst von Problemen im Vatikan gesprochen. Eines ist auch klar: Eine Weihbischofsernennung ist eigentlich keine lokale Angelegenheit, sondern da ist eine römische Verantwortlichkeit mit im Spiel. Zugunsten der Weltkirche würde man sich ein viel besseres Zusammenspiel in der römischen Kurie wünschen.

OÖN: Hätte man in Linz das Ausmaß der Konflikte verringern können?

Zulehner: Die Kirchenmitgliedschaft ist bei vielen Menschen in den letzten Jahrzehnten verletzlicher geworden. Deshalb sollte die Kirche längerfristig nicht nur Irritationen vermeiden, sondern auch die Gratifikationen und Bindungskräfte stärken. Es braucht eine Kirche, die mehr als bisher an der Seite der Menschen ist. Aufgrund des Priestermangels und der Errichtung pastoraler Megaräume ist das in den Pfarren aber immer weniger möglich. Darüber hinaus habe ich nicht den Eindruck, dass die pfarrfernen Vertreter der Kirche sehr sensibel sind in Bezug auf die Lasten der modernen Menschen – sei es in den Bereichen Liebe, Ehe, Arbeit, bei Depressionen. Die Leute hätten einen hohen Bedarf nach einer tröstenden und stärkenden Kirche.

OÖN: Zuletzt war es in der Diözese Linz ruhig. Doch die Grundspannung zwischen konservativen und progressiven Kräften ist nicht weg. Wie groß ist das Risiko neuer Aufregungen?

Zulehner: Die eigentliche Frage der Diözese Linz heißt nicht: Wie kann man die Spannungen beseitigen. Die Einstellungen der Glaubenden zur modernen Welt sind unterschiedlich. Aber es muss so viele Gemeinsamkeiten geben, dass es auch die Unterschiede geben kann. Es ist die große Aufgabe des Bischofs, als Brückenbauer zu wirken. Wenn er das tut, dann ist die Linzer Polarisierung nicht etwas Schädliches, sondern eine Quelle von Entwicklung und Dynamik. Der einzige Ort, wo es wirklich friedlich ist, ist der Friedhof. Den kann man einer Kirche eigentlich nicht wünschen.

OÖN: Wie sollte Ihrer Meinung nach ein Weihbischof für Linz sein?

Zulehner: Mir scheint, dass ein Weihbischof für die Diözese Linz Sinn macht – aber nicht ein Weihbischof, der wie Bischof Schwarz eher die ruhigen, bedächtigen und konservativen Gruppen vertritt. Es braucht jemanden im Bischofsamt, mit dem sich auch Akademiker, moderne Menschen und spirituell Suchende identifizieren können. Bischof Schwarz müsste die Stärke haben, in Rom zu sagen: Konservativ bin ich schon selber, ich brauche einen Weihbischof, der anders ist.

2010 „Papst braucht Troubleshooter“ [Wiener Zeitung]

Theologe Paul Zulehner im Gespräch mit der „Wiener Zeitung“

Von Heiner Boberski

Wien. Umfragen zeigen, dass das Ansehen des Papstes und der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit deutlich gesunken ist. Der Wiener Pastoraltheologe Paul Zulehner sieht im Gespräch mit der „Wiener Zeitung“ den Vatikan derzeit „unter starker medialer Beobachtung und massivem Erwartungsdruck, jetzt zu allen aktuellen Vorwürfen offen Stellung zu nehmen“ Mit seinem umstrittenen Schreiben von 2001, das die Meldung sexueller Übergriffe von Geistlichen nach Rom forderte, habe Kardinal Joseph Ratzinger, heute Papst Benedikt XVI., in bester Absicht gehofft, das werde zu einer moralischen Reinigung in den Diözesen führen. In Wirklichkeit halste sich Rom damit die Verantwortung für das weitere Vorgehen auf und handelte sich den Vorwurf ein, solche Fälle kirchenintern unter den Tisch kehren zu wollen. „In seinem jüngsten Brief an die irischen Bischöfe wirft der Papst ihnen vor, dass sie seine Reinigungspolitik desavouiert hätten. Die Politik des innerkirchlichen Reinemachens hat nicht funktioniert, Rom hat die Fälle an sich gezogen, aber nicht gelöst. Der römische Zentralismus hat eine Niederlage erlitten, jetzt setzt man vernünftigerweise wieder auf Dezentralisieren.“ In den Diözesen gebe es bessere Troubleshooter als im Vatikan, dessen Bürokratie eine „Garantie für Pannen“ sei, meint Zulehner.

Zulehner würde sich wünschen, dass der Papst einige als Krisenmanager hervorragende Kardinäle nach Rom einlädt und sich von ihnen etwas sagen lässt: „Dazu zählt sicher der Wiener Erzbischof, Christoph Schönborn, der in heiklen Situationen – wie Groer-Affäre oder Klestil-Trauerrede - zu Hochform aufläuft. Er ist einer der besten Troubleshooter, die die Kirche derzeit hat.“ So wie man jetzt im Vatikan, den Pannen, Intrigen und Machtspiele kennzeichnen, mit den Missbrauchsfällen umgehe, etwa in Form der provokanten Solidaritätsadresse von Angelo Sodano, dem Dekan des Kardinalskollegiums und ehemaligen Kardinal-Staatssekretär, zu Ostern an den Papst, sei man verloren.

Von seinem Naturell her, so Zulehner, sei Benedikt XVI. ein Einzelgänger, als Erzbischof von München habe er seinerzeit ein starkes Domkapitel zur Seite gehabt, im Vatikan verfüge er aber über keine geeigneten Berater. Seine Hilflosigkeit zeige sich daran, dass der Theologe Ratzinger vor allem auf Leute aus seinem eigenen ehemaligen Arbeitsbereich, der Kongregation für die Glaubenslehre, setze: Tarcisio Bertone, den er zum Kardinal-Staatssekretär erhob, und William Joseph Levada, der nun die Glaubenskongregation leitet. Beiden wird gegenwärtig die Vertuschung von Missbrauchsfällen vorgeworfen. Die Kirche würde, so Zulehner, dringend eine Dezentralisierung brauchen, der Vatikan benötige eine Kurienreform zur Verbesserung der Kommunikationsstrukturen und der Personalpolitik. „Die Kirchenzentrale funktioniert auch nicht, weil sie ein reiner Männerbund ist“, betont Zulehner, „das völlige Fehlen von Frauen in Entscheidungsgremein ist desaströs.“

Darüber, dass die gegenwärtige Krise der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit und bei den Gläubigen auf den Kopf fällt, gibt sich Zulehner keinen Illusionen hin. „Wir wissen aus einer Pfarrgemeinderatsstudie, dass sich

die Leute im Stich gelassen und in ihrer Arbeit behindert fühlen.“ Bei der Jugend stehe die Kirche in Österreich seit anderthalb Jahrzehnten schlechter da als in Deutschland oder in der Schweiz, Zulehner kann sich das nur mit der Groer-Affäre von 1995 und ihren Folgen erklären. Was damals zum Thema sexueller Missbrauch auf seiner Homepage (www.zulehner.org*) an Thesen formuliert wurde, um derartige Fälle in Zukunft zu vermeiden, sei nach wie vor aktuell. Wichtig sei die Arbeit der kirchlichen Ombudsstellen* in den Diözesen, wobei letztlich eine Begegnung von Täter und Opfer als Versuch einer Heilung anzustreben sei. Zulehner will die Fälle innerhalb der Kirche keineswegs verharmlosen, verweist aber darauf, dass der Zölibat zwar eine Rolle, aber nicht die Hauptrolle spiele. Allerdings behindere der Zölibat die Reifung in ihrer Entwicklung steckengebliebener Priester. Zudem könnte die Verbindung von Priesteramt und Partnerschaft in einer Ehe der Amtsausübung eine bislang fehlende andersartige Qualität verleihen.

„Alle haben vertuscht, nicht nur die Kirche“, betont Zulehner, „am meisten vertuscht wird in den Familien.“ Dort passiere der Großteil an Missbrauch, dagegen nach einer deutschen Studie maximal ein halbes Prozent in der Kirche, die letzten beiden Fälle in Wien hätten Laientheologen betroffen.

Dass die Botschaft der Kirche darunter leide, wenn sie von fragwürdigen Boten gebracht werde, dass viele an der Kirche (ver)zweifeln und ihr den Rücken kehren wollen, ist Zulehner bewusst: „Gute Nachricht, zweifelhafte Boten, das ist aber im Grunde der Normalfall der Kirche.“ Schon Christus habe die Menschen gelehrt, sie sollten zwar auf das hören, was die Schriftgelehrten sagen, aber nicht immer nachahmen, was diese tun. Es sei eine Überhöhung des priesterlichen Amtes, von ihm Vollendung gleichsam als „Beitrag zur göttlichen Weltpolitik“ zu verlangen. „Die Kirche muss lernen ihre Menschlichkeit anzunehmen, es ist häretisch, nur die göttliche Seite der Kirche zu sehen. Aber die Öffentlichkeit hat ein ähnlich häretisches Kirchenbild und idealisiert die Kirche, auch ist die Kultur zurzeit pharisäisch. Das heißt, die Kirche stellt überhöhte Ansprüche an sich und die Menschen, und sie wird auch an diesen Ansprüchen gemessen und versagt dann in den Augen der Öffentlichkeit, wenn sie diese nicht erfüllt.“

2011 Kardinal Schönborn und die Pfarrerinitiative [Die FURCHE]

Die Furche: Der Konflikt zwischen Kardinal Schönborn und der Pfarrer-Initiative um deren „Aufruf zum Ungehorsam" eskaliert. Wie bewerten Sie diesen Konflikt?

Paul M. Zulehner: Er hat zwei Ebenen: Das erste ist die Auseinandersetzung zwischen den handelnden Personen. Das andere sind die pastoralen Notlagen: Hier versuchen die Gemeinden, eine Entwicklung in Gang zu bringen – etwa bei der Sakramentenzulassung von wiederverheirateten Geschiedenen oder auch der Gemeindeleitung und der Predigt durch Laien. Und sie bewegen sich weg von dem, wo die Kirchenleitung meint, es würde unumstritten gelten. Die Pfarrer sind jenes Ohr der Kirche, die nahe an diesen Entwicklungen dranbleiben, sie sind nur Lesehilfe für einen vorhandenen Konflikt. Selbst wenn sich der Kardinal und die Pfarrer-Initiative einigen würden, bliebe dieser ungelöst.

Die Furche: Manche stoßen sich, dass die Pfarrer-Initiative das Wort „Ungehorsam" verwendet.

Zulehner: Dies ist tatsächlich ein provokatives Wort. Im Grund genommen sprechen die Pfarrer aber nur über die Realitäten, die sie in den Gemeinden vorfinden und die sie benennen: Das ist ein Weg, den die Menschen in den Gemeinden gehen, und der ihrer Einschätzung nach nicht völlig vom Weg des Evangeliums abweicht. Das als „Ungehorsam" zu bezeichnen ist unglücklich und der Lösung des großen Themas nicht dienlich. Jetzt haben wir ja eine Gehorsamsdebatte statt einer pastoralen Sachdebatte.

Die Furche: Wie kommt man wieder zur pastoralen Debatte?

Zulehner: Jeder Organisationsberater würde jetzt Maßnahmen zur Deeskalation empfehlen. Denn sonst wird es nur Verlierer geben – die Pfarrer-Initiative ebenso wie den Kardinal. Beide Seiten werden bestrebt sein, dass es für beide Seiten eine Win-Win-Situation gibt. Das setzt aber voraus, dass beide eine neue Qualität in den Konflikt hineinbringen. Die Pfarrer-Initiative müsste sagen: Gut, wir haben in unser Paket unglaublich viel hineingepackt. Wir knüpfen das auf und unterscheiden zwischen pastoral aktuellen, leichter lösbaren Dingen und kirchenpolitisch oder ökumenisch schwerwiegenderen Fragen. Ob Laien Gemeinden leiten ist ein völlig anderes Thema als die Frage, ob man in der katholischen Kirche Frauen ordinieren wird. Analoges gilt für den Kardinal. Auch er könnte sagen: Im Paket eurer vielen Vorschläge und Wünsche sind ja auch sofort lösbare Fragen dabei. Dass etwa die Laien predigen können – warum soll das nicht wiederkehren, nachdem wir das nach dem Konzil ja schon gehabt haben? Und die Gemeindeleitung durch Laien denkt er ja, soweit ich weiß, ohnedies schon aus reiner Not an. Er könnte hier sagen: Euer Anliegen mache ich zu meinem.

Die Furche: Birgt die weitere Eskalation nicht auch die Gefahr der nächsten Austrittswelle?

Zulehner: Denjenigen, den es nur um die „Wahrheit" geht, ist das völlig egal, weil die sagen: Lieber eine eindeutige Kirche als eine von so vielen Mitläufern … Ich verstehe aber nicht, dass auch der Kardinal den Pfarrren sagt, sie sollten sich überlegen, ob sie noch mit der katholischen Kirche mitgehen könnten. Die Kirche ist in so vielen Fragen plural. Wenn etwa Kardinal König

schon 1963 gewünscht hat, die katholische Kirche möge in die Schule der Orthodoxie gehen …

Die Furche: … und von deren Umgang mit Geschiedenen lernen …

Zulehner: … dann hätte ja auch Kardinal König suspendiert werden müssen, weil er da etwas vorschlägt, was mit der Kirchendisziplin angeblich nicht vereinbar ist.

Die Furche: Einige Forderungen sind ja längst Praxis, dass etwa Wiederverheiraten die Kommunion nicht mehr verweigert wird, wenn es die pastorale Situation erfordert.

Zulehner: Das wäre so ein Thema, wo Kardinal Schönborn sagen könnte: Ich werde mir euer Anliegen zueigen machen. Ich werde da nicht Exekutor einer durchaus diskutierbaren Kirchenposition sein, sondern Vorschläge zu deren Weiterentwicklung machen. Er hätte dann auf seiner Seite das Wissen der Organisationsentwicklung: Wenn eine Organisation sich unentwegt und notorisch gegen jegliche Reform wehrt, erstarrt sie und macht sich selber kaputt. Das widerspricht auch dem Prinzip der Ecclesia semper reformanda, dass sich die Kirche erneuern muss, wie unter modernen Bedingungen das Evangelium gelebt werden kann.

Die Furche: Sie konstatieren also eine Kluft zwischen Kirchenleitung und pastoraler Realität …

Zulehner: … die zum Schaden aller unzulässig groß geworden ist. Das war auch die Kernbotschaft in meiner Pfarrerstudie 2010. Eine Leitung, die das auf lange Zeit so sein lässt, verliert jede Gestaltungsmöglichkeit; das führt zu einer Pastoral ohne bischöfliche Gestaltung. Das gefällt mir übrigens gar nicht: Denn gerade in dynamischen Zeiten ist eine kluge bischöfliche Gestaltung unverzichtbar.

2011 Aufruf zum Ungehorsam [Oberösterreichische Nachrichten]

Dr. Heinz Niederleitner

OÖN: Konkrete Konsequenzen hat Kardinal Schönborn den Pfarrern um Helmut Schüller nicht angedroht. Dennoch stehen sie im Raum. Wie kann es jetzt weitergehen?

Zulehner: Es ist zu hoffen, dass der Konflikt jetzt nicht weiter eskaliert. Das kann nur passieren, wenn beide Seiten einen begrenzten Erfolg verbuchen können und niemand das Gesicht verliert. Wenn dies nicht geschieht, wird der Konflikt eskalieren und möglicherweise unkontrollierbar werden.

OÖN: Laut einigen Bischöfen gefährdet der „Aufruf zum Ungehorsam" die Einheit der Kirche. Ist da etwas dran?

Zulehner: Man muss nüchtern unterscheiden: Der Konflikt hat einerseits eine personale Ebene. Das ist die Auseinandersetzung zwischen den Pfarrern und der Kirchenleitung. Andererseits gibt es auch eine sachliche Ebene: Die Pfarrer-Initiative spricht ja Verhältnisse an, die sich in sehr vielen Gemeinden längst entwickelt haben. Eine Suspendierung der Pfarrer, die sich zum Sprachrohr gemacht haben, wäre keine Lösung des Problems. Denn sie behebt nicht die seelsorglichen Probleme, die ohnehin auf dem Tisch liegen. Und diese ungelösten Probleme gefährden die pastorale Einheit der Kirche, nicht die „ungehorsamen Pfarrer".

OÖN: Der Ruf nach Reformen ist eigentlich nicht neu ...

Zulehner: Das Neue an der Pfarrer-Initiative ist, dass sie die Auseinandersetzung nicht mehr verbal, sondern real führen will. Das Wort „Ungehorsam" ist eher störend, weil es den Pfarrern ja positiv darum geht, die seelsorgliche Praxis an der Seite der Menschen weiterzuentwickeln. Ich glaube, dass Kirchenleitung und Pfarrer gut beraten wären, sich auf dieses Problem und nicht auf das durchaus auch spannende Thema von einer, wenngleich seltenen Pflicht zum Ungehorsam zu konzentrieren.

OÖN: Hat die Pfarrer-Initiative etwas falsch gemacht?

Zulehner: Sie haben einen Fehler des Reform-Memorandums deutschsprachiger Theologieprofessorinnen wiederholt: sehr unterschiedliche Dinge in ein Paket hineinzupacken. Es macht einen großen Unterschied, ob man von einer Predigt durch Laien oder von der Priesterweihe für Frauen spricht. Die Pfarrer-Initiative könnte dem Herrn Kardinal entgegenkommen und sagen: „Wir schnüren das Paket auf. Pastorale Fragen stehen für uns an erster Stelle. Die Frage der Frauenweihe stellen wir vorerst weiter nach hinten." Das würde dem Herrn Kardinal Spielraum verschaffen. Er könnte sagen: „Mir wird es ein Anliegen sein, dass Laien in den Gemeinden eine stärkere Rolle in der Leitung und der Verkündigung spielen." Ich glaube, dass sich der Kardinal bewegen wird. Allerdings wäre es eine Täuschung, dass man sich dann um die zurückgestellten Fragen nicht mehr kümmern müsste.

OÖN: Schönborn hat aber die Mitglieder der Pfarrer-Initiative gefragt, ob sie sich noch zur römisch-katholischen Kirche zählen können. Ist das nicht eine ziemlich harte Frage?

Zulehner: Der Herr Kardinal weiß natürlich sehr genau, dass auch ein Pfarrer ein Gewissen hat, das sich am Evangelium und am Lehramt orientiert. Es ist ja

auch nicht so, dass es bei den Fragen, die die Pfarrer-initiative aufgeworfen hat, um etwas geht, das mit dem Evangelium nichts zu tun hätte. Kardinal König hat zum Beispiel beim Thema „Scheidung und Wiederverheiratung“ darauf hingewiesen, dass man von der Praxis der orthodoxen Kirche (Scheidung und Wiederverheiratung möglich, Anm.) lernen kann. Da hätte man also auch Kardinal König mit der Amtsenthebung drohen müssen. Man sollte feststellen, dass es sich nicht um unveränderliche Glaubenswahrheiten handelt, sondern um Fragen des Spielraums, den die katholische Kirche zurzeit in vielen pastoralen Fragen leider nicht ausnützt.

OÖN: Gestern begann in Madrid der Weltjugendtag, zu dem hunderttausende Jugendliche erwartet werden. Ist das ein Argument für den Vatikan, um zu sagen: So schlimm kann der Reformstau gar nicht sein?

Zulehner: Viele junge Menschen gehen zu den Weltjugendtagen, um das Gefühl zu haben: In dieser großen Welt glauben wir mit vielen anderen jungen Menschen gemeinsam. Das kann man nicht hoch genug schätzen. Auf der anderen Seite gibt es eine Studie über den Weltjugendtag in Köln 2005, die neben dieser positiven Aussage festgestellt hat: Dieselben Jugendlichen gehen in Fragen der Sexualmoral und bei anderen Themen durchaus eigenständige Wege. Sie sehen kein Problem darin, dass ihnen das Innerste des Evangeliums wichtig ist, aber andere Fragen der kirchlichen Disziplin für sie nicht zentral sind.

2011 Wird es nur Verlierer geben? [Wiener Zeitung]

Wiener Zeitung": Die Auseinandersetzung zwischen dem Wiener Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn und der Pfarrer-Initiative mit Helmut Schüller an der Spitze geht sehr tief. Ein Scheitern der Gespräche könnte beide Parteien und damit die österreichische katholische Kirche insgesamt zu Verlierern machen. Ist ein Kompromiss möglich?

Paul M. Zulehner: Es wäre hilfreich, wenn die Kirchenleitung auf die Inhalte schaut, für die sich die Pfarrer-Initiative stark macht.

Die Pfarrer-Initiative will wiederverheirateten Geschiedenen, Gläubigen anderer christlicher Kirchen und fallweise auch Ausgetretenen die Eucharistie reichen; sie zieht Wortgottesdienste den reisenden Priestern vor; sie will Wortgottesdienste als priesterlose Eucharistiefeier anerkennen; das Predigtverbot für Laien missachten; sie will dafür sorgen, dass jede Pfarre einen eigenen Vorsteher hat – Mann oder Frau; und sie will sich für die Zulassung von Frauen und Verheirateten zum Priesteramt einsetzen. All diese Forderungen stehen im Widerspruch zu Rom.

Im Fall der wiederverheirateten Geschiedenen gibt es seit 1980 – also noch aus der Zeit von Franz Kardinal König – eine offiziöse pastorale Entwicklung, die in diese Richtung geht. Im Hirtenwort von 1980 wurde festgehalten, dass es für wiederverheiratete Geschiedene zwar grundsätzlich keine Zulassung zu den Sakramenten gibt, dass aber ein erfahrener Seelsorger zusammen mit den Betroffenen eine Einzellösung finden kann. In etwa 80 bis 90 Prozent der Gemeinden wird das so gehandhabt. Bereits 1963 hat Kardinal König dem Konzil geraten, in Richtung Ostkirche zu gehen, wo selbst eine zweite kirchliche Heirat – genannt Krönung – möglich ist, in wenigen Fällen sogar eine dritte. Ich denke, wenn aus Schuld und Tragik etwas scheitert, soll der Mensch nicht ein ganzes Leben lang an das Scheitern gebunden sein. Solche Zweitehen kennen auch mit der katholischen Kirche unierte Kirchen, worauf Prof. Primetshofer unlängst hingewiesen hat. Im großen Haus der katholischen Kirche gibt es zu dieser Teilfrage also längst jene „Lösungen", welche die Pfarrerinitiative praktizieren will.

Der zweite wesentliche Kritikpunkt ist der Umgang mit Laien. Sie sollen Gemeinden leiten dürfen und mehr Rechte erhalten. Könnte das nicht umgesetzt werden?

Das läuft ja schon. Auch der Kardinal weiß, dass er Laien braucht und er denkt intensiv über diese Frage nach. Die Lösung des Gesamt-Konflikts sollte also in Schritten erfolgen. Es gibt Forderungen, die sind leicht lösbar – wie die Eucharistie für wiederverheiratete Geschiedene. Es gibt Fragen, die sind sehr leicht lösbar – wie die Aufwertung der Laien, die ja das Konzil längst beschlossen hat. Und es gibt Fragen, die sind ganz schwierig zu lösen – wie das Priesteramt für Frauen und – leider wieder weit einfacher – für verheiratete Männer: Denn auch solche gibt es selbst in der katholischen Kirche, wenn ein evangelischer Pastor etwa katholisch und zum Priester ordiniert wird.

Es gibt die „Laieninitiative", „Wir sind Kirche", „Priester ohne Amt" und etliche andere Protestinitiativen. Was unterscheidet die Pfarrer-Initiative von den genannten?

Es gibt einen entscheidenden Wandel. Die Pfarrer-Initiative bleibt nicht in verbalen Forderungen stecken, sondern setzt diese um. Das ist eine neue Qualität des Protests, damit zugleich eine neue Qualität an Chance. Dieser Akt der 300 Priester hat ein anderes Gewicht als das Kirchenvolksbegehren, das

500.000 Menschen unterzeichnet haben. Und die Kirchenleitung scheint diesen Protest auch sehr ernst zu nehmen. Schließlich handelt es sich hier nicht um Außenseiter, sondern um Menschen mit einem hohen Ruf als Seelsorger, die das Ohr am alltäglichen Leiden und Leben der Leute haben. Der Kardinal hat nun die Chance, diesen Aufschrei in eine positive Kirchenentwicklung zu kanalisieren. Die beiden Streitparteien sollten das Paket aufschnüren und überlegen, welche Punkte erfolgreich gelöst werden können. Denn nur, wenn beide Seiten einen Erfolg verzeichnen, kommt es nicht zum Crash.

Können Sie beurteilen, wie die Gemeinden diese Auseinandersetzung sehen und auf welcher Seite die Mehrheit des Kirchenvolks steht?

Die Debatte in der Kirche ist in allen Fragen polarisiert. Aus der Pfarrgemeindestudie 2009 wissen wir, dass in den Gemeinden eine große Offenheit gegenüber einer zeitgemäßen Pastoral besteht. Im Übrigen ist der Raum der Ortskirchen groß, in diesem haben sowohl die Vatikanische Liturgie (vom Zweiten Vatikanischen Konzil 1962-1965 erneuert) als auch die Tridentinische Liturgie (vom Konzil zu Trient 1545-1563 erlassen) Platz.

Sollte sich der Kardinal mit den Pfarrern auf etwas einigen, müsste das nicht mit Rom abgeklärt werden?

Die Ortsbischöfe sind nicht die Prokuristen des Vatikans. Der Kardinal ist von der Theologie des Bischofsamtes her geradezu verpflichtet, die Anliegen seiner Ortskirche nach Rom zu tragen. In der Frage der Wiederverheirateten macht er das mit seinen bischöflichen Amtsbrüdern gerade. In der Bischofskonferenz von Maria Zell ist dem Vernehmen nach dazu ein Papier entstanden, das zurzeit zur Prüfung in Rom liegt. Es wäre interessant, wenn der Kardinal diesen Prozess transparenter machen würde, damit man weiß, was unsere guten Bischöfe in geheimer Diplomatie über die Köpfe der Menschen hinweg mit Rom aushandeln.

Gibt es ein Prozedere zur Lösung des Konflikts?

Derzeit gibt es ja immer wieder Gespräche zwischen der Pfarrer-Initiative und der Diözese. Kardinal Schönborn ist bekannt für seine diplomatische Klugheit, ich glaube daher nicht, dass er einen pastoralen Crashkurs ansteuert. Im Übrigen befindet er sich in einer unangenehmen Sandwich-Position zwischen dem reformskeptischen Vatikan und den unaufgeregten Reformern. Das war aber auch Bischof Weber in den Zeiten des Dialogs für Österreich nicht anders ergangen.

Können Sie die österreichische katholische Kirche im Spektrum der Weltkirche einordnen? Steht sie eher links oder rechts?

Ich erinnere hier an das Wort von Bischof Egon Kapellari, der gemeint hatte, wir müssten die Mitte der Kirche stärken. Da hat er mehr als Recht. Die Kunst der österreichischen Kirche besteht zu allen Zeiten darin, eine Kirche der offenen Mitte, damit auch der ständigen bedachten Weiterentwicklung zu sein. Offen meint den ständigen Versuch, den heutigen Menschen das anvertraute Evangelium zu bringen. Die Kunst besteht darin, mit dem Augenmaß Jesu zwischen Gott und den Menschen zu vermitteln. Dieses pastorale „Kreuz“ ist auszuhalten. Den Versuchungen, auf die eine oder andere Seite vom Kreuz herabzusteigen ist immer da: in erbarmungslose Ordnung oder liberale Beliebigkeit. Das Beste für die Kirche ist die „Pastoral Gottes“, also die

„Pastoral des Erbarmens“ und nicht des Stab-Brechens über Menschen, die aus einem unentflechtbaren Gemenge Schuld und Tragik in Lebensplänen gescheitert sind. Eine solche Pastoral hat immer Jesus auf ihrer Seite; ihretwegen haben ihn die religiösen Führer seiner Zeit ans Kreuz gebracht.

2011 Wie kann es weitergehen [Kurier]

Interview: Der Theologe Paul M. Zulehner analysiert den Konflikt in der Katholischen Kirche *und denkt darüber nach, wie es jetzt weitergehen könnte.*

Das „Pastorale Forum" ist ein gemütliches Holzhaus am Rande von Hietzing. Prof. Zulehner öffnet in Crocs und aubergine-farbenem Polo und führt uns in den Wintergarten mit Ikonen und einem Grapefruitbaum. Auf dem Tisch steht ein kleines Kerzerl. Wann brennt es? „Normalerweise, wenn ich bete oder esse, allein oder mit jemand anderem", erklärt er und greift zum elektrischen Gasanzünder, „aber gern auch für dieses Interview."

KURIER: Herr Professor, immer wenn in der Katholischen Kirche eine Krise ausbricht – und das ist ja nicht so selten – sind Sie ein gefragter Mann. Eine Art Troubleshooter?

Paul M. Zulehner: Was ich von meinem Fach her leisten kann, sind solide Grundanalysen. Und weil die Pastoraltheologie eine Art „politische" Wissenschaft ist, bin ich auch sehr daran interessiert, dass die Spannung zwischen Evangelium und modernem Lebensgefühl nicht zu groß wird.

Pfarrer Helmut Schüller fordert mit 300 Mitstreitern die Kirchenspitze heraus, indem er zum Ungehorsam aufruft. Zu Recht?

Ungehorsam ist vielleicht ein unglückliches Wort, aber der Vorgang ist meines Erachtens durchaus vernünftig. Die Pfarrer sagen nichts Anderes als: Liebe Bischöfe, bitte schaut hin, wie es den Menschen in den Gemeinden mit dem Evangelium geht! Wir haben das Reden satt, wir wollen jetzt handeln. Nicht die Pfarrer sind das Problem, sondern die Menschen, die das Evangelium unter den modernen Bedingungen nur noch so recht und schlecht leben können. Für diese Menschen sind die Pfarrer Sprachrohr. Sie verraten deshalb noch lange nicht das Evangelium. Ihre Grundhaltung ist eine sehr pastoral-fürsorgliche.

Es geht um den Zölibat, um Frauen als Priester, um Laienprediger. Alles Dinge, die in der katholischen Kirche in Stein gemeißelt scheinen.

So stimmt das nicht. Was die Pfarrerinitiative wünscht, steht auch in einem Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe aus dem Jahr 1980. Deshalb wundert mich die ganze Aufregung ein bißchen. Hier steht auch nicht ein Pfarrer gegen den Kardinal, wie der KURIER geschrieben hat, oder „Gottlosigkeit gegen Evangelium", sondern die Kernfrage lautet: Wie viel Reformen traut sich die Kirche in der modernen Welt zu? Aus dieser konkreten Welt der Menschen zu flüchten, das wäre Verrat am Evangelium.

Die Antwort kennen wir doch alle.

Nach dem Konzil hatte man sehr wohl das Gefühl, dass sich die Kirche vorsichtig in die moderne Welt hineintastet. Leider sind in der Kirchenleitung viele der Meinung, dass die Öffnung des Konzils die Ursache der Krise ist. Ein deutscher Bischof hat es so ausgedrückt: Mein Vorgänger hat die Fenster weit aufgemacht und ich stehe jetzt im Zug da. Wenn das die Grundstimmung eines amtierenden Bischofs ist, kann man vergessen, dass sich dahinter irgend etwas bewegt.

Öffentlich schweigt Kardinal Schönborn bis jetzt zu Schüllers Vorstoß . Ein Fehler?

Ich glaube, dass Kardinal Schönborn sehr viele Gespräche im Hintergrund führt. Er ist ein kluger Diplomat und wird keinen pastoralen Crash riskieren.

Die Frage ist: Unter welchen Druck wird er von Rom gesetzt? Da ist er in einer schwierigen Lage.

Helmut Schüller behauptet, dass Kardinal Schönborn diese Reformen gar nicht will. Hat er damit Recht?

Ich kenne nicht die letzten theologischen Winkel des Herrn Kardinal, aber ich habe sowohl in der Frage Scheidung bzw. Wiederverheiratung als auch was die Laienprediger betrifft, sehr offene Positionen von ihm gehört. Was den Zölibat betrifft, steht er natürlich zunächst auf dem Status Quo. Dennoch stellt er in der Erzdiözese verheiratete, griechisch-katholische Priester an, und auch evangelische Pastoren, die verheiratet sind und konvertieren. Faktisch macht er im Modus der Ausnahme das, was die Pfarrerinitiative sich als Normalfall wünscht. Die Kirche sollte in der Zeit des zugespitzten, pastoralen Notstands dieses und jenes vielleicht doch probieren.

Die von Schüller gewünschten Experimente?

Ja. Der Vatikan könnte solche Experimente, zum Beispiel den Einsatz von nebenberuflichen, verheirateten Priestern, an ausgewählte Ortskirchen vergeben, zeitlich befristet, mit anschließender Evaluierung. Das sollte Kardinal Schönborn dem Papst vorschlagen.

Sind Sie persönlich eigentlich ein „Schüllerianer"?

Ich sehe beide Seiten. Und ich glaube auch, dass beide Konfliktparteien bei dieser Eskalationsstufe eine wirklich gute strategische Beratung brauchen. Ob beiden Seiten wirklich an der Sache gelegen ist, wird man daran erkennen, ob sie den Weg der Deeskalation gehen.

Was würde das bedeuten?

Das Paket der Forderungen müsste aufgeschnürt werden. Nicht alles ist gleich dringlich. Es würde auch bedeuten, in einen noch viel breiteren kirchlichen Gesprächsprozess einzutreten. Klar muss sein, dass die Zeit des Wünschens - auch jene des betroffenen Zuhörens und dann ist alles wieder vergessen - jetzt vorbei ist. Die große Stärke der Pfarrer-Initiative ist, dass sie den Weg von verbal zu real gegangen ist.

Sie haben Kardinal König gut gekannt und mit ihm gemeinsam das „Pastorale Forum" gegründet. Was würde er in der Situation machen?

Das ist schwierig zu sagen. Aber Kardinal König hat beispielsweise schon 1963 gesagt: „Wir müssen in die Schule der Orthodoxie gehen". Das heißt, wir müssen in der Geschiedenenpastoral über den engen Zaun der Kirche hinausschauen. Vielleicht würde er mit dem Vorschlag des südafrikanischen Bischofs Lobinger sympathisieren, der zwei Arten von Priestern vorschlägt: Die ehelosen Priester, die Gemeinden gründen und aufbauen und mobil sind, und die lokal gebundenen Priester, die verheiratet sein können, eine andere Ausbildung bekommen, von der Gemeinde gewählt werden, zur Ausbildung vorgeschlagen und vom Bischof dann in ein kleines Team von Ältesten geweiht werden. Es liegen genügend Möglichkeiten auf dem Tisch.

Können so weitreichende Reformen von einem einzigen kleinen Land ausgehen?

Diese Fragen sind auch in anderen Kontinenten da. Es müssten nur jene Bischöfe, die ähnlich denken, sich einmal international vernetzen und dem Papst sagen: „Heiliger Vater, wir haben die Verantwortung vor Ort. Lassen Sie

uns über das und das reden.“ Die Bischöfe haben ihre Verantwortung und Kollegialität nicht ausreichend organisiert.

Herr Professor, es taucht immer wieder das Gerücht auf, dass hinter diesem Konflikt ein persönliches Problem zwischen Schönborn und Schüller stehen soll.

Ganz ausgeschlossen ist es nicht, dass von tiefen Kränkungen noch etwas abfärbt, die wir gern in einem Museum von Verletzungen pflegen. Auch das wäre ein Argument für professionelle Konfliktberatung. Wenn man wirklich bei den Sachfragen bleiben will, müssen persönliche Irritationen erkannt und aus dem Diskurs genommen werden.

2011 „Ungehorsam“ [Die PRESSE]

Das Wort „Ungehorsam“ im Aufruf der Pfarrer-Initiative ist gewiss nicht gut gewählt; besser wäre gewesen „Aufruf zum Handeln“. Dennoch hat das Wort „Ungehorsam“ immerhin dazu beigetragen, dass mit den Pfarrern ernsthaft gesprochen wird.

Es wäre nun freilich schade, würde aus dem Ganzen eine Gehorsamsdebatte werden. Bei der Weihe versprechen Priester Gehorsam: Aber das ist in der Kirche durchaus verbindbar mit dem, was Paulus dem ersten Papst Petrus gegenüber getan hat: Er hat ihm ins Angesicht widerstanden. Paulus hat auch Heiden getauft, ohne dass diese zuvor Juden werden mussten. Petrus war dagegen und musste auf dem ersten Konzil der Apostel lernen, dass Gottes Geist auf der Seite des „Abweichlers“ Paulus stand. Nachzulesen in der Apostelgeschichte im Kapitel 15.

Bei dem, worum die Pfarrer-Initiative ringt, geht es um weit weniger als damals beim Apostelkonzil – aber auch diese Wenige ist gewichtig. Es ist die stets aktuelle Frage der Kirche, wie sie den Menschen zur Seite sein kann, damit diese unter den jeweils heutigen Lebensverhältnissen das Evangelium leben können. Zu den heutigen Lebensverhältnissen gehört aber eine vertiefte Sicht menschlicher Sexualität, ein historisch unumkehrbarer Respekt vor der Würde und Gleichheit der Frauen, das Wissen, dass auch noch so ernsthafte gläubige Menschen in der Ehe aus Schuld und Tragik scheitern können. Nicht zuletzt gehört zum Grundverständnis der Kirche, dass allen Mitgliedern, „die auf Grund der Wiedergeburt in Jesus Christus eine wahrhafte Gleichheit und Würde haben“ (Kirchenrecht can 208), eine Mitsprache an dem zusteht, was sie betrifft: zum Beispiel, wenn eine Pfarre einen neuen Pfarrer bekommt, wie die Eucharistiefeier in den gläubigen Gemeinden gesichert werden kann, wie die kirchlichen Strukturen aussehen, wie eine Ortskirche zu ihrem Bischof kommt.

Viele Pfarrer, das Ohr ganz nahe am Leben der Menschen, merken nun, dass das, was kirchenamtlich gilt, sich immer mehr von dem entfernt, was in den Gemeinden gelebt wird. Und das, was die Gemeinden leben, ist durchaus in der Spur des Evangeliums. So halten sich nahezu alle Gemeinden heute an das Hirtenwort der Österreichischen Bischöfe aus dem Jahre 1980, in dem es heißt, dass zwar grundsätzlich Geschiedene, die wieder geheiratet haben, nicht zu den Sakramenten zugelassen werden, „es sei denn, dass im Gespräch mit einem erfahrenen Seelsorger eine Lösung gefunden wird“. Damals orientierten sich die Österreichischen Bischöfe unter Kardinal König an der ostkirchlichen Praxis. Und diese hat die röm.-katholische Kirche nie als unchristlich verurteilt – auch nicht auf dem Konzil von Trient.

Man kann nur hoffen, dass das diplomatische Geschick von Kardinal Schönborn und die Liebe der Pfarrer zu den ihnen anvertrauten Gemeinden zu einer Deeskalation des Konflikts führen. Vielleicht sollten beide Seiten zu den Themen eine Expertengruppe benennen, die Wege aus dem Konflikt erarbeitet. Dann könnte aus dem Aufruf zum abweichenden Handeln vielleicht doch die eine oder andere pastorale Entwicklung zu Gunsten des Evangeliums und der Menschen, die es heute zu leben versuchen, werden. Es wäre unserer Kirche nur zu wünschen.

2011 Aufruf zum Ungehorsam [Die FURCHE]

Es ist eigentlich ein unscheinbares Dokument – nicht einmal 2.500 Zeichen lang und veröffentlicht auf einer Internetseite, die kaum öffentliches Interesse generiert. Trotzdem zieht der „Aufruf zum Ungehorsam“, den die Pfarrer-Initiative am 19. Juni auf ihrer Homepage veröffentlicht hat, derzeit weite Kreise in der katholischen Kirche Österreichs. „Eigentlich wollten wir den „Aufruf“ vornehmlich unseren Mitgliedern kommunizieren“, sagt Obmann Helmut Schüller, die große mediale Aufmerksamkeit sei nicht geplant gewesen. Neu sind die Forderungen der Pfarrer-Initiative jedenfalls nicht, neu ist lediglich die Ausdrucksweise. „Wir wollen künftig Zeichen setzten“ heißt es zu Beginn des Texts, es folgen sieben konkrete Punkte, in denen die Pfarrer-Initiative sich in der Praxis den geltenden Regeln der Kirche widersetzen will – von der Kommunion für Wiederverheiratete-Geschiedene über die Freistellung des Zölibats bis hin zur „priesterlosen Eucharistiefeier“.

Letztere ist für Schüller der wohl wichtigste Punkt, ihm geht es hauptsächlich darum, dass die einzelnen Pfarrgemeinden, die er für die Basis der Kirche hält, aufrechterhalten werden können. „Das Priesteramt soll geöffnet werden, weil wir einfach mehr Leute in dieser Funktion brauchen“, sagt Schüller. Gerade angesichts der vielen Kirchenaustritte und schrumpfenden Pfarren sei es umso wichtiger, ebendiese gut zu betreuen – auch um jene ansprechen zu können, die sich von der Kirche entfernt hätten. „Wir müssen sicherstellen, dass jede Gemeinde einen Vorsteher oder eine Vorsteherin hat, der oder die alle Funktionen erfüllt, die heute nur ein geweihter Priester erfüllen darf.“ Ob dieser „Vorsteher“ dazu unbedingt auch zum Priester geweiht werden muss, lässt Schüller offen. „Das Amt des Vorstehers kann durchaus eine neue Gestalt bekommen, die sich nicht mehr am derzeitigen Weihepriestertum orientiert.“

Genau den will aber offensichtlich das Kirchenvolk – zumindest, wenn man den Zahlen glaubt. Laut der jüngsten Studie des emeritierten Universitätsprofessors und Religionssoziologen Paul Zulehner suchen trotz Kirchenkrise immerhin 46 Prozent der österreichischen Katholiken Rat bei einem Priester, wenn sie sich „in persönlicher Verzweiflung“ wiederfinden, 36 Prozent bei „Gewissensnot“. Selbst bei den Ausgetretenen und Konfessionslosen liegen diese Werte zwischen 13 und 20 Prozent. Darüber hinaus, bestätigt Zulehner im Interview mit der „Furche“, würden Menschen vor allem an den Übergängen des Lebens, wie der Eheschließung oder dem Tod eines Angehörigen, den Beistand eines Priesters suchen. „Die Katholiken in den gläubigen (Pfarr)Gemeinden brauchen einen ‚Priester in Ruf- und Reichweite‘“, betont Zulehner immer wieder. Dass sie sich dabei auch mit dem von der Pfarrer-Initiative angedachten laikalen „Vorsteher“ abfinden könnten, bezweifelt der Religionsforscher. „Das klassische, freilich oft archaische Priesterbild ist in den Köpfen der Menschen noch viel mehr verhaftet als in theologisch gut informierten innerkirchlichen Kreisen“, so Zulehner. Wenn Laien priesterliche Aufgaben übernehmen, soll man sie auch weihen.

Schüller kann das zwar nachvollziehen, glaubt aber nicht, dass dieser Zustand unumstößlich ist. „Niemand hat für möglich gehalten, dass ein Nicht-Priester einmal ein Begräbnis leitet, oder dass eine Frau einmal eine Lesung liest“, so Schüller. „Natürlich bedarf es der Vorbereitung, aber dazu muss man es erst

einmal positiv angehen. Es kann kein Argument sein, zu sagen: ‚Wir machen nur das, was die Menschen gewöhnt sind'."

Einig sind sich Schüller und Zulehner jedenfalls darin, dass jede katholische Pfarrgemeinde für ihre gläubigen Gemeinschaften eine Eucharistiefeier braucht, weil diese ihre Gemeinschaft mit konstituiert. Unterschiedliche Meinungen vertreten die beiden darin, wie das zu erreichen ist. Die Ankündigung der „Pfarrer-Initiative", Wortgottesdienste mit Kommunionspendung künftig als „priesterlose Eucharistiefeier" bezeichnen zu wollen, hält Zulehner für eine „semantische Provokation". Ähnlich empfindet er die Vorgehensweise der Initiative bezüglich der wiederverheirateten Geschiedenen. „In diesem Fall hat sich seit Jahren eine Praxis in der Kirche eingebürgert", sagt Zulehner. „Wenn man sie auf diese Weise zum Thema macht, riskiert man, dass das im Stillen Gewachsene gefährdet wird. Oft schon hat sich im Lauf der Kirchengeschichte etwas verändert, ohne dass viel darüber geredet worden ist. Das ist jetzt nicht theologisch gemeint, sondern schlicht strategisch."

Für die Pfarrer-Initiative ist stilles Tolerieren nicht genug. „Wir sind der Meinung, dass ein Weg in die Zukunft ein Weg der Aufrichtigkeit und der Transparenz sein sollte. Es tut der Kirche nicht gut, wenn sie offiziell diese Dinge nicht kennen will, während sie an der Basis längst praktiziert werden", sagt Helmut Schüller. „Wenn man etwas toleriert, kann es ja nicht in sich schlecht sein. Und wenn es nicht in sich schlecht ist, dann kann man es ja auch gleich anerkennen. Das verstehe ich nicht, philosophisch nicht und theologisch schon gar nicht."

2011 Aufruf zum Ungehorsam – die alten Themen [Sonntag – Schweiz]

Es handelt sich ja Großteils um alte Themen. Mittlerweile ist es auch wieder ruhiger um die Sache geworden, wenngleich Pfarrer Schüller doch mit Geschick und Erfolg an der internationalen Vernetzung arbeitet. Wie beurteilen Sie die Initiative? Sehen Sie Fortschritte, sehen Sie Möglichkeiten, dass es tatsächlich etwas weiterbringt? Und was bewirkt es innerhalb der Priesterschaft?

ZULEHNER: Mit ihrem Aufruf zum Ungehorsam haben österreichische Pfarrer eine gänzlich neue Reformart gewählt. Sie äußern keine Wünsche, verabschieden keine Resolutionen – vielmehr verabschieden sie sich von solchen – , sammeln keine Unterschriften. Sie sagen einfach: In den Pfarrgemeinden, in denen wir arbeiten, gibt es eine Praxis, die wir für christlich ansehen und die wir machen, weil wir nahe bei den Menschen sind. So können Christinnen und Christen aus anderen Kirchen oder auch gläubige Ausgetretene ebenso zur Kommunion gehen wie wiederverheiratet Geschiedene, mit denen in einem persönlichen Gespräch eine Lösung ihrer Lage vereinbart werden konnte. Die Pfarrer sagen also nicht: Bischöfe, bitte erlaubt uns dieses oder jenes! Vielmehr bitten sie die Kirchenleitung, schon geschehende Reformen wahr- und anzunehmen und nicht mit kirchenamtlichen Stellungnahmen zu gefährden.

Die Bischöfe scheinen wenig geneigt, diese heiklen Fragen weiterzutragen. Sehen Sie auf Seiten der Bischöfe einen gewissen Spielraum - oder endet es im „Aussitzen und Totschweigen“.

ZULEHNER: Das Zweite Vatikanische Konzil hat viel über die Kollegialität der Bischöfe gesagt. Damit ist gemeint, dass sie zusammenwirken sollen, und zwar weit über die ihnen anvertraute Ortskirche hinaus. Die Ortsbischöfe tragen daher auch miteinander Verantwortung für die Entwicklung der Weltkirche und sind nicht nur Prokuristen der Vatikanischen Zentrale. Diese Aufgabe wird nicht wahrgenommen oder, genauer gesagt, sie wird zu wenig wirkungsvoll angegangen. Denn es müssten sich Bischöfe – vielleicht auch quer zu den Bischofskonferenzen – zusammenschließen, miteinander zum Papst fahren und ihm gemeinsam Reformanliegen vortragen. Das ist leider derzeit nicht der Fall. Die Bischofskonferenzen sind hoch polarisiert und damit in Fragen von Reformen handlungsunfähig. Und Netzwerke reformbereiter Bischöfe sehe ich nicht.

Die Initiative entsteht ja direkt aus dem pastoralen Engagement heraus - auch aus der Verärgerung über realitätsfremde Kirchenordnungen und Seelsorgsplanungen, die sich aus der Fläche und von den Menschen zurückziehen. Zum Teil sind die engagiertesten und beliebtesten Priester in der Pfarrerinitiative vertreten. Was sind die Szenarien, wenn diese Stimmen weiterhin unterdrückt und überhört werden? Schleichende Spaltung durch mehr eigenständiges Handeln? Steigende Frustration?

ZULEHNER: Am meisten besorgt bin ich nicht um die Gemeinden und die Pfarrer, sondern um die Kirchenleitung. Sie ist dabei, in einigen wenigen (!) pastoralen Fragen die Chance zu verspielen, schöpferisch gestalten zu können. Die Kirchenleitung erscheint ohnmächtig und isoliert. Die Reformen geschehen – leider! – ohne sie: was weder für die Leitung noch für die Kirche gut ist. Nicht die Pfarrer mit den Gemeinden sind also auf einen Erfolg angewiesen, sondern die Bischöfe selbst.

Wie sehen Sie die Pfarrerinitiative von Ihrer Kenntnis und Ihrer Untersuchung der Befindlichkeit der Pfarrer? Es scheint sich auch ein Wandel im Priesterbild anzudeuten: Die Pfarrerinitiative als Aufschrei von Seelsorgern einer Generation der 60-jährigen, denen es um Nähe zu den Menschen geht – auf der anderen Seite jüngere Priester, denen es mehr um Identität, Geschlossenheit, korrektes Feiern der Liturgie geht. Steht uns ein Rückzug auf ein durch Riten bestimmtes Priesterbild bevor?

ZULEHNER: Nach den vorliegenden Studien zu den Pfarrern zeigt sich sehr wohl, dass die vielen Priester aus der Konzilsgeneration anders denken als die wenigen jüngeren Priester. Es werden derzeit eher solche geweiht, die sich aus der zeitgenössischen Kultur heraushalten und diese für verweltlicht und entchristlicht ansehen. Für sie ist dann die Kirche gleichsam wieder eine Art Festung in einer feindlichen Welt. Zugleich huldigen sie innerkirchlich dem Ideal einer kritiklosen Loyalität. Nicht ins Amt wollen derzeit jene jungen Leute, die fürchten, sie müssten amtlich Dinge vertreten, hinter denen sie nicht wirklich stehen. Auf Papst Benedikt XVI. kann sich ein solcher Auszug aus der modernen Welt nicht berufen. Er betont: „Das Christentum darf nicht zu einer Art archaischer Schicht werden, die ich irgendwie festhalte und gewissermaßen neben der Modernität lebe. Es ist selbst etwas Lebendiges, etwas Modernes, das meine gesamte Modernität durchformt und gestaltet – und sie insofern regelrecht umarmt…“ (Licht der Welt, 76).

Ein Kritikpunkt lautet, es gehe nur um Strukturfragen, nicht um die Gottesfrage. Schüller sagt, er kenne diesen Unterschied nicht, in der Struktur zeigt sich ja die Spiritualität, das Menschenbild etc. Gibt es hier von Seiten der Amtskirche eine Blindheit für die kommunikative Bedeutung der Strukturen (an eine angemessene Rolle der Frau in der Kirche glauben nur 10% laut Umfrage). Gerade auch vor ihrer letzten Umfrage über die Frauen: Stehen der kirchlichen Verkündigung nicht die eigenen Strukturen immer mehr im Weg?

ZULEHNER: Die Strukturen der Kirche sind eine Art Körpersprache der Kirche. Wenn man also in Bildern nur alte Männer sieht, dann ist verständlich, dass junge moderne Frauen (so viele Studien) sagen: Das ist nicht meine Kirche. Da komme ich nicht vor. Hier habe ich nichts zu sagen, kann nicht gestalten. Und wenn in den Leidensgeschichten von Scheidungen und in den darauffolgenden Hoffnungsgeschichten nur auf das objektive Gesetz verwiesen wird und nichts vom Erbarmen Gottes erfahrbar wird, dann kann es schnell vorkommen, dass die Leute sagen: Gott vergibt – aber seine Kirche nicht. Mit einer solchen Haltung verrät aber die Kirche letztlich ihre Sendung – sie verdunkelt, wer und wie Gott ist, anstatt zu erhellen.

Ein weiterer Kritikpunkt lautet, dass die Initiative zu viele Fragen vermischt - und dann pauschal abgelehnt wird. Würde es Sinn machen, einzelne, leichtere Themen einzeln herauszunehmen und ihre Diskussion einzufordern?

ZULEHNER: Die Pfarrer haben ja selbst in ihrer Punktation eine Stufung vorgenommen. Bei einigen Punkten heißt es: das machen wir (so z.B. bei der Zulassung von wiederverheiratet Geschiedenen zu den Sakramenten)! Bei anderen heißt es hingegen: Dafür treten wir ein (z.B. die Weihe von Frauen). Es ist ja auch so, dass der Wiener Erzbischof, Kardinal Christoph Schönborn, längst betont hat, dass er die Sakramentenpraxis rund um Scheidung und Wiederheirat gar nicht ablehnt. Vielmehr gilt ja in Österreich eine Erklärung der Bischofskonferenz aus dem Jahre 1980, die zwar grundsätzlich (und

daher pauschal) keine Zulassung vorsieht, aber sehr wohl die Möglichkeit eröffnet, dass im Gespräch mit einem erfahrenen Seelsorger eine Lösung gefunden werden kann.

Sie deuten auch an, dass sich die „Amtskirche" doch mehr auf Events und fromme Gruppierungen konzentriert – und die Seelsorge vor Ort, insbesondere an nur gelegentlich interessierten Messbesuchern zu kurz kommt oder aufgegeben wird. Gleichzeitig gibt es großes Interesse der Bevölkerung an diesem Thema und auch nach wie vor an der Kirche. Zieht sich die Kirche – mit einer Konzentration der Seelsorge und größeren Pfarrräumen – nicht auf ihren Binnenraum zurück? Fehlen da der Kirche nicht eine zeitgemäße Sprache und der Mut zur Begegnung mit dem Heute?

ZULEHNER: Die katholische Kirche in Österreich hat die Krisenjahrzehnte seit Kardinal Groer und die Missbrauchsfälle danach gut gemeistert. Sie hat in Kardinal Schönborn einen sehr guten und weisen Krisenmanager. Daher habe ich nicht die Sorge, dass die Kirche im Land sektoid wird und nur die angstbesetzten Fundamentalisten den Kurs der Kirche bestimmen. Es wird sich die offene Mitte längerfristig durchsetzen. Die größeren Räume werden für die Optimierung der Seelsorge sein. Aber in diesen wird es vielfältige Gemeinden und Gemeinschaften geben, die Eucharistie feiern. Es wird für sie auch – vielleicht nebenberufliche – Priesterteams geben, wie Joseph Ratzinger in einem Vortrag 1970 schon angekündigt hat. Die Bischöfe werden um eine ausreichende Zahl von „Ältesten" im Sinn des Neuen Testaments sorgen. Denn sie wollen nicht mitschuldig werden daran, dass gläubige Gemeinschaften in Ermangelung eines offiziell dazu Beauftragten jemand aus ihrer Mitte mit dem Vorsitz bei der Eucharistie betrauen oder als gläubige Gemeinschaft miteinander den Heiligen Geist herabrufen, der die Gaben und die Versammelten wandelt – es ist ja auch kein Geheimnis, dass in der Zeit des Kirchenlehrers Tertullian das in Karthago am Beginn des dritten Jahrhunderts genauso gemacht worden ist. Eine solche Praxis haben wir bis heute noch bei der Taufe: damals aber war es auch bei der Eucharistie möglich.

Sie haben gleichzeitig ein Buch über Kirchenvisionen herausgegeben. Das erscheint angesichts der Reformstarre etwas kühn und mutig. Können Sie kurz umreißen, welche Bedeutung Bilder und Visionen für die Zukunft der Kirche haben?

ZULEHNER: Die Kirchen betreiben derzeit am Ende der Konstantinischen Ära in ihrer nachreformatorischen Gestalt eine Art „downsizing" des überkommenen Kirchenbetriebs. Das wird für die Erfüllung des Auftrags der Kirche in der inzwischen veränderten Kultur nicht ausreichen. Es braucht dazu eine Besinnung auf den missionarischen Auftrag der Kirche in der Welt von heute. Das ist aber eine Welt, die weltanschaulich überaus bunt geworden ist – was auch für die Schweiz gilt. Die Kirche aber beharrt darauf, dass Gott ein Gott aller ist: der Atheisten, der Buddhisten, der Muslime, der Christen. Dann aber ist die Kirche Gottes auch eine Kirche aller. Nicht um alle zu vereinnahmen, aber allen zu berichten, dass Gott sich für alle verausgabt und die Vollendung aller will. Dass jemand auf dem Weg der Vollendung ist, zeigt sich am Wachsen in der Liebe. Gelangt auf diesem Weg jemand endgültig im Tod in die Vollendung, dann wir er ein Moment an jenem vollendeten Kosmos, dessen Haupt seit der Auferstehung Christus ist. Denn „auf ihn hin" ist alles erschaffen. Er ist der Erstgeborene der Schöpfung – und alle sind wir

Nachgeborene (vgl. Kol 1,15-20). Solche Visionen werden die Zukunft der Kirche eröffnen – nicht der strukturelle Umbau einer sterbenden Kirchengestalt.

2012 Krisenzeit in der Kirche [derStandard]

"Sie würden Leute am Scheiterhaufen verbrennen". Von Stefan Hayden.

Die Theologen Paul Zulehner und David Berger über Sexualmoral und den rechten Rand der Kirche

Die Entscheidung von Kardinal Christoph Schönborn, die Wahl eines homosexuellen Gemeinderats in Niederösterreich zu bestätigen, hat zu einer neuen Debatte über die Sexualmoral der römisch-katholischen Kirche geführt. Während die offizielle Kirche sich zu keinem klaren fortschrittlichen Standpunkt in der Frage der Homosexualität durchringen kann, wird auf Fundamentalisten-Treffpunkten wie kreuz.net selbst die

Die Pfarrerinitiative um Helmut Schüller stößt währenddessen mit ihren Forderungen, dass Frauen Priester werden dürfen und Priester heiraten dürfen, in Rom weiterhin auf taube Ohren. derStandard.at hat deshalb zwei Theologen zum aktuellen Zustand der Kirche befragt. Paul Zulehner und David Berger sprechen über die Verflechtungen des Vatikans mit kreuz.net, die Dominanz Ultrakonservativer und über Homosexualität in der Kirche. Die beiden wurden getrennt voneinander befragt.

derStandard.at: *Haben sich die Gruppen, die Plattformen wie kreuz.net nutzen, in den letzten Jahren noch weiter radikalisiert?*

Berger: Ja, das ist meine feste Überzeugung. Ich beobachte diese Szene seit gut zehn Jahren, auch aus der Innensicht. Bei kath.net habe ich am Anfang mitgearbeitet und am eigenen Leib die Radikalisierung dieser Gruppen miterlebt. Das kam nicht zuletzt durch eine Rückkoppelung: Sie haben von Rom spätestens seit 2005 immer wieder das Signal bekommen, das ist uns recht, was ihr macht. Gerade kath.net hat mehrmals von Benedikt eine ausdrückliche Belobigung bekommen. Und ich habe es in Rom immer wieder erlebt, dass man die Arbeit von kreuz.net sehr gern gesehen hat.

Ein deutscher Bischof hat mir vor einigen Monaten gesagt: "Das Problem ist, wenn wir heute auf kreuz.net kritisiert werden, dass wir morgen einen Anruf aus dem Staatssekretariat des Vatikans bekommen und gefragt werden, was macht ihr denn da?" Ich schätze, jetzt setzt man wieder auf diese Karte. Wir machen so lange Stunk übers Internet, bis etwas von Rom kommt.

derStandard.at: *Glauben Sie, wird das Schönborn im aktuellen Fall auch passieren?*

Berger: Ich befürchte, dass er Order bekommt, es bei dem Einzelfall zu belassen. Das wird man so nicht stehen lassen, weil eben diese konservativen, reaktionären Kreise Stimmung gemacht haben. Es wird auch nicht lange dauern, bis das wieder bekannt wird. Bis kreuz.net die Information hat, dass Schönborn von Rom zurückgepfiffen worden ist. Denn das ist ja auch bekannt, dass diese Internetseiten an Informationen kommen, die eigentlich intern sind.

derstandard.at*: Da sie selbst mitgearbeitet haben, welche Leute stecken hinter diesen Portalen?*

Berger: Von kreuz.net habe ich mich von Anfang an klar distanziert, da habe ich nie mitgearbeitet. Das hat sich dann auch entsprechend tragisch entwickelt. Nicht nur Homophobie, sondern auch Antisemitismus und anderer Blödsinn feiert da fröhliche Urständ. Das eigentlich Schockierende ist aber,

dass kath.net auch aus Kirchensteuergeldern und mit Geldern des kirchlichen Hilfswerks "Kirche in Not" finanziert wird.

derStandard.at: Herr Zulehner, wie charakterisieren Sie die Leute, die hinter kreuz.net und kath.net stehen?

Zulehner: Wir gehen mit Sicherheit davon aus, dass diese Gruppen politisch und kirchlich am rechten Flügel stehen. Nach allen Untersuchungen sind diese Personen mit dem Persönlichkeitsmerkmal Autoritarismus hoch ausgestattet. Sie setzen auf eine sehr rigide Moral. Nach außen zeigt es sich durch verbale Gewalttätigkeit. Wenn sie könnten, würden sie die Leute am Scheiterhaufen verbrennen.

Die Scheiterhaufen werden jetzt aber medial errichtet, und zwar durch eine hochaggressive Sprache. Sie sind völlig intolerant: antisemitisch, antimuslimisch und fremdenfeindlich. Wir meinen, dass eine innere Unsicherheit dieser Personen durch massive Abgrenzung nach außen verdeckt wird. Also zum Beispiel die Angst, dass die Moral kollabiert. Sie wollen nicht, dass den Menschen die Verantwortung zugetraut wird, frei über ihr Leben zu entscheiden. Sie haben ein mit Freiheit nicht kompatibles Verständnis von Gehorsam. Das ist aber überhaupt nicht das Verständnis des Gehorsams, den Priester geloben.

derStandard.at: Landen solche Leute besonders oft bei der Kirche?

Zulehner: Die sind überall, die sind ja manchmal auch zugleich in der FPÖ und zugleich bei kath.net. Es gibt keinen inneren kirchlichen Grund, sondern diese Leute nehmen sich aus der Religion das, was ihnen entspricht. Und das sind Moral und Ordnung.

derstandard.at: Wen würden Sie in Österreich als die maßgebenden konservativen Kräfte innerhalb der Kirche ausmachen?

Zulehner: Doch kath.net und kreuz.net. Früher war das auch ein Teil im ganz rechten Flügel der ÖVP, aber der hat sich mehr oder minder aufgelöst. Aber der alte Adel ist relativ stark. Es gibt natürlich Leute in der Kirche, die urkonservativ sind. Das gibt es in allen Religionen. Aber ich glaube, es ist kein Sondergut der Religionen.

derstandard.at: Diese Leute werden aber doch von Rom in ihrer Haltung bestätigt?

Zulehner: Die kriegen durchaus ein günstiges Klima. Für die, die Pluralität wünschen, die auf Gewissen und Freiheit setzen, wird es zunehmend eng in der Kirche. Man muss natürlich schon sagen, dass Kardinal Schönborn in der Frage der Homosexualität eben nicht diese Spur verfolgt. Ich glaube, dass er bei sehr vielen Menschen Hoffnung geweckt hat, dass es mit gewissenhafter Verantwortung und Freiheit in der Kirche doch noch nicht zu Ende ist.

Berger: Wenn man sich anschaut wie einflussreich solche Gruppen unter Papst Benedikt geworden sind, die Pius-Bruderschaft, kreuz.net, kath.net, aber auch die ganz vielen anderen kleinen, die im Hintergrund agieren, dann merkt man, die sind unheimlich im Aufwind. Gerade die jüngeren Geistlichen sind zu 80 Prozent auf der konservativen Schiene.

Zu sagen, wir warten, die alten Konservativen sterben weg, ist völliger Blödsinn. Denn häufig sind die Kleriker, die noch die vorkonziliare Zeit miterlebt haben und gesehen haben, dass die alte Messe eben nicht das Heilmittel aller Probleme der Welt war, progressiver als die Jungspunde, die in

einer völlig säkularen Welt aufgewachsen sind. Und die jetzt in der klerikalen Märchenwelt ein Gegenstück suchen.

derStandard.at: Welche Erkenntnisse haben Sie durch die Pfarrerstudie über die Haltung innerhalb der Pfarrerschaft gewonnen?

Zulehner: Die Pfarrer sind mehrheitlich freiheitsorientiert. Es ist ja auch interessant, dass 72 Prozent im Klerus die Pfarrer-Initiative unterstützen. Wir haben vor allem unter den immer weniger werdenden jüngeren Priestern eine Zahl, wie auch in der Gesamtgesellschaft, die die lästige Last der Freiheit wieder loswerden will.

derStandard.at: Das heißt, diese Gruppe findet man jetzt ganz verstärkt in den Priesterseminaren?

Zulehner: Ja, überdurchschnittlich im Vergleich zu früheren Generationen von Priesteramtskandidaten. Weil diejenigen, die liberaler sind, wegbleiben.

derStandard.at: Erreicht die Kirche also heute nur mehr rechte Nachwuchskräfte?

Zulehner: Man erreicht die Leute, die mit einem unterwerfungsbereiten, unfreien Begriff von Gehorsam wenig Probleme haben. Ich glaube, dass es ist nicht nur die Schwäche der Großparteien ÖVP und SPÖ ist, dass FPÖ und BZÖ im Grunde genommen immer stärker werden, sondern das liegt auch an einer kulturellen Entwicklung. Die hohen Zeiten der 68er sind vorbei. Zwischen 1970 und 1995 haben wir einen ständigen Rückgang des Autoritarismus in der Bevölkerung festgestellt, seitdem nehmen die Daten wieder zu.

derstandard.at: Herr Berger, wer geht heute noch ins Priesterseminar?

Berger: Ich sage immer ein bisschen spaßhaft, die sind zu 80 Prozent sehr konservativ und zu 70 Prozent sind sie homophil/homophob. Das ist so das Spektrum, das heute ins Priesterseminar geht. Wenn dann irgendwelche Skandale auffliegen, wie 2004 in St. Pölten, dann merkt man, dass da durchaus was dran ist. St. Pölten ist geradezu ein Schlüsselerlebnis, um zu sehen, wie paart sich extremer Konservativismus - denn das waren Regens Küchl, Subregens Rothe und sicher auch Krenn - mit extremer Homophilie in all ihren Schattierungen.

derStandard.at: Gibt es Priester, die ihre Homosexualität offen ausleben?

Zulehner: Also wir haben dazu eigentlich keine Detailstudien, wir haben nur flächendeckende, anonyme Studien. Wir meinen, wenn es überhaupt Beziehungen im Klerus gibt, dann eher homosexuelle denn heterosexuelle. Da scheint es einen leichten Überhang zu geben. Aber sonst sind wir nicht in der Lage, seriös Zahlen zu nennen, wer wirklich in einer akuten Beziehung lebt.

Berger: Wir haben eben keine absolut belastbaren soziologischen Studien dazu. Zwei Studien aus den 90er Jahren aus Nordamerika und eine aus den Niederlanden kommen zu dem Ergebnis, dass in den USA und hier in Westeuropa die Zahl der Homosexuellen unter den Geistlichen etwa zwischen 40 und 60 Prozent liegt. Was man sagen kann, ist, dass die Anzahl homosexueller Kleriker in der katholischen Kirche weit über dem Durchschnitt in der Normalbevölkerung liegt. Wie weit, das halte ich dann für müßig, darüber nachzudenken.

derstandard.at: Hat sich der Umgang der Kirche mit Homosexualität gewandelt?

Berger: Solange die Homosexualität illegal war, vom Staat tabuisiert worden ist, war die einzige Möglichkeit für einen homosexuellen Mann, wenn er nicht heiraten wollte und auch nicht als irgendein verschraubter Onkel auf dem Land zum Gespött der Gesellschaft werden wollte, katholischer Priester zu werden. Die Kirche war geradezu ein Schutzraum für diese Leute. Mit der modernen Schwulenbewegung kommt eine Alternative. Ich muss, wenn ich entdecke, dass ich schwul bin, nicht mehr unbedingt ins Kloster gehen.

Das taucht jetzt als Konkurrenz auf, und da reagiert die Kirche geradezu allergisch. Eine Person steht von Anfang an im Mittelpunkt der allergischen Reaktion: Josef Ratzinger. Und als er Papst wird, vermehrt sich das noch. Ich habe für mein neues Buch auch in den "Acta Apostolicae Sedis" recherchiert. Die gesamten letzten Jahre kommt er immer wieder auf dieses Thema zu sprechen. In der Geschichte kenne ich keinen Papst, der so homophob agiert hat wie Benedikt XVI. Und dadurch ermutigt er natürlich diese konservativen Gruppen noch, eins draufzusetzen.

derStandard.at: Was erwarten Sie von der Pfarrerinitiative?

Berger: Ich hoffe, dass das ein Gegengewicht sein könnte. Denn es passiert endlich einmal was. Und wenn man sich die inhaltlichen Punkte anschaut, sind die überlebenswichtig für die katholische Kirche, wenn sie nicht zur fundamentalistischen Großsekte werden soll. Das muss man ja den österreichischen Bischöfen zugestehen, besonders Schönborn, dass sie versuchen, diesen komplizierten Weg zwischen den Reaktionären und den Liberalen zu gehen. Aber dass von Rom dann gleich mit disziplinarischen Maßnahmen gedroht wird, ist im Grunde eine Bankrotterklärung. Und ich befürchte, dass sie sich am Ende durchsetzen werden.

derstandard.at: Kann es sich Rom überhaupt noch leisten, mit harten Maßnahmen vorzugehen?

Berger: Denken Sie an die Rede, die Papst Benedikt in Freiburg gehalten hat, wo er von der Entweltlichung der Kirche gesprochen hat. Das heißt, sie wollen lieber eine kleine, elitäre Gruppe, die hundert Prozent hinter dem Papst steht, als eine Volkskirche. Das ist im Grunde das Programm Benedikts. Das findet sich schon sehr früh in seinen Schriften, wir müssen uns gesundschrumpfen, das ist sein Lieblingswort in diesen Schriften. Das heißt, weg mit den liberalen Elementen. Und das ist ja genau der Ton, den kreuz.net und kath.net anschlagen: Werdet doch evangelisch, wir brauchen euch nicht.

derStandard.at: Herr Zulehner, was ist Ihre Einschätzung, wie geht es mit der Pfarrerinitiative weiter?

Zulehner: Die Pfarrerinitiative lebt ja nicht von dem, was die Pfarrer gerne hätten, sondern letztlich von dem, was in vielen Kirchengemeinden faktisch gelebt wird, wie Sakramentenempfang für wiederverheiratete Geschiedene, dass Laien predigen und solche Fragen. So muss man eigentlich die Frage stellen, ob es gelingen wird, das, was kirchenamtlich gesagt wird, und das, was faktisch getan wird in den Gemeinden, deckungsgleich zu machen oder einander näher zu bringen. Ich glaube, das Problem haben weniger die Pfarrer, sondern die Bischöfe. Weil offensichtlich die Pfarrer mit ihrer Initiative signalisieren, die Reformen laufen, mit oder ohne Bischöfe. Und es wäre fatal, würden die Reformen ohne die Bischöfe laufen.

derStandard.at: Und Sie glauben, das wird in Österreich passieren?

Zulehner: Etwa bei der Frage Ehescheidung und Wiederverheiratete ist das nicht ein Konflikt Schüller gegenüber Schönborn, sondern Schönborn gegenüber dem Papst. (Stefan Hayden, derStandard.at, 18.4.2012)

Paul M. Zulehner (72) ist Pastoraltheologe und war bis 2007 Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Er gilt als einer der besten Kenner der Kirche. Seine zahlreichen Studien beschäftigten sich neben der Werteforschung vor allem mit dem Kirchenpersonal. Im Februar ist Zulehners jüngste Untersuchung zur österreichischen Pfarrerschaft erschienen: "Aufruf zum Ungehorsam - Taten, nicht Worte reformieren die Kirche".

David Berger (44) ist Theologe und wurde 2003 in Rom zum korrespondierenden Professor der Päpstlichen Akademie des heiligen Thomas von Aquin ernannt und war Herausgeber von "Theologisches", der führenden Zeitschrift konservativer Katholiken. Von 1998 bis 2001 war er Dozent an der Kongregation der Diener Jesu und Mariens in der Diözese St. Pölten. Aus Protest legte er Anfang 2010 seine Herausgeberschaft nieder und veröffentlichte im selben Jahr sein Buch "Der heilige Schein. Als schwuler Theologe in der katholischen Kirche". Heute unterrichtet er Deutsch an einem Gymnasium, die Erlaubnis zum Religionsunterricht wurde ihm im Vorjahr vom Kölner Erzbischof entzogen.

2012 Die mühsame Suche nach einem neuen Bischof für Vorarlberg [Vorarlberger Nachrichten]

Vorarlberg wartet über ein halbes Jahr auf die Nachbesetzung von Bischof Elmar Fischer. Mittlerweile machen Gerüchte die Runde. Auch eine gewisse Frustration macht sich breit. Sind die Katholiken im Westen zu ungeduldig?

Zulehner: Geduld ist bei Bischofsernennungen eine hilfreiche Tugend. Zumal es plausible Gründe dafür gibt, dass es ja nicht nur um die pastoral sehr gut bestellte Diözese Feldkirch geht, sondern um die Neukomposition der gesamten Österreichischen Bischofskonferenz. Es könnte durchaus sein, dass die „Verzögerung" auch mit dem „Aufruf zum Ungehorsam" des früheren Generalvikars und Caritaspräsidenten Helmut Schüller zu tun hat, der unter den Pfarrern und im Kirchenvolk eine hohe Sympathie hat.

Wenn man den Stimmen aus Diözesanleitung und Klerus Glauben schenkt, war der Wunsch an den Nuntius einhellig. Die Nachbesetzung schien klar, weil die Diözese lange schon vom Führungsduo Elbs-Schmolly gestaltet wird. Mit zunehmender Wartezeit scheint nun wieder alles möglich. Was geschieht da hinter den Kulissen?

Zulehner: Bischofsernennungen haben einerseits einen geregelten Ablauf. Der Nuntius sammelt Vorschläge, holt über die Topkandidaten das Urteil von vielen von ihm erlesenen Persönlichkeiten des öffentlichen und kirchlichen Lebens ein. Das gesammelte Material geht in die Bischofskongregation und wird dort beraten. Andererseits ist es der Papst, der ernennt. Kardinal Martini, lange Mitglied dieser Kongregation, erzählte mir, wie es bei Erzbischof Groer gelaufen war. Wir hatten, so erzählte er, Vorschläge der Nuntiatur in Wien. Dann kam aber ein Prälat „aus dem Vatikan" und berichtete, dass der Papst Groer ernennen wolle. Damit war unsere Arbeit zu Ende. Dass also viele Benno Elbs für einen fähigen Kandidaten halten, ist sicherlich in Rom angekommen. Die Ernennung ist dann noch einmal ein anderer Schritt.

Konservative Kräfte wie die Gemeinschaft „Das Werk" stellen klar in Abrede, dass sie auf die Bestellung Einfluss nehmen. Tatsächlich stellt „das Werk" bis heute keinen Bischof. Peter Willi taucht immer wieder als Kandidat auf. Wer hat heute wirklich Einfluss auf die Bischofsbestellungen?

Zulehner: Das Werk erfreut sich weltkirchlich eines hohen Ansehens, was ja auch dadurch zum Ausdruck kommt, dass es bereits mehrere Bischöfe in wichtigen römischen Stellen gibt. Man kann dem Werk auch nicht vorwerfen, dass es in seinem Ursprungsland einen Bischof stellen will. Dabei wäre es gewiss gut, wenn er auch auf dem ordentlichen Weg über die Nuntiatur vorgeschlagen wird. Ein Bischof, der an der breiten Konsultation vorbei ernannt wird, hat es zumeist nicht leicht, das breite Vertrauen des Kirchenvolks zu gewinnen. Aber wie das Beispiel Groer zeigt, ist es durchaus möglich, das ein Papst an den Vorschlägen der Nuntiatur und auch des Vorsitzenden der Bischofskonferenz vorbei jemanden zum Bischof macht.

Die römisch-katholische Kirche umfasst heute weltweit 2945 Diözesen. Vorarlberg zählt sicher nicht zu den bedeutenden. Welchen Stellenwert hat diese Besetzung tatsächlich?

Zulehner: Der Bischof für Feldkirch ist zunächst für die Diözese wichtig. In einer Zeit, in der Institutionen (wie politische Parteien) vor allem über Personen wahrgenommen werden, ist es für eine Ortskirche gut, wenn der Bischof im Ländle Ansehen hat. Bischöfe als Mitglieder der Bischofskonferenz

gestalten aber über die Ortskirche hinaus das Leben der Kirche in ganz Österreich mit. Es mag schließlich Kardinal Schönborn zwar zuzustimmen sein, dass die Kirche in Österreich für den Gang der Weltkirche wenig Einfluss hat. Diese Aussage hat er vor allem mit Blick auf die Pfarrerinitiative gemacht. Doch ist unbestritten, dass Bischöfe die Pflicht haben, nicht nur römische Vorgaben in der anvertrauten Ortskirche umzusetzen, sondern auch vom Amt her verpflichtet sind, zusammen mit dem Papst den Gang der Weltkirche zu gestalten. Wie also etwa der neue Bischof zur Frage der Geschiedenenpastoral steht, oder ob es ihm ein Anliegen ist, alles Erdenkliche zu tun, damit gläubige Gemeinden sonntäglich Eucharistie feiern können: das gehört auch zum Amt eines Bischofs.

Neben Vorarlberg erwarten auch Salzburg und die Steiermark neue Oberhirten. Je länger sich der Vatikan in Schweigen hüllt, desto lauter werden Stimmen, die eine großangelegte Rochade vermuten: Demnach könnte Vorarlbergs Diözesanadministrator Benno Elbs in Salzburg oder Graz zum Zug kommen. Auch der Tiroler Bischof Manfred Scheuer muss scheinbar mit einer Versetzung und damit Beförderung rechnen. Wie schätzen Sie die Wahrscheinlichkeit ein, dass Rom neue konservative Bischöfe im Westen einsetzen wird?

Zulehner: Es scheint üblich zu sein, die zwei Erzbischöfe von Wien und Salzburg, welche für jeweils weitere Diözesen verantwortlich sind, mit Personen zu besetzen, die sich schon als Bischöfe bewährt haben. Das war bei Erzbischof Kothgasser der Fall. Er war zuvor schon erfahrener Bischof von Innsbruck. Es gibt ernsthafte Gründe, dass auch Manfred Scheuer für eine solche Rochade vorgesehen ist. Es könnte freilich auch sein, dass Rom für Salzburg jemanden ernennen wird, der ein kirchenpolitisches Gegengewicht zu Kardinal Schönborn darstellt. Der Wiener Kardinal hat seit der Bestätigung der Wahl eines in einer eingetragenen Partnerschaft Lebenden in den Pfarrgemeinderat der Pfarre in Stützenhofen nicht nur Freunde in Rom. Auch sein diplomatischer Umgang mit der Pfarrerinitiative wird von manchen in Rom nicht goutiert. Dem für zu liberal eingeschätzten Wiener Kardinal könnte ein weniger liberaler Erzbischof in Salzburg zur Seite gestellt werden.

Bedeutet das lange Zögern nicht auch eine Desavouierung des Bischofsamtes, weil deutlich vor Augen geführt wird, dass es ohne den Bischof auch geht?

Zulehner: Das Bischofsamt leidet nicht darunter, dass eine Ernennung lange braucht. Vielmehr leidet es, wenn es eine tiefe Kluft zwischen dem Kirchenvolk und der Kirchenleitung gibt. Das ist derzeit nach allen vorhandenen Umfragen in einer besorgniserregenden Weise der Fall. Es wäre gut, würden in Feldkirch, Salzburg und Graz Bischöfe ernannt werden, die das Vertrauen der breiten offenen Mitte der Kirchenmitglieder haben oder zumindest gewinnen können und fähig sind, Brücken zwischen den unterschiedlichen Flügeln in der Kirche zu bauen.

2012 Vatileaks [Die PRESSE]

Die Kirche ist ein „gläsernes Haus“, so Papst Johannes Paul II. vor Medienschaffenden. Dabei war dem Papst schon klar, dass es auch Bereiche gibt, in die es keinen Einblick gibt und eine Balance zwischen Transparenz und Diskretion vorhanden sein muss. Zum Wohl der Menschen schützt die Kirche das Beichtgeheimnis. Johannes XXIII. konnte angesichts eines drohenden Atomkriegs in Kuba nur hinter den politischen Kulissen diplomatisch erfolgreich agieren. Das alles ist gut so.

Es scheint aber auch eine „Geheimdiplomatie anderer Art“ zu geben. Das sind Vorgänge, die das Licht der kirchlichen Öffentlichkeit scheuen, in deren Akten niemand als ein kleiner Innenkreis Einblick nehmen darf. Einige davon sind nun dank Vatileaks an die Öffentlichkeit geraten. Ein Vertrauensbruch, von einem Angestellten im Umkreis des Papstes? Oder der Zipfel einer größeren Verschwörung: Aber gegen wen?

Wie immer das moralische Urteil über diesen Vorgang ausfällt: Was ans Licht kam ist eine Lesehilfe für die Konstellation im Machtzentrum der katholischen Kirche. Vatileaks führt unweigerlich zur Frage, wie der derzeitige Papst die Kirche leitet.

Benedikt XVI. hat enorme Stärken. Es ist ein großer Theologe unserer Zeit. Seine Worte bei Ansprachen an die Welt oder bei Pastoralbesuchen sind verständlich, oft berührend. Viele hat es betroffen gemacht, als er bei seinem Besuch in seiner Heimat Bayern kurz nach der Landung auf dem Flughafen sagte, dass wir heute inmitten des lauten Lärms modernen Lebens, gotttaub geworden, die leise Musik Gottes nicht mehr hörten. Der Papst liest viel, lädt zu Fachtagungen, schreibt anspruchsvolle Bestseller. Manche nennen ihn respektvoll deshalb einen „Teilzeitpapst“, weil er ebenso viel Zeit für Bücher verwendet wie für (dann noch dazu gestohlene) Akten.

Nun gibt es Leute, die mit der Leitung großer politischer Gebilde und weltweiter Organisationen gut vertraut sind, welche den „Vatikan“ mit all seinen Dikasterien (Ministerien) gänzlich auflösen, neu errichten und mit neuen Leuten bestellen würden. Anders sei die Administration nicht zu sanieren. Selbst der mächtige Papst Johannes Paul II. hat vor dem „Vatikan“ kapituliert und sich für wichtige Entscheidungen eine Art „kleine polnische Kurie“ mit seinem Privatsekretär Dziwisz an der Spitze geschaffen. Manche vermuten, dass es inzwischen eine „süddeutsche Kurie“ geleitet vom Privatseketär Gänswein gebe.

Nicht zu den Stärken von Benedikt XVI. zählt sein „Headhunting“ für die Leitung der Vatikanischen Ämter. Die Bestellung des wichtigsten Mannes neben dem Papst, seinem „Außenminister“ Tarcisius Bertone, verursachte bei vielen Entsetzen. Kurz nach dessen Bestellung rief mich ein hoher kirchlicher Würdenträger an, um mir für meine Arbeit in den Medien mitzuteilen, „eine Katastrophe sei passiert: Bertone sei der Nachfolger von Sodano geworden“. Diese Einschätzung ist, trotz dessen Verteidigung durch den Papst, inzwischen nicht besser geworden. Ein hochrangiger österreichischer Politiker, der eineinhalb Stunden beim Außenminister des Vatikans zu Gast war, bezeichnete die gesamte Begegnung als nichtssagend. Viele nehmen an, dem Papst wäre unter Sodano die Williamsongeschichte nicht passiert: also die

Rehabilitation eines Bischofs, der den Holocaust leugnet. Bertone hatte den Papst offensichtlich schlecht gebrieft. Und dass der Papst dann in einem Brief an die Bischöfe einräumte, dass man im Vatikan künftig das Internet besser nützen müsse, sagt auch viel über das Zusammenspiel im Vatikan. Der Leiter der deutschsprachigen Sektion des Radio Vatican, der Jesuit Eberhard von Gemmingen, erzählte mir, er hätte den Papst über diese Geschichte der Öfteren informieren wollen, habe aber keinen Termin bekommen. Manche hatten gehofft, dass der Papst Bertone nach Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand gehen ließe: Sie wurden aber auch darin enttäuscht.

Ob Vatileaks mit der Unzufriedenheit mit Bertone und Gänswein zu tun hat? Auch wenn das nicht der Fall sein sollte: Die Diskussionen um das baldige Ende der Amtszeit von Bertone sowie um die ambivalente Rolle des Privatsekretärs Gänswein sind für die Leitung der katholischen Weltkirche nur ein Segen.

Manche vermuten, dass sich derzeit in Rom potentielle Nachfolger von Benedikt XVI. in gute Startpositionen bringen wollen. Ob aber das der Kirche nützt? Der schon erwähnte Pater von Gemmingen hat unlängst eine tolle Idee geäußert, der ich persönlich viel abgewinnen kann: Das nächste Konklave solle nicht nur der Wahl des nächsten Papstes dienen. In diesem solle vielmehr – etwa ein halbes Jahr lang – über den Weg der katholischen Kirche beraten werden. Alle ungelösten Fragen wie Evangelium und moderne Welt, Scheidung und Wiederheirat, Priestermangel, Position der Frauen in der Kirche usw. gehörten auf die Tagesordnung dieses Sonderkonklaves. Und erst wenn man sich über den Kurs der Kirche in den kommenden Jahren geeinigt hat, solle man zur Wahl schreiten.

2013 Zur Wiener Diözesanreform

Was halten Sie persönlich aus pastoraltheologischer Sicht von den Plänen der ED Wien, die in den nächsten Jahren verwirklicht werden sollen?

Zulehner Paul Michael: Es ist keine Frage, dass die Kirche in einem tiefgreifenden Umbau steckt. Die Zeit, in der Katholisch-sein in Österreich Schicksal war, ist endgültig vorbei. Jetzt kann man sich ein- oder auswählen. Da ist es aber wichtig, ob wir als Kirche aus der Tiefe Gottes kommend nahe an den Menschen sind, gerade bei jenen, die wenig beweglich sind, bei den Familien mit kleinen Kindern, den Älteren, jenen, die eine kirchliche Gemeinschaft in Ruf- und Reichweite suchen und in ihr ein Dach über der Seele finden. In dieser Nähe wollen Sie auch das Herz der Kirche spüren und in der Eucharistiefeier sich durch den herabgerufenen Geist Gottes wandeln lassen. Dass es für einige Aufgaben ergänzend (subsidiär lehrt die Kirche) auch eine gute Zusammenarbeit bei einigen Aufgaben braucht, bezweifelt niemand. Größere pastorale Räume und bodenfeste gläubige Pfarrgemeinden schließen einander nicht aus. Die Seelsorge lässt sich optimieren, ohne Pfarren aufzulösen (abgesehen von jenen, die das um zu überleben selbst beschließen).

Die einzelnen Dekanate sind ja derzeit aufgefordert, sich selbst Möglichkeiten für mehr Zusammenarbeit zu überlegen. Haben Sie das Gefühl, dass diese Inputs in Wien auch wirklich Gehör finden werden oder hat man dort ohnehin schon unabhängig davon Pläne 'in der Schublade'?

Manche Vorbilddiözesen wie z.B. Poitiers in Frankreich haben zur der Beteiligung der Betroffenen eine Synode durchgeführt. Es ist klug zu sagen, dass im Miteinander Aufgaben gefunden werden, die man gemeinsam angeht. Bewährte und anerkannte Beispiele sind die Bildungsarbeit, die Ausbildung von Mitarbeitenden, die Jugendarbeit, die Verwaltung, caritative Projekte, spirituelle Orte. Dass die Erzdiözese eine Top-down-Reform riskiert, ist eine gefährliche Versuchung. Manche halten die Pfarren für reformunwillig, das Pfarrsystem sei gänzlich überholt. Dabei vergisst man, dass die Pfarren sich in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend verändert haben und längst nicht mehr das sind, wozu Joseph II. viele gegründet hat. Es braucht auch ein gläubiges Gespür dafür, dass Gott mit jeder dieser Pfarrgemeinden schon lange eine eigene Geschichte geschrieben hat. Pfarreien dürfen nicht nur als Verwaltungseinheiten missverstanden werden. Die Auflösung einer „gesunden“ Pfarre kommt dem Versuch gleich, eine lebendige Ehe durch die Kirche aufzulösen. Faktisch denken die Verantwortlichen laut Umfragen an die Auflösung, weil sie den Pfarren das Recht auf die Eucharistie, das Geld und den Pfarrer entziehen wollen. Ob die Optimierung der Seelsorge gelingt, indem man Pfarren entrechtet? Ich erlebe bei vielen Betroffenen im deutschen Sprachraum nach solchen Reformen eine Art innerer Kündigung, die durch nachgereichte spirituelle Appelle nicht gemindert wird. Dann hat man hier den Prozess Apg 21, und dort die Strukturveränderungen: Wie das zusammenhängt, ist auch bei gutem Willen nur schwer zu erkennen. Außerdem werden manche Pfarreien dadurch von oben beschleunigt "aufgelöst", weil - so ein Kommentar in meiner Umfrage (www.zulehner.org) - dank der Zentralisierung der Eucharistiefeiern ein Drittel dorthin geht, ein Drittel wegbleibt, und nur ein Drittel in die gemeindliche Wortgottesfeier

kommen wird. Die neugemeindlichen Sonntagsversammlungen werden auf ein Drittel schrumpfen.

Innerhalb der ED Wien gibt es sehr unterschiedliche Ausgangslagen. Die Voraussetzungen in der Stadt und am Land sind grundlegend verschieden - Katholikenanteil an der Bevölkerung, Besiedlungsdichte, Nähe der einzelnen Pfarren zueinander. Wird Ihres Erachtens vonseiten der Diözese darauf genug eingegangen?

[Zulehner Paul Michael] Der Bischofsvikar Matthias Roch hat schon vor Jahren einen guten Entwurf erarbeitet, wie [Zulehner Paul Michael] selbst mit weniger Priestern die Seelsorge stark und dorfnah bleiben kann. Wie ich sehe, sitzt er nicht in der "Steuerungsgruppe". Manche klagen, dass die Reform von Personen gemacht wird, die keine Erfahrung mit pfarrlicher Pastoral haben. Diese scheinen überdies auch jenen Pastoraltheologen aufzusitzen, welche die Pfarre für überholt erklären. Dabei ist das feine Pfarrnetz deshalb schon ein Segen - das es so lange wie möglich zu erhalten gilt – , weil es ein lückenloses Netz diakonaler Aufmerksamkeit ist. Je gröber bzw. löchriger das Netz, umso mehr Menschen fallen durch. Doch sind das wohl alles nur Nebenthemen. Das Kernproblem ist, dass wir meinen, "im Rahmen" reformieren zu müssen, der nur weltkirchlich verändert werden könne. Also letztlich unter der Bedingung, dass uns die Priester ausgehen. Dafür opfern wir sogar lebendige Pfarren und dünnen die Eucharistiefeiern aus. Es kann Wien und vielen anderen Diözesen passieren, dass sie "gehorsam" im Rahmen verblieben sind, während inzwischen "Rom" selbst den Rahmen verändert. Ich würde daher die Struktur-Reform solange sistieren, solange Franziskus dabei ist, den Rahmen umzubauen. Sehr lange kann das nicht dauern.

Man hört hier bei der Diözesanversammlung immer wieder die Forderung nach echter Einbindung der Laien. ZB. habe ich jetzt von mehreren Seiten gehört, dass es sehr viele ausgebildete Wortgottesdienstleiter gibt, die aber kaum eingesetzt werden. Dazu zwei Fragen: 1. Deckt sich dieser Eindruck mit Ihren Studien? 2. Wie groß ist der Unterschied zwischen dem, was die Gläubigen in den Gemeinden unter 'echter Einbindung' verstehen, und dem, was man 'oben' darunter versteht.

[Zulehner Paul Michael] In den meisten Pfarrgemeinden arbeiten Laien längst gut engagiert mit: so die Studie über die Pfarrgemeinderäte aus dem Jahr 2006. Von diesen gemeinderfahrenen Personen könnten leicht demnächst einige ausgebildet und in Ältestenteams zu Priestern geweiht werden. Franziskus, Bischof von Rom, weiß von diesem Modell und auch einige aus G8-Kardinalskreis. Wichtig ist, dass jene, die das Leben der Pfarrgemeinden tragen, dieses auch nachhaltig gestalten können. Was alle als einzelne angeht, muss von allen entschieden werden (CIC can 119, §2). In dieser Richtung können die Administratoren in den Diözesen noch viel lernen. Pfarrangehörige machen mit: aber nicht unter allen Bedingungen, so ein Ergebnis der PGR-Studie. Die wirksame Beteiligung an der Strukturreform ist die Nagelprobe, ob man Laien wirklich will. Man kann nicht ohne sie reformieren und von ihnen dann verlangen, dass die die ungewollte Reform ausführen. Das hieße ja, den Hund zur Jagd tragen zu müssen.

2014 Selbstgemachte Hürden [Publik-Forum]

Wenn die Kirche alle ordinieren würde, die sich zum Priesteramt berufen fühlen, dann hätte sie mehr als genug Priester

Gespräch mit dem Pastoraltheologen Paul Michael Zulehner

Von Klaus Hofmeister

Immer weniger junge Menschen wollen Priester werden. In den 60er Jahren wurden jährlich in Deutschland noch 500 Priester geweiht, zurzeit sind es 80 pro Jahr. Welche Gründe hat das?

Es gibt einen tiefgreifenden Wandel im Stellenwert von Religion, Christentum und Kirche in der Gesellschaft. Die Religion privatisiert sich zum Teil, sie geht in die Innerlichkeit, die kirchliche Gestalt der Religion ist weniger wichtig geworden - wenn nicht überhaupt die Menschen ihre Religion gleichsam „im Kühlschrank ihres Lebens einlagern“ und nur zu bestimmten Notsituationen eine Notration „auftauen“. Das wirkt sich auf den Priesterberuf aus.

Wie hat sich das Berufsbild verändert?

Der Priester war ein *Seelsorgsberuf*. Priester waren nahe an den Menschen dran und konnten sie lebensgeschichtlich begleiten. In der Zwischenzeit ist durch die sinkende Zahl der seelsorglich tätigen Personen die Nähe zu den Menschen verloren gegangen. Wir sehen vor allem bei den Priestern einen tiefen Umbau in ihrer Rolle: aus menschennahen Seelsorgern werden organisationsnahe Kleinunternehmer. Sie müssen in pastoralen Kleinunternehmen Leitung wahrnehmen. Das haben sie nicht gelernt, das sind sie nicht gewohnt und ich habe auch den Eindruck, dass die Jungen das nicht gerade suchen.

Wenn ein junger Mann früher Priester werden wollte, hat man die Eltern beglückwünscht, heute werden sie bemitleidet. Woran liegt das?

Man muss zunächst ganz nüchtern davon ausgehen, dass die Anzahl der Kinder sehr klein geworden ist. Dann sind die Bildungschancen der Kinder ganz andere. Früher musste man, wenn man einfachen bäuerlichen Verhältnissen kam, in ein Knabenseminar. Das war eine Ehre und eine große soziale Aufstiegschance. Diese Gründe fallen heute weg. Man muss nicht mehr Priester werden, um Zugang zur Bildung zu haben. Damit verliert der Priester noch ein wenig mehr das Außergewöhnliche, als „heiliger Außenseiter“. Zwar ist das Ansehen der Priester generell noch immer größer als das von Politikern und Journalisten. Aber ganz oben stehen heute die Ärzte, die Priester im weißen Kittel. Und wenn die Eltern vielleicht einen Betrieb haben, wenn sie möchten, dass sie Enkelkinder kriegen, um im Alter nicht allein da zu stehen – dann werden sie den Weg in den zölibatären Beruf des katholischen Priesters auch deshalb nicht so gerne sehen.

Wo der Beruf sozialen Aufstieg bedeutet, sind die Seminare noch voll?

Ich hatte unlängst einen Stipendiaten aus Nigeria. In seiner Diözese wird gerade das dritte Priesterseminar gebaut. Dieser Theologiestudent sagt: „Die Leute, die dort ins Priesterseminar gehen, erleben genau diesen sozialen Aufstieg. Sie entrinnen einer Verelendung und finden im Raum der Kirche respektable, gute Lebenschancen vor.“ Das ist einer der Gründe – nicht der einzige – warum das Priesteramt in manchen Regionen der Weltkirche so attraktiv ist.

Wo liegen psychologisch die Hindernisse für junge Männer, sich als Priester berufen zu fühlen?

Sie sind unsicher, wie wichtig in diesem Beruf noch die seelsorgliche Begleitung für die Menschen ist. Außerdem sehen sie bei den Gleichaltrigen, dass sie nach dem Abitur in angesehene, lukrative Berufe tendieren, in den IT-Bereich, in die Medien, wo sie hoffen, Karriere machen zu können. Und in einer Kultur, wo der Zugang zur Sexualität ganz niedrigschwellig geworden ist, können viele sich ein Leben ohne Sexualität im zölibatären Modus nicht vorstellen. Die ehelose Lebensform schreckt sehr viele ab.

Wenn junge Menschen sich dennoch entscheiden, diesen Weg einzuschlagen, welches Persönlichkeitsprofil bringen sie mit?

Es gibt die „unbekümmert Berufenen", die vom Evangelium Feuer gefangen haben, die im sozialen Bereich der Kirche tätig waren oder vielleicht in der Jugendarbeit, die einen Auslandsdienst hinter sich haben, also Leute, die durchaus das Evangelium „gekostet" haben und sagen: die Jesusbewegung ist mir wichtig, ich steige ein in dieses kirchliche Amt, weil ich das Evangelium voranbringen möchte. Das ist eine Gruppe. Es gibt auch eine andere Gruppe - dazu gehören manchmal auch Konvertiten oder Spätberufene -, die irgendwie enttäuscht sind vom Leben in der modernen Welt, die vielleicht in der Beziehungskarriere ihres eigenen Lebens nicht vorangekommen sind, enttäuscht sind von Frauen oder schlechte Erfahrungen in Beziehungen gemacht haben, die sich dann eher in dieser sehr weltabgewandten Weise in das Priesteramt hinein bewegen. Ich glaube, zwischen diesen beiden Polen gibt es noch viele unterschiedliche Teiltypen.

Der Chef des Priesterseminars der Jesuiten in Frankfurt, Pater Stephan Kessler, hat kürzlich gesagt: „Wer heute eintritt, tritt entschiedener ein, überlegter, mit einem festen Bild. Er sucht allerdings die Sicherheit in einer Institution, die soziologisch gesehen im freien Fall ist."

Die Suche nach Orientierung und Sicherheit zeigt sich bei uns in den Forschungen in der Zunahme der Unterwerfungsbereitschaft und des Autoritären bei jungen Menschen. Wenn sich das religiös einfärbt, kann es ein Motiv bilden, sich in die stabile Form des Priesteramts hineinzugeben, in diesen Schutzraum. Diese Nachwuchskleriker sind gerne bereit, alle Symbole der Rollensicherheit zu akzeptieren. Sie gehen wieder in Kollar, mit priesterlicher Kleidung und verschanzen sich mit ihrem eher gefährdeten Ich hinter dieser Rolle. Das hat natürlich auch mit der riesigen Unübersichtlichkeit für jungen Menschen heute zu tun. Sie wissen nicht mehr wie sie mit der Arbeit, mit den Beziehungen zurechtkommen, wie es mit der Ökologie weitergehen wird, ob der Friede erhalten bleibt. Wir haben kaum je eine so verunsicherte junge Generation vor uns gehabt, wie das derzeit der Fall ist. Dann ist die Versuchung gegeben, dass sie eine Institution und Autoritäten suchen, die ihnen vermeintlich die Angst um die eigene Zukunft abnehmen. Und dafür eignet sich der Priesterberuf, der gerade auch wegen seiner Rarität eine relativ hohe Sicherheit verheißt.

Wir haben über die soziologischen und psychologischen Gründe für den Priestermangel gesprochen. Glauben Sie, dass – um es mal so zu formulieren - Gott aufgehört hat, Menschen zu berufen?

Wenn die Kirche alle ordinieren würde, die sich zum Priesteramt berufen fühlen, dann hätte sie so viele Priester, dass sie gar nicht wüsste wohin damit. Denn wenn wir heute in unsere Forschungen hineinschauen, unter die Diakone, unter die Pastoralreferenten, unter die Pastoralreferentinnen, unter die Theologiestudierenden: Da sind hohe Anteile, die sagen, ich wäre bereit auch das Priesteramt anzunehmen, mich ordinieren zu lassen, nur: die Kirche hat Kriterien aufgestellt, unter denen ich dann nicht genommen werde. Wir haben also keinen Berufungsmangel, sondern wir haben eigentlich einen Weihemangel. Das zeigt sich auch darin, dass in der Not die Kirche heute Laien in Positionen stellt, die eigentlich priesterlich sind. Wenn man so will gibt es heute sehr viele „ungeweihte Priester", die also Aufgaben der Priester übernehmen aber dazu nicht ordiniert werden. Ich glaube nicht, dass sich dieser Zustand noch lang halten wird. Ich höre auch aus dem Umkreis des Papstes, dass er viele Bischöfe bittet, sie sollen ihm Vorschläge machen, wie man diese für die Kirche letztlich unerträgliche Situation bereinigen kann.

Sie machen sich stark dafür, den Kreis der Christen, die man für das Priesteramt gewinnen kann, zu erweitern. Der Vorschlag sieht vor, künftig zwei Arten von Priestern einzuführen, der eine ist verheiratet, als bewährter Mann im Leben stehend, der andere bleibt zölibatär.

Der Vorschlag kommt von Bischof Fritz Lobinger aus Südafrika, der in North-Aliwal Aliwal-North Bischof war. Er sagt, er hat sehr viele Gemeinden, wo es sehr gemeindeerfahrene Personen gibt, und es war schon in der frühen Kirche der Fall, dass man aus diesen gemeindeerfahrenen Personen Menschen genommen hat, sie ausgebildet und ins Amt geweiht hat. Bischof Lobinger nennt sie „Team of Elders", also Ältestenteams. Damit meint er nicht das Lebensalter, sondern das Erfahrungsalter, das jemand mitbringen muss, um in solche Gruppen geweiht werden zu können. Ich glaube, dass es in allen gläubigen Gemeinden solche erfahrenen Personen gibt, Leute, die sich im weltlichen Bereich eine große soziale und kommunikative Kompetenz angeeignet haben und aus dem Evangelium leben. Das hat eine große Zukunftschance hat. Bischof Lobinger ist zurzeit auch tätig, um Papst Franziskus diese Möglichkeit nahe zu bringen. Wir könnten uns damit auch dieses unglaubliche Desaster der großen pastoralen Räume ersparen, wo die Kirche sich von den Menschen so dramatisch entfernt, dass sie selbst Ursache einer scharfen und schnellen Entkirchlichung des Landes sein wird.

Sie fordern keine Abschaffung des Zölibates?

Nein, ich glaube, dass mit Lobinger sage ich, man sollte ihn aufwerten, weil es durchaus dieses Charisma gibt. Vielleicht aber hat Johann Baptist Metz recht, wenn er sagt, dass wir die Ehelosen später vor allem in den Orden finden. Es gibt in der Tradition der Kirche ja bereits solche Seelsorgs-Priestergemeinschaften: z.B. die Augustiner oder die Prämonstratenser. Ich glaube, dass Ehelosigkeit wird in Zukunft auf eine kommunitäre Lebensform verwiesen sein wird. Der allein lebende Zölibatäre wird wirklich die extreme Ausnahme sein. Ich glaube, dass es in unserer Kultur eine nicht mehr ehrlich und aufrichtig lebbare Form sein wird.

Die deutschen Bischöfe haben 1977 in der „Ordnung der pastoralen Dienste" geschrieben, „es ist Dienst der Priester im Namen Christi Gemeinden *zu gründen* und zu leiten". Man könnte also mit den deutschen Bischöfen

darüber nachdenken, ob die Ältestenteams mit den verheirateten Priestern mehr die lokalen Gemeinden leiten. Und dass es daneben den unverheirateten mobilen Typ gibt, der so wie Paulus tatsächlich durch die Lande gezogen ist und Gemeinden gegründet hat. Dieser Typ Priester hat keine Familie an Ort und Stelle und weist von daher in diesem gesunden Sinn eine gewisse missionarische Mobilität auf.

Wir schätzen sie die Situation unter Papst Franziskus ein: glauben Sie, dass es in dieser Frage einen Schritt weitergehen könnte?

Der Papst hat Bischöfe bereits gebeten, ihm Vorschläge zu machen, wie man mit dieser fundamentalen Unrechtssituation in der Kirche umgehen kann: Es gibt Gemeinden, die wegen des Priestermangels nicht mehr Eucharistie feiern können. Das ist ein flagrantes Vergehen der Kirchenleitungen an diesen gläubigen Gemeinden, weil sie eine Bringpflicht haben und alles Erdenkliche tun müssten, damit gläubige Gemeinden Eucharistie feiern können. So gesehen wird es nach den zwei Familiensynoden als nächstes eine Priestersynode geben, um mit dieser Frage in der katholischen Weltkirche voranzukommen.

2016 Eugen Drewermann [Publik-Forum]

Wie haben Sie persönlich die Auseinandersetzungen um Drewermann vor 25 Jahren wahrgenommen? Wie bewerten Sie den Verlauf heute?

Als Eugen Drewermann auf der theologischen Bühne auftauchte, hat er eine intensive Auseinandersetzung mit vielen liegen gebliebenen Fragen angeregt. Ich denke an das Buch „Kleriker“ und die dort hin- und hergewendete Frage, wie die „evangelischen Räte“ so gelebt werden können, dass menschliches Leben auf- und nicht umkommt. Drewermann hat zumal den Dialog zwischen Theologie und (Tiefen-)Psychologie forciert. Dass ihm nicht in allen seinen Positionen zugestimmt wurde, überrascht nicht und ist im Grund ein gutes Zeichen für die von Drewermann angestoßene kontroverse Diskussion. Dabei mag durchaus stimmen, dass er in seiner Art zu argumentieren, nicht immer ein einfacher Dialogpartner war. Seine Stärke bestand nicht in den damaligen Debatten nicht darin, sich in die Anliegen seiner Gesprächspartner wirklich einzufühlen.

Wie schätzen Sie die Wirkung ein, die den Entzug der Lehrerlaubnis Drewermanns hatte: in Bezug auf das Verhältnis zwischen dem bischöflichen Lehramt, der akademischen Theologie und den Laienkatholiken?

Ich bedaure seine Verurteilung wie ich es auch schade finde, dass er die kirchliche Gemeinschaft verlassen hat. In seinen Auseinandersetzungen war er zudem nicht immer von anderen Theologen in seinem Umkreis gut beraten worden. Ausschluss und Austritt sind keine guten „theologischen Argumente“, sie bringen den Diskurs nicht voran, sondern erschweren ihn.

Hat die Kirche etwas aus dem Fall Drewermann gelernt?

Manche Themen, an denen Eugen Drewermann gearbeitet hat, sind in der gegenwärtigen Diskussion topwichtig. Das betrifft vor allem das Thema der Angst und jenes des Erbarmens und des Heilens. Dass der Mensch aus Angst „böse“ wird, sich selbst und anderen tiefe Lebenswunden zufügt, zeigt sich derzeit im Umgang mit den schutzsuchenden Menschen aus den Kriegsgebieten überdeutlich. Angst ist im wissenschaftlichen Diskurs heute ein Schlüsselthema geworden. Und weil Drewermann unentwegt darauf verwies, dass gegen Angst kein Moralisieren, sondern lediglich das Heilen hilft, ist sein Beitrag zu Entängstigung der Kultur und der Zeitgenossen unverzichtbar. Gottlob hat die Kirche unter Papst Franziskus jene pastorale Tradition aufgegriffen, die von Søren Kierkegaard eben über Eugen Drewermann und dann Eugen Biser und ansatzhaft auch Benedikt XVI. vorangetrieben wurde. Papst Franziskus muss am theologischen Ansatz von Drewermann Freude haben: Ob er ihn kennt? Es wäre fein, würde der Papst zum Telefon greifen und zu Drewermann sagen: Bruder Eugen, wir brauchen Deinen Beitrag in der Entwicklung von Theologie und Pastoral. Vielleicht würde das Wunden heilen, die von kirchlichen Stellen dem großen Denker geschlagen worden sind.

Wie nehmen Sie die deutschen Bischöfe heute wahr? Sind sie toleranter oder zurückhaltender geworden?

Ich habe persönlich den Eindruck, dass die Kräfte der Bischöfe mit Tagesfragen (wie Flucht und Migration), disziplinären Anliegen (Missbrauch aufarbeiten) und Kirchenumbau (angesichts des dramatischen Mangels an Priestern und der schrumpfenden Zahl an Gläubigen) gebunden sind. Für

tiefergehende Nachdenklichkeiten fehlt die Zeit. Sie kommen nicht einmal dazu, Papst Franziskus um eine Priestersynode zu bitten und ihm kompetent zuzuarbeiten, um die innerkirchliche Wunde zu kurieren, dass dem Priestermangel die Eucharistiefeier in gläubigen Gemeinden geopfert wird und Frauen immer noch von den Ämtern ausgeschlossen sind, wobei die Öffnung des Diakonats für Frauen dazu führen könnte, dass es für weitere fünfhundert Jahre übergeordnete Männerpriester und untergeordnete Diakoninnen gibt.

Ich habe den Eindruck, die Konfliktlinien von damals sind längst überholt (ich kenne z.B. keine Theologin, keinen Theologen, die bzw. der auf der biologischen Jungfräulichkeit Mariens besteht) – wie Mainstream ist Drewermanns Theologie heute? Ist er überhaupt noch ein Reizthema?

Es wäre schade, würde man die theologische Leistung Eugen Drewermann an den in der Frage genannten „Konfliktlinien" festmachen. Natürlich gibt es eine Reihe unerledigter kirchenreformerischer Aufgaben, die möglichst schnell abgearbeitet werden sollen. Die Pastoral rund um Scheidung und Wiederheirat ist auf einem guten Weg. Aber es gibt viel tiefere Fragen, vor allem, wie das Evangelium unter modernen Bedingungen verkündigt werden kann und soll. Kirchenverantwortliche sollten dazu unbedingt das Buch von Drewermann „Wendepunkte" durchmeditieren, wobei man sich von den Passagen nicht beirren lassen soll, in denen Drewermann mit vielem in der Kirche „abrechnet". Die Kirche in Mitteleuropa ist auf allen Ebenen derart auf Strukturreformen fokussiert und bindet dort Zeit und Energie, dass es geschehen kann, dass wir am Ende neue Schläuche, aber keinen Wein mehr haben. Drewermann könnte mit seinen begründeten Utopien beim Keltern helfen

Welchen Einfluss hatte Drewermann auf die heutige Theologie?

Drewermann ist für alle jene in der Theologie eine wertvoll-anregende Quelle, die sich um das gesellschaftspolitische Thema der Angst und deren Heilung nicht herumdrücken. Es wäre ja beispielsweise wichtig zu diskutieren, wie auch der schulische Religionsunterricht oder eine Liturgie, eine Predigt „heilende" Kraft entwickeln kann, wie die Kirche als ganze in der Nachfolge des Heilands zum Heil-Land werden kann, oder wie Papst Franziskus sagt, zum Feldlazarett. Dazu braucht es einen pastoralen Paradigmenwechsel. Unter dieser ist auch in der Theologie noch keineswegs selbstverständlich; da könnten viele bei Drewermann sich Nachhilfe suchen.

Wie erklären Sie sich, dass Drewermann bei Katholikentagen (von unten…) (immer noch) ein solcher Publikumsmagnet ist?

Drewermann ist ein faszinierender Redner. Er zieht die Zuhörenden deshalb in seinen Bann, weil er in den Tiefen der Seele der Zuhörenden etwas in Gang setzt. Zudem sind seine Inhalte immer bedenkenswert, menschlich gereift, theologisch tief, spirituell stark. Seine rhetorische Genialität ist in den letzten Jahren nicht geschwunden, seine Originalität im Denken auch nicht.

Wie erklären Sie sich, dass das Erzbistum Paderborn bis heute keine Stellung mehr zum Fall Drewermann bezieht und auch viele katholische Professoren sich nicht öffentlich äußern wollen?

Es ist verständlich, dass das Erzbistum Paderborn sich als betroffenen „Partei" im tragischen kirchenrechtlichen Prozess zurückhält. Es gibt wohl noch zu viele nicht geheilte Wunden in er Erzdiözese bei vielen Betroffenen. Was die

Kolleginnen und Kollegen in der Theologie betrifft: Vielleicht ist vielen von ihnen der Dialog mit den Wissenschaften von Menschen immer noch gar fremd, zumal mit der (Tiefen-)Psychologie, aber auch mit der Soziologie. Das mag zu einer Drewermannvergessenheit in manchen theologischen Fächern geführt habe. Aber nicht alle schweigen. Ich äußere mich ja soeben zu ihm und bekunde meine hohe Wertschätzung für sein bisheriges Lebenswerk und bin sicher, dass er noch manches zu sagen hat, was für die Entwicklung der Theologie wichtig ist. Mein Lehrer Karl Rahner hat einmal – gefragt, wie es ihm bei Rede- und Schreibverboten ergeht – gesagt: Ich habe dann zwei Möglichkeiten. Entweder habe ich mich geirrt, dann gehe ich einen Schritt zurück. Oder ich war zu früh dran. Das Zurückgehen passt zur Persönlichkeit Drewermanns vielleicht nicht so sehr. Aber er gehört sicherlich zu jenen, die in wichtigen Fragen und Anliegen der Kirchen und der Theologie, darüber hinaus aber der Menschheit zu früh dran waren.

Biographisches

2008 Wordwrap [Sonntag]

Gott ist für mich…

wie eine Wohnung, in der meine unbehauste Seele wohnen kann

Beten bedeutet für mich…

mich in Gott hineinzuschmiegen

Es ist traurig…

dass wir mit der Welt, die wir von den Kindern geliehen haben, derart fahrlässig umgehen

Zuletzt gelacht habe ich…

als ich mir vorstellte, wie es Gott mit unserer Kirche und ihrer Leitung geht

Am Anfang des Friedens…

stehen immer Gerechtigkeit und die Bereitschaft zur Versöhnung

Mein Lieblingsheiliger…

ist mein Namenspatron. An ihm schätze ich, dass er aus unmittelbarer Christuserfahrung spricht und deshalb auch dem Petrus ins Angesicht widerstehen konnte

Dieses Buch könnte ich loben…

Henri Nouwen, Nimm sein Bild in Dein Herz (Herder)

Ich danke dem Herrgott…

für meine Lust und Begabung vor vielen Menschen so zu reden, dass es ihnen zu Herzen geht und zugleich Spaß macht zuzuhören

Ohne Gott…

wäre die Welt nichts

Einen Orden würde ich jenen verleihen…

die illegal mit Hilfe ausländischer Fachkräfte ihre Angehörigen Zeit gepflegt haben

Ein besonderer Ort ist für mich…

das Grab Johannes XXIII. im Petersdom in Rom

Mein Lieblingsspruch in der Bibel lautet…

„Gott du mein Gott dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir“ (Psalm 63)

Kirche ist für mich…

jene Gemeinschaft, in der sich Menschen in den auferstandenen Christus durch Gottes Geist hinein verwandeln lassen, was sie zu Liebenden macht. Die Kirche reicht daher weiter als sie Mitglieder hat. Und manche, die drinnen (weil getauft) sind, sind erst auf dem Weg zu hinein in sie.

2009 Biographisches Interview - Religionsforschung

Sehr geehrter Herr Professor, Sie wuchsen im Zeichen des Nationalsozialismus auf. Hatten Sie eine glückliche Kindheit und Jugend, gibt es einzelne Eindrücke, die Sie im Nachhinein als besonders prägend ansehen?

Ich lebte als Kind am Ende der NS-Unzeit an der bayerisch-österreichischen Grenze. Meine Tante hatte ein Wirtshaus. Ich erinnere mich, wie die russischen Soldaten kamen. Eines Tages saß ich am Fenster, vor mir ein Schulbuch mit einer Hakenkreuzabbildung. Da kam ein junger russischer Soldat, nahm eine Stricknadel und radierte damit das Hakenkreuz aus. Mir ist seine Herzlichkeit zu mir als Kind ebenso in Erinnerung wie dieser „Schlussstrich" unter eine Vergangenheit, die meine Eltern ablehnten. Meine Mutter nahm das ihr angebotene „Mutterkreuz" für ihre vier Söhne nicht an.

Ihre Ausbildung zum katholischen Priester fiel in die vorkonziliare Zeit. Was machte die katholische Kirche für einen jungen Mann damals interessant?

Es war vielleicht gar nicht „die Kirche" mit ihrer rigiden Moral, die ich insbesondere über meine Mutter lernte. Maßgeblich waren für mich das Ministrieren bei den Jesuiten in der Kirche am Hof und die Begegnung mit großen Jesuiten, wie beispielsweise dem später so tragisch verunglückten P. Joseph Strangfeld oder auch dem Chef der Marianischen Kongregation P. Rudolf Jarosch. Zugleich war ich Chorknabe im Schottenstift unter P. Benedikt Popp, zusammen mit inzwischen prominenten Leuten wie Wolfgang Schüssel oder Peter Planeavsky. Ich habe also bei den Jesuiten denken und bei den Benediktinern singen gelernt. Nach der Matura wollte ich außerdem zuerst Dirigent werden. Dann hat aber doch die Theologie gewonnen.

Worin sehen Sie die wichtigen positiven Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils, welche der damals gefällten Entscheidungen halten Sie für schlecht oder problematisch?

Mich hat insbesondere die kirchliche Aufbruchsstimmung geformt und begeistert. Kirche war dabei, in der modernen Welt buchstäblich nach einer Art jahrhundertelanger „Risikoschwangerschaft" „zur Welt zu kommen". Da ich während des Konzils bei Karl Rahner, einem der maßgeblichen Konzilstheologen in Innsbruck studiert habe, war ich auf die Reformen bestens vorbereitet: auf die Öffnung der Kirche auf die ganze Welt, alle Religionen einschließlich der „Religion" des Atheismus (ein Atheist muss ebenso angestrengt Gott wegglauben wie wir Gläubige ihn herglauben), das Verständnis der Offenbarung, die heimatliche Theologie der Kirche, das leidenschaftliche Engagement in der „Welt von heute". Ich habe mich freilich auch gewundert, warum nicht neben der vatikanischen Liturgie eine erneuerte tridentinische geblieben ist; die Anordnung, dass der Priester der ekklesialen Prozession vorausgeht ist ebenso der Lehre des Zweiten Vatikanums entsprechend wie die kommunale Mahlanordnung. Leider ist inzwischen von rechten Kreisen der Kirche die erste Anordnung zur Kampfwaffe gegen das Konzil deformiert worden. Fraglich ist mir auch das Verhältnis von Gewissensfreiheit und Lehramt geblieben, damit von Wahrheit und Freiheit. Dabei beobachte ich, dass heute die einen die Wahrheit retten wollen und dabei die Freiheit fundamentalistisch verraten, während andere die Freiheit schützen wollen und dabei die Wahrheit radikalkonstruktivistisch verlieren. Nicht zuletzt bin ich auch betrübt, dass bisher keiner der Päpste nach dem

Konzil eine nachhaltlich taugliche Kurienreform geschafft hat. Der zentralistische Büroapparat des Vatikans kann unter Verletzung des Dialogs mit anderen Positionen zwar Uniformität ernötigen, aber nicht eine aus der inneren Mitte des Glaubens geborene weltkirchliche Universalität. Die Kirche könnte viel flexibler auf regionale Fragen (wie den Priestermangel) eingehen als sie derzeit unbeweglich zentralistisch dazu in der Lage ist.

Im Vatikan, in der katholischen Kirche Österreichs – sehen Sie das 2. Vatikanum ausreichend umgesetzt, wo gibt es Desiderata?

Wir haben in Österreich schlechte Erfahrungen mit der Ernennung von Bischöfen gehabt. Nach Kardinal Königs moderat offenem Kurs sollte die Kirche im Land auf einen neu-alten Kurs gebracht werden, und dies mit Hilfe von kirchlich wie politisch ,"rechten" Bischöfen. Der Kirche bescherte dies eine Austrittswelle sondergleichen (würde man das in Gehälter von Seelsorgerinnen und Seelsorger umsetzen, wäre das Ausmaß in seiner Tragweite ersichtlich), verursachte das Kirchenvolksbegehren, zerstörte das Image der Kirche bei der nachwachsenden Generation in einem katastrophalen Maß. Ihr gilt die Kirche – und das zu Unrecht, angesichts der enormen Leistungen im intellektuellen, moralischen und karitativen Bereich – als frauenfeindlich, undemokratisch, sexualneurotisch, vormodern, kurz out.

Teilen Sie den Eindruck, dass man mittlerweile einige der durch das Vatikanische Konzil initiierten Entwicklungen wieder rückgängig gemacht hat? Wenn ja – welche Beispiele halten Sie für besonders erwähnenswert und wie beurteilen Sie diese Tendenz?

Wie alle vorausgegangenen Konzilien ist auch das Zweite Vatikanische ein Kompromiss zwischen verschiedenen Strömungen, die auch – oft bis zum eklatanten Widerspruch – in den Dekreten anzutreffen sind. Über die Administration der Kirche, konkreter über Vorlieben der Päpste, der „Ministerien" und der reaktionären ZuträgerInnen aus der kirchlichen Peripherie wird dann immer der zumeist auch keineswegs erfolglose Versuch gemacht, der unterlegenen rückwärtsgewandten Position wieder mehr Raum zu verschaffen. Die bisherigen Päpste waren in dieser Hinsicht unterschiedlich erfolgreich. Die extrem konservativen, die moderne Welt verachtenden Piusbrüder in die Kirche aufzunehmen war bestimmt kein freudiges Vorantreiben der vom Konzil erhofften Öffnung hin zur modernen Welt. Dabei braucht gar nicht geleugnet werden, dass in dieser modernen Welt keineswegs alles zum Guten steht, das himmelschreiende Unrecht, das enorme atomare Zerstörungspotential, die schwelenden Konflikte mit dem unzähmbaren Terror, der stille Krieg gegen die Umwelt, und dahinter ein Begehren, das über die wachsenden Rivalitäten in den Mord führt. Eine widerständig-prophetische Kirche, die nicht modernistisch angepasst ist, wäre schon gut.

Sie gelten als eine der maßgeblichen kritischen Stimmen innerhalb der katholischen Kirche. Zum „Kirchenvolksbegehren" hielten Sie stets Distanz – warum?

Als das Kirchenvolksbegehren startete, hatte mich der Initiator Plankensteiner angerufen und gebeten, ins Proponentenkomitee zu gehen. Ich fragte ihn: „Was geschieht dann mit den Unterschriften?" – Er: „Darum soll sich die Katholische Aktion oder auch das Institut für Pastoraltheologie kümmern." Das Fehlen der Reformstrategie sollte sich als schädlich erweisen. Die

reformerische Naivität machte der Kirche zusätzlich schwer zu schaffen. Monatelange gab es eine medial breit gestützte Bewerbung eines negativen Kirchenimages, von dem sich die Kirche bisher noch nicht erholt hat. Natürlich kann man sagen: Dieses negative Image hat die Kirche wegen der ungelösten Themen. Aber dann müsste die Kirche auch in anderen Kulturen ein derart negatives Image haben – was aber nur bedingt der Fall ist.

Unter den Pastoraltheologen sind Sie einer jener, die sich besonders intensiv sozialwissenschaftlicher Methoden bedienen. Wie und wo und wann erwarben Sie sich Ihre diesbezüglichen handwerklichen Kenntnisse?

Gelernt habe ich bei Johannes Schasching in Innsbruck gelernt, als wir die Religiosität von Industriearbeitern in der VÖEST 1961 studierten. Dann kam ich ans leider inzwischen aufgelöste Institut für kirchliche Sozialforschung. Vor allem lernte ich bei dem viel zu früh verstorbenen Hermann Denz das Handwerk und die Theorie der empirischen Forschung.

Wenngleich nicht zu allen Zeiten gleich prominent, hat die Religionssoziologie eine lange Tradition. Welche ihrer Proponenten halten Sie für besonders verdienstvoll?

Mein Habilitationsstudium machte ich bei Thomas Luckmann in Konstanz, in seinem Verbund mit Peter L. Berger. In den letzten Jahren wurden mir wichtig Miklos Tomka für Osteuropa; Detlef Pollak wegen seiner wichtigen Erfahrungen aus einer atheisierenden Kultur, Hans Joas wegen seiner theoriebildenden Brillanz – ich selbst liebe die Theorien mittlerer Reichweite mit dem Anspruch empirischer Überprüfbarkeit.

Sind die Instrumente, deren man sich auch in den Europäischen Wertestudien bedient, geeignet, Religion messbar zu machen?

Die Religionsforschung hat sich (mit der gesellschaftlichen Grundstruktur) in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend verändert. Wurde zu Beginn mehr von den Institutionen auf die Personen zu geforscht (also deren Kirchlichkeit erhoben), stellte sich die Richtung gleichsam kopernikanisch auf den Kopf: Heute setzt die Forschung bei der von den Menschen selbst definierten „Religiosität/Spiritualität" der Person an, erforscht dann „Glaubenshäuser", die Menschen „bewohnen", um dann nach der Einnetzung in religiöse Gemeinschaften zu fragen. Natürlich ist dann die Frage nach Christlichkeit und Kirchlichkeit immer noch interessant, diese Fragen stehen aber nicht mehr am Beginn heutiger Religionsforschung. Wichtig waren auch meine Forschungserfahrungen in Osteuropa. Es zeigte sich bald nach der Aufbruchstudie 1997, dass die von Max Weber angesichts des Protestantismus entwickelten Forschungsinstrumente für die orthodoxen Kulturen nicht in jeder Hinsicht tauglich sind. Eine Schülerin von Peter L. Berger, Inna Naletova, ist dieser Frage, in Russland für uns forschend, erfolgreich nachgegangen. Ihre Ergebnisse haben dann in der Aufbruchstudie 2007 ihren Niederschlag gefunden.

Religion scheint weltweit an Bedeutung zuzunehmen, die großen christlichen Kirchen dagegen verlieren an Gewicht – wird die Zukunft doch eine „Religion ohne Kirche" bringen?

Religion versinkt einerseits in die private Innerlichkeit, wird unsichtbar, so schon Thomas Luckmann 1964. Dort verbuntet sie sich; der Megatrend der späten Neunzigerjahre, von Matthias Horx „Respiritualisierung" genannt, ist in Gang gekommen. Die Menschen ändern auch ihr Grundverhältnis zu den

Kirchen: anstelle des Abschieds scheint sich eine Art stellvertretende Kirchlichkeit („vicarious religion“, Grace Davie) zu entwickeln. Es ist wie bei den Gewerkschaften: Man ist nicht Mitglied, erwartet aber, dass sie die eigenen Interessen gut vertritt.

Zugleich gibt es aber den überraschenden Gegentrend einer Repolitisierung der Religion. Gerade moderne Gesellschaften wie das laizistische Frankreich müssen mit einem öffentlich selbstbewusst präsenten Islam rechnen und sich – angesichts dieser Herausforderung – der Frage der Bedeutung von Religionen für die Gesellschaft neu stellen.

In Österreich gehen die Uhren anders – wird Österreich zum Pionier der Säkularisierung, zu einem gott- und religionslosen Staat?

Auch in Österreich beobachten wir neben der Respiritualisierung eine Tendenz zum unbekümmerten „Atheismus light“ (Günther Kehrer). Lieben und Arbeiten, gesundsein und im Frieden leben sind dann die Spitzenwerte für die Gestaltung des Alltagslebens. Das ist aber inzwischen europaweiter Normalfall. Zudem tragen die Kirche durch strukturelle Unbeholfenheit und blauäugien Modernismus wie bockbeinigen Fundamentalismus zur eigenen Korrosion bei: In einer Zeit, wo Kirchen biographienah zu sein haben, entfernen sich die zu wenigen SeelsorgerInnen immer mehr von den Menschen. Dennoch sind Prognosen schwierig. So gab es beispielsweise beim Autoritarismus im Sinn der Unterwerfungsbereitschaft (Theodor W. Adorno) von 1970-1990 einen Rückgang. Dann stagnierten die Zahlen. Jetzt erleben wir aber wieder einen messbaren Anstieg. Autoritarismus ist Moment an der Weltdeutung und Lebensführung, eine Entlastung in unübersichtlichen Zeiten bei schwindender Daseinskompetenz. In diesem Rahmen hat der neue Kreuzzugsprediger Heinz C. Strache, der gut zur Capistrankanzel am Stephansdom passen würde, eine komfortable Zeit. Vielleicht ist das eine neue Gefährdung gerade in Krisenzeiten: dass Religion - bei uns vor allem muslimische und christliche – pervertiert wird, um Identität zu stiften: Eine Identität, die auf der Abgrenzung gegenüber (äußeren) Feinden, Andersdenkenden und -glaubenden beruht.

Sie sind seit September 2008 emeritiert, sind aber nach wie vor sowohl an der Universität wie auch anderweitig aktiv. Wie sehen ihre wissenschaftlichen, beruflichen und privaten Pläne aus?

2010 steht neuerlich das Langzeitprojekt „Religion im Leben der ÖsterreicherInnen“ auf dem Programm. Es läuft seit 1970 und ist die wohl längste Zeitstudie über die Entwicklung von Religion und Kirche unter den Bedingungen der sich wandelnden Moderne. Zudem forsche ich zusammen mit der Theologin Petra Steinmair-Pösel im Bereich der Pastoraltheologie, wie Gott ein Gott aller Menschen, auch der Atheisten sein kann, und was für die Arbeit der christlichen Kirchen daraus an „Mission“ sich ergibt. Die Vision bewegt mich, dass letztlich alle in den vollendeten Menschen, den auferstandenen, kosmisch werdenden Christus hineinreifen, und dabei wie dieser wahrhaft Liebende werden.

2013 Wordwrap

Glaube bedeutet für Sie …

Dass die Liebe stärker ist als der Tod

Ihre Lieblingsgestalt in der Bibel ist…

König David, der in aller Schuld singt: Gott du mein Gott, dich suche ich (Psalm 63)

Worüber haben Sie sich zuletzt gefreut …

über Franziskus, unseren Bischof von Rom, dem ich zutraue, dass er eine Frau an die Spitze der Bildungskongregation beruft

Ein Buch, das Ihnen wichtig ist …

Henri Nouwen, Nimm sein Bild in Dein Herz: Er meditiert dort das große Erbarmen eines Vaters mit seinen zwei verlorenen Söhnen

Ein Gegenstand, der Sie beschreibt …

Die Lyra, auf der Orpheus für Eurydike sein rettendes Lied gespielt hat

Eine prägende Kindheitserinnerung …

Ein während des Krieges neugeborenes Schaf in Niederbayern

Worauf können Sie verzichten …

Auf professorales und klerikales Gehabe

2014 Biographisches Interview: Warum Priester?

1. Warum sind Sie Priester geworden?

Ich glaube, ich bin da hineingewachsen, ohne dass ich es gemerkt habe. Ich hatte ein frommes Elternhaus, hab sehr viel Liturgie gesungen, war dann Ministrant bei den Jesuiten, war bei der Marianischen Männerkongregation.

Ich glaube diese Kombination hat mich nach dem Abitur die Frage stellen lassen: was machst Du jetzt, wirst Du Dirigent werden oder Priester. Ich habe mich für den Priester entschieden.

2. Ist Musik eine Gottesspur?

Ja, mit Sicherheit, weil ich glaube, dass die ganze Schöpfung eigentlich Musik ist. Das glauben auch die Kirchenväter: der Klang der Welt, jeder Stern, jede Umlaufbahn, die Erde, jeder Mensch ist eigentlich so etwas wie ein Musikinstrument in der Hand Gottes.

3. Empfinden Sie sich als – doch einer der weltweit bedeutendsten Religionssoziologen und emeritierter Pastoraltheologe - eher als Wissenschaftler oder eher als Seelsorger?

Ich komme zunächst aus der Seelsorge, weil ich nach dem Studium Kaplan in Wien war. Dann wurde ich leidenschaftlicher Wissenschaftler und Forscher, weil ich glaube, dass das meine Berufung in der Kirche ist. Ich mach schon auch etwas als Priester in der Seelsorge, das ist denn so bisschen mein Hobby, als Hobbyseelsorger würde ich mich bezeichnen, meistens in Oberösterreich, wo ich als junger Diakon gearbeitet, wo ich sehr viele Leute getraut habe, oder bei Kursen, wenn es um gottesdienstliche Feiern geht, dann bin ich der, welcher vorsteht.

4. Worum geht es Ihnen hier konkret bei dieser Tagung der „Passauer Priester im Dialog“? Sie wirken irgendwie anders, strahlen anderes aus, wirken weniger nüchtern und intellektuell abgeklärt als z.B. damals bei der Podiumsdiskussion im Rahmen der Europäischen Wochen beim „Tetralog“ in der Uni.

Mir geht es hier darum, dass die Menschen, die hier zusammengekommen sind, selber geistlich einen Schritt weiterkommen. Ich belehre sie nicht, sondern sie müssen auch den eigenen Geist in sich haben, der sie auf ihrem Weg begleitet. Das ist eine ganz andere Rolle, die ich heute spiele, als die ich damals spielen musste, wo es auf anderer, wenn auch hoher, Ebene um einen religionspolitischen Dialog ging.

Hier ist meine Aufgabe, vor Menschen zu reden, die das Evangelium leben wollen und die das sehr konkret in ihrer jeweiligen Pfarrgemeinde mittragen möchten. Ich bin also nicht gekommen für eine bestimmte kirchenpolitische Gruppe, sondern nur für die Menschen. Und für die arbeite ich, ganz gleich, wer mich einlädt. Mein Auftritt hier hat keine kirchenpolitische Bedeutung.

5. Sie sagten heute sinngemäß, dass Sie niemals zuvor für möglich hielten, im Kontext eines Papstes noch einmal solche Hoffnung schöpfen zu dürfen wie nun unter Franziskus. Können Sie streiflichtartig in ein paar Sätzen schildern, wie Sie die Entwicklung nach dem Zweiten Vatikanum empfunden haben, nach der zunächst mit diesem Ereignis verbundenen Freude sowie anschließenden Enttäuschung angesichts der mangelnden Umsetzung?

Wir hatten so während der letzten beiden Pontifikate, unter Johannes Paul II. und auch unter Benedikt XVI. eher das Gefühl, dass sich die Kirche gegenüber

der modernen Welt ein wenig zumacht und das Frühere wieder zählt, die Tridentinische Messe, die Messgestalt, die Priester sollten sich wieder klerikal kleiden. Da war ich persönlich etwas enttäuscht und mit vielen anderen auch, die den Aufbruch des Konzils damals in eine andere Richtung erlebt hatten.

Papst Franziskus nun greift diesen stagnierenden Aufbruch nun wieder auf. Das ist die eigentliche Botschaft, die Überraschung: Wir wollen eine einfache Kirche, eine, die in die Welt hinausgeht, wir wollen bei den Armen sein, wir wollen eine möglichst starke Mitbeteiligung derer, die vom Evangelium betroffen sind, nämlich die Laien. Und wir möchten keine klerikale Kirche. Und ich denke, das ist ein sehr gutes zukunftsfähiges Programm.

6. Was imponiert Ihnen vornehmlich an dem neuen Papst Franziskus?

Mir imponiert, dass er zwei große Gestalten als Vorbild hat: nämlich den Heiligen Franz von Assisi, und damit die Wahrung der Schöpfung, die Armut, die Einfachheit, den Heiligen des so genannten Katakombenpaktes, ein Pakt, dem sich damals 500 Bischöfe des II. Vatikanischen Konzils angeschlossen hatten, die wollten auf der Seite der Armen leben, nicht mehr in den Palais wohnen.

Und der neue Papst ist einer, der den Heiligen Ignatius verehrt, der in allen Vorgängen das Wirken des Geistes Gottes prüfte. Und wenn er die Geister unterschieden hat, dann traf er eine Entscheidung. Das ist das Ignatianische an Franziskus.

7. Würden Sie heute noch mal Priester werden?

Also, den Priesterberuf würde ich mit Sicherheit wiederergreifen, weil mir für mich und mein begrenztes Leben bestimmt war, dass diese Aufgabe mir Gott zumutet. Und ich müsste, wenn ich wieder vor der Entscheidung stünde, mit dem Heiligen Ignatius klären, ob das der Wille Gottes wär' für mich.

8. Sie haben eine – wie ich das empfand – sehr berührende, liebevolle Reminiszenz, geradezu eine Hommage geschrieben an ihren verstorbenen Bruder, der schwer behindert war.

Er war Ihnen niemals Belastung, eher Bereicherung, so empfindet das der Leser. Als während der Veranstaltung von den Kriterien der Gottesgegenwart die Rede war, musste ich daran denken?

Ich habe vor allem aus dem Zusammenleben mit ihm gelernt, dass er unser Lehrmeister war. Denn eine Gesellschaft, die keine Behinderten, keine Behinderung hätte, würde kalt. Die Menschen mit Behinderung lehren uns, die weiche Seite in uns zu entdecken, die Liebe zum Fragmentarischen. Und das tut uns nicht nur gut im Verhältnis zu den Menschen mit Behinderung, sondern es tut uns selber gut, denn es gibt ja niemanden, der nicht in irgendeinem Bereich seines Lebens eine Behinderung mit sich trägt: sei es physisch, sei es moralisch, sei es psychisch, und ich bin für diese Erfahrung nach wie vor sehr, sehr dankbar.

9. Was muss in der Kirche, die selbst gerne von Liebe spricht und Barmherzigkeit, konkret an Veränderung geschehen? Was ist z.B. mit den meist ins Feld geführten Positionen, etwa dem Status der wiederverheirateten Geschiedenen, oder der Lebensformen der Priester?

Die Kirche darf nicht unbarmherziger sein als Gott, der das Erbarmen selbst ist. Gott vergibt mir, aber die Kirche nicht – so was geht nicht!

Aber Papst Franziskus hat im Wappen drinnen schon dieses Erbarmen stehen und er wird mit Sicherheit diese großen Probleme angehen: Scheidung und Wiederverheiratung, die Lebensform der Priester, das werden die zwei großen Synoden sein, die eine ist schon in Gang. Da bin ich mir ganz sicher, dass in diesem Pontifikat, was Scheidung und Wiederverheiratung betrifft, etwas sich in Richtung gerechter Barmherzigkeit verändern wird, denn Barmherzigkeit ist ja nicht herablassende Gnädigkeit der Kirche, sondern die Menschen haben ein Recht darauf, dass sie sich vor Gott sehen lassen dürfen und daher auch in der Kirche.

PREDIGTEN

KIRCHENJAHR

Weihnachten

2010 Silvesterpredigt: Solidarität und Freiheit

Pfarre Gersthof

Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. (Gaudium et spes, 1)

Schwestern und Brüder!

Die moderne Welt und mit ihr Europa stecken in einer kritischen Entwicklung. Auch unser Land ist voll davon betroffen. Die Krise ist aber stets eine Lesehilfe für das, was wir hoffen. Oft braucht es das Dunkel, um sich wieder am Licht erfreuen zu können. Es braucht die Nacht, um den Tag umarmen zu können. Und gäbe es kein Leid: was zählte eine nie unterbrochene und nie gefährdete Freude? Sollte es also so sein, dass selbst in der erlittenen Krise wir unsere Hoffnungen erkennen können?

Ich will in der folgenden Meditation über unser Leben und Zusammenleben zwei Hoffnungen formulieren: das wie die Freiheit wagen und die Liebe riskieren. Ich beginne mit dem zweiten Thema – wie Solidarität wachsen kann, weil die Angst kleiner wird.

1 Solidarität durch Entängstigung

Eine gewaltige Finanz- und Wirtschaftskrise hat die Welt erfasst. Es sieht nicht danach aus, als wäre sie schon bewältigt. Schutzschirme werden über beinahe bankrotte Euroländer gespannt. Milliarden werden in die Rettung von Banken investiert. „Rettung“ sagt man, und verwendet dabei inmitten der säkularen Sorge religiöses Vokabular!

Wer kommt aber dafür auf? Wer zahlt den Preis? Längst spüren wir: Wir alle zahlen. Wenn es aber alle trifft – muss es dann jene, die ohnedies wenig hatten, noch weit ärger treffen als jene, die reich sind? Die Aufarbeitung der Krise ist daher zu einer sozialen Bedrohung der Schwachen geworden. Es zahlen über die Schulden auch die kommenden Generationen mit.

Wir sind dabei, verängstigt uns zu entsolidarisieren. Das liegt nahe – und Forschungen bestätigen diesen Zusammenhang. Die Menschen, wenn man sie fragt, möchten solidarisch sein. 85% der von uns 2010 in Österreich Befragten halten es für ein wichtiges Erziehungsziel für ihre Kinder, dass sie teilen lernen. 1970 stand ganz oben noch der Gehorsam – jener eines Eichmann, Hess und Höss. Wir hatten die Kinder zur Unterwerfungsbereitschaft erzogen. Heute hingegen möchten wir, dass sie solidarisch sind. Freilich, auch das lehren uns die Forschungen: Auf dem Weg zur Tat erstickt der Wunsch nach Solidarität in einem Dschungel diffuser Ängste. Angst entsolidarisiert: die Angst vor dem eigenen Minderwert, vor der Ichschwäche, die Angst, mit der Jagd nach dem optimal leidfreien Glück in neunzig Jahren zu kurz zu kommen. Dies ist vielleicht die wirkmächtigste Angst in einer Kultur, die sich längst nicht mehr auf ein Jenseits, sondern allein auf das Diesseits vertröstet.

Wir brauchen weltweit und in Europa eine sehr sensible solidarische Politik. Und es braucht Menschen, die diese auch wählen. Unterstützung findet eine solidarische Politik aber nur, wenn die Angst klein ist.

Umso heftiger ist es, dass genau in einer solchen Zeit Populisten Angst schüren, um gewählt zu werden. Die Angst vor der freien Wanderung von Arbeitskräften innerhalb Europas, die Angst vor Asylanten und Flüchtlingen, die Angst vor dem Islam. Wer politisch das Geschäft mit der Angst betreibt, mag vielleicht Stimmen gewinnen: Doch verliert dabei das Land, weil die Zahl jener Menschen schrumpft, welche eine allein zukunftsfähige solidarische Politik tragen könnten. Und das gehört nach wie vor zu den großen Weisheiten der Welt, und das schon seit der Zeit, in denen die Psalmen gedichtet worden waren. Heißt es da nicht: „Gerechtigkeit und Frieden küssen sich“ (Ps 85,11). Und längst ist es nicht mehr richtig, was die Machthaber Roms und auch noch George Bush annahmen: „Si vis pacem, para bellum“. Heute gilt: „Si vis pacem para iustitiam.“

Nicht nur unser Land; die ganze Welt braucht eine solidarische Politik. Um es am Beispiel der Kinder zu sagen (und ich spreche jetzt als Obmann der „Lobby für Kinder“, die ich zusammen mit Wolfgang Mazal, Kurt Scholz, Max Friedrich, Christine Mann ins Leben gerufen habe): Es schreit zum Himmel, dass alle sechs Minuten in der Einen Welt ein Kind verhungert, während wir in Europa jährlich 20 Millionen Tonnen Lebensmittel in den Müll werfen. Es schreit zum Himmel, dass es im zehntreichsten Land der Welt (hier in Österreich) Kinderarmut gibt. Es schreit zum Himmel, dass wir den Kindern einen riesigen Berg Schulden hinterlassen.

Können wir Christinnen und Christen, können die christlichen Kirchen dazu beitragen, dass die Welt gerechter wird und die Kluft zwischen arm und reich nicht noch mehr auseinandergeht?

Der moralische Appell hilft nicht. Das lehrt uns schon der Römerbrief (7,15-23). Denn das moralische Gebot ist lediglich wie ein Spiegel. In diesen schauen wir hinein uns sehen, dass uns die Angst entsolidarisiert. Was es braucht, ist nicht eine Kirche, die moralisiert, sondern heilt. Und das von jener tiefsitzenden Daseinsangst welche uns hindert zu sein, was wir „ewiglich in Gott gewesen sind“: solidarisch liebende Menschen. Wenn ich das sage, stützte ich mich auf den großen evangelischen Theologen Soeren Kierkegaard, auf Eugen Drewermann sowie auf Eugen Biser, den Benedikt XVI. als einzigen Theologen in Licht der Welt zitiert. Wird die Kirche die Kraft haben, sich vom Moralisieren zum Heilen zu verändern? Es stünde ihr gut an. Nicht zuletzt ist der älteste Ehrenname Jesu, der in der Auferstehung zum Christus gemacht worden ist (Apg 2,36): Heiland. Die Kirche wird morgen in der Nachfolge des Heilands immer mehr „Heil-Land“ sein. Wer verängstigt in sie eintritt, wird – gewandelt durch Gottes Heiligen Geist – als angstarmer Fußwascher hinausgehen. Der Ort dieser Transformation der Herzens aus entsolidarisierender Angst zu solidarischer Courage ist nicht zuletzt die Feier der Eucharistie und in ihr die Wandlung sein. Da werden wir Leib hingegeben. Eine Gemeinschaft der Fußwascher (weshalb Abendmahl und Fußwaschung in der mittelalterlichen Buchmalerei immer zusammen dargestellt werden, wenn es um die Kirche ging). Ist es wirklich nur ein Traum: Sonntag um Sonntag sind eine dreiviertel Million Menschen in Österreich in einer Eucharistiefeier.

Wenn wirklich Wandlung aus der Angst in solidarische Liebe geschieht: Dann könnte das Land jeden Montag anders, sozial stärker sein. 51% der Menschen in Österreich ahnen diese transformatorische Kraft der Kirchen. Denn sie sagen: „Ohne die Kirchen wäre das Land sozial kühler." Aber lassen wir uns wirklich wandeln? Begehen wir nicht allzu oft nur „religiös verschönte Konditoreibesuche" (Helmut Schüller noch als Präsident der Caritas Österreich). Neigen wir nicht auch, wie viele andere spirituell Suchende in unserer säkularen Kultur zu einer Art „Wellnessspiritualität", die uns tröstet und erbaut, aber nicht zu handfest Liebenden macht? Die große spanische Mystikerin Teresa von Àvila (1515-1582) kann einer solchen erbaulichen Spiritualität wenig abgewinnen, wenn sie ihren Schwestern zuruft:

„Aber nein, Schwestern, nein! Werke will der Herr!
Und wenn du eine Kranke siehst,
der du ein wenig Linderung verschaffen kannst,
dann mache es dir nichts aus,
diese Andacht zu verlieren,
und ihr dein Mitgefühl zu zeigen;
und wenn ihr etwas weh tut,
dann soll es dir wehtun,
und wenn nötig, sollst du fasten,
damit sie zu essen hat.

…dann mögt ihr zwar fromme Gefühle und Geschenke erhalten,
… doch glaubt mir, dass ihr nicht zur Gotteinung gelangt seid,
und bittet unseren Herrn,
dass er euch diese Liebe zum Nächsten
in Vollkommenheit gebe."

Das könnte der große spirituelle Beitrag der Kirchen für die Welt auf dem Weg in ein gerechteres und friedvolleres Morgen sein, dass sie die Erfahrung „Angst entsolidarisiert" auf den Kopf stellt und für ihre Arbeit mit den Menschen gilt: „Solidarität durch Entängstigung".

2 Mut zur Freiheit inmitten wachsender Freiheitsflucht

Eine zweite gesellschaftliche Entwicklung bereitet Sorge. Es ist die wachsende Flucht zumal junger Menschen vor der Freiheit. Die Zahl jener nimmt zu – und das inmitten verbürgter Freiheitsgrade – welche die für sie lästig werdende Last der Freiheit wieder loswerden wollen. Europas Geschichte ist ohne das Ringen um wachsende Freiheit nicht denkbar. Seit 1689 (Bill of rights) über die Französische Revolution (1789) hin bis zur samtenen Revolution des Jahres 1989 ist es gelungen, trotz der Rückschläge durch die großen Totalitarismen des 20. Jahrhunderts die Freiheitsgrade zu sichern und zu mehren. Die von vielen heute wieder verachtete Achtundsechzigerrevolution hat Freiheitsgrade zu einem Massengut gemacht. Wo immer ein Verdacht auf Fremdsteuerung aufkam, wurde solchen vermuteten Repressionen der Kampf angesagt. So kam es zur Krise der Institutionen, Autoritäten und Normen. Mag ja sein, dass oft über das Ziel hinausgeschossen wurde und die entlastenden Vorteile dieser sozialen Wirklichkeiten zu gering veranschlagt worden waren. Heute haben die Menschen die Möglichkeit, ihr Leben, dessen Deutung und Gestaltung, weithin selbst zu bestimmen. Sie sind frei zu wählen, was sie

glauben, wie sie es mit der Kirchenmitgliedschaft halten, wie mit den politischen Parteien. Sie wollen selbst bestimmen, wie sie ihre Sexualität kultivieren und welchen Sinn sie ihrem Leben abringen.

Warum kommt es dann aber inmitten derart komfortabler Wahlmöglichkeiten zu einer seltsam anmutenden Freiheitsflucht? Warum steigt wiederum jene Unterwerfungsbereitschaft, welche auch die Menschen in Österreich auf dem Heldenplatz dem Führer zujubeln machte? Und das insbesondere bei den Jüngeren? Man braucht sich nur daran erinnern, wie die Unter30jährigen bei den Landtagswahlen in Oberösterreich und auch in Wien gewählt haben. Und auch die Kirchen sind von dieser Entwicklung intern massiv betroffen. Die jüngeren Pfarrer halten von der Zusammenarbeit mit Laien und Pfarrgemeinderäten weniger als die ältere Konzilsgeneration. Und manche „Benedetto"-Rufe quellen weniger aus Achtung vor dem Papstamt, sondern offenbaren eher inhaltslose Unterwerfung unter eine kirchliche Autorität, die freilich – wie sie selbst formuliert – kindlichen Gehorsam verlangt, statt endlich davon ausgeht, wie Paulus es formuliert, dass die Christinnen und Christen erwachsen geworden sind und keine Milch mehr von der Mutterbrust der Kirche ersaugend als Nahrung brauchen.

Über diese zunehmende Freiheitsflucht wird heute viel nachgedacht: von Ulrich Beck über Jürgen Habermas hin zu Peter L. Berger reicht die Liste prominenter Autoren. Es gebe für die Jüngeren eine „neue Unübersichtlichkeit", so Habermas. In der Tat: Wie sollen die Jungen auch davon ausgehen können, dass man die Luft morgen noch atmen, das Wasser trinken kann? Dass die Erde nicht so kontaminiert ist, dass sie kaum noch essbare Früchte trägt? Wie können sie davon ausgehen, dass sie Arbeit finden und dass die Liebe währt?

Und für alle diese Risiken, so Ulrich Beck, trägt heute die einzelne, der einzelne allein gelassen Verantwortung. Riskante Freiheit nennt er dieses Phänomen.

Nun wäre das allein noch kein Grund, vor dem Freiheitsrisiko zu flüchten. Man könnte sich diesen Herausforderungen ja auch engagiert stellen. Es brauchte lediglich mehr Daseinskompetenz, die Fähigkeit mit dem komplexer gewordenen Leben in der modernen Welt fertig zu werden. Dies könnte in der Bildung trainiert werden (wobei es genau dafür wie für die Solidaritätskompetenz keinen PISA-Test gibt). Vor allem aber müsste sie in der Formung der ganz Kleinen in den Familien wachsen. Eben hier orten Fachleute massive Ausfälle. Kinder, so Peter L. Berger, wachsen zu oft in einer Madonnenszene auf: Mutter mit Kind. Diese extrauterale Symbiose macht ganz am Beginn schon Sinn, ja sie ist geradezu überlebenswichtig. Wenn sie aber zulange währt, wird aus dem Kind ein „Dauersäugling" – oral fixiert, ständig auf der Suche nach der gewährenden Mutter (als Ehepartner oder Sozialstaat), ein exzellentes Opfer für die Konsumkultur: Ichstärke kann sich kaum entwickeln. Dazu wären Dritte hilfreich, welche die Symbiose aufbrechen, ja stören. Und diese produktiv die Symbiose Störenden nennen wir Väter. Und genau diese fehlen viel zu vielen Kindern – nicht nur zeitlich, sondern vor allem qualitativ. Moderne Väter sind nach wie vor eine Rarität. So tut sich die Schere auf: Die Anforderungen steigen, die Kompetenzen sinken. Kein Wunder, dass in dieser Lage immer mehr – statt sich dem Leben zu

stellen – von anderen erwarten, dass sie für sie einspringen. Wer keine tragfähige Identität ausbildet, leiht sich gern eine, von selbsternannten Führern in der politischen Szene, bei rigiden religiösen Bewegungen. Auch kirchliche Autoritäten müssen dafür herhalten: Gründer ganz jungen Orden (wie die Missionare Christi), Päpste.

So kurios ein solcher Gedanke erscheinen mag: Könnten in einer solchen Zeit der wachsenden Freiheitsflucht nicht gerade die christlichen Kirchen unbeugsame Anwältinnen der Freiheit und damit der Demokratie werden? Könnte auf ihrem Boden, im innerkirchlichen Leben, nicht gerade jene Freiheit gelebt und gelernt werden, welche für den Erhalt der Demokratie so unverzichtbar ist?

Die Kirchen tragen einen Schatz in sich, der die Menschen vor jeglicher totalitären Versuchung schützen könnte. Totalitär sind übergriffige Bemächtigungen des Menschen nicht nur in der Politik. Es gibt sie – so die nach wie vor stimmige Formel von Pier Paolo Pasolini aus der Achtundsechzigerzeit – als „Faschismus des Konsumismus". Wir meinen frei die Waren zu wählen, die wir brauchen, und auch jene abzuwählen, die wir gar nicht brauchen. Wie sehr uns doch nur die Mode prägt. Selbst die Jugendlichen schauen alle gleich aus. Wie frei wir nur sind!

Wie sehr uns wahre Religion im Sinn der Rückbindung in Gott hinein vor bemächtigenden Übergriffen und selbstbeschädigenden Unterwerfungen bewahren könnte, zeigt eine Begebenheit im Wirken des großen politischen Papstes Johannes Pauls II. 1979 predigte er zu Pfingsten auf dem großen Platz in Warschau. Über eine Million polnischer Katholiken feierte mit ihm. Der Papst dann donnernd in seiner Predigt:

„Wer sein Knie vor Gott beugt, beugt es nie mehr vor der Partei!"

Welche antitotalitäre, freiheitssichernde Kraft wahrer Glaube in sich trägt! Wer sein Knie vor Gott beugt, beugt es nie mehr vor einer politischen Idee, einem politischen Führer, nie mehr vor einem Papst, nie mehr vor den Zumutungen des Konsums, nie mehr…

Ich will das Thema nicht weiter verfolgen, obgleich dazu gerade auch mit Blick auf unsere katholische Kirche so viel zu sagen wäre. Hatte noch Pius IX. im Syllabus 1864 vermerkt, dass sich der Pontifex Romanus nie und nimmer mit Religionsfreiheit, Meinungsfreiheit, Demokratie anfreunden werde, hat dann doch das zweite Konzil im Vatikan mit Blick auf die Ohnmacht der verfolgten Christen im kommunistischen Machtbereich die Religionsfreiheit als wesentlich für das Evangelium erklärt und betont, dass das Lehramt nie das Gewissen des einzelnen freien Menschen ersetzen könne. Und heute? Warum hat die katholische Kirche so viel Angst vor der Freiheit, vor dem Gewissen der Menschen? Warum blüht gerade in ihr wieder jene Unterwerfungsbereitschaft, welche eine Amtsausübung an der Freiheit der Mitglieder vorbei erst ermöglicht?

Unterwerfungsbereitschaft ist die tragische Frucht innerer Schwäche. Tragisch ist diese auch deshalb, weil sie mit Pluralitätsintoleranz einhergeht. Das Fremde wird als Gefahr erlebt. Der vermeintlich innerlich starke Islam als Bedrohung des als innerlich schwach eingeschätzten Christentums. Wer aber wiederum aus Schwäche Vielfalt nicht als Reichtum und Anreicherung der

eigenen Position schätzt, neigt dazu, das Bedrohliche zu vernichten. Da geht heute nur verbal und Gott sei Dank nicht mehr auf brennenden Scheiterhaufen.

Das Schicksal einer freien Welt aber kann aber nur Buntheit und Vielfalt sein: an Kulturen, an Religionen. Und diese vielfältigen Kulturen und Religionen werden sich in den kommenden Jahren dank des globalen Marsches in der Einen Welt immer mehr durchmischen. Wir stehen vor zwei Möglichkeiten: einem friedlichen Miteinander, oder aber einem Zusammenprall der Zivilisationen („clash of civilizations": Samuel Huntington) oder einem „clash of religions" – oder noch fataler, weil brutaler: einer Mischung von beiden. Möge die Gott die Welt davor bewahren!

Ob es den christlichen Kirchen gelingen wird, unbeugsame Anwältinnen der verantworteten Freiheit zu sein?

Wir können unseren wenngleich stets nur bescheidenen Teil dazu beitragen. Denn Systeme sind weit stärker als unser persönliches Bemühen. Dazu wäre freilich ein nicht unwesentlicher Perspektivenwechsel, näher hin eine Art eigener Bekehrung in unserer Beziehung zu unsere kirchlichen Gemeinschaft und deren Leitungsämtern vonnöten.

Sagen wir nicht gern und verlangen das auch vehement, die Kirche sollte in ihrem inneren Leben *den Mitgliedern mehr Freiheiten gewähren*: vor allem in der Form der dialogischen Redefreiheit, der Gestaltungsfreiheit, der Partizipation, der Wahl von Bischöfen und Pfarrern? Entscheidend gestalten zu können ist einer der Topwünsche der von uns in Österreich 2009 befragten PfarrgemeinderätInnen.

Aber ist dieser Wunsch, die Verantwortlichen sollen uns mehr Freiheit gewähren, nicht selbst schon obrigkeitlich und unterwürfig? Sollte die Formel nicht heißen: *Kirchenmitglieder „nehmen sich die Freiheit"* – zu gestalten, Kritik zu äußern, ihr Gewissen zu gebrauchen und dabei respektvoll das zu bedenken, was einem die Gemeinschaft vorausgedacht hat?

Vielleicht lohnt es sich, nicht nur in das kommende und die andrängenden Jahre zu schauen, sondern an das Finale aller Geschichte vorauszueilen. Dann wird uns Gott gemeinsam und einzeln um unsere Lebensbilanz bitten. Er wird uns fragen, ob wir solidarisch geliebt haben, handfest, die Fremden, die Schwachen der Welt, wohl wissend, dass „wenn nur ein Gott ist, dass dann jeder einer von uns ist". Er wird uns dann enthüllen, dass wir ihm verhüllt oft in den Fremden und Armen begegnet sind (Mt 25). Und dass uns allein diese Begegnungen der handfesten und barmherzigen Liebe retten.

Und dann wird er uns fragen, ob wir unsere Freiheit entfaltet und mutig gebraucht haben. Vielleicht werden es dann manche probieren zu sagen: Lieber Gott, die Strukturen der katholischen Weltkirche und die samtig-autoritären Amtsträger in unserer österreichischen Kirche, hast Du das alles schon wieder vergessen? Und kannst Du uns erklären, wie diese Personen überhaupt ins Amt gekommen sind? Was war Deine Mitwirkung dabei?

Aber Gott wird dann – vielleicht ein wenig amused über so viele personalpolitische Pannen in der Kirche sagen: „Die wird ich mir alle noch vornehmen. Aber jetzt bist Du ganz allein dran. Unvertretbar. Und keine Ausrede zählt!"

Und dann geht es wirklich nur noch darum, ob ich die Freiheit gewagt und die Liebe riskiert habe.

Amen.

1996 „Christ, erkenne deine Würde!“

Du bist der göttlichen Natur teilhaftig geworden, kehre nicht zu der alten Erbärmlichkeit zurück, lebe nicht unter deiner Würde!“
(Leo der Große +461, Aus einer Weihnachtspredigt)

Der Weg zu diesem Gebet des großen Papstes aus dem fünften Jahrhundert war weit. Auf diesem langen Weg entstand das Weihnachtsfest.

Vor 300 wurde kein Weihnachten gefeiert, wie wir es heute kennen. Zumindest *zwei Strömungen* führten zum Entstehen dieses Festes am 25. Dezember:

Da war zunächst der Kaiser Konstantin bemüht, das heidnische Fest des *„sol invictus“* mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Das war auch nicht schwer. Die Menschen waren damals wie heute vom Lauf der Natur beeindruckt. Die Tage wurden kürzer, die Nächte länger. Die Sonne schien immer schwächer. Sollte sie den Kampf gegen die Nacht und das Dunkel verlieren? Unvorstellbar eine Welt ohne die Wärme und ohne das Licht der Sonne. Und dann das jährlich wiederkehrende Wunder: Die Sonne erstarkte: unbesiegbar. Das Fest des unbesiegbaren Sonnengottes (des „sol invictus“) stützt sich auf diese Erfahrung.
Für die Christen war die Sonne schon früh ein Symbol für Christus. Er besiegt das Dunkel der Nacht. Ohne ihn wäre die Welt dunkel und kalt. Geboren wurde er aber, als das Dunkel der Weltzeit das Licht der Hoffnung zu besiegen drohte. Das wäre schon genug für Weihnachten.

Da gibt es aber noch eine zweite Strömung, die zum Entstehen des Weihnachtsfestes führte. Sie bildete sich um die *Frage, wer denn Christus überhaupt ist*. Eine starke Strömung stützte sich auf die Überlieferungen von der Taufe Jesu. Sagte da nicht die Stimme vom Himmel: *„Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Gefallen habe.“ (Mk 1,11)* Es habe, so die Arianische Lehre, eine Zeit im Leben Jesu gegeben, da er nicht Gottes Sohn gewesen sei. Gott habe vielmehr den Menschen Jesus aus Nazareth erst bei der Taufe im Jordan als seinen Sohn „adoptiert“. Gefeiert wurde dieses Ereignis am 6. Jänner. Und bis heute stoßen wir in der Liturgie auf diese Strömung von der Taufe Jesu im Jordan.
Jesus also als der gute Mensch, der Freund der Armen, der Wunderheiler, der Sozialrevolutionär, der Weg zur wahren Menschlichkeit. Jesus das moralische Vorbild, das Christentum als Weg zum wahren Humanismus. Das ist gut, und vielen scheint es zu genügen.

Das Christentum ist aber nicht auf dieser moralischen Ebene geblieben. 325 versammelte sich das große Konzil von Nizäa und formulierte das große Christusbekenntnis: Er ist nicht nur ein von Gott adoptierter Mensch, sondern *„wahrer Gott und wahrer Mensch, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater“. Jesus war also Gottes Sohn nicht erst ab der Taufe, sondern „von Anfang an“.*

Und um dieses tiefere Wissen von Jesus zu verdeutlichen, gewann neben dem Fest der Epiphanie, dem Tauffest Jesu, das Weihnachtsfest am 25.12. an Bedeutung. Dabei interessierte aber die Liturgie *nicht die Geburt des Kindes, sondern die unbegreifliche Verbindung zwischen Gott und Mensch in Jesus*.

Was Jesus also ausmacht, ist weniger der gute Mensch, sondern die tiefe Verbindung zwischen Gott und Mensch.

Ist nicht unser eigener Weg zu Jesus ähnlich dem, den auch die Kirche gegangen ist?

Wie sehr bewegt uns *sein Vorbild*, seine Art, bei den Armen zu sein, mit den Schwachen zu leben, die Kranken zu heilen, den Starken zu widerstehen! Wie gut ist es, in seine Fußstapfen zu treten und leben zu lernen *„wie er gelebt hat" (1 Joh 2,6)!*

Und doch ist das nur der erste Schritt. Und wie die Kirche sollten wir nicht bei ihm stehen bleiben. Vielmehr lockt uns Weihnachten, einen weiteren Schritt in die Tiefe des Geheimnisses Jesu zu machen. Da ist mehr als ein herausragender Mensch. Wer mit dem Menschen Jesus von Nazareth zu tun hat, hat es „von Anfang an" mit dem uns nahen Gott zu tun.

Von da aus ist dann der Schritt zum Gebet des Papstes Leo nicht mehr weit. Denn wenn Gott sich mit einem Menschen so verbündet hat, betrifft das jede und jeden von uns. Ans Licht kommt, wer jeder Mensch ist. Er ist jemand, mit dem Gott sich verbinden will, noch mehr, angefangen hat, zu verbinden. Das macht unsere Würde aus, so Leo der Große:

„Christ, erkenne deine Würde! Du bist der göttlichen Natur teilhaftig geworden, kehre nicht zu der alten Erbärmlichkeit zurück, lebe nicht unter deiner Würde!"

So ist das Weihnachtsfest nicht nur eine Erinnerung daran, dass durch das Aufgehen der Sonne Christus die Welt warm und hell geworden ist; es lehrt uns vielmehr, wie nahe Gott allen Menschen ist. Und das macht Weihnachten zugleich zu einem Fest von unserer eigenen Würde.

1997 Predigt zu Epiphanie

Bei den Schulschwestern.

Unser liturgischer Wanderweg führt uns von Weihnachten zur Epiphanie. Weihnachten, das ist das Verborgene, das Stille, abseits von den großen Geschehen der Welt, mit den einfachen Menschen, den Hirten, ihrer Herde und den Engeln und alles in der Stille der Nacht. Epiphanie

ist ganz anders. Es findet statt auf der Bühne der Welt. Vor den Weisen und den Mächtigen. Das Verborgene kommt ans Licht, leuchtet auf - ein Lieblingswort der Heiligen Schrift - eben Epiphanie - Erscheinung des Herrn - geschieht; So die Heiligen Texte in der Erinnerung an damals.

Und heute? Geschieht dieses „In-Erscheinung-treten Gottes“ auch heute oder sollte Johannes Paul II, wenn er bei uns im Stephansdom bei seinem letzten Besuch meinte: „Gott ist verdunkelt in unserer Welt.“ Oder hat er sich gar selbst zurückgezogen? Ist, obwohl wir immer das Gegenteil unentwegt singen, der Himmel nicht wieder verschlossen? Es ist eine der schönsten alten Kirchenbilder der Kirchenväter, dass sie sagen: “Die Kirche ist Ikone Gottes.“, ist sozusagen selbst Epiphanie - Erscheinung des Herrn. Epiphanie, auf das Fest, auf das wir dann morgen zugehen, wäre sozusagen der Kirche ureigenes Fest, ihr Wesen kommt zum Vorschein, Gottes Auslegung ist die Gottes Exegese. Gott soll aufleuchten durch die Kirche, das Verborgene offenbar werden, Sakrament des Heils, so sagt es dann wieder sehr spröde und trocken die Konzilstheologie. Wie kann Gott heute in Erscheinung treten, offenbar werden?

Ein französischer Theologie Philipp Beguerie hat vor Jahren zu dieser Frage einmal gesagt, es gebe drei menschliche Weisen in denen unser Leben stattfindet, drei Ebenen sozusagen, die den Reichtum menschlicher Lebenserfahrung ausmachen. Er meint die erste und selbstverständlichste Ebene sei das, was wir leben. Die zweite Ebene, das wovon wir reden, was wir an Leben ins Wort bringen. Und die verdichteste Form, sagt er, wäre das, was wir feiern. Wahrscheinlich ist das eine gute Erkenntnis. Z.B. in der Liebe zwischen Menschen, das sie füreinander einstehen, aber auch, dass sie das dann einander eingestehen, was sie leben und das macht eine neue Qualität aus, das Wort der Liebe neben dem gelebten Part der Liebe. Vielleicht feiern sie dann auch Einstand eines Tages, also das Fest der Liebe; es wäre wirklich die Krönung. Was heißt das, wenn wir fragen, wie kann heute Gott in Erscheinung treten durch uns? Wir haben uns angewöhnt zu sagen, in dem, was wir feiern. Das ist gut so, also jetzt in unserer Liturgie. Aber von außen her gesehen ist es noch einmal spannend, dass sich in diesem Land sonntäglich 3 Millionen Menschen zusammenfinden, um Liturgie zu feiern, sich um Gott zu versammeln, ihn also aus der Vergessenheit unserer Kultur herauszubeten und herauszusingen. Das zweite, auch da sind wir ziemlich begabt heute, die Gottesrede läuft. Pädagogisch, medial, gedruckt und gesendet wird Gott. Aber manchmal wünschte ich mir, wir würden uns mehr an Gottesart halten, wie er sein Wort spricht, nämlich der Dialog unter den Freunden, aber auch das mutige Reden darüber. Wenn man heute über Religion und Kirche redet, dann finden die schlechten Nachrichten, die eine Chance haben. Aber das, was das innerste Wesen ausmacht das ist doch mehr

oder minder die heiligste private Angelegenheit jeder Person. Es gebe so etwas wie eine „Schweigespirale“, so einmal die deutsche Forscherin Renate Köcher. Wir sind außerordentlich tolerant, also sprachlos, geworden. Aber dann das, was wir leben, das ist mit Sicherheit das Schwerste, weil es immer auch durchwachsen ist. Zwischen den Interessen Gottes und unseren eigenen kommt es unentwegt zu einer bunten Mischung.

Und dass man uns an den Früchten erkennt. Die eigentliche lautere Gottesauslegung ist daher weniger und allein das, wovon wir reden, auch nicht allein das, wie wir feiern und was wir feiern, sondern das ist das, was wir tun. Gottesauslegung in unseren Taten, aber auch, und da wird es noch schwieriger, in unseren Strukturen. Da reden die Barmherzigen Schwestern von einem barmherzigen Gott. Sie werden es auch tun, jede einzelne für sich so gut sie kann. Wie sieht das dann aus in den Strukturen Ihrer Krankenhäuser? Die Struktur der Barmherzigkeit macht die reale Barmherzigkeit aus, also, der Umgang mit Frauen mit Kindern, die dann Mitarbeiter sind und jenen, die es schwer hatten mit ihrer Ehe und jene, die im Alkohol oder einer Droge gefangen sind und deren Arbeitskraft gemildert ist. Was heißt Barmherzigkeit in den Strukturen? Ihre Gründerin sagt: „Nur die Liebe zählt.“ Wie geht das wieder hinein, nicht nur in die Worte und in die Erklärungen, sondern in Ihren alltäglichen Strukturen, in Ihren Schulen. Natürlich könnte ich auch sagen: „Das machen Sie schon, das findet schon bei Ihnen statt.“ Vielleicht ist es auch so, dass Sie sagen können, das, was Sie sind, als Institution, als Orden mit evangelischen Reden, das ist handfeste Gottesauslegung, Gottesexegese. Das ist, wenn man Thomas Plankensteiner ehren will, die Körpersprache der Kirche, die nicht nur redet, sondern tut. Freilich werden diese immer nur vom „In-Erscheinung-Treten Gottes“ geredet. So sagt der Johannesprolog sehr nüchtern, dass viele ihn gar nicht mehr aufnehmen. „Er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Sind wir nicht manchmal ein Volk, das sozusagen an der Körpersprache, an den Strukturen der Kirche herumreformiert? Aber in Wahrheit sieht es so aus, als wäre es nur noch „Leichenkosmetik“. Könnte es sein, dass die eigentliche Not der Kirche schon in Exodus 17,7 aufgehoben ist, wo es heißt: „Ist der Herr in unserer Mitte oder nicht?“ Oder wie mein Freund Josef Fischer aus der Diözese Passau, einer der Gründer dieses Grundkurses „Gemeindlichen Glaubens“ einmal fragte: „Leidet die Kirche nicht unter einer Art ekklesialen Atheismus?“ Wie soll in Erscheinung treten, was nicht vorhanden? Und so verstehe ich schon, dass alle großen Reformen der Kirche nicht an den Strukturen angesetzt haben, sondern zunächst geschaut haben, ob Gott in unserer Mitte lebendig und gegenwärtig ist. Denn sonst könnte es leicht sein, um Hermann Stenger die Ehre zu geben, dass wir gar kein Symbol sind, in dem Gott in Erscheinung tritt. - nicht Ikone Gottes also - sondern das wir so etwas werden wie ein trauriges Diabol, wo wir zwar reden von Gott, aber unsere Taten und das, was wir sind im Grunde genommen dauernd das Gegenteil bezeugen. Worum es also geht: auch in unserer Kirche heute ist, dass wir uns doch zunächst darum zu kümmern haben, dass die Kirchen wieder selbst gottvoll werden, denn nur dann kann auf dem Angesicht der Kirche wirklich Epiphanie geschehen.

2002 Weihnachten: Menschwerdung.

Weihnachtspredigt für Heimo Längle.

Kurz vor Weihnachten erhielt ich von Herrn Heimo Längle aus Vorarlberg eine eMail. Ich hatte ihn bei einer Tagung in Batschuns kennen gelernt. Längle bekennt sich selbst als ein neugieriger suchender Nichtkatholik. So schrieb er mir also:

„Ich erlaube mir... mich mit folgender Frage und der Bitte um ungeschminkte Antwort an Sie zu wenden:

... Es gibt Kreise, die behaupten, die Menschen seien durch den Kreuzestod von ihren Sünden rein gewaschen worden. Damit und mit Ähnlichem fange ich schlichtweg nix an. Bei allem Respekt und Bewunderung für diese an sich schon fast unglaubliche Tat: Wozu das Ganze? ...

Ich gehe davon aus, dass das ‚Mysterium von Golgatha' mehr umfasst als die Auferstehung, nämlich auch den Erlösungsaspekt. Und hier komm ich nicht weiter. Und daher meine Frage:

Worin bestand bzw. besteht die Erlösungstat von Jesus/Jeshua? Wer ist da von was erlöst?"

Der zerrissene Schuldschein

Wir haben auf diese Frage nach der Erlösung den Menschen von Kindesbeinen an eine ebenso einfache wie spröde Katechismusantwort gegeben:

- Adam und Eva sind sündig geworden und haben die Gemeinschaft mit ihrem Gott verloren – was wir mit der Vertreibung aus dem Paradies bebildert haben. Aus dieser Sünde konnten sich unsere Stammeltern selbst nicht mehr befreien – aus eigener Kraft konnten sie nicht mehr ins Paradies zurückkehren; ein Engel mit einem Feuerschwert verwehrte ihnen diese Rückkehr.
- Dieser Sündenfall war aber nicht nur für die Stammeltern fatal. Auch auf die Nachkommen von Adam und Eva ist dieser gottferne sündige Zustand übergegangen – vererbt worden, so sagten wir missverständlich genug und haben diesen Zustand aller Menschen dann „*Erbschuld"* genannt.
- Dann hat sich Gott selbst in die Niederungen der Sünde aufgemacht und hat uns durch den Tod seines Sohnes am Kreuz erlöst.
- Und den einzelnen Menschen haben wir gesagt: Gerettet wirst Du nur, wenn Du von der Botschaft vom Kreuz hörst und dich taufen lässt. Dann wirst Du von der Erbschuld frei und hast eine Chance, im Tod mit Christus ins Paradies einzugehen.
- Wir haben in Kauf genommen, dass auf diesem Hintergrund nur wenige eine Chance haben, gerettet zu werden: von wenigen Ausnahmen abgesehen (wie Adam, oder Abraham) nur jene, die nach Christus lebten, und da wieder nur jene, die getauft wurden und noch dazu ein Leben führten, das der Taufe entspricht. Kein Wunder, dass dann

Augustinus von einer massa damnata spricht: Nur wenige werden am Ende der Zeiten zu den Geretteten gehören. Und die Zeugen Jehovas wussten lange Zeit auch ihre Zahl: 144.000.

In der Theologie wird diese Erlösungskonzeption die römische genannt. Sie hat einen stark rechtlichen Grundzug: Die Sünde ist eine ungehorsame Übertretung der Gebote Gottes, Gottes Autorität wird durch die Sünde beleidigt. Damit gerät der Mensch in einen Zustand, der in den Tod führt, wenn er ausreift. Diesen Zustand kann nur Gott selbst überwinden: Nur er kann den alten Schuldschein zerreißen – was im Tod des Sohnes Gottes am Kreuz geschehen ist: Und jeder, der die Gemeinschaft mit Christus findet, dessen privater Schuldschein wird mit zerrissen. Für diese Art, Erlösung zu erklären, steht dann für viele Ostern, genauer der Karfreitag, und Herr Heimo Längle versteht das nur schwer. Das lateinische Wort für diese Vorstellung („Satisfaktionstheorie", im abendländischen Mittelalter entstanden) erinnert auch sehr an die tödlichen Duelle der damaligen Zeit...

Was er angenommen hat, das hat er auch erlöst

Es gibt freilich in der langen Geschichte des Christentums eine andere, deutlich ältere Erlösungsvorstellung. Diese hat weniger mit Ostern, sondern weit mehr mit Weihnachten zu tun. Zudem geht es hier nicht um die einzelnen Menschen, sondern um die ganze Menschheit in einem, noch mehr, um die ganze Schöpfung. Noch mehr: Sie baut nicht auf dem Sündenfall auf, sondern auf der Schöpfung der Welt durch Gott.

Jetzt geht es nicht darum, wie die Menschheit aus der Sünde errettet werden kann. Das Thema ist vielmehr: Wozu hat Gott die Welt erschaffen und wie kommt er mit seiner Schöpfung ans Ziel.

Jetzt lautet die Antwort so: Gott selbst ist in sich lautere und überreiche Liebe. Da beschloss er – wir können es nur aus dem Überfließen wollen der Liebe selbst verstehen – sich selbst zu verschenken. So fängt er an, sich in Liebe zu verströmen, und im Verströmen erschafft er die Welt und darin die Menschen. Wir sind „ex amore", aus der Liebe geboren. Die ganze Geschichte ist dann aber im Grunde nichts anderes als diese unendliche Liebesgebärde eines sich selbst verschenkenden Gottes. Und dann kommt diese entscheidende Stunde der Weltgeschichte, in der inmitten einer dunklen Nacht die Geschichte anfängt, an ihr eigenes Ende zu geraten: Denn in einem von uns, Jesus von Nazareth, kommt Gott mit seiner uralten Schöpfungsabsicht ans Ziel. Er ruht nunmehr am Herzen eines Menschen, noch mehr, wir sagen: „Er wird Mensch". Himmel und Erde vereinigen sich, Gott und Mensch. Die Kirchenväter, mehr jene, die im griechischen Denken beheimatet sind und weniger rechtlich sondern mehr ereignishaft denken, sagen dann: Was er angenommen hat, das hat er auch erlöst. Die Schöpfung hat schon in der Menschwerdung Gottes angefangen, ihre endzeitlich vollendete Gestalt zu erlangen, die das ganze Leben Jesu hindurch über seinen Tod am Kreuz in der Auferstehung endgültig geworden ist. Ostern ist dann die Vollendung Weihnachtens. Da reift Weihnachten aus.

Erbheil

All das aber ist nicht nur für Jesus von Nazareth, geboren aus dem Geschlecht Davids durch die Frau namens Maria, geschehen. Denn die Menschwerdung Gottes betrifft uns alle zuinnerst. Voraussetzung dafür ist freilich, dass wir unser individualistisches Denken vom Menschen verlassen. Es gibt eine tiefe Verwobenheit aller Menschen. Unbeholfen haben wir von der Erbschuld gesprochen, von der tiefen Sehnsucht der Schöpfung nach dem Ankommen Gottes. Weil wir untergründig alle in der Schöpfung und in der Menschheit eins sind, berührt das, was in einem von uns geschehen ist, alle. Jesus ist sozusagen die Pfeilspitze der Menschheit: der Anführer des Lebens. Was er angenommen hat, das hat er auch erlöst: das meint dann nicht nur seine eigene menschliche Existenz, sondern eben die mit ihr verwobene ganze Menschheit. Hermann Stenger hat auf diesem Hintergrund neben den schwer verständlichen Begriff der „Erbschuld" den viel einleuchtenderen Begriff des „Erbheils" gesetzt.

So ist in der Stille der Nacht zu Bethlehem für uns alle Großes geschehen: „Gott wird Mensch, damit der Mensch Gott werde" – so die ostkirchliche Theologie. *Hirten* – so erzählt das Lukasevangelium –

„Hirten lagerten auf freiem Feld und hielten Nachtwache bei ihrer Herde. Da trat der Engel des Herrn zu ihnen, und der Glanz des Herrn umstrahlte sie. Sie fürchteten sich sehr, der Engel aber sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr. Und das soll euch als Zeichen dienen: Ihr werdet ein Kind finden, das, in Windeln gewickelt, in einer Krippe liegt. Und plötzlich war bei dem Engel ein großes himmlisches Heer, das Gott lobte und sprach: ‚Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade.'" (Lk 2,8-14)

2004 Weihnachten: Wir suchen Gott. Lassen wir uns von ihm finden?

1. Wir sind heute wieder eine Generation von spirituell Suchenden geworden. Megatrend der Respiritualisierung. Die Sehnsucht treibt uns.

„Sehnsucht ist der Anfang von allem“ (Nelly Sachs). Jacques Lacan: Mensch ist désir und manque. Rainer M.Rilke: „Geh bis an deiner Sehnsucht Rand!“ „Es sprechen manche: sie hättens nicht. Da erwidere ich: Das ist mir leid. Ersehnst du es aber auch nicht, das ist mir noch leider. Könnt ihr es denn nicht haben, so habt doch ein Sehnen danach! Mag man aber auch das Sehnen nicht haben, so sehe man sich doch wenigstens nach einer Sehnsucht!“ (Eckhart: Von der Stille)

Diese Sehnsucht ist Ausdruck der Gotteswunde des Menschen. Diese ist nicht heilbar. Oft tritt sie heute in weltlicher Gestalt auf: Rechnungen bleiben offen, wir sind nach mehr aus als stattfindet… (Karl Rahner). Dieses Leiden am stetigen Offenbleiben der Sehnsucht ist Gottes charmante Art, sich bei uns in Erinnerung zu halten.

2. Weihnacht stellt alles auf den Kopf. Es geht nicht mehr ums Suchen, sondern ums Sich-finden-lassen. Gott macht sich auf den Weg zu uns. Nicht nur innerlich, sondern sein Kommen hat Hand und Fuß. Er wird Mensch, einer von uns.

Die weihnachtlichen Lesungen berichten, wie sehr Gott sich engagiert, damit wir uns von ihm finden lassen. Den Hirten schickt er Engel. Den Weisen aus dem Morgenland einen Stern.

3. Dass wir gefunden wurden, läßt sich an der Herrlichkeit inmitten der Unscheinbarkeit erkennen. Die Hirten finden ein Kind, in einer Krippe. Desgleichen die Weisen aus dem Morgenland. Es ist keine rauschende Epiphanie, keine Prunkseligkeit, sondern Armseligkeit. Und doch bricht für einen Augenblick Gottes Herrlichkeit durch. Im Lobpreis der Engel. In der übergroßen, überwältigenden Freude der Weisen. Diese Erfahrungsstruktur bleibt gleich. Da begibt sich Jesus auf den Weg des Leidens. Mit Jüngern besteigt er den Berg Tabor. Und wieder bricht die ganze Herrlichkeit Gottes durch ihn hindurch, Gottes kabod. Herrlichkeit Gottes in der Armseligkeit des Menschen.

Gott ist schon ein ganzes Leben lang unterwegs, um auch mich ganz persönlich zu finden. Noch mehr: Die Mystiker lehren uns, dass er in uns geboren werden will (Meister Eckhart).

Das geschieht in menschlicher Armseligkeit. Mein Leben, das Innerste meiner Person ist wie die Krippe im Stall zu Bethlehem. Auch mir schickt Gott seine Engel, die uns von diesem Wunder der Gottesgeburt erzählen. Und das an allen Orten: auf dem Feld unserer alltäglichen Arbeit, oder wenn wir uns in die forschenden Stuben der theologischen Arbeit begeben. Wie die Hirten erleben wir – eingestreut in das Dunkel der Nacht unseres Lebensweges – Gottes Glanz. Vielleicht auch heute in dieser heiligen Nacht? Ob auch uns dann der Lobpreis der Engel mitreißt?

2006 Weihnachten: Der Täufer und das Kind

Schärfer könnte der Kontrast nicht sein. Da tritt der düstere Prediger am Jordan auf. Dort wird ein Kind in einem schäbigen Stall geboren. Der eine steht für die Frage: Was sollen wir tun? Der andere, das Kind, für die Frage: Was können wir sein. Bei dem einen geht es, modern ausgedrückt, um die Moral. Beim anderen um die Mystik und die Anbetung.

Was sollen wir tun?

Was sollen wir tun: so fragten die Menschen den Wanderprediger Johannes, als er am Jordan taufte. Johannes drohte mit dem Gericht: „Ihr Schlangenbrut", so donnert er, „wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Gericht entrinnen könnt?"… Und fährt fort: „Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen."

Verständlich, dass die Leute erschrecken und fragen: „Was sollen wir also tun?"

Und dann kommt eine lange moralische To-do-Liste:

- Dem Volk ruft er zu: „Wer zwei Gewänder hat, der gebe eines davon dem, der keines hat, und wer zu essen hat, der handle ebenso."
- Und den Zöllnern rät er: „Verlangt nicht mehr, als festgesetzt ist."
- Und zu den Soldaten: „Misshandelt niemanden, erpresst niemanden, begnügt euch mit eurem Sold!"

Johannes möchte, dass die Menschen Gutes tun und sich so vor dem Gericht retten.

Wir würden ja gern…

Bis heute sind wir mit der moralischen Welt- und Menschenverbesserung beschäftigt. Dabei haben wir das Gefühl, nicht so richtig erfolgreich zu sein. Unsere Zurufe nützen vielleicht auch deshalb nichts, weil niemand mehr vom drohenden Gericht redet. Die moralische Verbesserung der Welt durch die Höllenangst funktioniert nicht mehr.

Aber ernsthaft in die Tiefe des menschlichen Herzens gefragt: Kann die Höllenangst überhaupt funktionieren? Morden die Menschen weniger, wenn es die Todesstrafe gibt? Oder nimmt lediglich die Zahl der Getöteten zu, weil zu den Gemordeten noch die hingerichteten Mörder kommen?

Paulus hat das ratlos gemacht. In seinem weltberühmten Brief an die Christen in Rom klagt er:

„Denn ich begreife mein Handeln nicht: Ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich hasse… 24 Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich aus diesem dem Tod verfallenen Leib erretten? (Röm 7, 15.24)"

Jesus hat schon vor ihm in ein ähnliches Horn geblasen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Erntet man etwa von Dornen Trauben oder von Disteln Feigen? Jeder gute Baum bringt gute Früchte hervor, ein schlechter Baum aber schlechte. Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte hervorbringen und ein schlechter Baum keine guten. Jeder Baum, der keine

guten Früchte hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. An ihren Früchten also werdet ihr sie erkennen.“ (Mt 7,16-20)

Paulus ahnt die Lösung. Nicht das Gesetz, so schreibt er, nicht die Moral also, führt dazu, dass wir das Gute tun, das wir ohnedies gern tun möchten: es braucht dazu Gnade – genauer: Gott selbst, der uns an der Wurzel der Seele von unserer Angst um uns heilt.

Der Baum muss gut sein, soll er gute Früchte tragen.

Werden, was wir sind

Das führt uns hin zum Kind. Es kann noch nicht reden. Niemand stellt ihm die Frage, was sollen wir tun. Sondern alle wissen: da passiert etwas für den Menschen. Der Heiland ist geboren: also der Gott, der heilt. Und er heilt nicht durch moralischen Appell, sondern dadurch, dass Gott ein Mensch wird.

„Was er angenommen hat, das hat er erlöst“, sagen daher sinngemäß die alten östlichen Kirchenväter. Die östliche Tradition des Christentums feiert daher Weihnachten mit viel mehr Freude und Gewicht. Die Rettung der Welt beginnt mit der Menschwerdung Gottes in einem Kind im Stall zu Bethlehem. Deshalb singen wir bis heute im Stille Nacht: „Christus, der Retter ist da.“

In einem von uns, Jesus, dem Kind zu Bethlehem, ist Gott geboren worden. Die Gottesgeburt hat begonnen. Sie hört aber nicht beim Kind auf. In seinem Prolog zum Evangelium kennt Johannes Menschen, die „aus Gott geboren sind“.

Das macht den Unterschied zwischen dem Täufer und Jesus aus: Dem einen geht es um das moralische Tun, dem anderen um das göttliche Sein. Der eine erwartet von einem kranken Baum gute Früchte, der andere will den Baum an seinen Wurzeln heilen. Der eine moralisiert, der andere heilt.

Weihnachten ermuntert uns daher weniger zu fragen, was sollen wir tun, sondern zu staunen, was wir durch die Geburt Gottes sind. Weil und wenn wir mit ihm verwachsen, wenn die Gottesgeburt auch in uns geschieht, sind wir von Gottes Art. Dann muss nicht mehr gefragt werden, was wir tun sollen. Denn dann ist der Baum gut, und er trägt von sich aus gute Früchte. Er kann dann nicht anders.

Es kann sich einlösen, was Benedikt XVI. in seiner ersten und bislang einzigen Enzyklika wünscht: dass

„auch wir selbst
wahrhaft Liebende
und Quelle lebendigen Wassers
werden können
inmitten einer dürstenden Welt.“

(Benedikt XVI.: Deus caritas est, 42.)

2008 Aus dem Nichts ins Nichts

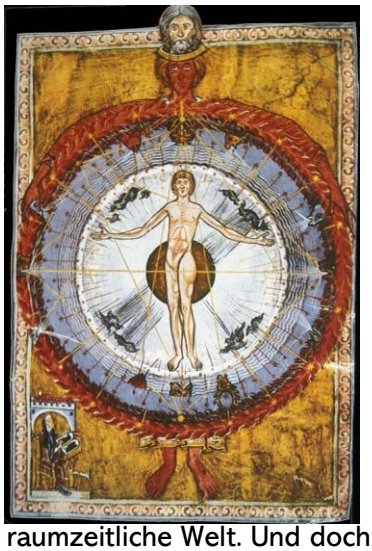
Worauf läuft alles hinaus? Was für ein Ziel hat die Welt? Keines, sagen heute prominente moderne Naturwissenschaftler: Auf einen Nenner gebracht: Die Welt kommt aus dem Nichts und fällt zurück ins Nichts. „Aus dem Nichts ins Nichts“. Näher hin lehren sie: Es regiert der Zufall. Vor 13,7 Milliarden Jahren hat es einen Urknall gegeben, in einem daraus entstehenden Feuerball haben sich Materie und Energie gebildet. Von da an gibt es die Kategorien Raum und Zeit, also die Raumzeit, und all das bildet günstige Voraussetzung für das zufällige Entstehen des Lebens. Vor 10 Millionen Jahren sind dann die Hominiden entstanden, als Ergebnis vieler Wandlungen (Mutationen) und durch den Sieg der Überlebenstüchtigeren (Selektion). Diese hochentwickelten Lebewesen haben sich aufgespalten in Menschenaffen und in den homo erectus, von dem schließlich vor 200 Tausend Jahren im Rift Valley in Ostafrika der homo sapiens hervorgegangen ist.

Die moderne Naturwissenschaft richtet ihren Blick aber nicht nur zurück in den unergründlichen Anfang, sondern zugleich nach vorn ans Ende der Welt: in 5 Milliarden Jahren, so lehren Astrophysiker, werde sich die Andromedagalaxie der Erde nähern, die Sonne werde ein heiß glühender Roter Riese, der auf Erden alles verbrennt. Das Leben sterbe als erstes. In 100 Billionen Jahren schließlich werde alles im Nichts eines schwarzen Lochs verschwinden.

War also am Anfang das Nichts – und wird auch am Ende das Nichts sein? War das dann alles? Und wozu? Gibt es keinen tieferen Sinn, keine Art „intelligent design“?

Die Alternative: Aus der Liebe in die Liebe

Von 1098-1179 lebte **Hildegard von Bingen**. Sie war Benediktinerin, seit 1136 stand sie ihrem Kloster als Äbtissin vor. Ihr verdanken wir vieles, in der Medizin, in der Musik. Nicht zuletzt war sie eine Mystikerin, eine Art frommer Universalgelehrtin.



Hildegard hatte eine grandiose **Vision vom Finale der Welt**. Dargestellt ist der drei-eine Gott: Vater, Sohn und Geist. Rot umrandet, in abgerundet vollendeter Gestalt sehen wir Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. In ihm ist aufgenommen die ganze Schöpfung und als deren Krönung (das sagen auch die atheistischen Evolutionstheoretiker) der Mensch.

Diese Vision der mystisch begabten Frau leugnet nicht den naturwissenschaftlich vorhersehbaren Verlauf der sichtbaren Welt. An deren Ende wird vorhersehbar als schwarzes Loch das Nichts sein, das Aus für die raumzeitliche Welt. Und doch schaut Hildegard tiefer. Sie sieht in Gott - im Kraftfeld seines Geistes, aus dem die Schöpfung heraus erblühte - die von Gott heraufgeführte vollendete Gestalt der Schöpfung. Diese Vollendung ist

verwoben mit der Gestalt Christi. Christus ist geweitet zum **kosmischen Christus**, in den alle Schöpfung hineingereift ist.

Im **Kolosserbrief** ist vom Verfasser ein frühchristlicher Hymnus aufgenommen. Er besingt Christus: schon bevor die Schöpfung begann, war er. Alles ist in ihm und durch ihn erschaffen. Zugleich wird aber auch das Ziel der Schöpfung benannt: Es ist Christus. „Auf ihn hin ist alles erschaffen“:

Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes,
der Erstgeborene der ganzen Schöpfung.

Denn in ihm wurde alles erschaffen
im Himmel und auf Erden,
das Sichtbare und das Unsichtbare,

Throne und Herrschaften, Mächte und Gewalten;
alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.

Er ist vor aller Schöpfung,
in ihm hat alles Bestand.

Er ist das Haupt des Leibes,
der Leib aber ist die Kirche.

Er ist der Ursprung,
der Erstgeborene der Toten;
so hat er in allem den Vorrang.

Denn Gott wollte mit seiner ganzen Fülle in ihm wohnen, um durch ihn alles zu versöhnen.
Alles im Himmel und auf Erden wollte er zu Christus führen,
der Friede gestiftet hat am Kreuz durch sein Blut.

(Kol 1,15-20)

Dieser Hymnus aus der frühchristlichen Liturgie ist eine **Lesehilfe für mein eigenes Leben:** Gott hat mich auf den Weg in diese Welt gesetzt, damit ich – ansatzhaft schon in diesem Leben und vollendet im Tod - hineinreife in die vollendete Gestalt des Menschen. Der vollendete Mensch aber ist Christus: in ihm ist die Fülle Gottes. Er ist – dieses Bild sei erlaubt – randvoll mit Gott, gottvoll also. *Und weil Gott die Liebe ist, ist der gottvolle Christus der vollendet liebende Mensch.*

Um nichts Anderes geht es also im Leben eines jeden Menschen: des Atheisten ebenso wie des Buddhisten und der Muslima, des Juden und der Christen und Christinnen: dass wir aus einer Einung mit Gott wie Christus rundum Liebende werden. Dafür sind wir erschaffen: geboren aus der Tiefe der Liebe Gottes – also, wie Dorothe Sölle schrieb „ex amore“ – , damit wir gottförmig Liebende werden. Das hebt schon inmitten dieses Erdenlebens in Spuren an, wirklich und wirkmächtig zu werden. Erkennbar wird dieses wachsende Hineinreifen in den kosmischen Christus, wenn in unserem Leben nicht mehr Rivalität und Gewalt regieren, der Kampf aller gegen alle, ein Kampf, der unseliger Weise im Lauf der Geschichte immer wieder in den Kampf aller gegen einen kippte. Die Welt ist dann jetzt schon ansatzhaft versöhnt, im vorweggenommenen Gericht aufgerichtet und geheilt.

Dieser Hymnus wirft aber auch ein **Licht auf die gesamte Schöpfung** und deren bewegte Geschichte. Sie hat ein wundersames Ziel. Sie ist aus Liebe in Gang gesetzt, damit sie hineinreift in den kosmischen Christus. Der Auferstandene wird am Ende der Zeiten alles in allem sein wird. Er ist dann das Haupt seines voll ausgereiften Leibes (bildlich gesprochen) – und alle, in denen Christus Gestalt gewonnen hat und ausgereift ist, werden den Ehrentitel Kirche tragen.

Wir, *die wir wahrhaft an das Ende der Zeiten gekommen sind*, so heißt es im 1 Korintherbrief (11,10). Das Zweite Vatikanische Konzil nimmt diese Zeitangabe auf (GS 48). Heute feiern wir den Anfang dieses Zeitenendes, den Anfang der Vollendung. Indem Gott Mensch wird (heute als Kind in der Krippe von den Hirten und von uns aufgesucht), bekommt die Vollendung der Welt in einem Kleinkind Hand und Fuß. Ihn nennt der Kolosser-Hymnus den Erstgeborenen der (vollendeten) Schöpfung: Denn dieses Kind wird, zu einem Mann herangewachsen, in seinem Sterben und durch seine Auferweckung jener sein, in dem die Schöpfung anfängt, ihre vollendete Gestalt zu erreichen.

Alles, was wir als Christen sind, tun und feiern, geschieht für unser persönliches und gemeinschaftliches Hineinreifen in die Vollendung, in die Gestalt des kosmischen Christus'. Wann immer wir dem Frieden mehr Raum geben als dem Zwist, solidarischer Nächstenliebe mehr Chancen einräumen als der Angst um uns selbst, wo immer wir uns versöhnen statt zu bekriegen, siegt in unserem Leben die Liebe und reifen wir in die vollendete Gestalt Christi hinein.

Am dichtesten aber geschieht dieses Hineinreifen in den kosmischen Christus immer dann, wenn Gott uns zur **Feier der Eucharistie** versammelt. Diese ist das Herz allen Lebens unserer Kirche. Hier „verleiben" wir uns den als Mensch geborenen, gekreuzigten und auferstandenen Christus ein. Er wächst in uns und mit ihm die vollendete Gestalt unserer menschlichen Fähigkeit Liebe. Wir werden, wozu wir erschaffen und was wir so gesehen im Grund immer schon sind: als aus Gottes Liebe erschaffene Liebende. Wo wir solches mit ergriffenem Herzen an uns geschehen lassen, reifen wir, wie Hildegard von Bingen es in ihrer Vision vorhersah, in den kosmischen Christus hinein. Denn auf ihn hin ist alles erschaffen.

Die moderne Naturwissenschaft hat im Rahmen ihres Denkens gewiss Recht. Aus der Sicht menschlicher Erkenntnis kommt das All aus dem Nichts und versinkt vorhersehbar ins Nichts. Aus der Sicht göttlicher Weisheit aber wandelt sich die **Weltformel. Der Verlauf der Welt ist nicht aus dem Nichts ins Nichts, sondern aus der Liebe in die Liebe.** Sollte das kein Grund zu weihnachtlichem Jubel sein?

Amen

2008 Die Angst loswerden, um Liebende zu sein.

1. Wonach wir uns zutiefst sehnen: zu lieben und geliebt zu werden: Theologen haben eine Deutung dafür und meinen, dass uns diese Sehnsucht zu Ebenbildern Gottes macht. Wenn Gott wirklich in sich ein Tanz der Liebe ist: Wie kann er etwas Anderes schaffen, das nicht in seinem innersten Wesen gleichfalls Liebe ist. Das ist der einzige Auftrag unseres kurzen Lebens: Liebende zu werden: uns selbst in Freiheit zu verschenken, ohne die andere, den anderen besitzen zu wollen. Jesuanisch heißt dies: „Das Leben zu verlieren und darin zu gewinnen".

Der Psychiater Viktor Frankl war Insasse des Vernichtungslagers Auschwitz. Mit viel Glück ist er dem Tod durch Vergasung entronnen. Er hat dann wissenschaftlich darüber nachgedacht, was ihn überleben ließ. So entstand die dritte Wiener psychotherapeutische Schule: Die Logotherapie. Woran der Mensch letztlich leidet, so die Grundthese, ist der Verlust von Sinn angesichts des drohenden Todes. Und gerade in dieser Situation, den Tod vor Augen, erlebte Frankl Sinn. Das Geheimnis, welches das ermöglichte, brachte er kurz auf den Nenner: Sinn erlebst Du, wenn Du *für* jemand und *für* etwas lebst – kurzum, wenn Du liebst.

2. Es sammelt sich im Lauf des kurzen Lebens die Erfahrung, dass das leicht gesagt und schwergetan ist. Es gibt innere Kräfte, die uns daran hindern, zu lieben. Statt uns in Liebe ganz dem anderen / der anderen zuzuwenden, kreisen wir um uns selbst. Dabei wollen wir Liebende sein und spüren doch genau, dass wir es nicht schaffen. Oft bleibt es bei schönen Worten ohne Konsequenzen und Taten. Der spirituelle Menschenkenner Paulus hat diese Erfahrung im Brief an die Christen in Rom mit unglaublicher Eindringlichkeit so beschrieben: „Was ich will, tue ich nicht, und was ich nicht will, tue ich". Und als Ursache vermutet er in sich ein „Gesetz" (eine Prägung schrieb unlängst die Psychologin und Theologin Monika Renz). Eine Art sinnloser Lebensweise, so der 1. Petrusbrief (1,18). Von den Vätern (und noch mehr von den Müttern?) ererbt.

- Lässt sich verstehen, warum das so ist? Der Mensch will lieben und schafft es so oft nicht?
- Noch mehr: Wünschen wir nicht in der Tiefe unseres Herzens, dass das nicht so bleiben soll? Wie können wir frei werden zu lieben? Wie können wir loswerden, was es uns stets schwermacht, ja gerade zu uns daran hindert, Liebende zu sein? Loswerden – die Bibel verwendet dafür das Wort: Erlösung. Kurzum: Können wir uns selbst befreien von jener Prägung, von dem Hang zu jener sinnlosen Lebensweise, die uns nicht lieben lässt – obwohl wir spüren, dass dies unser innerstes Wesen und daher die innerste Sehnsucht ist?

3. Viele große Fachleute haben darüber nachgedacht. Der evangelische Theologe aus Dänemark Sören Kierkegaard, der katholische Theologe Eugen Drewermann, der leider unsere kirchliche Gemeinschaft nach vielen Demütigungen verlassen hat. Diese Fachleute vermuten, dass an der Wurzel der Seele eine Angst lauert. Sie meinen, dass es letztlich die Angst vor der Vergänglichkeit ist. Wir haben Angst vor dem Tod, davor, dass dieser unentrinnbar und endgültig ist. Hier, im Leiden an der Endlichkeit, liegt, so

sagen sie, der wahre Ursprung der menschheitsalten Frage: „Was ist am Ende stärker, der Tod oder die Liebe?“

Der griechische Mythos von Orpheus und Eurydike singt davon. Von vielen großen Komponisten wie Willibald Gluck vertont. Abgebildet auf dem Eisernen Vorhang in der Staatsoper. Der Spielmann Orpheus verliert durch tragisches Schicksal die, die er liebt: Eurydike. Das lässt ihn nicht ruhen. Er sucht den Eingang zu Unterwelt, überwindet den Todesfluss, den der Höllenhund Karo bewacht, und gelangt vor Hades und Persephone, die Göttinnen der Unterwelt. Diese sind von seiner Liebe, die selbst den Tod nicht fürchtet, so beeindruckt, dass sie ihm gestatten, Eurydike ins Land des Lebens und der Liebe zurückzuführen. Sie machen freilich eine Auflage: Den langen Weg zurück müsse er vorangehen und dürfe sich nicht umsehen. Er geht und geht. Seine Zweifel wachsen, ob das lautlose Schattenwesen Eurydike ihm wirklich folgt. Er schaut um – und verliert die Geliebte für immer. Der griechische Mythos ist tragisch: Letztlich hat der Tod das letzte Wort. Nicht die Liebe.

Ein Mythos, so sagen die Gelehrten, erzählt von dem, was immer und überall der Fall ist. Unsere Erfahrungen werden erzählend aus der Tiefe ans Licht gehoben. Letztlich spüren auch wir: Die Liebe ist vom Tod bedroht. Das macht uns Angst – lähmende Angst, die uns hindert zu leben und zu lieben. Der Tod und die aus ihm geborene Angst entpuppen sich als die Urfeinde der Liebe.

4. Natürlich finden wir uns damit nicht ab. Wir versuchen angestrengt, mit all unseren Kräften und Mitteln die Angst niederzuhalten, die uns lähmt und Leben verunmöglicht. Die Tradition kennt drei große Strategien:

- Wir meinen, abgesondert vom Vertrauen auf Gott, uns unbezogen selbst verwirklichen zu können.
- Wir versuchen uns angesichts der Angst abzusichern. Dazu umgeben wir uns Dingen, Gütern. Von diesen brauchen wir immer mehr: wie von einem Medikament, von dem wir immer höhere Dosen brauchen, damit seine betäubende Wirkung anhält. Weihnachtsglück stellt sich ein, wenn Sonntag um Sonntag immer mehr gekauft wird. Das Begehren kippt bei nicht wenigen Menschen in die Gier. Sie werden kaufsüchtig. In Österreich sollen es inzwischen 30% sein – vor allem unter den jungen Menschen und unter den Frauen. Das ist gut für die Wirtschaft und schlecht für die Seele. Liegt in dieser ungezügelten Gier auch eine der tiefen Ursachen der Finanzkrise? Wir vermuten solche Gier bei den Spekulanten, den Managern – und übersehen, dass sie auch in uns sitzt.
- Eine andere Form, unsere Angst zu zähmen, ist der Versuch, alles und jeden im Griff zu haben. In jeder Situation Herr über unser Leben zu sein. Die Folge davon ist, dass wir anderen (und uns selbst) Gewalt antun. Wir setzen Gewalt ein, um uns mächtig zu fühlen und unsere Ohnmacht angesichts der eigenen Endlichkeit zu verdrängen. Dadurch wird das bedrohte und verängstigte Ich scheinberuhigt.

5. Paulus spürt eindringlich: Das sind verständliche Maßnahmen. Aber sie befreien uns nicht davor, dass die Angst untergründig weiterregiert und die Liebe tötet. Wir merken, dass wir uns aus dieser inneren Zerrissenheit nicht selbst befreien können. Wer wird mich unglückseligen Menschen erlösen,

schreit er förmlich heraus. Und Paulus entwickelt das sichere Gespür, das auch in uns sitzt: „Ich schaffe es nicht selbst.“ Keiner von uns schafft es. Wir brauchen jemand, der die Fesseln löst, in der die Liebe gefangen ist. Der es schafft, dass wir diese zerrissene Lebensweise loswerden – also erlöst werden.

6. Heute am weihnachtlichen Abend besingen wir unsere Erlösung. Wir jubeln, weil uns der Erlöser geboren wurde. Im „Stille Nacht“ singen wir: der Retter ist da. Errettet aber hat er uns nicht durch kluge Anweisungen. Jesus ist nicht ein Ethiklehrer der Menschheit. Die Erlösung sitzt viel tiefer: Durch sein Kommen in die Welt, sein Leben, Sterben und Auferstehen nimmt er uns hinein in ein dramatisches Geschehen, das uns von Grund auf verwandeln kann. In dem wir in der Tiefe erfahren dürfen, was immer schon ist: Dass wir unverlierbar geliebte Kinder des Vaters sind – vor jeder Leistung und in aller Schuld. So wird der kranke Baum der ganzen Menschheit durch die Menschwerdung Gottes an der Wurzel saniert: geheilt. Daher nennen wir Jesus den Heiland. Geheilt hat er das, woran wir leiden: unsere Zerrissenheit; geheilt hat er uns von unserer Angst. Und das, indem er sich ganz tief als Gott selbst in diese Angst hineinbegeben hat. Er hat alle großen Versuchungen erfahren: die Versuchung zur Überheblichkeit, die Versuchung, die ganze Welt zu besitzen, die Versuchung zur Gewalt über alles. Jesus ist aber diesen Versuchungen nicht erlegen. Er hat vielmehr einen anderen Weg eingeschlagen, um mit der Angst und dem Tod fertig zu werden. Er hat an die Stelle der Angst das Vertrauen gesetzt. Vertrauen aber nicht durch Anstrengung, sondern durch eine tiefe Verbindung unseres Lebens mit dem Quell der Liebe selbst: Gott, den er seinen Vater und unseren Vater nennt. Wo solches Vertrauen sich breitmacht, verliert die Angst – auch jene vor dem Tod – die Macht über uns.

In einer Stadt trat ein Seiltänzer auf. Das Seil war hoch über der Straße gespannt. Der Seiltänzer ging gar nicht allein mit einem Balancestab über das Seil, sondern schob vor sich eine Scheibtruhe her. Als er auf der anderen Seite war und sich anschickte, mit seiner Scheibtruhe den Weg zurück über das Seil zu gehen, fragt er in die gaffende Menge hinein: Wer will einsteigen und mit mir zurückgehen auf die andere Seite? Niemand meldete sich. Da steht ein Bub auf und erklärt sich dazu bereit. ER steigt in den Schubkarren ein. Und kommt drüben an. Als der wieder unter den Leuten war, fragten ihn diese: Hattest Du keine Angst? Was hat Dich so mutig gemacht? „Er ist mein Vater“, sagte der Bub. Die Angst kam nicht auf. Denn er wusste als Kind seines Vaters, dass er ihm trauen kann. Ein Sohn vertraut dem Vater. Seit Gott in Jesus Mensch geworden ist, wird wieder offenbar, dass wir alle Gott zum Vater haben.

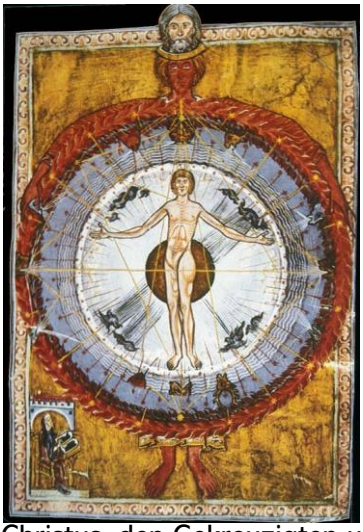
Das könnte heute Nacht Weihnachten für uns sein: Zu fühlen, dass unser Wesen lieben will. Zu spüren, wie der Urfeind der Liebe die Angst um uns ist (und darin versteckt die Angst vor der Endlichkeit, letztlich dem Tod). Zu erfahren, dass wir letztlich keinen Grund zur Angst haben, weil Gott sich in der Menschwerdung mit jedem Menschen unlösbar verbunden hat, ja seit der Menschwerdung jedem Menschen ganz innerlich ist. „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist“ – jubelt Paulus. Das

macht uns frei von Angst und lässt uns werden, was wir sind und mit allen Fasern unseres Herzens ersehnen: Liebende.

2008 Weihnachten: Aus dem Nichts ins Nichts

Worauf läuft alles hinaus? Was für ein Ziel hat die Welt? Keines, sagen heute prominente moderne Naturwissenschaftler: Auf einen Nenner gebracht: Die Welt kommt aus dem Nichts und fällt zurück ins Nichts. „Aus dem Nichts ins Nichts“. Näher hin lehren sie: Es regiert der Zufall. Vor 13,7 Milliarden Jahren hat es einen Urknall gegeben, in einem daraus entstehenden Feuerball haben sich Materie und Energie gebildet. Von da an gibt es die Kategorien Raum und Zeit, also die „Raumzeit“, und all das bildet günstige Voraussetzung für das zufällige Entstehen des Lebens. Vor 10 Millionen Jahren sind dann die Hominiden entstanden, als Ergebnis vieler Wandlungen (Mutationen) und durch den Sieg der Überlebenstüchtigeren (Selektion). Diese hochentwickelten Lebewesen haben sich aufgespalten in Menschenaffen und in den homo erectus, von dem schließlich vor 200 Tausend Jahren im Rift Valley in Ostafrika der homo sapiens hervorgegangen ist.

Die moderne Naturwissenschaft richtet ihren Blick aber nicht nur zurück in den unergründlichen Anfang, sondern zugleich nach vorn ans Ende der Welt: in 5 Milliarden Jahren, so lehren Astrophysiker, werde sich die Andromedagalaxie der Erde nähern, die Sonne werde ein heiß glühender Roter Riese, der auf Erden alles verbrennt. Das Leben sterbe als erstes. In 100 Billionen Jahren schließlich werde alles im Nichts eines schwarzen Lochs verschwinden.



War also am Anfang das Nichts – und wird auch am Ende das Nichts sein? War das dann alles? Und wozu? Gibt es keinen tieferen Sinn, keine Art „intelligent design“?

Die Alternative: Aus der Liebe in die Liebe

Von 1098-1179 lebte Hildegard von Bingen. Sie war Benediktinerin, seit 1136 stand sie ihrem Kloster als Äbtissin vor. Ihr verdanken wir vieles, in der Medizin, in der Musik. Nicht zuletzt war sie eine Mystikerin, eine Art frommer Universalgelehrtin.

Hildegard hatte eine grandiose Vision vom Finale der Welt. Dargestellt ist der dreieine Gott: Vater, Sohn und Geist. Rot umrandet, in abgerundet vollendeter Gestalt sehen wir Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. In ihm ist aufgenommen die ganze Schöpfung und als deren Krönung (das sagen auch die atheistischen Evolutionstheoretiker) der Mensch.

Diese Vision der mystisch begabten Frau leugnet nicht den naturwissenschaftlich vorhersehbaren Verlauf der sichtbaren Welt. An deren Ende wird vorhersehbar als schwarzes Loch das Nichts sein, das Aus für die raumzeitliche Welt. Und doch schaut Hildegard tiefer. Sie sieht in Gott - im Kraftfeld seines Geistes, aus dem die Schöpfung heraus erblühte - die von Gott heraufgeführte vollendete Gestalt der Schöpfung. Diese Vollendung ist

verwoben mit der Gestalt Christi. Christus ist geweitet zum kosmischen Christus, in den alle Schöpfung hineingereift ist.

Im Kolosserbrief ist vom Verfasser ein frühchristlicher Hymnus aufgenommen. Er besingt Christus: schon bevor die Schöpfung begann, war er. Alles ist in ihm und durch ihn erschaffen. Zugleich wird aber auch das Ziel der Schöpfung benannt: Es ist Christus. „Auf ihn hin ist alles erschaffen“:

Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes,
der Erstgeborene der ganzen Schöpfung.

Denn in ihm wurde alles erschaffen
im Himmel und auf Erden,
das Sichtbare und das Unsichtbare,

Throne und Herrschaften, Mächte und Gewalten;
alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.

Er ist vor aller Schöpfung,
in ihm hat alles Bestand.

Er ist das Haupt des Leibes,
der Leib aber ist die Kirche.

Er ist der Ursprung,
der Erstgeborene der Toten;
so hat er in allem den Vorrang.

Denn Gott wollte mit seiner ganzen Fülle in ihm wohnen, um durch ihn alles zu versöhnen.
Alles im Himmel und auf Erden wollte er zu Christus führen,
der Friede gestiftet hat am Kreuz durch sein Blut.

(Kol 1,15-20)

Dieser Hymnus aus der frühchristlichen Liturgie ist eine Lesehilfe für mein eigenes Leben: Gott hat mich auf den Weg in diese Welt gesetzt, damit ich – ansatzhaft schon in diesem Leben und vollendet im Tod - hineinreife in die vollendete Gestalt des Menschen. Der vollendete Mensch aber ist Christus: in ihm ist die Fülle Gottes. Er ist – dieses Bild sei erlaubt – randvoll mit Gott, gottvoll also. Und weil Gott die Liebe ist, ist der gottvolle Christus der vollendet liebende Mensch.

Um nichts anderes geht es also im Leben eines jeden Menschen: des Atheisten ebenso wie des Buddhisten und der Muslima, des Juden und der Christen und Christinnen: dass wir aus einer Einung mit Gott wie Christus rundum Liebende werden. Dafür sind wir erschaffen: geboren aus der Tiefe der Liebe Gottes – also, wie Dorothe Sölle schrieb „ex amore“ – , damit wir gottförmig Liebende werden. Das hebt schon inmitten dieses Erdenlebens in Spuren an, wirklich und wirkmächtig zu werden. Erkennbar wird dieses wachsende Hineinreifen in den kosmischen Christus, wenn in unserem Leben nicht mehr Rivalität und Gewalt regieren, der Kampf aller gegen alle, ein Kampf, der unseliger Weise im Lauf der Geschichte immer wieder in den Kampf aller gegen einen kippte. Die Welt ist dann jetzt schon ansatzhaft versöhnt, im vorweggenommenen Gericht aufgerichtet und geheilt.

Dieser Hymnus wirft aber auch ein Licht auf die gesamte Schöpfung und deren bewegte Geschichte. Sie hat ein wundersames Ziel. Sie ist aus Liebe in

Gang gesetzt, damit sie hineinreift in den kosmischen Christus. Der Auferstandene wird am Ende der Zeiten alles in allem sein wird. Er ist dann das Haupt seines voll ausgereiften Leibes (bildlich gesprochen) – und alle, in denen Christus Gestalt gewonnen hat und ausgereift ist, werden den Ehrentitel Kirche tragen.

Wir, die wir wahrhaft an das Ende der Zeiten gekommen sind, so heißt es im 1 Korintherbrief (11,10). Das Zweite Vatikanische Konzil nimmt diese Zeitangabe auf (GS 48). Heute feiern wir den Anfang dieses Zeitenendes, den Anfang der Vollendung. Indem Gott Mensch wird (heute als Kind in der Krippe von den Hirten und von uns aufgesucht), bekommt die Vollendung der Welt in einem Kleinkind Hand und Fuß. Ihn nennt der Kolosser-Hymnus den Erstgeborenen der (vollendeten) Schöpfung: Denn dieses Kind wird, zu einem Mann herangewachsen, in seinem Sterben und durch seine Auferweckung jener sein, in dem die Schöpfung anfängt, ihre vollendete Gestalt zu erreichen.

Alles, was wir als Christen sind, tun und feiern, geschieht für unser persönliches und gemeinschaftliches Hineinreifen in die Vollendung, in die Gestalt des kosmischen Christus. Wann immer wir dem Frieden mehr Raum geben als dem Zwist, solidarischer Nächstenliebe mehr Chancen einräumen als der Angst um uns selbst, wo immer wir uns versöhnen statt zu bekriegen, siegt in unserem Leben die Liebe und reifen wir in die vollendete Gestalt Christi hinein.

Am dichtesten aber geschieht dieses Hineinreifen in den kosmischen Christus immer dann, wenn Gott uns zur Feier der Eucharistie versammelt. Diese ist das Herz allen Lebens unserer Kirche. Hier „verleiben“ wir uns den als Mensch geborenen, gekreuzigten und auferstandenen Christus ein. Er wächst in uns und mit ihm die vollendete Gestalt unserer menschlichen Fähigkeit Liebe. Wir werden, wozu wir erschaffen und was wir so gesehen im Grund immer schon sind: als aus Gottes Liebe erschaffene Liebende. Wo wir solches mit ergriffenem Herzen an uns geschehen lassen, reifen wir, wie Hildegard von Bingen es in ihrer Vision vorhersah, in den kosmischen Christus hinein. Denn auf ihn hin ist alles erschaffen.

Die moderne Naturwissenschaft hat im Rahmen ihres Denkens gewiß Recht. Aus der Sicht menschlicher Erkenntnis kommt das All aus dem Nichts und versinkt vorhersehbar ins Nichts. Aus der Sicht göttlicher Weisheit aber wandelt sich die Weltformel. Der Verlauf der Welt ist nicht aus dem Nichts ins Nichts, sondern aus der Liebe in die Liebe. Sollte das kein Grund zu weihnachtlichem Jubel sein?

Amen.

2009 Weihnachten: Die Angst loswerden, um Liebende zu sein.

7. Wonach wir uns zutiefst sehnen: zu lieben und geliebt zu werden: Theologen haben eine Deutung dafür und meinen, dass uns diese Sehnsucht zu Ebenbildern Gottes macht. Wenn Gott wirklich in sich ein Tanz der Liebe ist: Wie kann er etwas anderes schaffen, das nicht in seinem innersten Wesen gleichfalls Liebe ist. Das ist der einzige Auftrag unseres kurzen Lebens: Liebende zu werden: uns selbst in Freiheit zu verschenken, ohne die andere, den anderen besitzen zu wollen. Jesuanisch heißt dies: „Das Leben zu verlieren und darin zu gewinnen".

Der Psychiater Viktor Frankl war Insasse des Vernichtungslagers Auschwitz. Mit viel Glück ist er dem Tod durch Vergasung entronnen. Er hat dann wissenschaftlich darüber nachgedacht, was ihn überleben ließ. So entstand die dritte Wiener psychotherapeutische Schule: Die Logotherapie. Woran der Mensch letztlich leidet, so die Grundthese, ist der Verlust von Sinn angesichts des drohenden Todes. Und gerade in dieser Situation, den Tod vor Augen, erlebte Frankl Sinn. Das Geheimnis, welches das ermöglichte, brachte er kurz auf den Nenner: Sinn erlebst Du, wenn Du *für* jemand und *für* etwas lebst – kurzum, wenn Du liebst.

8. Es sammelt sich im Lauf des kurzen Lebens die Erfahrung, dass das leicht gesagt und schwer getan ist. Es gibt innere Kräfte, die uns daran hindern, zu lieben. Statt uns in Liebe ganz dem anderen / der anderen zuzuwenden, kreisen wir um uns selbst. Dabei wollen wir Liebende sein und spüren doch genau, dass wir es nicht schaffen. Oft bleibt es bei schönen Worten ohne Konsequenzen und Taten. Der spirituelle Menschenkenner Paulus hat diese Erfahrung im Brief an die Christen in Rom mit unglaublicher Eindringlichkeit so beschrieben: „Was ich will, tue ich nicht, und was ich nicht will, tue ich". Und als Ursache vermutet er in sich ein „Gesetz" (eine Prägung schrieb unlängst die Psychologin und Theologin Monika Renz). Eine Art sinnloser Lebensweise, so der 1. Petrusbrief (1,18). Von den Vätern (und noch mehr von den Müttern?) ererbt.

- Läßt sich verstehen, warum das so ist? Der Mensch will lieben und schafft es so oft nicht?
- Noch mehr: Wünschen wir nicht in der Tiefe unseres Herzens, dass das nicht so bleiben soll? Wie können wir frei werden zu lieben? Wie können wir loswerden, was es uns stets schwermacht, ja geradezu uns daran hindert, Liebende zu sein? Loswerden – die Bibel verwendet dafür das Wort: Erlösung. Kurzum: Können wir uns selbst befreien von jener Prägung, von dem Hang zu jener sinnlosen Lebensweise, die uns nicht lieben lässt – obwohl wir spüren, dass dies unser innerstes Wesen und daher die innerste Sehnsucht ist?

9. Viele große Fachleute haben darüber nachgedacht. Der evangelische Theologe aus Dänemark Sören Kierkegaard, der katholische Theologe Eugen Drewermann, der leider unsere kirchliche Gemeinschaft nach vielen Demütigungen verlassen hat. Diese Fachleute vermuten, dass an der Wurzel der Seele eine Angst lauert. Sie meinen, dass es letztlich die Angst vor der

Vergänglichkeit ist. Wir haben Angst vor dem Tod, davor, dass dieser unentrinnbar und end-gültig ist. Hier, im Leiden an der Endlichkeit, liegt, so sagen sie, der wahre Ursprung der menschheitsalten Frage: „Was ist am Ende stärker, der Tod oder die Liebe?“

Der griechische Mythos von Orpheus und Eurydike singt davon. Von vielen großen Komponisten wie Willibald Gluck vertont. Abgebildet auf dem Eisernen Vorhang in der Staatsoper. Der Spielmann Orpheus verliert durch tragisches Schicksal die, die er liebt: Eurydike. Das läßt ihn nicht ruhen. Er sucht den Eingang zu Unterwelt, überwindet den Todesfluss, den der Höllenhund Karo bewacht, und gelangt vor Hades und Persephone, die Göttinnen der Unterwelt. Diese sind von seiner Liebe, die selbst den Tod nicht fürchtet, so beeindruckt, dass sie ihm gestatten, Eurydike ins Land des Lebens und der Liebe zurückzuführen. Sie machen freilich eine Auflage: Den langen Weg zurück müsse er vorangehen und dürfe sich nicht umsehen. Er geht und geht. Seine Zweifel wachsen, ob das lautlose Schattenwesen Eurydike ihm wirklich folgt. Er schaut um – und verliert die Geliebte für immer. Der griechische Mythos ist tragisch: Letztlich hat der Tod das letzte Wort. Nicht die Liebe.

Ein Mythos, so sagen die Gelehrten, erzählt von dem, was immer und überall der Fall ist. Unsere Erfahrungen werden erzählend aus der Tiefe ans Licht gehoben. Letztlich spüren auch wir: Die Liebe ist vom Tod bedroht. Das macht uns Angst – lähmende Angst, die uns hindert zu leben und zu lieben. Der Tod und die aus ihm geborene Angst entpuppen sich als die Urfeinde der Liebe.

10. Natürlich finden wir uns damit nicht ab. Wir versuchen angestrengt, mit all unseren Kräften und Mitteln die Angst niederzuhalten, die uns lähmt und Leben verunmöglicht. Die Tradition kennt drei große Strategien:

- Wir meinen, abgesondert vom Vertrauen auf Gott, uns unbezogen selbst verwirklichen zu können.
- Wir versuchen uns angesichts der Angst abzusichern. Dazu umgeben wir uns Dingen, Gütern. Von diesen brauchen wir immer mehr: wie von einem Medikament, von dem wir immer höhere Dosen brauchen, damit seine betäubende Wirkung anhält. Weihnachtsglück stellt sich ein, wenn Sonntag um Sonntag immer mehr gekauft wird. Das Begehren kippt bei nicht wenigen Menschen in die Gier. Sie werden kaufsüchtig. In Österreich sollen es inzwischen 30% sein – vor allem unter den jungen Menschen und unter den Frauen. Das ist gut für die Wirtschaft und schlecht für die Seele. Liegt in dieser ungezügelten Gier auch eine der tiefen Ursachen der Finanzkrise? Wir vermuten solche Gier bei den Spekulanten, den Managern – und übersehen, dass sie auch in uns sitzt.
- Eine andere Form, unsere Angst zu zähmen, ist der Versuch, alles und jeden im Griff zu haben. In jeder Situation Herr über unser Leben zu sein. Die Folge davon ist, dass wir anderen (und uns selbst) Gewalt antun. Wir setzen Gewalt ein, um uns mächtig zu fühlen und unsere Ohnmacht angesichts der eigenen Endlichkeit zu verdrängen. Dadurch wird das bedrohte und verängstigte Ich scheinberuhigt.

11. Paulus spürt eindringlich: Das sind verständliche Maßnahmen. Aber sie befreien uns nicht davor, dass die Angst untergründig weiterregiert und die Liebe tötet. Wir merken, dass wir uns aus dieser inneren Zerrissenheit nicht selbst befreien können. Wer wird mich unglückseligen Menschen erlösen, schreit er förmlich heraus. Und Paulus entwickelt das sichere Gespür, das auch in uns sitzt: „Ich schaffe es nicht selbst." Keiner von uns schafft es. Wir brauchen jemand, der die Fesseln löst, in der die Liebe gefangen ist. Der es schafft, dass wir diese zerrissene Lebensweise los werden – also erlöst werden.

12. Heute am weihnachtlichen Abend besingen wir unsere Erlösung. Wir jubeln, weil uns der Erlöser geboren wurde. Im „Stille Nacht" singen wir: der Retter ist da. Errettet aber hat er uns nicht durch kluge Anweisungen. Jesus ist nicht ein Ethiklehrer der Menschheit. Die Erlösung sitzt viel tiefer: Durch sein Kommen in die Welt, sein Leben, Sterben und Auferstehen nimmt er uns hinein in ein dramatisches Geschehen, das uns von Grund auf verwandeln kann. In dem wir in der Tiefe erfahren dürfen, was immer schon ist: Dass wir unverlierbar geliebte Kinder des Vaters sind – vor jeder Leistung und in aller Schuld. So wird der kranke Baum der ganzen Menschheit durch die Menschwerdung Gottes an der Wurzel saniert: geheilt. Daher nennen wir Jesus den Heiland. Geheilt hat er das, woran wir leiden: unsere Zerrissenheit; geheilt hat er uns von unserer Angst. Und das, indem er sich ganz tief als Gott selbst in diese Angst hineinbegeben hat. Er hat alle großen Versuchungen erfahren: die Versuchung zur Überheblichkeit, die Versuchung, die ganze Welt zu besitzen, die Versuchung zur Gewalt über alles. Jesus ist aber diesen Versuchungen nicht erlegen. Er hat vielmehr einen anderen Weg eingeschlagen, um mit der Angst und dem Tod fertig zu werden. Er hat an die Stelle der Angst das Vertrauen gesetzt. Vertrauen aber nicht durch Anstrengung, sondern durch eine tiefe Verbindung unseres Lebens mit dem Quell der Liebe selbst: Gott, den er seinen Vater und unseren Vater nennt. Wo solches Vertrauen sich breit macht, verliert die Angst – auch jene vor dem Tod – die Macht über uns.

In einer Stadt trat ein Seiltänzer auf. Das Seil war hoch über der Straße gespannt. Der Seiltänzer ging gar nicht allein mit einem Balancestab über das Seil, sondern schob vor sich eine Scheibtruhe her. Als er auf der anderen Seite war und sich anschickte, mit seiner Scheibtruhe den Weg zurück über das Seil zu gehen, fragt er in die gaffende Menge hinein: Wer will einsteigen und mit mir zurückgehen auf die andere Seite? Niemand meldete sich. Da steht ein Bub auf und erklärt sich dazu bereit. ER steigt in den Schubkarren ein. Und kommt drüben an. Als der wieder unter den Leuten war, fragten ihn diese: Hattest Du keine Angst? Was hat Dich so mutig gemacht? „Er ist mein Vater", sagte der Bub. Die Angst kam nicht auf. Denn er wusste als Kind seines Vaters, dass er ihm trauen kann. Ein Sohn vertraut dem Vater. Seit Gott in Jesus Mensch geworden ist, wird wieder offenbar, dass wir alle Gott zum Vater haben.

Das könnte heute Nacht Weihnachten für uns sein: Zu fühlen, dass unser Wesen lieben will. Zu spüren, wie der Urfeind der Liebe die Angst um uns ist (und darin versteckt die Angst vor der Endlichkeit, letztlich dem Tod). Zu erfahren, dass wir letztlich keinen Grund zur Angst haben, weil Gott sich in

der Menschwerdung mit jedem Menschen unlösbar verbunden hat, ja seit der Menschwerdung jedem Menschen ganz innerlich ist. „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist“ – jubelt Paulus. Das macht uns frei von Angst und läßt uns werden, was wir sind und mit allen Fasern unseres Herzens ersehnen: Liebende.

2010 „Alles, was er angenommen hat, hat er auch rlöst.“ [8]

Sie sind hochaggressiv. Ich meine die fundamentalistischen Christen in Amerika. Einer ihrer Hauptgegner sind die gleichfalls ziemlich aggressiven Vertreter der Evolutionstheorie. Diese stützt sich auf das epochale Werk von Charles Darwin aus dem Jahre 1859 „The Origin of Species“ („Die Entstehung der Arten“). Der atheistische Marxist Friedrich Engels war über dieses Werk sehr glücklich. Er dachte: Jetzt habe ich mit meinem historischen Materialismus doch Recht. Es braucht keinen Gott, um die Welt zu erklären. Sie hat sich aus sich selbst heraus entwickelt, Stufe um Stufe, durch Auslese und den Sieg der jeweils genetisch Stärkeren. Es geht auch ohne Gott.

Und viele dachten im 19. Jahrhundert so. Die Christen waren zutiefst verstört. Die Frau eines anglikanischen Bischofs in Worcester – es liegt in Schottland – soll ausgerufen haben, als sie davon hörte:

Gott, gib dass es nicht wahr ist.
Und wenn es wahr ist, dann sieh zu,
dass es sich nicht herumspricht.“

Es hat sich aber herumgesprochen.

***

Fünf Jahre vor Darwin hatte sich ein auch in Schottland lebender evangelischer Christ und Naturwissenschaftler ebenfalls mit der Entwicklung der Welt beschäftigt. Auch er sieht wie Darwin den stufenweisen Aufstieg vom anorganischen zum organischen Leben hin bis zum Menschen, der nicht nur auf einer hohen Entwicklungsstufe lebt, sondern auch um sich selbst und vor allem auch um sein Sterbenmüssen weiß. Der Name dieses gläubigen Naturwissenschaftlers, der sich wie Darwin um die Evolution kümmerte: Hugh Miller. Sein Text datiert im Jahre 1854.

Hugh geht es aber nicht nur darum zu erklären, wie die Entwicklung des Kosmos bisher verlaufen ist. Ihn interessiert also nicht nur das Wie der Evolution (so wie Darwin), sondern noch weit mehr das *Woraufhin*. Wozu dient, das beschäftigt ihn, der ganze Fortschritt von der toten Materie zu bescheidenen, dann höheren Lebensformen? Und ist der Aufstieg dann beim Menschen zu Ende? Er formuliert seine Frage auch biblisch: Erschöpft sich die Schöpfung in den sieben Tagen, wie es die Bibel in ihren Schöpfungsberichten poetisch beschreibt? Oder zielt sie nicht vielmehr auf einen „achten Tag“? Dann kommt eine Aussage, die uns sehr an den später auftretenden großen Jesuiten und Naturwissenschaftler Teilhard de Chardin erinnert:

„Schließlich werden Schöpfung und Schöpfer sich in einem Punkt zu einer Person vereinigen. Der Aufstieg von toter Materie zum Menschen hatte Gott zum Ziel. Von Anbeginn an diesen Punkt der Vereinigung. Wahrer Gott und wahrer Mensch. Sie erkennen den anbetungswürdigen Herrn aller Zukunft.“ (Hugh Miller, Geologe und Christ, 1854)

***

[8] „Was er irgendwie von der menschlichen Natur nicht angenommen hat, das hätte er auch nicht erlösen können.“ Hieronimus (+420), Homilie über die Geburt des Herrn,.

So zu denken hätte den Christen eigentlich immer schon vertraut sein müssen, hätten sie nicht viele biblische Texte einfach auf der Seite unentfaltet liegen lassen. Sie hätten im Brief an die Gemeinde in Kolossä, der um das Jahr 59-60 in der paulinischen Schule verfasst worden ist, lesen können:

Er ist das Ebenbild
des unsichtbaren Gottes,

der Erstgeborene
der ganzen Schöpfung.

Denn in ihm wurde alles erschaffen
im Himmel und auf Erden…;

alles ist durch ihn
und auf ihn hin geschaffen.

Er ist vor aller Schöpfung,
in ihm hat alles Bestand.

(Kol 1,15ff.)

Das ist eine klare Aussage zugleich über das Woher sowie über das Woraufhin. *Auf ihn hin* ist alles erschaffen, so der Text. Er ist der *Erstgeborene* – wir alle sind Nachgeborene. Er ist der Anfang der Vollendung. Mit ihm hat das Finale der Geschichte eingesetzt. Endzeit ist, so 1 Kor 11,10 und Lumen gentium 48. Er bildet, um ein Bild der Hildegard von Bingen zu zitieren, das Haupt des vollendeten „Weltleibs" der Schöpfung. In diesen göttlichen Weltleib hinein zieht er selbst die ganze Schöpfung durch seinen Heiligen Geist, der dabei ist, trotz so vieler Ängste und erbsündlicher Widerstände letztlich alle Menschen zu Liebenden zu formen.

Meister Eckhart, der große deutsche Mystiker, hat das in einem gar nicht leichten Text so beschrieben – öffnen wir seinem Text das Ohr unseres Herzens. Er beschreibt einen Gott, der in sich ein ewiger „Tanz der Liebe" (Richard Rohr) und daher ständig am „Gebären" oder, mit einem anderen Bildwort des Meisters, am „Ausblühen" ist. Der Vater gebiert den Sohn. Aber dann setzt sich diese gebärende Bewegung der Liebe durch den Sohn fort auf uns zu. Aber hören wir uns in den Text hinein:

„… nicht aber so der Heilige Geist:
der ist vielmehr nur ein
Ausblühen aus dem Vater
und aus dem Sohn
und hat doch eine Natur mit ihnen beiden.

Darum sollen wir niemals ruhen,
bis wir das werden,
was wir ewiglich in ihm gewesen sind…

Darum sage ich,
dass es des Vaters Wesen ist,
den Sohn zu gebären,

und des Sohnes Wesen,
dass ich in ihm und nach ihm geboren werde;

des Heiligen Geistes Wesen ist es,
dass ich in ihm verbrannt
und in ihm völlig eingeschmolzen
und gänzlich Liebe werde."

***

Unsere evangelischen Schwestern und Brüder meinen, dass das Entscheidende in der Welt- und Heilsgeschichte der *Karfreitag* ist: Jesu Hingabe für die Menschheit am Kreuz. Doch gibt es eine ältere Tradition, für welche die Kirchenväter des Ostens stehen. Nach dieser ist das entscheidende Ereignis nicht das Kreuz, sondern die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth. Dem aber ist nicht der Karfreitag, sondern Weihnachten zugeordnet – also jenes Fest, das wir heute in dieser Heiligen Nacht anheben zu begehen.

In der Menschwerdung Gottes hat nach den sieben Schöpfungstagen, die zum Menschen geführt haben, der achte Schöpfungstag der Vollendung der Welt begonnen. Es ist der Tag, an dem die Einung der Menschheit und der ganzen Schöpfung mit dem dreieinen Gott in der Menschwerdung Gottes endgültig wurde. Die Geschichte hat angefangen, ihr Ziel zu erreichen. Der Anfang der Vollendung der Welt ist gemacht.

Noch einmal Hugh Miller:

„Schließlich werden Schöpfung und Schöpfer sich in einem Punkt zu einer Person vereinigen. Der Aufstieg von toter Materie zum Menschen hatte Gott zum Ziel. Von Anbeginn an diesen Punkt der Vereinigung. Wahrer Gott und wahrer Mensch. Sie erkennen den anbetungswürdigen Herrn aller Zukunft." (Hugh Miller, Geologe und Christ, 1854)

Die Welt ist durch die Menschwerdung Gottes in Jesus erlöst. Er hat die menschliche Natur angenommen, das, was uns Menschen alle eint, im Unheil wie im Heil. So können wir heute frohgemut im „Stille Nacht" singen: „Christus, der Retter ist da!"

Gewiss, Jesus muss nach seiner Geburt im Verborgenen noch den Weg eines freilich kurzen Menschenlebens durchschreiten. Menschwerdung ist ein jahrzehntelanger Weg. Er erschöpft sich nicht in der Geburt. Zu diesem Weg der Menschwerdung gehören auch Leid und Passion. Auch das ist eine wichtige Botschaft für uns: Der Weg in die Vollendung und in die vollkommene Liebe führt nicht am Leiden vorbei. Der Weg der Passion mündet in Jesu Lebensgeschichte in die Auferstehung. Sie ist das Ziel seines Weges. In der Auferstehung wird dann Jesus, so die Apostelgeschichte, zum Christus eingesetzt (Apg 2,36). Jetzt ist er befreit von der Begrenzung durch Raum und Zeit. Das macht ihn offen dafür, alle, die ihm auf seinem Lebensweg durch Freud und Leid, durch Passion und Tod hindurch nachfolgen, in die Vollendung aufzunehmen. Als auferstandener Christus zieht er alle, jede und jeden, alle die ein menschliches Gesicht tragen, alle, mit denen wir in dieser Geschichte als Christen leben, an sich. So erweitert er als Haupt seinen Leib um weitere vollendete Glieder. Sein Leib wird am Ende den ganzen Kosmos umfassen. Es wird der eine Weltleib sein, dessen Haupt Christus ist: der „kosmische Christus", der auf den hin alles erschaffen ist.

Welch tröstliche Nachricht, welch ein Evangelium: Wir wachsen als Glieder in diesen vollendeten Weltleib Christi hinein, wenn Gott wie in Jesus auch in uns

geboren wird – also sich in der Tiefe unserer Existenz mit uns eint. Benedikt XVI. spricht von diesem Ziel unseres Lebens, wenn er in seinem Interviewbuch „Licht in der Welt“ (187) schreibt:

„Für die Kirchenväter war die Gottesgeburt eines der großen Themen. Sie sagten, dass sie einmalig in Bethlehem geschehen ist, aber doch in einer großen, tiefgehenden Weise in jeder neuen Generation immer auch neu geschehen muss und dass jeder Christ dazu berufen ist.“

Oder noch einmal Meister Eckhart:

„Darum sage ich,
dass es des Vaters Wesen ist,
den Sohn zu gebären,

und des Sohnes Wesen,
dass ich in ihm und nach ihm geboren werde;

des Heiligen Geistes Wesen ist es,
dass ich in ihm verbrannt
und in ihm völlig eingeschmolzen
und gänzlich Liebe werde.“

- Ich bin dankbar dafür, dass trotz unserer ständigen und hartnäckigen Gegenwehr und trotz unserem moralischen Versagen uns Christus in seine Vollendung hineinzieht und uns durch seinen und des Vaters Heiligen Geist in der Liebe wachsen lässt.
- Ich staune, dass Gott mich würdigt, sich auch mit mir als kleinen Menschen zu einen, dass er sich nicht zu erhaben vorkommt, um in mir geboren zu werden.
- Ich bin froh und dankbar, dass ich hoffen kann, dass Gott mit dieser seiner Geschichte mit allen an ein gutes Ende kommen wird, weil er selbst durch die Menschwerdung sich mit der ganzen Menschheit zuinnerst solidarisiert hat. Wenn Gott die Welt liebt, liebt er in uns, in der ganzen Menschheit, immer auch seinen Sohn, weil dieser einer von uns geworden ist.

Der Priesterdichter Willi Bruners hat manche dieser Gedanken während eines gemeinsamen Kurses in einem Gedicht „heruntergekommen“ so besungen:

heruntergekommen

du bist
auch nicht mehr
der alte
gott

früher
haben sie
erzählt
warst du
umgeben von
himmlischer
herrlichkeit
vom dreimal

heiligderheere
von den kniefällen
der reinen

heute
höre ich
sagen
bist du
herausgepresst
aus dem blutigen
mund

liegst bei vieh
und unreinen

bewacht von
zwielichtigem
volk

an wen
sollen wir
uns halten
wenn du
haltlos
geworden und
unten

in welche
richtung
gehen unsere
verbeugungen
wenn dein thron
leer und
der weihrauch
verdampft

an den
stallgeruch
gewöhnen wir
uns schlecht
und einen ins
fleisch gefahrenen
gott
legen sie aufs
kreuz

ich entdecke
nur einen
vorteil:
ich muss mich
vor dir
nicht mehr

kleinmachen
gott
heruntergekommener

Wilhelm Bruners[9]

[9] In: Bernet, Elisabeth: Der Mantel des Sterndeuters. Paulusverlag, Freiburg 1993.

2010 Durch die Menschwerdung erlöst

Sie sind hochaggressiv. Ich meine die fundamentalistischen Christen in Amerika. Einer ihrer Hauptgegner sind die gleichfalls ziemlich aggressiven Vertreter der Evolutionstheorie. Diese stützt sich auf das epochale Werk von Charles Darwin aus dem Jahre 1859 „The Origin of Species“ („Die Entstehung der Arten“). Der atheistische Marxist Friedrich Engels war über dieses Werk sehr glücklich. Er dachte: Jetzt habe ich mit meinem historischen Materialismus doch Recht. Es braucht keinen Gott, um die Welt zu erklären. Sie hat sich aus sich selbst heraus entwickelt, Stufe um Stufe, durch Auslese und den Sieg der jeweils genetisch Stärkeren. Es geht auch ohne Gott.

Und viele dachten im 19. Jahrhundert so. Die Christen waren zutiefst verstört. Die Frau eines anglikanischen Bischofs in Worcester – es liegt in Schottland – soll ausgerufen haben, als sie davon hörte:

„O Gott, gib dass es nicht wahr ist.
Und wenn es wahr ist, dann sieh zu,
dass es sich nicht herumspricht.“

Es hat sich aber herumgesprochen.

***

Fünf Jahre vor Darwin hatte sich ein auch in Schottland lebender evangelischer Christ und Naturwissenschaftler ebenfalls mit der Entwicklung der Welt beschäftigt. Auch er sieht wie Darwin den stufenweisen Aufstieg vom anorganischen zum organischen Leben hin bis zum Menschen, der nicht nur auf einer hohen Entwicklungsstufe lebt, sondern auch um sich selbst und vor allem auch um sein Sterbenmüssen weiß. Der Name dieses gläubigen Naturwissenschaftlers, der sich wie Darwin um die Evolution kümmerte: Hugh Miller. Sein Text datiert im Jahre 1854.

Hugh geht es aber nicht nur darum zu erklären, wie die Entwicklung des Kosmos bisher verlaufen ist. Ihn interessiert also nicht nur das Wie der Evolution (so wie Darwin), sondern noch weit mehr das Woraufhin. Wozu dient, das beschäftigt ihn, der ganze Fortschritt von der toten Materie zu bescheidenen, dann höheren Lebensformen? Und ist der Aufstieg dann beim Menschen zu Ende? Er formuliert seine Frage auch biblisch: Erschöpft sich die Schöpfung in den sieben Tagen, wie es die Bibel in ihren Schöpfungsberichten poetisch beschreibt? Oder zielt sie nicht vielmehr auf einen „achten Tag“? Dann kommt eine Aussage, die uns sehr an den später auftretenden großen Jesuiten und Naturwissenschaftler Teilhard de Chardin erinnert:

„Schließlich werden Schöpfung und Schöpfer sich in einem Punkt zu einer Person vereinigen. Der Aufstieg von toter Materie zum Menschen hatte Gott zum Ziel. Von Anbeginn an diesen Punkt der Vereinigung. Wahrer Gott und wahrer Mensch. Sie erkennen den anbetungswürdigen Herrn aller Zukunft.“ (Hugh Miller, Geologe und Christ, 1854)

***

So zu denken hätte den Christen eigentlich immer schon vertraut sein müssen, hätten sie nicht viele biblische Texte einfach auf der Seite unentfaltet liegen lassen. Sie hätten im Brief an die Gemeinde in Kolossä, der um das Jahr 59-60 in der paulinischen Schule verfasst worden ist, lesen können:

Er ist das Ebenbild
des unsichtbaren Gottes,

der Erstgeborene
der ganzen Schöpfung.

Denn in ihm wurde alles erschaffen
im Himmel und auf Erden…;

alles ist durch ihn
und auf ihn hin geschaffen.

Er ist vor aller Schöpfung,
in ihm hat alles Bestand.

(Kol 1,15ff.)

Das ist eine klare Aussage zugleich über das Woher sowie über das Woraufhin. Auf ihn hin ist alles erschaffen, so der Text. Er ist der Erstgeborene – wir alle sind Nachgeborene. Er ist der Anfang der Vollendung. Mit ihm hat das Finale der Geschichte eingesetzt. Endzeit ist, so 1 Kor 11,10 und Lumen gentium 48. Er bildet, um ein Bild der Hildegard von Bingen zu zitieren, das Haupt des vollendeten „Weltleibs" der Schöpfung. In diesen göttlichen Weltleib hinein zieht er selbst die ganze Schöpfung durch seinen Heiligen Geist, der dabei ist, trotz so vieler Ängste und erbsündlicher Widerstände letztlich alle Menschen zu Liebenden zu formen.

Meister Eckhart, der große deutsche Mystiker, hat das in einem gar nicht leichten Text so beschrieben – öffnen wir seinem Text das Ohr unseres Herzens. Er beschreibt einen Gott, der in sich ein ewiger „Tanz der Liebe" (Richard Rohr) und daher ständig am „Gebären" oder, mit einem anderen Bildwort der Meisters, am „Ausblühen" ist. Der Vater gebiert den Sohn. Aber dann setzt sich diese gebärende Bewegung der Liebe durch den Sohn fort auf uns zu. Aber hören wir uns in den Text hinein:

„… nicht aber so der Heilige Geist:
der ist vielmehr nur ein
Ausblühen aus dem Vater
und aus dem Sohn
und hat doch eine Natur mit ihnen beiden.

Darum sollen wir niemals ruhen,
bis wir das werden,
was wir ewiglich in ihm gewesen sind…

Darum sage ich,
dass es des Vaters Wesen ist,
den Sohn zu gebären,

und des Sohnes Wesen,
dass ich in ihm und nach ihm geboren werde;

des Heiligen Geistes Wesen ist es,
dass ich in ihm verbrannt
und in ihm völlig eingeschmolzen
und gänzlich Liebe werde."

***

Unsere evangelischen Schwestern und Brüder meinen, dass das Entscheidende in der Welt- und Heilsgeschichte der Karfreitag ist: Jesu Hingabe für die Menschheit am Kreuz. Doch gibt es eine ältere Tradition, für welche die Kirchenväter des Ostens stehen. Nach dieser ist das entscheidende Ereignis nicht das Kreuz, sondern die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth. Dem aber ist nicht der Karfreitag, sondern Weihnachten zugeordnet – also jenes Fest, das wir heute in dieser Heiligen Nacht anheben zu begehen.

In der Menschwerdung Gottes hat nach den sieben Schöpfungstagen, die zum Menschen geführt haben, der achte Schöpfungstag der Vollendung der Welt begonnen. Es ist der Tag, an dem die Einung der Menschheit und der ganzen Schöpfung mit dem dreieinen Gott in der Menschwerdung Gottes endgültig wurde. Die Geschichte hat angefangen, ihr Ziel zu erreichen. Der Anfang der Vollendung der Welt ist gemacht.

Noch einmal Hugh Miller: *„Schließlich werden Schöpfung und Schöpfer sich in einem Punkt zu einer Person vereinigen. Der Aufstieg von toter Materie zum Menschen hatte Gott zum Ziel. Von Anbeginn an diesen Punkt der Vereinigung. Wahrer Gott und wahrer Mensch. Sie erkennen den anbetungswürdigen Herrn aller Zukunft.“ (Hugh Miller, Geologe und Christ, 1854)*

Die Welt ist durch die Menschwerdung Gottes in Jesus erlöst. Er hat die menschliche Natur angenommen, das, was uns Menschen alle eint, im Unheil wie im Heil. So können wir heute frohgemut im „Stille Nacht“ singen: „Christus, der Retter ist da!“

Gewiss, Jesus muss nach seiner Geburt im Verborgenen noch den Weg eines freilich kurzen Menschenlebens durchschreiten. Menschwerdung ist ein jahrzehntelanger Weg. Er erschöpft sich nicht in der Geburt. Zu diesem Weg der Menschwerdung gehören auch Leid und Passion. Auch das ist eine wichtige Botschaft für uns: Der Weg in die Vollendung und in die vollkommene Liebe führt nicht am Leiden vorbei. Der Weg der Passion mündet in Jesu Lebensgeschichte in die Auferstehung. Sie ist das Ziel seines Weges. In der Auferstehung wird dann Jesus, so die Apostelgeschichte, zum Christus eingesetzt (Apg 2,36). Jetzt ist er befreit von der Begrenzung durch Raum und Zeit. Das macht ihn offen dafür, alle, die ihm auf seinem Lebensweg durch Freud und Leid, durch Passion und Tod hindurch nachfolgen, in die Vollendung aufzunehmen. Als auferstandener Christus zieht er alle, jede und jeden, alle die ein menschliches Gesicht tragen, alle, mit denen wir in dieser Geschichte als Christen leben, an sich. So erweitert er als Haupt seinen Leib um weitere vollendete Glieder. Sein Leib wird am Ende den ganzen Kosmos umfassen. Es wird der eine Weltleib sein, dessen Haupt Christus ist: der „kosmische Christus“, der auf den hin alles erschaffen ist.

Welch tröstliche Nachricht, welch ein Evangelium: Wir wachsen als Glieder in diesen vollendeten Weltleib Christi hinein, wenn Gott wie in Jesus auch in uns geboren wird – also sich in der Tiefe unserer Existenz mit uns eint. Benedikt XVI. spricht von diesem Ziel unseres Lebens, wenn er in seinem Interviewbuch „Licht in der Welt“ (187) schreibt:

„Für die Kirchenväter war die Gottesgeburt eines der großen Themen. Sie sagten, dass sie einmalig in Bethlehem geschehen ist, aber doch in einer

großen, tiefgehenden Weise in jeder neuen Generation immer auch neu geschehen muss und dass jeder Christ dazu berufen ist.“

Ich bin dankbar dafür, dass trotz unserer ständigen und hartnäckigen Gegenwehr und trotz unserem moralischen Versagen uns Christus in seine Vollendung hineinzieht und uns durch seinen und des Vaters Heiligen Geist in der Liebe wachsen lässt.

Ich staune, dass Gott mich würdigt, sich auch mit mir als kleinen Menschen zu einen, dass er sich nicht zu erhaben vorkommt, um in mir geboren zu werden.

Ich bin froh und dankbar, dass ich hoffen kann, dass Gott mit dieser seiner Geschichte mit allen an ein gutes Ende kommen wird, weil er selbst durch die Menschwerdung sich mit der ganzen Menschheit zuinnerst solidarisiert hat. Wenn Gott die Welt liebt, liebt er in uns, in der ganzen Menschheit, immer auch seinen Sohn, weil dieser einer von uns geworden ist.

[Der Priesterdichter Willi Bruners hat manche dieser Gedanken während eines gemeinsamen Kurses in einem Gedicht „heruntergekommen“ so besungen:

heruntergekommen

du bist
auch nicht mehr
der alte
gott

früher
  haben sie
  erzählt
warst du
umgeben von
himmlischer
herrlichkeit
vom dreimal
heiligderheere
von den kniefällen
der reinen

heute
  höre ich
  sagen
bist du
herausgepreßt
aus dem blutigen
mund

liegst bei vieh
und unreinen

bewacht von
zwielichtigem
volk

an wen
sollen wir
uns halten
wenn du
haltlos
geworden und
unten

in welche
richtung
gehen unsere
verbeugungen
wenn dein thron
leer und
der weihrauch
verdampft

an den
stallgeruch

gewöhnen wir
uns schlecht
und einen ins
fleisch gefahrenen
gott
legen sie aufs
kreuz

ich entdecke
nur einen
vorteil:
ich muß mich
vor dir
nicht mehr
kleinmachen
gott
heruntergekommener

Wilhelm Bruners

2011 Schmetterlingseffekt und Weihnachten

Eine systemische Predigt zu Weihnachten 2011

Der Flügelschlag eines Schmetterlings kann einen Sturm entfachen. Die Wissenschaft nennt das den Schmetterlingseffekt. Der Effekt, der darin besteht, dass komplexe, dynamische Systeme sehr empfindlich reagieren – auf kleinste Veränderungen, auf geringfügigste Nuancen bei den Anfangsbedingungen. Kleine Veränderungen am Anfang können zu einer völlig anderen Entwicklung führen und am Ende ein ganzes System vollständig und mächtig verändern. So kann ein Sturm entstehen. Nicht nur im System der „Natur". „Auch im System der „menschlichen Natur"

Die menschliche Natur

Wir haben verlernt, die Menschheit systemisch zu betrachten. Denn wir leben in einem individualistischen Zeitalter. Das hat eine gute und eine fragwürdige Seite. Die gute: Wir schätzen (wenigstens im Westen – in Asien ist das ganz anders!) die Person, ihre Würde, ihre Unantastbarkeit in allen Phasen des Lebens, „from womb to tomb", wie die amerikanischen Christen so lautmalerisch schön sagen. Individualität ist uns ein hoher Wert. Das ist auch gut so. Kein Mensch gleicht dem anderen. Jede ist ein Original. Ein Juwel der Schöpfung: Lass mich ein Juwel der Schöpfung werden, so ein berührendes buddhistisches Mantra „O mane pad me hum"!

Aber dann kommt die Kehrseite unseres Gespürs für Individualität. Alles was wir schätzen, kann in sein Gegenteil kippen. Dann wird aus lustvoller Individualität plötzlich ein angstbesetzter Individualismus. Die Anderen werden zu Fremden, zu Rivalinnen, die wir zwar nachahmen, denen gegenüber wir aber Strategien des Begehrens, des Neids, der Gewalt und der Lüge entwickeln. „Homo homini lupus", so brachte es der Römische Komödiendichter Titus Maccius Plautus (250-184 v. Chr.) auf den Punkt10. Bei uns wurde das Zitat bekannt durch den englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588-1679)11. Wir sind wie einsame „Monaden", die nur mit großer Mühe in eine dauerhaft gute Beziehung zueinander treten können.

Allerdings lernen wir heute in hohem Tempo, dass ein solcher Individualismus nicht mehr trägt. Vielmehr erleben wir, wie sehr alles miteinander zusammenhängt. Die Atomkatastrophe von Fukushima hat die ganze Welt in Atem gehalten. Der Kollaps der Investmentbank Lehman Brothers hat eine Finanzkrise ausgelöst, von der sich die Weltwirtschaft bis heute noch nicht erholt hat. Ob es uns gefällt oder nicht: Es betrifft uns alle, ob Griechenland Pleite geht. Niemand kann sich mehr der weltweiten Dynamik entziehen. Und dann noch die Erfahrungen mit der Umwelt. Spätestens bei der Ökologie hört der Individualismus auf. Zwar kann sich ein Land – wie Kanada – kurzsichtig den Anstrengungen entziehen, den Ausstoß von Treibhausgasen zu verringern, um knapp gewordenes Geld für Strafen zu sparen. Aber die drohende Klimakatastrophe wird damit nicht abgewendet.

---

10 „Lupus est homo homini, non homo, quom qualis sit non novit." Ein Wolf ist der Mensch dem Menschen, nicht ein Mensch, wenn man sich nicht kennt.

11 Hobbes, Thomas: De Cive (vom Bürger), in: Philosophische Bibliothek Band 158. Hamburg 1994, 69.

Kurzum: Heute ahnen wir, wie systemisch vernetzt die Schöpfung und in ihr die Menschheit ist. Es gibt bei aller Einmaligkeit eine tiefe Einheit und Gemeinsamkeit. Und so originell jede von uns ist: in der Tiefe sind wir miteinander unlösbar verbunden. Wir haben die gleiche DNA, die gleiche Herkunft. Jede trägt in sich die zu Archetypen verdichteten Erfahrungen nicht nur der Menschen vor uns, sondern allen Lebens. Ontogenese (das Entstehen meiner Person) und Phylogenese (die ganze Geschichte des Lebens) kann man voneinander nicht trennen.

Die Denker aus der Zeit der jungen Kirche haben für diese tiefe Einheit das Wort von der „menschlichen Natur" geprägt. Kein Mensch kann sich aus der Geschichte der Welt herauslösen. Was einer von uns ein kurzes Leben lang wird, hat eine unendliche Vorgeschichte. Krankheiten, aber auch persönliche Stärken und Schwächen werden von einer Generation zur nächsten vererbt. Im ersten Petrusbrief ist die Rede von einer „sinnlosen, von den Vätern (warum nicht auch von den Müttern) ererbten Lebensweise" (1 Petr 1,18). Und durch Christus seien wir davon befreit.

Das Dunkle im System Menschheit

Haben wir aber einmal das Systemische – die innere Verflochtenheit – der einen Menschheit in sich und hinein in die ganze Schöpfung erfasst, dann können wir auch leichter erahnen, was der dunkle Begriff der „Erbschuld" meinen könnte. Drückt er nicht letztlich aus, dass wir eben auch von den dunklen Mächten und Kräften der Menschheitsgeschichte von allem Anfang an geformt sind? Steckt nicht in jedem von uns die Angst vor dem Tod, vor dem wir uns von unserer Geburt an durch Gewalt und Güter zu sichern suchen, solange wir nicht das Vertrauen in das Leben, in Gott, finden – so Monika Renz in ihrem Buch über „Erlösung aus Prägung"?

Wir würden aber diese tiefsitzende Angst vor dem Tod nicht wahrnehmen, trügen wir in uns nicht auch eine tiefe Sehnsucht nach Leben, und das ohne die dunklen bedrohlichen ererbten Seiten und dämonischen Mächten. Es ist die Sehnsucht danach, dass nicht der Tod, sondern die Liebe unser Leben prägt. Wir haben Sehnsucht nach Frieden angesichts der Bedrohungen durch Krieg, Sehnsucht nach Gerechtigkeit angesichts des himmelschreienden Unrechts in der Menschheit, Sehnsucht nach Sinn inmitten mächtig andrängender Sinnlosigkeit.

„Menschliche Natur" bedeutet also das, was an Erfahrungsvorrat aus der ganzen Geschichte der Menschheit in uns ist. Was uns zuinnerst prägt und formt. Das sind dunkle Mächte ebenso wie helle Hoffnungen und lichtvolles Sehnen. Wir sitzen im Todesschatten und sehnen uns nach dem Licht des Lebens und der Liebe.

Menschwerdung: ein leiser Flügelschlag Gottes mit systemisch Folgen

In Kappadozien in der heutigen Zentraltürkei lebte in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christus ein Mann namens Gregor. Er war Christ, wurde Bischof und gehört zu den großen Lehrern der damals noch ungeteilten Kirche. Auch er fragte sich, was es für uns bedeutet, dass Gott Mensch geworden ist. Und um das zu verstehen (und anderen zu erklären), greift er das platonische Bildwort von der „menschlichen Natur" auf. Und

erklärt, warum uns das, was in der Geburt Jesu geschehen ist, alles zutiefst angeht.

In dem Werk „Große Katechese“ schriebt er über die Menschwerdung Gottes in Jesus, einem von uns: Damals „hatte er sich auf das innigste mit unserer Natur vereinigt, damit dieselbe durch ihre Verbindung mit Gott göttlich werde, indem er sie dem Tod entriss und aus der Zwingherrschaft |51| des Feindes befreite; denn seine Erhebung vom Tode ist für das sterbliche Geschlecht der Anfang der Erhebung zum unsterblichen Leben.“12

Dass Gott Mensch wurde, war also wie ein leiser Flügelschlag des göttlichen Schmetterlings (ein schönes Bild für den Heiligen Geistes vielleicht). Und dieser hat das ganze System der Menschheit vom Grund auf geheilt.

„Was lernen wir also“?

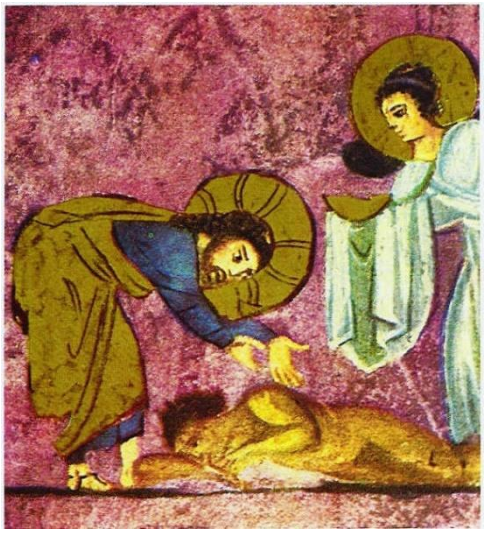
Gregor von Nyssa schließt seine Überlegungen mit einer offenen Frage: „Was lernen wir also Unwahrscheinliches in unserem Glaubensgeheimnis, wenn der Stehende zu dem Gestürzten sich niederbeugt, um den Daliegenden aufzurichten?“13

---

12 Gregor von Nyssa: Große Katechese, BKV München 1927, Bd 56., 51f. - Und ein paar Seiten weiter führt er das Ereignis, dass Gott unsere „menschliche Natur“ mit all ihren im Lauf der Geschichte gewachsenen Erfahrungen samt ihrer Todeswunde annahm, noch weiter aus:
„Denn derjenige, der da ewig lebt, unterzieht sich nicht des Lebens wegen der leiblichen Geburt, sondern *um uns durch den Tod ins Leben zurückzurufen*. Da nun die Rückkehr aus dem Tode unserer ganzen Natur zuteilwerden sollte, so wollte er, indem er dem Daliegenden die Hand reichte und sich gleichsam zu unserem Leichnam niederbückte, dem Tode soweit sich nahen, dass er die Sterblichkeit austrank und *an seinem eigenen Leibe die Auferstehung der Menschheit* einleitete, indem er durch seine Macht *das ganze Menschengeschlecht mit auferweckte*. Denn da jenes die Gottheit beherbergende Fleisch, welches in der Auferstehung zugleich mit der Gottheit erhöht wurde, nirgends anderswoher stammte, als aus der Masse, aus der wir bestehen, so muss, wie bei unserem Leibe die Tätigkeit eines einzelnen Sinneswerkzeuges allen übrigen mit ihm verbundenen Organen eine Mitempfindung verschafft, in ähnlicher Weise die Auferstehung des Teiles, *wie wenn die ganze Menschheit nur eine Person wäre, auch auf das Ganze übergehen,* indem sie kraft des *engen Zusammenhanges unserer Natur von dem Teil auf das Ganze* sich fortpflanzt.“ AaO.

13 AaO.

Gregor von Nyssa hatte zunächst gar keine ethischen Auswirkungen im Sinn. Ihm ging es um die Auswirkung der Menschwerdung auf „die menschliche Natur“, die uns allen gemeinsam ist. Wenn Gott die menschliche Natur annimmt, dann heilt er diese auch, und zwar an ihrer Wurzel, in ihrem tiefen Sein. Geheilt wird die menschliche Natur von ihrer Todeswunde. Wenn Gott sich mit der menschlichen Natur eint, wird dieser bleibendes göttliches Leben und damit die Kraft zum Lieben eingepflanzt. Der leise weihnachtliche Flügelschlag Gottes bewirkt gleichsam eine Totenerweckung der ganzen Menschheit. Gregor: „Da nun die Rückkehr aus dem Tode unserer ganzen Natur zuteilwerden sollte, so wollte er, indem er dem Daliegenden die Hand reichte und sich gleichsam zu unserem Leichnam niederbückte, dem Tode soweit sich nahen, dass er die Sterblichkeit austrank und an seinem eigenen Leibe die Auferstehung der Menschheit einleitete, indem er durch seine Macht das ganze Menschengeschlecht mit auferweckte.“



Dieses Bild vom sich zur Menschheit niederbeugenden Gott ist rührt sehr an und hat einen mittelalterlichen Buchmaler14 beflügelt – es ist ein tiefsinniges und berührendes Weihnachtsbild:

Befreit zu solidarischer Liebe

Dass die uns allen gemeinsame menschliche Natur von der Sterblichkeit geheilt wurde, hat dann aber auch weitreichende Auswirkungen auf unser Tun. Wir alle haben miteinander zu tun: nicht nur in dieser wunderbaren Gemeinschaft der Schwestern oder in der Schulgemeinschaft der Friesgasse; nicht nur in unserem Heimatland, sondern in der Einen Welt, der ganzen Menschheit. Wir hängen tiefgründig miteinander zusammen.

1971 schrieb der deutsche Psychiater und Psychoanalytiker Helm Stierlin15 seinen Bestseller „Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen“. Dasselbe sagte früher schon Paulus: „Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit ihm.“ (1 Kor 12,26) Wir haben, so lehren moderne Gehirnforscher, dank der „Spiegelneuronen“ (Giacomo Rizzolatti) in unserem Gehirn, die Fähigkeit, uns in anderen einzufühlen und deren Freuden und Leiden zu teilen. „Compassion“ nennt das Johann B. Metz. Und viele Schulen haben Compassion bereits zu einem Lernziel erklärt. Wir können dann lernen, was der große Politiker Rabin im Friedensvertrag mit Arafat erklärt: Dass die beiden bislang verfeindeten Völker anfangen werden, der Leiden des anderen Volkes zu gedenken und darauf ihre Politik aufzubauen. Rabin wurde deshalb

---

[14] Christus als der barmherzige Samariter, in: Codes Rossanensis, Syrien, um 550.

[15] Stierlin, Helm: Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. Versuch einer Dynamik menschlicher Beziehungen, Frankfurt am Main 1971.

umgebracht: Ob sein politisches Martyrium dem leidgetränkten Geburtsland Jesu einen gerechten Frieden bringen wird? Weihnachten erinnert uns jedenfalls an die Fähigkeit zur Empathie in die Leiden und Freuden anderer, die darauf gründet, dass wir alle an derselben menschlichen Natur teilhaben. Und diese wurde durch den leisen weihnachtlichen Flügelschlag Gottes an seiner Wurzel geheilt. Das geheilte Sein kann nunmehr unser Tun, das Tun aller Menschen formen. Wir sind – von der tiefsitzenden Angst geheilt – frei, zu werden was wir von Gott her sind: in seiner Art Liebende.

2012 Zeitenwende

Eine weihnachtliche Meditation zur Feier der Geburt Jesu.

Wetten auf den Weltuntergang

Bet&win ist ein bekanntes Internetportal, um Wetten abzuschließen. Gewettet werden kann dort auf alles. Ein guter Bekannter machte mich aufmerksam, dass man mit Blick auf den angekündigten Weltuntergang am 21.12.2012 auf diesen wetten konnte. Geht die Welt nicht unter, verliert man den ganzen Einsatz. Geht sie aber unter, bekommt man das Hundertfache. Irgendwie skurill, dachte ich mir.

Eine neue Zeitrechnung

Dann aber recherchierte ich weiter. Was haben denn die Mayas prophezeit? Das Ende ihrer Zeitrechnung. Sonne und Sterne gelangen in jene Konjunktion, mit der sie ihre Zeitrechnung begonnen haben. Diese ihre Zeitrechnung endet damit. Aber sie haben nie gesagt, es gebe dann keine mehr. Vielmehr kann eine neue Zeitrechnung beginnen.

Keine uncoole Idee, dachte ich. Und just bekomme ich dazu eine Einladung zugemailt, in der es heißt:

> Einladung zur Veranstaltung
> Wintersonnenwende 2012 – Zeitenänderung
> 21.12.2012, 19:00 – 22:30, Altes Rathaus – Barocksaal, Wipplingerstrasse 6-8, 1010 Wien
> Eintritt incl. Adventbuffet: € 50.-
> der 21.12.2012 steht vor der Tür – wir glauben an eine positive Veränderung, die den Übergang in ein neues Bewusstsein bewirkt, wo Mitgefühl und Mitverantwortung im Vordergrund stehen.
> Daher nehmen wir dieses Datum als Anlass, das Leben zu feiern und laden Euch herzlich dazu ein.

Neue Zeit – neues Bewusstsein

Diese Zeitenänderung wird also von den Einladenden zum Anlass genommen zunächst einfach zu feiern, dass das Leben weiter geht. Nicht ein Weltuntergang, sondern ein Weltaufgang wird gefeiert. Es gilt die Formel: *neue Zeit – neues Bewusstsein*. Mitgefühl und Verantwortung sollen im Vordergrund stehen. Und um das weiter zu meditieren, wird ein bemerkenswerter Text des Dalai Lama zitiert. Er kontrastiert ganz elementar: Das was ist und was fehlt, in der Hoffnung, dass das was fehlt, in der neuen Zeit eine Chance bekommt. Zeitenänderung als Bewusstseinsänderung und Veränderung der Lebenskultur also. Hin zu einem Leben von mehr Sinn, Tiefe, Mitgefühl und Mitverantwortung füreinander und für die ganze Schöpfung.

Der Dalai-Lama schreibt:

We have bigger houses *but* smaller families;	Wir haben größere Häuser, aber kleinere Familien.
More conveniences, *but* less time;	Wir haben mehr Annehmlichkeiten, aber weniger Zeit.

We have more degrees, *but* less sense;	Wir haben mehr Hochschulabschlüsse, finden aber weniger Sinn.
More knowledge, *but* less judgment;	Wir haben mehr Wissen, aber weniger Urteilsvermögen.
More experts, *but* more problems;	Wir haben mehr Experten, aber auch mehr Probleme.
More medicines, *but* less healthiness;	Mehr Arzneien, aber weniger Gesundheit.
We`ve been all the way to the moon and back, *but* have troubles crossing the street to meet the new neighbor.	Wir flogen zum Mond und zurück, aber wir haben Probleme, die Straße zu überqueren und einen neuen Nachbarn zu begrüßen.
We build more computers to hold more information's to produce more copies than ever, *but* have less communication.	Wir bauen mehr Computer mit immer mehr Informationen und machen mehr Kopien denn je zuvor, haben aber weniger Kommunikation
We have become long on quantity, *but* short on quality.	Wir haben viel an Quantität, aber wenig an Qualität.
These are times of fast foods, *but* slow digestion.	Es ist eine Zeit des Fastfoods, aber wir verdauen nur langsam.
Tall man, *but* short character.	Wir sind großgewachsen, haben aber einen kleinen Charakter.
Steep profits, *but* shallow relationships.	Wir haben scharfen Profit, aber schwache Beziehungen.
It`s a time when there is much in the window, *but* nothing in the room.	Es ist eine Zeit, in der viel in den Schaufenstern ist, aber nichts in den Wohnräumen.

Wir Christinnen und Christen sind freilich durch die angekündigte Zeitenänderung nicht zu beunruhigen. Und das nicht nur deswegen, weil der Chefastronom der Vatikanischen Sternwarte, der spanische Jesuitenpater Jose Gabriel Funes, die Welt wissen ließ:

„Es lohnt sich nicht über eine wissenschaftliche Basis dieser Behauptungen [dass es zu einer Inversion der Magnetpole der Erde komme] zu diskutierten", betonte er. - Der Prozess der Ausdehnung des Universums sei ständig im Gang, hob der Jesuit hervor. Wenn das moderne Rechenmodell korrekt sei, dann komme es in Milliarden von Jahren zum Auseinanderbrechen des Materie-Energie-Gemisches, so des Leiters der „Specola Vaticana" am päpstlichen Sommersitz Castel Gandolfo

Die wahre Zeitenwende hat schon längst stattgefunden

Christen haben nämlich die wahre Zeitenwende bereits 2000 Jahre lang hinter sich. Wir rechnen auch nach ihr und teilen die Geschichte in die alte Zeit davor und die neue Zeit danach. Gerechnet wird nach der Geburt Jesu. Mit ihm hat eine neue Zeit begonnen. Und das ist nicht die Zeit des

Untergangs, sondern der finalen Vollendung der Schöpfung. In einem von uns, der damals vor 2000 Jahren geboren wurde, hat Gott unwiderruflich seine Heilszeit eingeläutet. „Anno Domini“, im Jahre des Herrn 2013 werden wir zu Neujahr sagen.

Die Frage ist freilich: Hatte diese Geburt wirklich eine Zeitenwende zur Folge? Ist die Welt heute der Vollendung näher als vor 2000 Jahren? Viele Erfolge wurden verbucht. Die Weltgemeinschaft ringt um mehr Gerechtigkeit. Der Hunger wird eingedämmt. Und - wenn auch nicht mit dem gewünschten Erfolg – so ringen die Verantwortlichen doch um einen schonungsvollen Umgang mit der Schöpfung. Aber es gibt noch vieles von der alten Zeit, vom alten Menschen (so Paulus wiederholt). Die Welt leidet unter Gewalt (Terror), Gier (Finanzkrise) und Lüge (Korruption).

So leben wir zwar schon 2000 in einer neuen Zeit. Aber das Alte ist immer noch wirkmächtig und scheint einen vergeblichen Zweikampf mit dem Neuen zu kämpfen. Angst und Liebe ringen miteinander. Jesus setzt an die Stelle der Angst das Vertrauen auf einen „unbeirrbar treuen Gott“ (Dtn 32,4). Damit nimmt er dem Bösen, das aus der Angst wächst, die Wurzeln. Der Mensch, der vertraut, hat Gewalt, Gier und Lüge nicht mehr nötig. Eine Kultur der Liebe in Gerechtigkeit kann aufblühen.

Dies alles hat eine gute Chance, wenn wir nicht der Gefahr erliegen, Jesus nur anzubeten und zu verklären, statt ihm wirklich nachzufolgen. Der zeitgenössische amerikanische Franziskanermystiker *Richard Rohr*, an den ich mich mit dieser Formulierung anlehne, hat es in einem seiner Vorträge noch viel schärfer und kritischer gesagt. Richard Rohr wörtlich: *„Wir haben angefangen, Jesus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen müssen.“* Ihm nachzufolgen: das wäre die wahre Chance der heute gefeierten Zeitenwende der Geburt Jesu.

2013 Ein weihnachtlicher Mensch sein

1

Am 5.Dezember dieses Jahres 2013 starb Nelson Mandela. Er stammte aus dem Königshaus Thembu und hatte am 10.7.1918 in der Transkei das Licht der Welt erblickt. Mandela wuchs auf als ein Schwarzer im damals von einer weißen Minderheit regierten Südafrika. Die Schwarzen lebten von den Weißen getrennt.

[Ich hatte zweimal eine Einladung zu einer Besinnungswoche in die deutsche Gemeinde in Johannisburg und bekam das Leben in der Apartheit hautnah mit. Denn auch die weißen Mitglieder der katholischen Gemeinde lebten in Häusern, um die hohe Mauern mit Stacheldraht waren, von schwer bewaffneten privaten Sicherheitskräften bewacht.]

Vor allem waren die Schwarzen hinsichtlich Bildung und Beteiligung am gesellschaftlichen Leben benachteiligt.

Schon der 26jährige Mandela engagierte sich seit 1944 für die politische Überwindung der Apartheit. Er wollte den Weg der Gewaltfreiheit gehen. Sein großes Vorbild war Mahatma Ghandi. Wie dieser kämpfte er lange Zeit mit friedlichen Mitteln. Erst als 1960 beim Massaker von Sharpeville wehrlose Demonstranten erschossen wurden, akzeptierte er, dass der ANC (Afrikanischer Nationalkongress: Organisation zur Überwindung der Rassentrennung) gewaltsam Widerstand leistet.

Mandela wurde von da an verfolgt, reiste wiederholt illegal ins Ausland. 1964 wurde er dank eines Tipps des CIA verhaftet. Mit anderen zusammen wurde ihm der Prozess gemacht. Der Staatsanwalt verlangte die Todesstrafe. Mandela wurde zu lebenslanger Haft verurteilt. Berühmt wurde die international verbreitete vierstündige Verteidigungsrede Mandelas, in der er die Notwendigkeit des bewaffneten Kampfes begründete.

Es folgten 27 Jahre im Gefängnis, u.a. auf der berüchtigten Gefängnisinsel „Robben Iland“, die im Atlantischen Ozean vor Kapstadt liegt.

Am 11. Februar 1990 wurde Mandela aus der Haft entlassen. Der damalige Staatspräsident Staatspräsident Frederik de Klerk hatte auf jahrelangen internationalen Druck hin den Befehl zur Freilassung gegeben und wenige Tage zuvor das Verbot des ANC aufgehoben.

***

Man hätte erwarten können, dass der so lange gedemütigte Mandela nun seine Zeit zur Abrechnung mit dem weißen Apartheitsregime gekommen sah. Doch es kam ganz anders

Am Tage seiner Freilassung leitete Mandela in einer Rede vor 120.000 Zuhörern in einem Stadion in Soweto öffentlich seine Politik der Versöhnung (reconciliation) ein, indem er „alle Menschen, die die Apartheid aufgegeben haben“, zur Mitarbeit an einem „nichtrassischen, geeinten und demokratischen Südafrika mit allgemeinen, freien Wahlen und Stimmrecht für alle“ einlud.

Diese überraschende politische Ankündigung hatte tiefe spirituelle Wurzeln. Mandela war gläubiger Christ. Er war eng verbunden mit Desmond Tutu, dem anglikanischen Erzbischof von Kapstadt, Friedensnobelpreisträger. Aus dem

Christentum bezog er seine Vision für die Politik der Versöhnung im Land und darüber hinaus in der Menschheit (z.B. im Irak, in Palästina). Es ist eine Vision, die eng mit dem heutigen Fest in Verbindung steht.

2

Das heutige Fest ist das Fest der Einung Gottes mit seiner Schöpfung. Gott und Menschheit zeigen sich geeint in einem von uns: dem in Bethlehem neugeborenen Kind, der den Namen Jesus erhält.

Die Tragweite dieser Geburt verstehen wir noch besser, wenn wir uns erinnern, welchen Stellenwert sie in der Geschichte der Schöpfung und für uns Christen in der Heilsgeschichte hat.

Gott schuf den Menschen als sein Ebenbild, so die Genesis. Der liebende Gott erschuf Liebende. Und das mit dem Ziel, dass die Menschen nicht nur einander lieben, sondern auch mit Gott selbst in Liebe geeint werden. Gott schuf eine Welt die sich in der Liebe vollenden sollte. Und unentwegt bewegte Gottes Heiliger Geist Menschen in Richtung Liebe.

Freilich: Die Erfahrung der Menschheit kennt auch eine dunkle Seite. Die Schöpfung trägt eine tiefe Wunde, so die theologischen Lehrer der östlichen Tradition des Christentums. Die Wunde ist der Tod, erfahrbar als Angst vor dem Tod. Und dieser Angst sind schon bald Gewalt, Gier und Lüge entsprungen. Das sind Wunden die die ganze Menschheit durch die Geschichte hindurch trägt. „Erbschuld“ sagte man. Ob man nicht „Erbverwundung“ sagen sollte? Es wäre ein besserer theologischer Begriff.

Folge dieser Verwundung ist Spaltung, sind menschheitsalte Diskriminierungen. Paulus nannte sie diese Spaltungen beim Namen und entdeckte sie zwischen Juden und Griechen, Sklaven und Freien, Männern und Frauen (Gal 3,28). Die Apartheit in Südafrika musste den gläubigen Christen als eine Folge dieser Erbverwundung erscheinen.

Christus, der Retter ist da. So singen wir heute. Wir nennen diesen Retter Heiland der Welt. Er heilt, was verwundet ist. Seine Geburt deckt die immer schon vorhandene tiefe Einung der Welt mit Gott auf. Sie zeigt, dass wir, geeint durch Gott selbst, untereinander Brüder und Schwestern sind. Das ist eine wirkmächtige heilende Kraft gegen alle ererbten Verwundungen. Jetzt gelten die alten Diskriminierungen nicht mehr. Gott hat uns in Jesus alle untereinander versöhnt: die Juden mit den Griechen (den Palästinensern mit den Israelis), die Sklaven mit den Freien, die Männer mit den Frauen, die Schwarzen mit den Weißen.

Papst Franziskus, der unsere Herzen wärmt, gebraucht gern das Bild von den verwundeten Menschen. Und mit Blick auf die vielen Verwundeten formuliert er, was die Kirche zu sein hat. Dreimal ruft er in seinem Interview mit den Jesuitenzeitschriften aus: „Wunden heilen, Wunden heilen, Wunden heilen!“ Er will daher keine Kirche mit den Handbüchern der Moraltheologie unter dem Arm, die den Menschen erklärt, warum sie verwundet sind. Er will ein Feldlazarett in der Menschheit, eine Kirche die heilt.

3

Zurück zu Mandela. Als er mit überwältigender Mehrheit zum ersten schwarzen Präsidenten gewählt worden war, setzt er nicht auf Abrechnung mit dem Apartheit-Regime. Er setzt auf eine Politik der Überwindung der gewaltförmigen rassistischen Spaltungen. Die von ihm in Gang gesetzt Politik der Versöhnung heißt nicht die Augen verschließen vor dem angetanen und erlittenen Unrecht. Deshalb setzte er im Februar 1996 begann die Wahrheits- und Versöhnungskommission (TRC) unter Leitung des Friedensnobelpreisträgers Desmond Tutu ein.

Es sollte aufgearbeitet werden, was entzweite und was ungerechtes Leid und gewaltsamen Tod verursacht hatte. Mandela hatte verstanden, dass Gottes weihnachtlicher Bauplan versöhnende Einung ist, und das durch Wahrheit und Gerechtigkeit, ohne die es keinen Frieden gibt. Mandela erwies sich darin als zutiefst weihnachtlicher Mensch.

Jetzt aber frage ich mich selbst: Bin auch ich in meiner Umgebung einer solch weihnachtlicher Mensch, der Spaltungen überwindet, weil er auf die tiefe Einheit setzt, die in der Menschwerdung Gottes unübersehbar sichtbar geworden ist? Bin ich ein weihnachtlicher Mensch? Es wäre ein Segen.

2014 Ein Kind ist uns geboren

Geboren werden

Monika Renz arbeitet an einem Krankenhaus in St. Gallen. Sie hat eine tiefenpsychologische und theologische Ausbildung. Sie hat sich auf Therapien konzentriert, in denen Störungen behandelt werden, die durch die Geburt verursacht werden. Niedergeschrieben hat sie ihre Ansichten in dem Buch „Erlösung aus Prägung“ (2008).

Fachlich geht sie davon aus, dass vor der Geburt das Menschenkind in einer Art „paradiesischer Einheit“ mit der Mutter lebt. Das verschafft dem Ungeborenen das tiefe Gefühl einer ungetrübten Geborgenheit.

Durch die Geburt wird diese Erfahrung schlagartig in Frage gestellt. Das Neugeborene findet sich vor in einer kalten feindlichen Welt. Der bergende und wärmende Mutterschoß wird zurückgelassen. Das verursacht im soeben geborenen Kind eine archaische Urangst. Diese wird zu einer gewaltigen Herausforderung. An deren Meisterung entscheidet sich, so die Fachfrau, ob das Leben gelingt oder misslingt.

Nur zwei Wege stehen dem Kind offen:

- *Entweder es lernt Vertrauen.* Dann wird die Angst kleiner, die Fähigkeit, sich liebend auf die Welt und die Menschen einzulassen, wächst. Es kann ein liebender Mensch werden. Dabei spielen die Mutter und der Vater eine ganz wichtige Rolle. Wichtig ist das Gesicht der Mutter, auch jenes des Vaters. Zuwendung ist das Grundnahrungsmittel. Das ist so wichtig, dass ohne Zuwendung das Leben des Kindes in Gefahr ist. Ohne Begegnung mit Menschen wird ein Mensch kein Mensch. Das Gesicht von Mutter und Vater ist so wichtig, dass wir tief in unser Beten hinein sagen: Herr lasse dein Angesicht über uns leuchten und sei uns gnädig!
- Gelingt es dem Kind aber nicht, Vertrauen zu lernen, dann entwickelt es *Strategien gegen die Angst.* Es sind Selbstverteidigungsstrategien. Renz nennt Gewalt, Gier und Lüge. Gewalt bekämpft, was einem Kind bedrohlich erscheint. Gier rafft und schafft einen Schutzwall. Lüge täuscht und beherrscht. Es ist die Angst, die uns böse macht. Der französische Kulturanthropologe Rene Girard behauptet, dass die ganze Menschheitsgeschichte von Gewalt, Gier und Lüge durchwoben sind. Heute sind deren Variation Terrorismus, Finanzkrise, Korruption.

Könnte es sein, dass dieser Kampf ein Leben lang anhält? Bleibt nicht immer etwas von dieser Angst, die uns böse macht? Sind wir also ein Leben lang zerrissen zwischen dem Guten, das wir tun möchten, und dem Bösen, das wir aus Angst unentwegt machen?

Damit hört aber das Fragen nicht auf, sondern spitzt sich weiter zu: Wie bekommt inmitten solcher Zerrissenheit das Vertrauen eine bessere Chance? Die moderne Tiefenpsychologin sagt: Wenn unsere Angst kleiner wird. Die Angst wird aber nicht durch Appelle kleiner, sondern nur durch Heilung. Und die stärkste Heilkraft aber hat die Liebe, zunächst jene von Menschen rund um uns.

Jesu Geburt

Heute feiern wir die Geburt eines prominenten Kindes. Dieses erlebte bei der Geburt widrigste Umstände: ein kalter zugiger Stall, eine harte Krippe mit Stroh. Keine Einladung ins Leben. Und da diesem Kind nichts fremd war, was menschlich ist, hatte es wohl auch die Erfahrung, in eine kalte Welt hineingeboren zu sein. Auch die Angst war ihm wohl nicht fremd – wie er ja später auch gewaltige Todesangst erleiden musste.

Aber das neugeborene Kind ist geborgen bei seiner Mutter und seinem Vater. Noch mehr: Beide geben dem Kind jenes Vertrauen mit, das für die frommen Juden ganz typisch ist. Das Vertrauen in Jahwe, in Gott. Und zwar in einen Gott, der rettet und heilt – das bedeutet nämlich der Name Jesus, Jeschuajahu: Jahwe heilt.

Als Jesus dann anfing öffentlich aufzutreten, wollte er nicht anderes die Menschen lehren, als auf seinen und unseren Gott zu vertrauen. Gott steht zu uns, vor jeder Leistung und in aller Schuld, so seine heilende Botschaft. Gottes zuvorkommende Liebe heilt uns vor der Angst, letztlich vor der Angst vor dem Tod. Wir können, von der Angst geheilt, liebende Menschen sein.

Jesus war also überzeugt, dass der Mensch nicht dann gut wird, wenn man ihm gar zusätzlich zu den ohnedies schon vorhandenen Ängsten noch dazu Angst vor der Hölle macht. Ihm ging es darum, die Menschen von der Angst vor einem moralisierenden Gott zu befreien. Er wollte die Menschen gewinnen, sich der heilenden Liebe Gottes auszusetzen. Das lehrte er aber nicht nur, sondern lebte es bis in den Tod hinein vor. Selbst der Angst vor dem Tod setzte er das Vertrauen in Gott entgegen und empfahl sich sterbenden dessen bergende Hände.

Der amerikanische spirituelle Meister Richard Rohr formulierte einmal so:

“It is much more important to be connected
than to be privately perfect.”

“Es ist viel wichtiger verbunden
denn persönlich (moralisch) perfekt zu sein.“

Wenn wir – wie Jesus – mit Gott in Liebe verbunden sind, können auch wir werden, wozu jedes Menschenkind erschaffen ist: angstfrei liebende Menschen.

2015 Fürchtet euch nicht!

722 vor Christus war für das alttestamentliche Gottesvolk ein dramatisches Jahr. Es lebte damals gespalten im Nordreich mit dem Namen Israel und im Südreich namens Juda. In dieser Zeit wurde das neuassyrische Reich übermächtig. Seine Herrscher setzten das Nordreich massiv unter Druck. Drei Jahre belagerten sie die Hauptstadt Samaria. Danach wurde diese eingenommen. Diese kriegerischen Ereignisse lösten eine Massenflucht der Israeliten des Berglandes südlich Samarias in Richtung „Juda“ aus.

Bis heute kann man die Folgen des gewaltigen Flüchtlingsstroms in der Hauptstadt des Südreichs Juda, nämlich in Jerusalem, und den Städten seiner Umgebung sehen. Ihre Bevölkerung ist durch die Zuwanderung sprunghaft angestiegen. Unter König Hiskija wurde deshalb das alte Jerusalem erweitert. Eine enorme Wohnbautätigkeit setzte ein. Eine „Zweitstadt“ („Mischne“) wurde errichtet. Sie umfasste das jüdische und armenische Viertel in der heutigen Altstadt und den Westhügel. Auch der Osthügel, der traditionelle Berg Zion, wurde jetzt voll besiedelt.

Im späteren Gefolge dieses Massenansturms von Fremden und Asylanten könnten die Fremdengesetze des Buches Deuteronomium entstanden sein, so der emeritierte Alttestamentlicher Georg Braulik, Spezialist für das Deuteronomium, das fünfte Buch Mose, dem ich diese historischen Hinweise verdanke. In diesen Fremdengesetzen ist der spirituell schwergewichtige Satz zu lesen:

„Gott liebt die Fremden und gibt ihnen Nahrung und Kleidung – auch ihr sollt die Fremden lieben!“ (Dtn 10,18.19)

Wer also die Fremden liebt, ahmt Gott nach. Eine stärkere spirituelle Ermutigung kennt die Bibel nicht. Gott ist bei den Fremden. Die Fremden, Witwen und Waisen, die damals keinen Grund und Boden besaßen, waren armutsgefährdet. Wird Armen aber nicht geholfen und schreien sie zu Gott, dann hört er sie, so die Heiligen Schriften (Dtn 15,9).

In einem Interview in der Kärntner Kirchenzeitung erläuterte Braulik auch die alttestamentliche Regelung des gleichen Buches Deuteronomium zu Flüchtlingen – ich zitiere ihn wörtlich:

„Wenn ein fremder Sklave aus welchen Gründen auch immer seinem Herrn entflieht – und ‚Sklave‘ reicht vom Minister bis zum Knecht – , dann muss er in Israel aufgenommen werden. Er hat [zudem] ein einzigartiges Privileg: Er kann sich selbst den Ort aussuchen, wo er künftig wohnen will. Außerdem darf er nicht ausgebeutet werden (Dtn 23,16.17). Das alles ist einmalig im Alten Orient. Der Fremde und Flüchtling soll in Israel, im Volk Gottes, als gleichberechtigter Bruder behandelt werden.“

Erneut Massenflucht

Im vergangenen Jahr sind mehr als eine Million Menschen vor den vielen Kriegen in Afghanistan, Syrien und dem Irak nach Europa geflohen. Gar viele sind auf dem langen Fluchtweg umgekommen. Erschüttert hatte die Weltöffentlichkeit das Foto des an der türkischen Küste angeschwemmten dreijährigen Aylan Kurdi.

Wie um 722 findet also neuerlich eine Massenflucht statt und wir erleben diese ganz nah. Ihr Ende ist noch nicht abzusehen. Der Weg zu einem stabilen Waffenstillstand in Syrien, zu einer Befriedung Afghanistans, zu geordneten politischen Verhältnissen im Irak ist weit.

Dazu kommt, dass es viele Menschen aus Afrika gibt, die nach Europa drängen. Ein Priester aus Nigeria, der bei mir in Wien promovierte korrigierte mich einmal, als ich mich gegen den Begriff „Wirtschaftsflüchtlinge" verwehrte und vorschlug, stattdessen von „Armutsflüchtlingen" zu reden. Er sagte uns im Seminar, dass auch dieses gewiss bessere Wort nicht den Kern treffe. Es sei nicht unbedingt die Armut, vor der afrikanische Menschen fliehen. Was solle denn ein Familienvater mit seiner Frau und sieben Kindern und dazu noch die Großeltern und die unverheirateten Personen aus der nächsten Verwandtschaft tun, wenn er sie nicht ernähren kann – noch mehr, wenn er keine Hoffnung hat, dass sich das in den nächsten Jahren ändern werde? Ich solle daher statt von „Armutsflüchtlingen" von „Hoffnungsflüchtlingen" reden. Immer mehr finde ich seinen Vorschlag angemessen.

So wichtig es ist, eine feinfühlige Sprache für die vielen Einzelschicksale zu finden: Noch wichtiger ist es, Lösungen zu erarbeiten einerseits für die Schutzsuchenden, aber auch für unsere eigene Bevölkerung. Denn was nützt der gute Wille der Politik, wenn die Menschen nicht mitmachen?

Die Menschen im Land reagieren auf die gewaltigen Herausforderungen höchst vielfältig. Die einen haben Ängste. Die Angst wiederum führt zur Abwehr, zum Widerstand gegen die Flüchtlinge. Bei manchen kippt die manchmal sehr diffuse Angst in blanken Hass. Es bedrückt, dass die Kriminalität gegen Flüchtlinge und Unterkünfte ums Vierfache zugenommen hat. Politisch kurzsichtig ist es, gar Ängste noch zu schüren und wahltaktisch auszubeuten.

Andere Menschen im Land, darunter viele junge, sind in zuversichtlich. Sie packen an, setzen sich ein, in Pfarrgemeinden, Ordensgemeinschaften, in zivilgesellschaftlichen Einrichtungen. Helmut Schüller errichtet zusammen mit der Caritas in der Pfarre Probstdorf gerade Container für Flüchtlingsfamilien. Die Verantwortung für das Containerdorf trägt ein 22jähriger BWL-Student. Die Jugendgruppe, und selbst die Gruppe der Firmlinge, engagieren sich. Die Pfarrgemeinde ist für eine wachsende Zahl von jungen Menschen wieder attraktive geworden.

Dazwischen sind die Besorgten. Sie haben – wie wir alle – viele schwerwiegende Fragen: Wird die Integration gelingen? Lernen die Aufgenommenen rasch unsere Sprache? Gibt es für sie genug Wohnungen? Haben wir nicht selbst im Land schon genug Arbeitslose? Wird es nicht zu einer Ausbeutung der Flüchtlinge zu Dumpinglöhnen kommen? Braucht es

nicht eine Obergrenze? Ist das Boot nicht voll? Kommen mit den Flüchtlingen nicht auch Terroristen ins Land?

Fürchtet euch nicht!

Vielleicht ist in dieser Zeit die Botschaft von Weihnachten zwar nicht die Lösung. Mir aber ist sie eine starke Ermutigung. „Fürchtet euch nicht“, ruft der Engel den Hirten zu. Das wäre schon gut, könnte die gesichtslose Angst, die in uns Gefühle der Abwehr der Flüchtlinge auslöst, in rationale Besorgnis gewandelt werden, die uns handlungsfähig macht. Jede und jeder, der heute Gott nachahmt und sich für die Fremden in irgendeiner Weise stark macht, ist ein Segen für alle, die Angekommen, für unser Land, für uns selbst. Wie aktuell ist doch eine Mahnung aus dem Hebräerbrief*: „Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.“* (Hebr 13,2)

Frieden auf Erden

Zum „Fürchte Dich nicht!“ kommt der Wunsch des Engels nach Frieden auf Erden. Darum ringt derzeit die Weltpolitik. Im Sicherheitsrat wurden erste zaghafte Schritte zu einem Waffenstillstand und zu einer politischen Lösung für Syrien gemacht. Papst Franziskus, dem neben der Armutsbekämpfung und der Sorge um die Schöpfung der Frieden in der Welt so sehr am Herzen liegt, hat sich erleichtert gezeigt. Nur wenn die Ursachen der Flucht nach und nach beseitigt sind, werden weniger Menschen nach Europa drängen und von den Aufgenommen gar viele wieder in ihre Heimat zurückkehren. Hört der Krieg auf, braucht es auch keine Diskussion über Obergrenzen mehr.

Mögen der Wunsch des Weihnachtsengels in der von Krieg gezeichneten Menschheit neue Wirkkraft bekommen. Auf dem langen Weg zum Frieden soll uns sein Zuruf begleiten: „Fürchtet Euch nicht!“

2016 Postfaktisch

1. In Österreich: „Bundespräsidentenstichwahlwiederholungsverschiebung“ wird zum Wort des Jahres. Anders in Deutschland. Dort Postfaktisch. Ein Beispiel: AfD-Vertreter- ein Journalist legt ihm belegte Fakten vor. Er: mich interessieren nur die Gefühle der Leute. Bauch statt Verstand.

Hauptgefühl heute: Ängste – vor sozialem Abstieg, vor kultureller Entfremdung, Krankheit und Tod, inmitten des Reichtums die Angst in einem knappen Leben zu kurz zu kommen – diffuse Ängste, auf einen Christkindlmarkt zu gehen. Wir leben heute in einer culture of fear, verschärft durch eine „Politik mit der Angst“ (Ruth Wodak). Ganz zu schweigen von den Ängsten der Menschen, die aus der Todeszone im Ostteil der Stadt Aleppo geflohen sind – in jenem Syrien, das unser nächtliches Evangelium gleich eingangs erwähnt (Quirinus war dort der Stadthalter der Römischen Herrscher).

2. Pseudofaktisch: Neuestens werden Fakten von uns Menschen erfunden. „Verschwörungstheorien“. Eine eigene Homepage „hoaxmap“ für Deutschland. Und das oft mit fatalen Folgen. USA-Wahlkampf. eMails von Clinton geleakt. Dort das Wort Pizza. Jemand schrieb im sozialen Netzwerk: Das ist eine Pizzeria, indem Sex mit Kindern verkauft wird. Und das Geschäft gehört den Clintons. Ein dreißigjährigen nimmt Gewehr und geht in die Pizzeria, um die Kinder zu befreien… Im Bundespräsidentschaftwahlkampf eine unselige Debatte zwischen den Kandidaten – 37 haben sie einander Lüge vorgeworfen. Trump 60mal nachweislich gelogen. Es schadet nicht. Postfaktisch: dazu gehört auch, dass Fakten über Worte erfunden werden.

3. Et verbum caro factum est. Gott setzt Fakten, Tatsachen. Das ist die gute Nachricht heute abends.

Das Wort allein reicht Gott nicht aus, um uns zu überzeugen, dass er zu uns hält und uns von der Todeswunde heilen will. Er setzt ein handgreifliches Faktum. Mit diesem erreicht er nicht nur unseren Bauch, auch nicht nur den Verstand, sondern beides zusammen: also unser Herz.

„Was wir wissen, davon reden wir, und was wir gesehen haben, das bezeugen wir,“ (Joh 3,11)

Wie wundersam und zugleich hoch politisch ist doch die Geschichte der Heiligen Nacht!

Gegen deren Angst sagen Engel den Hirten (wie zuvor schon der erschrockenen Maria“ Fürchtet euch nicht!“ Das ist aber kein einfacher Appell, sondern es folgt sodann die Anleitung, dass es nicht erfundener Trost ist, keine herbeigeredete Entängstigung, sondern: ein Kind – in einer Krippe, einem Stall, mit zwei jungen elterlichen Menschen namens Maria und Josef.

Viele Menschen haben heute Angst rund um die Aufnahme schutzsuchender Menschen. Dabei ist richtig – vieles macht Angst. Aber wenn wir wie die Hirten uns von den Engeln zurufen lassen: „Fürchtet euch nicht!“, und wenn wir uns sodann hinschicken lassen zu einem Flüchtlingskind, sein Gesicht sehen und seine Geschichte hören:

Vielleicht macht es unsere Ängste kleiner. Eine Frau, die sich engagiert und es nicht immer leicht ha, sagtet: „Ich fühle (dennoch) göttlichen Rückenwind. Es

ist jener Wind, den der Flügelschlag der weihnachtlichen Engel erzeugt. Er kündet vom Frieden auf Erden.

Karwoche - Ostern

2002 Gründonnerstag: Lieben

Es war vor dem Paschafest. Jesus wußte, dass seine Stunde gekommen war, um aus dieser Welt zum Vater hinüberzugehen. Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung.
Es fand ein Mahl statt, und der Teufel hatte Judas, dem Sohn des Simon Iskariot, schon ins Herz gegeben, ihn zu verraten und auszuliefern.
Jesus, der wußte, dass ihm der Vater alles in die Hand gegeben hatte und dass er von Gott gekommen war und zu Gott zurückkehrte,
stand vom Mahl auf, legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch.
Dann goß er Wasser in eine Schüssel und begann, den Jüngern die Füße zu waschen und mit dem Leinentuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war.
Als er zu Simon Petrus kam, sagte dieser zu ihm: Du, Herr, willst mir die Füße waschen?
Jesus antwortete ihm: Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht; doch später wirst du es begreifen.
Petrus entgegnete ihm: Niemals sollst du mir die Füße waschen! Jesus erwiderte ihm: Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir.
Da sagte Simon Petrus zu ihm: Herr, dann nicht nur meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt.
Jesus sagte zu ihm: Wer vom Bad kommt, ist ganz rein und braucht sich nur noch die Füße zu waschen. Auch ihr seid rein, aber nicht alle.
Er wußte nämlich, wer ihn verraten würde; darum sagte er: Ihr seid nicht alle rein.
Als er ihnen die Füße gewaschen, sein Gewand wieder angelegt und Platz genommen hatte, sagte er zu ihnen: Begreift ihr, was ich an euch getan habe?
Ihr sagt zu mir Meister und Herr, und ihr nennt mich mit Recht so; denn ich bin es.
Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müßt auch ihr einander die Füße waschen.
Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe. (Joh 13,1-15)

1. Eine der aktuellsten Fragen: Was ist der Mensch? Und wann ist ein Mensch ein Mensch? Stammzellenforscher: bis zu welchem Zeitpunkt darf man an befruchteten menschlichen Embryonen forschen? Oder stimmt die Rede schon gar nicht: sind es menschliche Embryonen oder embryonale Stammzellen? Neueste Forschung: Nicht die Gene sind entscheidend, sondern deren „Einpackung“. Diese sendet Signale aus. Und erst, wenn es Gegensignale aus dem Mutterschoß gibt, kommt die Entwicklung zu einem Menschen in Gang. Und wieder stehen wir vor der Frage. Was entwickelt sich dann? Was ist der Mensch?

2. In Burghausen am Inn war eine Ausstellung. Künstler haben dargestellt, was sie Auferstehung ist. Der Künstler Helmut Glaser hat im Hof ein Grab ausheben lassen. Das Grab war leer. Der Grabdeckel lag daneben, in zwei Teile zerbrochen. Auf ihm stand zu lesen: Ich.

Ist das der Mensch, einer der Ich sagen kann? Einer der um sich selbst kreist, um sich und seinen Vorteil besorgt ist? Ein „Ichling“ also, wie wir in der

österreichischen Wertestudie bezeichnet haben? Ein Grenzgänger, hin- und hergerissen zwischen Individualität und Individualismus?

3. Der Künstler hat aber dann zwischen dem zerbrochenen Grabstein, auf dem das Ich eingraviert ist, eine silberne Rose wachsen lassen. Und in der Mitte der Rose kann man ein kleines „Du“ lesen.

Ist also das der Mensch? Einer, dessen Ich ins Grab steigt und es dadurch zum Du hinwächst? Ist der Mensch einer, in dessen Leben es am Ende nicht um das Ich geht, sondern um das Du? Dessen Ich sich in der Liebe verbraucht, statt angsthaft festhält?

4. Was ein Mensch ist, zeigt am Ende der Blick auf den, den die Heiligen Schriften den „Menschensohn“ nennen. Mensch, so lehrt uns heute Jesus, wird man am intensivsten durch Fußwaschung. Fußwaschen – das macht einer, der liebt. Genauer, indem wir einander die Füße waschen, erweisen wir uns als liebende Menschen und werden wir zugleich zu solchen. Die Antwort auf die Frage: Was ist ein Mensch, heißt daher: Er wird zum Menschen, wenn er ein (fußwaschender) Liebender wird.

Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt. (Joh 13,34f.)

2002 Karfreitag: Todgeweiht

Jesus kam heraus; er trug die Dornenkrone und den purpurroten Mantel. Pilatus sagte zu ihnen: Seht, da ist der Mensch!
(Joh 19,5)

1. Was ist der Mensch, so fragen wir heute wieder unruhig. Ein Liebender, das war die Antwort, die wir gestern am Gründonnerstag versucht haben. Der Karfreitag setzt einen anderen Akzent. Der gegeißelte und mit einer Spottkrone und einem Königsmantel versehen Jesus wird vom Statthalter Pontius Pilatus dem Volk vorgeführt mit den Worten: „Seht, da ist der Mensch“. Der Mensch, einer der leidet. Ein Mensch, der von anderen in den Tod gebracht wird. Einer, der in Gottverlassenheit stirbt.

1. Das Bild vom Menschen als Liebenden ist ein uralter Menschheits-Traum. Aber es ist wie bei einer Medaille: die Liebe ist die Vorderseite. Die Rückseite heißt Leiden, Sterben, Tod. Noch soll heute am Karfreitag offenbleiben, wie beide zueinanderstehen: der Tod und die Liebe. Obgleich schon in unserem Ohr ist, dass wir einem, den wir lieben sagen, „ich kann dich leiden!“. Heute geht es darum auszuhalten, dass die Antwort auf die Frage: Wer ist der Mensch, heißt: ein Todgeweihter.

2. Der Tod hat die Menschheit im Griff. Es genügt, nur eine kurze Woche lang sich die Nachrichten aus der einen kleinen Welt anzusehen, und die Allgegenwärtigkeit des Todes ist offenbar:

- *2000 unschuldige Tote bei einem Erdbeben in Afghanistan.*
- *18 Tote und unzählige schwer verletzte bei einem Selbstmordattentat in einem Hotel in Israel, begangen durch einen Hamas-Märtyrer im Namen Allahs.*
- *Dazu kommen die vielen unblutigen kleinen Tode, die deshalb nicht leichter sind. Rufmord, der Tod einer Liebe.*

Dorothee Sölle schrieb in einem Gedicht über die Auferstehung von der Hoffnung, dass einmal – auferstanden – der Mensch dem Tod nicht mehr entgegenrast, weil vor uns nur noch die Liebe ist. Bei aller Hoffnung: Die Wahrheit ist aber, dass wir dem Tod entgegen rasen. Und das auch dann, wenn nichts Böses geschieht. Der Mensch ist ein von Geburt an Sterbender, und nicht nur ein Liebender. Das ist der Mensch: ein Todgeweihter. Ein moriturus, so die alten Römer.

3. Aber es ist nicht nur der Tod, der bedrängt, und das Sterben, das ihm vorausgeht. Jesus stirbt nicht einfach am Kreuz. Verlassen von allen, mit denen er das Leben geteilt hatte. Vielmehr: Er stirbt verlassen von seinem Gott. Er muss den Tod mit seiner trostlosen Verlassenheit bestehen. Die Bibel erzählt eindringlich, wie Jesus diese Mischung von Gottverlassenheit und Tod meistert. Das beginnt damit, dass er seinen Schmerz laut hinausschreit hin zum verschlossenen Himmel. Um sich dann in jenes Vertrauen zu flüchten, in dem allein der Tod bestanden werden kann.

- *Es ist das Vertrauen des alttestamentlichen Hiobs, der am Scherbenhaufen seines Lebens sitzend Gott anklagt und dann am*

Ende ihm hinschreit: Auch Du Gott schaffst es nicht, dass ich an Dir hänge.

- *Das Gleiche macht Jesus. Gottverlassen verlässt er sich auf Gott. Zwar klagt auch er Gott an, dass er ihn verlassen hat- aber sogleich setzt er nach: In Deine Hände lege ich meinen Geist. Wieder besteht ein Mensch, der Menschensohn den Tod mit seiner Gottverlassenheit. Der Mensch ist ein Sterbender, ein Todgeweihter. Einer, der nicht nur das Leben durch Lieben zu bestehen hat, sondern auch das Sterben durch Vertrauen.*
- *Von den Rabbinern im Warschauer Ghetto wird erzählt, dass sie angesichts des vorhersehbaren Untergangs der jüdischen Bevölkerung über Gott Gericht halten. Nach ihren Beratungen spricht einer nach dem anderen das Urteil. Es lautet: Gott du bist schuldig. Reihum geht das „Gott du bist schuldig". Am Ende kommt der diensthabende Oberrabbiner und auch er sagt: „Gott du bist schuldig. Also lasset uns anbeten!"*

2. Das ist der Mensch. Einer, der sterbend am Kreuz der Gottverlassenheit hängt und dennoch daran festhält, dass es auch Gott nicht schafft, dass er nicht an ihm hängt.

2009 Osterpredigt: Hadesfahrt

Choros-Kloster, Konstantinopel

13. Auf den ersten Blick zeigt dieses Fresko aus dem orthodoxen Choros-Kloster in Konstantinopel die Auferstehung Jesu Christi. Aber die ostkirchliche Frömmigkeit nennt das Ereignis Hadesfahrt Christi. Hades: Das ist gleichbedeutend mit der Hölle, dem Herrschaftsbereich des Satans über Sünde und Tod. „Hinabgestiegen in die Hölle“, so lautete früher unser deutsches Glaubensbekenntnis, bis wir es unter dem Eindruck der Aufklärung abgeschwächt haben auf „hinabgestiegen in das Reich des Todes“.

Die griechischen Kirchenväter erzählen, dass Gott selbst etwas gemacht hat, womit der Satan nicht gerechnet hat: dass er Mensch wird und in den Tod geht und so – unerkannt – den Weg in die Hölle findet. Dort predigt er dann das Evangelium. Und dies der ganzen Menschheit, allen, über die der Satan seit Adam und Eva Macht gewonnen hat und die nun im Hades weilen.

Die ostkirchliche Theologie ist weniger wie die zum Moralisieren neigende westliche Theologie nicht so sehr an der Sünde interessiert, sondern an der Vergänglichkeit des Menschen. Gott hat aber aus der Kraft seiner Liebe (die evangelische Theologin D. Sölle nennt daher den Grund der Schöpfung „ex amore“) seine Schöpfung nicht dazu in Gang gesetzt, damit sie im Tod endet und vergeht. Er will vielmehr, dass sie bleibt und vollendet wird. Dafür scheut er keinen Einsatz. Das ist der Grund der Menschwerdung und des Schicksals, das sein Sohn nimmt in den kurzen 33 Lebensjahren über den Verrat der nächsten Vertrauten über die Stunde der tiefen „compassion“ mit dem Schicksal der Menschheit auf dem Ölberg hinein in den Tod am Kreuz.

14. Im Fresko erstrahlt nicht nur Jesus in seiner österlichen Vollendung. Sichtbar wird hier der Anfang der Vollendung der Menschheit. Angekündigt hat sich diese Vollendung Jesu schon auf dem Berg Tabor, in dem für die ostkirchliche Liturgie so zentralen Vorgang der Verklärung. Der Mensch erstrahlt im gleißenden Licht, der Mandorla, dem Symbol des Eingetauchtseins in das Licht, das Gott selbst ist. Die Welt und mit ihr die

Menschen werden in diesem Licht ihre Vollendung finden. Es wird eine Schöpfung sein, voll von Glanz und Licht.

Es fällt auf, dass der Lichtkranz um Jesu immer dunkler wird, je weiter man in das Innere vordringt. So ist Gott. Zu uns her strahlendes Licht. Seine Energie, so die östliche Theologie über die Dreifaltigkeit, kommt zu uns und darin erkennen wir, wie Gott zu uns ist. IN ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir (Apg 28,18)

Aber je mehr wir über Gott wissen wollen, umso mehr geraten wir in das Dunkel. Das Innere Gottes bleibt uns immer verschlossen. Gott kann nicht durchschaut werden. Wer also zu viel über Gott weiß – und nicht wenige Theologen und Prediger erliegen dieser Versuchung – muss sich sagen, dass Gott so nicht ist… Vielleicht haben jene Atheisten Recht, die dann einen Gott leugnen, des es Gott sei Dank gar nicht gibt.

15. In der Vollendung Jesu beginnt die Vollendung der Schöpfung und damit der ganzen Menschheit. Christus wird als der Erstgeborene der Toten besungen (Kol 1,15-20). Dieses Fresko trägt daher nicht nur den Titel „Hadesfahrt Christi“, sondern zugleich „Auferstehung des Adam“. Und er Eva. so ist dem Dargestellten gemäß beizufügen. Und beide stehen noch einmal als Stammeltern für uns alle. Mit dem typtischen Rettungsgriff zieht der Auferstandene Adam und Eva aus in seine Auferstehung hinein. Mit demselben Rettungsgriff wird er auch uns in seine Auferstehung einbeziehen.

Die ostkirchliche Liturgie fasst diese Hoffnung im Kontaktion vom Sonntag des 5. Tons so zusammen: „Zum Hades bist Du, mein Erlöser, hinabgestiegen und hast seine Pforten als Allmächtiger zertrümmert, hast als Schöpfer die Verstorbenen mitauferweckt und, Christus, den Stachel des Todes zerbrochen und Adam vom Fluch erlöst, Du Menschenfreund. Darum rufen wir alle: Rette uns, Herr!“

16. Wir er nur uns, die schon jetzt in seinen Tod und seine Auferstehung hineingetauft sind, retten? Also nur uns, die – gemessen an der ganzen Menschheitsgeschichte – so wenigen Christinnen und Christen? Die Liturgie des Ostens, aber auch des Westens – man meditiere sich in das Exultet der Osternacht hinein - , vor allem die griechischen Kirchenväter sagen: nein, nicht nur uns, sondern die ganze Menschheit. Sie argumentieren so: Wenn Christus wirklich in seiner Höllenfahrt den Tod besiegt hat, dann muss der Sieg vollkommen sein. Besiegt sind Hölle und Tod aber nur, wenn es sie nicht mehr gibt. Darin gründet ihre Hoffnung für alle. Mag dann zwar die Hölle „eine ganze Ewigkeit“ währen: Muss sie nicht ein Ende haben, wie sonst Gott Tod und Sünde nicht für immer wirklich besiegt hätte?

Karl Rahner erblickte darin die bleibende Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils, ob wir nicht fragen dürfen, ob wir hoffen dürfen, dass Gott am Ende rettet. Derselbe große Theologe meinte zwar, dass – wenn ausreift, was im Menschen ist – der Weg gerade in die Hölle führe. Rahner hat kein Vertrauen ist die Selbstrettung des Menschen. Für mich, so sagte er besorgt, muss ich mit der Hölle rechnen. Für alle anderen aber hoffe ich kraft der Barmherzigkeit und Gnade Gottes, Kraft der Menschwerdung, des Lebens, Sterbens und Auferstehens Jesu. Nach dem dann diese Heilsbesorgnis um einen selbst ausgesprochen ist, wendet sich der Blick. Rahner: Wenn ich aber

dann bedenke, dass alle anderen für mich hoffen, fasse ich auch für mich Hoffnung. Der Grund ist dann aber nicht mehr der Mensch und was in ihm ist. Der Grund ist einzig und allein Gott selbst. Er hat Jesus auferweckt. Und dieser zog Adam und Eva mit seinem Rettungsgriff aus der Macht des Todes. Und so hoffen wir österlich: Sein Rettungsgriff wird auch uns an den Handgelenkten greifen und in seine Auferstehung hineinziehen.

Dazu auch: Hans Urs von Balthasar: Was dürfen wir hoffen, Einsiedeln 1989.

2011 Gründonnerstag mit Johannes Paul II.

Am 16.10.1978 war er Papst geworden: Lolek, aus Wadowice, aus einer kleinbürgerlichen Familie, aufgewachsen in einem Haus mit jüdischen Vermietern, die in Auschwitz umgekommen sind. Am 1.Mai wird dieser Mann selig gesprochen. Ich wähle ihn für uns als Begleiter durch diese Kartage: auch um ihm unseren Respekt zu zeigen, vor allem aber, weil er uns wirklich in die Tiefe führen kann. Ich stütze mich dabei heute vor allem auf die Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ aus dem Jahre 2003.

Der heutige Gründonnerstag berichtet von jenem Ereignis, welches zum Herzen der Kirche geworden ist. Eine Kirche ohne Eucharistie wäre eine herzlose Kirche. Es fehlte ihr, was sie ausmacht: die Feier der Dankbarkeit (was ja eucharistein auf Griechisch heißt) für Gottes Liebe. In der Hingabe seines Lebens für die Menschheit hat Jesus diese unbegreifliche Liebe Gottes handgreiflich erfahrbar gemacht.

Wir werden „ein Leib“, wenn wir uns den „Leib Christi einverleiben“.

Mit der eucharistischen Kommunion wird die Kirche zugleich in ihrer Einheit als Leib Christi gefestigt. Der heilige Paulus bezieht sich auf diese einheitsstiftende Wirkung der Teilnahme am eucharistischen Mahl, wenn er an die Korinther schreibt: “Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot” (1 Kor 10,16-17). Der tiefsinnige Kommentar des heiligen Chrysostomus trifft den Punkt: “Was ist denn das Brot wirklich? Es ist der Leib Christi. Was werden die, welche ihn empfangen? Sie werden Leib Christi; aber nicht viele Leiber, sondern ein einziger Leib. In der Tat ist das Brot ganz eins, obgleich es aus vielen Körnern besteht, die sich in ihm befinden, auch wenn man sie nicht sieht und ihre Verschiedenheit zugunsten ihrer gegenseitigen vollkommenen Verschmelzung verschwindet. Ebenso sind auch wir auf die gleiche Weise untereinander geeint und alle miteinander mit Christus”. (23)

Im Spiegel eines solchen spirituell starken Textes stellen sich in unserer Kirche bedrängende Fragen. Lassen wir das wirklich an uns geschehen? In der Kirche finden wir heute eine tiefe und oft aggressive Polarisierung. zwischen den „Rechten“ und den „Linken“. Die Ansichten über den Weg der Kirche gehen weit auseinander. Die einen wollen eine weitere Öffnung der Kirche zur modernen Welt und verlangen dringlich Reformen. Die anderen sagen, dass die Kirche genau durch diese Öffnung auf dem Konzil in eine tiefe Überlebenskrise geschlittert sei…

Es ist gut, dass alle diese unterschiedlichen Lager, die einander im Internet und über die Medien oft unerbittlich belagern, dennoch Eucharistie feiern. Aber lassen wir wirklich zu, dass wir dann „ein Leib“ werden – Christi Leib, mit einer tiefen Verwobenheit in dem einen Geist Christi? Dasselbe gilt für die verschiedenen christlichen Kirchen. Als der Papst nach Griechenland, haben die Mönche vom Berg Athos heftig dagegen protestiert, dass sie den Papst als Verräter des orthodoxen Christentums nicht im Land haben wollen. Auch sie feiern die Eucharistie. Und weiter: Die evangelischen Schwesternkirchen. Wie können wir gespalten sein, wenn auch unsere evangelischen Schwestern

und Brüder das Herrenmahl feiern? „Ein Leib“ – letztlich der eine Weltleib Gottes

Den Keimen der Entzweiung unter den Menschen, die, wie die tägliche Erfahrung zeigt, aufgrund der Sünde tief in die Menschheit eingegraben sind, stellt sich die fruchtbare Kraft der Einheit des Leibes Christi entgegen. Die Eucharistie, die die Kirche erbaut, schafft gerade dadurch Gemeinschaft unter den Menschen. (24)

Johannes Paul II. hat sich dieser Einheit, die aus der Eucharistie in die Welt hineinwächst und die Menschheit eint, in seinem Pontifikat verschrieben. Wo immer er konnte, beendete er durch Besuche und Gesten Spaltungen: Als erster Papst besuchte er eine Synagoge, betete an der Klagemauer in Jerusalem. Als erster Papst betrat er eine Moschee. Als erster Papst betete er mit den Orthodoxen. Noch mehr: Er rief die Vertreter aller Religionen wiederholt zusammen, um mit ihnen zu beten – gemeinsam, und nicht hintereinander (wie das leider jetzt unter Benedikt XVI.) abgeschwächt wurde. Wir werden der eine Leib! Was für eine Kraft in einer Welt, die bis heute durch Spaltungen, Ungerechtigkeiten und Kriege zerrissen ist. Der Papst hatte daher auch nie dem Wunsch der Amerikaner nachgegeben und den Krieg im Irak oder in Afghanistan gutgeheißen. Krieg ist Zerrissenheit und behebt sie nicht, schlägt weitere und tiefere Wunden. Der Weg zu Frieden muss über die Politik und den Verzicht auf Gewalt erreicht werden.

2. In der Eucharistie werden wir aber nicht nur geeint, der „eine Leib“. Wir werden Leib Christi. Daran erinnert der heutige Tag eindringlich mit dem Bericht über die Fußwaschung. Für den Evangelisten Johannes war sie wichtiger als das Abendmahl. Nur zusammen ergeben sie die Kirche.

Die Fußwaschung ist Zeichen des Dienens, des demütigen sich Niederbeugens zu jenen Menschen, denen es in ihrem Leben „schlecht geht“. Die Armen und Armgemachten der Welt. Die Kranken, auch die an der Seele durch Schuld Verwundeten. Die Zöllner, die Dirnen. Jene, die keine Hinrichtung, sondern eine Aufrichtung brauchen. Die den heilenden Arzt suchen, den Heiland also.

Genauso aber wird unsere kirchliche Gemeinschaft, wenn wir „Leib Christi“ werden. Wir tragen dann den Geist Jesu, den Geist der Hingabe in uns. Eine Kirche ohne Fußwaschung ist noch nicht Kirche Jesu Christi. Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts, so der bekannte französische Bischof Jacques Gaillot.

Die Feier der Eucharistie ist daher alles andere als ein schönes spirituelles Wellnesserlebnis. Wir treffen uns nicht Sonntag um Sonntag zu einem religiös verschönten Konditoreibesuch, um Helmut Schüller, damals Caritaspräsident, zu zitieren. Eucharistie wirkmächtig an uns geschehen zu lassen ist gefährlich. Wir begeben uns gleichsam, wenn wir uns dem wandelnden herabgerufenen Geist Gottes aussetzen, in „Gottesgefahr“. Wir gehen anders hinaus als hinein. Als Fußwascherinnen, als Fußwascher eben.

Was wäre das nur für ein Segen für das Land. 750000 Menschen kommen in Österreich – trotz aller Krise – Sonntag um Sonntag in eine Feier der Eucharistie. Wenn wirklich geschieht, was wir liturgisch feiern, wäre jeden Montag das Land revolutioniert, anders: Es gäbe mehr Menschen, die

untereinander geeint für sich und gemeinsam wie Fußwaschende sind, in ihren familialen Lebensfeldern, in ihrer Arbeit, in der Politik. Ein Ruck ginge durchs Land: Sonntag um Sonntag. Das Land wäre eucharistischer: als in der tiefe geeint und im Tun mehr bereit zu solidarischer Liebe. Eberau könnte sich nicht mehr ereignen. Wir würden die Fremden aufnehmen, weil jeder und jede eine von uns ist.

Gegen Ende seiner Enzyklika über das Erblühen der Kirche aus der Feier der Eucharistie zitiert Johannes Paul II. den großen Augustinus, Kirchenlehrer der lateinischen Tradition:

Die Eucharistie schafft Gemeinschaft und erzieht zur Gemeinschaft. Der heilige Paulus schrieb an die Gläubigen von Korinth, um ihnen aufzuzeigen, wie sehr die Spaltungen, die unter ihnen während der eucharistischen Feiern zu Tage traten, im Widerspruch zu dem standen, was sie feierten: das Mahl des Herrn. Folgerichtig lud der Apostel sie ein, über das wahre Wesen der Eucharistie nachzudenken, um sie dazu zu bringen, zur brüderlichen Gemeinschaft zurückzukehren (vgl. 1 Kor 11,17-34). Wirkungsvoll machte sich der heilige Augustinus diesen Anspruch zu eigen, als er an das Wort des Apostels erinnerte "Ihr seid der Leib Christi und seine Glieder" (1 Kor 12,27) und dazu bemerkte: "Wenn ihr der Leib Christi und seine Glieder seid, so ist auf dem Tisch des Herrn das niedergelegt, was euer Geheimnis ist; ja, ihr empfangt das, was euer Geheimnis ist". Und aus dieser Feststellung schloss er: "Christus, der Herr, [...] heiligte an seinem Tisch das Geheimnis unseres Friedens und unserer Einheit. (40)

2011 Karfreitag mit Johannes Paul II.

Er war nicht nur der strahlende Papst. Der Bergsteiger. Schauspieler. Medienstar. Spätestens seit seinem Schwächeanfall in Lourdes im Jahr 2004 musste er einen Kreuzweg des Leidens gehen. Nicht wenige rieten ihm, die Möglichkeit des Kirchenrechts zu nützen und sich aus dem Amt zurückzuziehen. Manche meinten, als er zum letzten Mal in Polen war, er hätte gar keinen Rückflug mehr gebucht, sondern würde sich in ein Kloster zurückziehen.

Johannes Paul II. aber blieb. Und die ganze Welt konnte über die Bildschirme zusehen, wie er litt, nach Worten rang, die kaum noch verständlich waren. Wie er kaum noch wenige Schritt selbst fortbewegen konnte. Er war ein Papst des Leidens geworden.

Für ihn war es eine spirituelle Entscheidung. „Christus ist auch nicht vom Kreuz herabgestiegen", so sagte er einmal einem besorgten Ratgeber.

Ich sehe darin eine doppelte Lektion für uns:

1. Oft hat die Theologie gesagt, dass sich der Sohn dem Vater opfern musste, damit wir Menschen wieder der Macht des Todes, der Schuld, des Satans, der Hölle entrinnen können. Wie auch immer: Könnte es sein, dass wir dabei vergessen haben, dass Jesus sein Leiden nicht für uns auf sich genommen hat, sondern mit uns? Seit Gott Mensch wurde, sind da nicht alle Leiden der Menschen seine Leiden geworden? Die Leiden der vielen schuldigen und unschuldigen Opfer des Libyenkrieges, die Leidenden der Atomkatastrophe, die Leiden, die aus unserer Schuld und Tragik erwachsen, die Krankheiten, das Sterben? Unsere Leiden sind in Jesu Leiden aufgehoben – noch mehr aber: Er ist auch unserem Leiden zuinnerst, in ihm gegenwärtig, als Kraft und Hoffnung.

Natürlich erklärt das nicht, warum es überhaupt in der guten Welt Gottes das Leiden der Gerechten gibt. Doch zeigt diese tiefe Verwobenheit unserer Leiden mit den Leiden Jesu, dass Gott sich nicht heraushält, uns im Leid zutiefst verbunden, solidarisch ist.

Paulus war sich sicher, dass seine Leiden das erlösende Leiden Jesu vollenden.

2. Johannes Paul II. wollte aber auch deshalb nicht aufhören, sein Amt zu tragen, weil er es als einen Dienst an der Menschheit ansah, vor dem er sich nicht drücken wollte. Das Nichtdavonlaufen war für ihn eine Form der liebenden Hingabe, die selbst den Tod nicht scheut.

Diese Seite des Leidens als liebender Hingabe leben viele Menschen in heroischer Weise.

Berührt haben mich Bilder um die beiden atomaren Super-GAUs, mit denen bisher die Welt fertig werden musste. Ins Reaktorgebäude in Tschernobyl waren vier Männer gegangen, um das Ärgste vielleicht noch abwenden zu können. Einer starb an Ort und Stelle an der Strahlenwut. Zwei sind später verstorben. Einer von ihnen lebt noch: der russische Ex-General Anatoly N. Tkachuk. Von ihm ist soeben ein Buch erschienen: „Ich war im Sarkophag von Tschernobyl. Der Bericht des Überlebenden" (Graz 2011, Styria)

Er ging – vielleicht das Ausmaß des Tuns gar nicht begreifend in das explodierte Kraftwerk. Und er trug die Leiche jenes Mannes, der durch die Strahlen sofort getötet worden war, auf seinen Schultern aus dem Gebäude. Dort, wo er die schwer verstrahlte Leiche schulterte, bekam er selbst schwere Strahlenwunden.

Oder Fukushima. Viele wurden abgeordnet, zu versuchen, die Kühlung der Reaktoren wieder in Gang zu bringen und so das Ärgste, den Größten Anzunehmenden Unfall – den SuperGAU – zu verhindern. Aber es haben sich einige auch freiwillig gemeldet. Damit vom Volk größerer Schaden abgewendet werden kann.

Das ist das Herz des Kreuzesopfers Jesu, wie wir es zu Recht nennen. Ein Mensch opfert sich, damit das Volk lebt. Und auch heute opfern sich Menschen opfern, damit andere nicht ums Leben kommen.

Jesus über sich: Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.

Es gibt so viel bewundernswerte liebende Hingabe in der Welt. Oft verborgen. im Leben des großen Papstes medial in alle Welt verbreitet.

Herr Jesus: Lass uns, die wir in Deiner Nachfolge unser Leben gehen, solche hingebende Liebe wagen.

2011 Karsamstag mit Johannes Paul II.

Am 16.10.1978 war er Papst geworden: Lolek, aus Wadowice, aus einer kleinbürgerlichen Familie, aufgewachsen in einem Haus mit jüdischen Vermietern, die in Auschwitz umgekommen sind. Am 1.Mai wird dieser Mann seliggesprochen. Ich wähle ihn für uns als Begleiter durch diese Kartage: auch um ihm unseren Respekt zu zeigen, vor allem aber, weil er uns wirklich in die Tiefe führen kann.

Das österliche Geheimnis bezeugt, dass die Liebe stärker ist als der Tod, und deshalb ist sie heilbringend. Dass die Liebe stärker ist als die Sünde, und deshalb ist sie heilbringend. Das österliche Geheimnis birgt in sich die Nacht der Geburt zu Bethlehem. Und mit ihr verbindet es sich zu einer Einheit: zum Geheimnis Jesu Christis, in dem sich die Ankunft des göttlichen Gottes endgültig in der irdischen Geschichte der Menschheit vollzieht und unwiderruflich bleibt… (Rom, 13.12.1984, 17)

Johannes Paul II. greift eine uralte Frage der Menschheit auf. Was in unserem Leben sicher ist, ist der Tod. „Todsicher" sagen wir ja auch, wenn etwas unumstößlich ist.

Und der Mensch ist jenes Lebewesen in der Schöpfung, der sich genau darüber Gedanken macht. Vor allem wenn er liebt. Unvorstellbar, so große Philosophen und Dichter wie Paul Claudel, dass der geliebte Mensch einmal nicht mehr sein sollte und dass der Tod alles in Vergeblichkeit und ins Vergessen reißt. Wir möchten aufstehen gegen den Tod. Und wissen, dass er uns besiegen wird.

Und wir Christen: Es ist anders. Auch wenn wir es nicht erklären können: Der Papst nennt es daher das „österliche Geheimnis". Aber wer in diesem Geheimnis daheim ist, es mit seiner todverfallenen Seele bewohnt, dem wird zugesungen: Nicht der Tod – nein, die Liebe hat das letzte Wort. Der Papst nennt auch einen Grund für diese verrückte Hoffnung, die gegen die so mächtige Erfahrung steht: *Das österliche Geheimnis birgt in sich die Nacht der Geburt zu Bethlehem.* Gott ist eingetreten in die Geschichte der Welt. Seitdem ist Gott der Welt so zuinnerst, dass nicht mehr der Tod das letzte Wort hat, sondern Gott: also die Liebe. Und das unwiderruflich – irreversibel.

Am Kreuz, so die liturgische Tradition der Ostersequenz, ringen der Tod und das Leben miteinander.

Mors et vita duello
conflixere miurando
dux vitae mortuus
regnat vivus.

Ostern ist daher die Grundmelodie des Christentums. Das unterscheidet uns von anderen großen Weltreligionen. Sie alle glauben einen Gott. Sie suchen die Einung mit ihm. Uns Christen ist aber offenbar geworden, dass diese Einung des Schöpfers mit dem Geschöpf –der ganzen Welt und darin der Menschheit - schon unwiderruflich geschehen ist und dass dabei Jesu, in dem Gott Mensch wurde, der Schlüssel ist.

Sein Weg ist der Urweg jedes Menschen. Seine Geschichte ist gleichsam der Archetyp, das Modell für alle. Wenn wir durch Freuden, Leiden und Tod tapfer unseren Weg gehen, führt auch unser Weg nicht ins Nichts und in die Vergeblichkeit. Dann werden auch bei uns Gott und damit die Liebe das letzte Wort haben.

Im uralten Kolosser-Hymnus singt daher die frühchristliche Liturgie: Er ist der Erstgeborene der Schöpfung. Wir aber sind, wenn wir seinen Weg gehen, „Nachgeborene". Und wenn immer ein Mensch in den Tod geht, wächst die Zahl der Nachgeborenen. Auf ihn hin ist alles geschaffen, so der Hymnus. Jeder und jede. Der Atheist genauso wie der Buddhist, die spirituell Suchende wie die Muslima, die evangelischen Schwestern und Brüder wie wir die katholischen oder wie die orthodoxen.

Hildegard von Bingen, Benediktinerinnenäbtissin um am Beginn des zweiten Jahrtausends, hatte eine Vision, wo sie dieses grandiose Werk Gottes schaute und durch einen Mönch – diesen anleitend – malen ließ. Im Bauch des dreieinen Gottes ist die Schöpfung. Und sie hat einen Ursprung (Gottes Liebe) und ein Ziel: die innige Einung der Schöpfung mit dem Schöpfer.

In der westlichen Christenheit ist es üblich geworden, aus allem, was uns das Evangelium an Wirklichkeit erschließt, gleich moralische Konsequenzen zu ziehen. Das kann gut sein, dass das, was wir durch Gottes Tat sind, in unserem Tun Auswirkungen hat. Aber das Erste, was zu tun ist, ist zu staunen. Ostern ist ein Fest des Unerhörten. Der todsichere Tod verliert seinen Stachel, seine angstvolle Macht über uns.

Lange Zeit war es Pflicht der christlichen Prediger – ein Brauch, den auch Martin Luther sehr schätzte – die Zuhörerinnen zum Lachen zu bringen. Ostern kann man nicht ohne ein tiefes Lachen am Grund seiner Existenz feiern. Um solches Lachen auszulösen, war jeder Witz willkommen. Zum Beispiel dieser:

Joseph von Arimathäa hat für Jesus sein unbenütztes Grab gesponsert. Trifft ihn Nikodemus und sagt: Was, Du hast diesem Galiläer Dein Grab gegeben? Darauf Joseph: Nur für das Wochenende.

Amen.

2012 Gründonnerstag: Trost in trostlosen Zeiten

Trostlose Zeiten

Es war eine trostlose Zeit in Israel. Das Volk war im Exil in Babylon. Jerusalem samt dem Tempel war zerstört. Ein Alptraum für das von Jahwe auserwählte Volk. Es fühlte sich gottverlassen.

Welch ein Bild für die Welt von heute mit ihren Finanzkrisen. Dazu die Gewalt – zwischen Palästinensern und Israelis. Gewalt und Morden in Syrien. Terror in Toulouse und anderswo. Morden in Afghanistan. Es sind oft die Unschuldigen, die unter die Räder kommen, Alte, Frauen, Kinder.

Da tritt im Exil ein Prophet auf. Seine Worte sind an das Buch Jesaia angehängt. Man nennt daher den Autor auch Deuterojesaia, den zweiten Jesaia also. Sein Auftrag als „Mund Gottes“, so die Übersetzung des Wortes Propheten: Trost in der Untröstlichkeit zu verkünden.

Eingewoben in diesen zweiten Teil des Buches Jesaia sind vier Lieder. Sie haben in der spirituellen Tradition der Juden und der Christen eine enorme Rolle gespielt. Ein Knecht wird von Gott bestellt. Der Gottesknecht, so sein Ehrenname bis heute. Die Lieder bilden die Lesungen in der Karwoche.

- Im ersten Gottesknechtlied spricht Gott zu seinem Knecht. Er hat ihn gewählt und berufen. Seinen Geist hat er auf ihn gelegt.
- Im zweiten Lied evaluiert der Knecht seinen Auftrag und klagt über seine Vergeblichkeit. Es klingt unternehmerisch paradox: genau diesen scheiternden jüdischen Propheten macht Gott zum Propheten für die ganze Welt.
- Das dritte Lied setzt diese Grundstimmung fort. Angesichts der Widerwärtigkeiten in seinem prophetischen Dienst vertraut er auf Gott, der ihm Morgen um Morgen sein Ohr öffnet.
- Das wohl bekannteste Gottesknechtlied ist das vierte. Wir werden es am Karfreitag als Lesung hören und meditieren.

Wer ist der Gottesknecht?

Wer aber ist der Gottesknecht, der da in vier Liedern besungen wird? Bibelfachleute sind sich da nicht einig. Handelt es sich um eine Einzelperson: also den Propheten selbst? Wird seine Berufung beschrieben? Seine Erfolglosigkeit und seine Schmerzen und tödlichen Leiden? Oder drehen sie sich vorausahnend um den Messias, der die Schuld der vielen auf sich nimmt? Andere meinen, es geht um die Berufung Israels. Und als gesammeltes Israel um die Kirche Jesu.

Die Liturgie knüpft an der Auslegungsgeschichte der Kirche an und besingt im Gottesknecht Jesu Auftrag, Leiden und Erhöhung. Dabei sollen wir aber nicht vergessen, dass auch das Volk Israel und damit die Kirche – also auch wir selbst gemeint sein können.

So gilt es beim Lesen und Meditieren der Gottesknechtslieder sowohl auf Jesus zu schauen, aber auch auf uns selbst als jene, die ihm nachfolgen, was uns zur Kirche macht.

Das erste Lied vom Gottesknecht

Seht, das ist mein Knecht, den ich stütze; /
das ist mein Erwählter, an ihm finde ich Gefallen. Ich habe meinen Geist auf ihn gelegt, /
er bringt den Völkern das Recht.
Er schreit nicht und lärmt nicht /
und lässt seine Stimme nicht auf der Straße erschallen.
Das geknickte Rohr zerbricht er nicht /
und den glimmenden Docht löscht er nicht aus; /
ja, er bringt wirklich das Recht.
Er wird nicht müde und bricht nicht zusammen, /
bis er auf der Erde das Recht begründet hat. /
Auf sein Gesetz warten die Inseln.
So spricht Gott, der Herr, /
der den Himmel erschaffen und ausgespannt hat, /
der die Erde gemacht hat und alles, was auf ihr wächst, der den Menschen auf der Erde den Atem verleiht /
und allen, die auf ihr leben, den Geist:
Ich, der Herr, habe dich aus Gerechtigkeit gerufen, /
ich fasse dich an der Hand. Ich habe dich geschaffen und dazu bestimmt, /
der Bund für mein Volk / und das Licht für die Völker zu sein:
blinde Augen zu öffnen, /
Gefangene aus dem Kerker zu holen
und alle, die im Dunkel sitzen, / aus ihrer Haft zu befreien.

(Jes 42,5a.1-7)

Heute meditieren wir das erste Gottesknechtlied. Es ist der Blick Gottes auf ihn. Er hat ihn erwählt und berufen. Seinen Geist legte er auf ihn. Gott selbst ist seine Stütze: So wird er angesichts seiner großen Aufgabe und enormen Widerständen nicht müde werden und zusammenbrechen.

Und dann ist von großen Aufgaben und Haltungen des Gottesknechts die Rede.

- Es wird Recht und Gerechtigkeit auf Erden begründen. Mit dem Recht wird Friede einhergehen, so die Alttestamentliche Tradition. Der Psalm 85 singt: „Gerechtigkeit und Frieden küssen sich."
- Er wird das geknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen.
- Er bringt Licht und öffnet dazu den Blinden die Augen.
- Er bringt Befreiung aus der Dunkelhaft der Not und des Todesschattens.

Unsere Antwort: Dankbarkeit: dafür, dass er unseren glimmenden Docht nicht endgültig löscht, sondern aus dem Glosen unserer Sehnsucht nach Liebe ein Feuer entfachen kann.

Er wird auch uns aus der Dunkelheit ins Licht führen – nicht zuletzt dazu, dass sein Licht auf dem Antlitz der Kirche widerscheinen kann.

Er nährt unsere Hoffnung auf mehr Gerechtigkeit in der eins werdenden Menschheit und damit unsere Sehnsucht nach einem dauerhaft, nicht durch Waffen, sondern durch Recht und Gerechtigkeit getragenen Frieden.

2012 Karfreitag: Er macht die vielen gerecht

Das zweite Lied vom Gottesknecht

Seht, mein Knecht hat Erfolg, /
er wird groß sein und hoch erhaben.
Viele haben sich über ihn entsetzt, /
so entstellt sah er aus, nicht mehr wie ein Mensch, /
seine Gestalt war nicht mehr die eines Menschen.
Jetzt aber setzt er viele Völker in Staunen, /
Könige müssen vor ihm verstummen. Denn was man ihnen noch nie erzählt hat, /
das sehen sie nun; was sie niemals hörten, /
das erfahren sie jetzt.
Wer hat unserer Kunde geglaubt? /
Der Arm des Herrn - wem wurde er offenbar?
Vor seinen Augen wuchs er auf wie ein junger Spross, /
wie ein Wurzeltrieb aus trockenem Boden. Er hatte keine schöne und edle Gestalt, /
sodass wir ihn anschauen mochten. Er sah nicht so aus, /
dass wir Gefallen fanden an ihm.
Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, /
ein Mann voller Schmerzen, /
mit Krankheit vertraut. Wie einer, vor dem man das Gesicht verhüllt, /
war er verachtet; wir schätzten ihn nicht.
Aber er hat unsere Krankheit getragen /
und unsere Schmerzen auf sich geladen. Wir meinten, er sei von Gott geschlagen, /
von ihm getroffen und gebeugt.
Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, /
wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, /
durch seine Wunden sind wir geheilt.
Wir hatten uns alle verirrt wie Schafe, /
jeder ging für sich seinen Weg. Doch der Herr lud auf ihn /
die Schuld von uns allen.
Er wurde misshandelt und niedergedrückt, /
aber er tat seinen Mund nicht auf. Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, /
und wie ein Schaf angesichts seiner Scherer, /
so tat auch er seinen Mund nicht auf.
Durch Haft und Gericht wurde er dahingerafft, /
doch wen kümmerte sein Geschick? Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten /
und wegen der Verbrechen seines Volkes zu Tode getroffen.
Bei den Ruchlosen gab man ihm sein Grab, /
bei den Verbrechern seine Ruhestätte, obwohl er kein Unrecht getan hat /
und kein trügerisches Wort in seinem Mund war.
Doch der Herr fand Gefallen an seinem zerschlagenen (Knecht), /
er rettete den, der sein Leben als Sühnopfer hingab.
Er wird Nachkommen sehen und lange leben. /

Der Plan des Herrn wird durch ihn gelingen.
Nachdem er so vieles ertrug, erblickt er das Licht. /
Er sättigt sich an Erkenntnis. Mein Knecht, der gerechte, macht die vielen gerecht; /
er lädt ihre Schuld auf sich.
Deshalb gebe ich ihm seinen Anteil unter den Großen /
und mit den Mächtigen teilt er die Beute, weil er sein Leben dem Tod preisgab /
und sich unter die Verbrecher rechnen ließ. Denn er trug die Sünden von vielen /
und trat für die Schuldigen ein.

(Jes 13-53,12)

Mensch geworden

Mit der Menschwerdung hat alles angefangen. Die Kirchenväter des Ostens kehren hervor, dass Gott dabei die menschliche Natur angenommen hat. Diese aber war gezeichnet durch den Tod. Die Angst vor ihm, vor der Vergänglichkeit und der Vergeblichkeit macht die Menschen böse. So wächst aus der Angst vor dem Tod die Sünde der Welt. Und jeder wächst in dieser Tradition auf. Jede steckt in der „sinnlosen, von den Vätern und Müttern ererbten sinnlosen Lebensweise“, wie es im ersten Petrusbrief heißt (1 Petr 1,18). Die lange Geschichte der Menschheit ist bis heute eine Geschichte der Gewalt, der Gier und der Lüge, so einhellig der Kulturanthropologe René Girard und die Tiefenpsychologin Monika Renz. Hätten wir die Kraft eines urigen Vertrauens in das Sein, also in Gott letztlich, – so ihr Befund – dann würden wir nicht die Strategien „krampfhafter Selbstbehauptung“ brauchen, wie die Würzburger Synode von 1975 sie bezeichnete.

Heute nimmt die Angst des Menschen nicht ab, sondern rasant zu. Frank Furedi spricht von einer „culture of fear“. Jedes vierte Kind, das in Vorarlberg in eine Grundschule eintritt, bringt ein hohes Niveau therapiebedürftiger Ängste mit. Gewalt, Gier und Lüge aber erzeugen – aus Angst geboren – tiefe Schmerzen, schlagen Wunden, Die Kriege in Syrien, Afghanistan, zwischen Israel und Palästina, treffen oft die Unschuldigen, die Alten, die Frauen, die Kinder. Die Gier untergräbt das Weltwirtschaftssystem. Europa ist nur noch mit dem Retten beschäftigt, von Griechenland, Irland, Spanien, Portugal, des Euro. Und dahinter stehen jugendliche Arbeitslose in Spanien und verzweifelte Rentner in Griechenland.

Der Schmerzensmann

In diese dunklen Erfahrungen auch unserer Zeit singt das dritte Gottesknechtlied hinein: „Durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Als Schmerzensmann hat er unsere Schmerzen auf sich genommen. Er wurde für unsere Wunden der „verwundete Arzt“. Gewalt wandelt er am Kreuz in Liebe, so Benedikt XVI. am Weltjugendtag in Köln 2005: eine Wandlung, die sich in jeder Eucharistiefeier fortsetzt, indem Brot und Wein und durch diese die Versammelten verwandelt werden aus Angstbesetzte in Liebende. Und wenn das das an uns geschieht, die wir ein Teil der Menschheit sind, geschieht durch uns hindurch Weltverwandlung.

Grund zu verhaltenem Jubel

So drastisch das Gottesknechtslied das Schicksal des Gottesknechts beschreibt: es klingt durch das Lied tiefe Dankbarkeit und verhaltener Jubel durch. Kein Geringerer hat den Grund des Jubels theologisch so zugespitzt dargestellt, wie der Völkerapostel Paulus in seinem Brief an die Römer:

Durch einen einzigen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod und auf diese Weise gelangte der Tod zu allen Menschen, weil alle sündigten.
Sünde war schon vor dem Gesetz in der Welt, aber Sünde wird nicht angerechnet, wo es kein Gesetz gibt;
dennoch herrschte der Tod von Adam bis Mose auch über die, welche nicht wie Adam durch Übertreten eines Gebots gesündigt hatten; Adam aber ist die Gestalt, die auf den Kommenden hinweist.
Doch anders als mit der Übertretung verhält es sich mit der Gnade; sind durch die Übertretung des einen die vielen dem Tod anheimgefallen, so ist erst recht die Gnade Gottes und die Gabe, die durch die Gnadentat des einen Menschen Jesus Christus bewirkt worden ist, den vielen reichlich zuteil geworden.
Anders als mit dem, was durch den einen Sünder verursacht wurde, verhält es sich mit dieser Gabe: Das Gericht führt wegen der Übertretung des einen zur Verurteilung, die Gnade führt aus vielen Übertretungen zur Gerechtsprechung.
Ist durch die Übertretung des einen der Tod zur Herrschaft gekommen, durch diesen einen, so werden erst recht alle, denen die Gnade und die Gabe der Gerechtigkeit reichlich zuteilwurde, leben und herrschen durch den einen, Jesus Christus.
Wie es also durch die Übertretung eines einzigen für alle Menschen zur Verurteilung kam, so wird es auch durch die gerechte Tat eines einzigen für alle Menschen zur Gerechtsprechung kommen, die Leben gibt.
Wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen zu Sündern wurden, so werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen zu Gerechten gemacht werden.
Das Gesetz aber ist hinzugekommen, damit die Übertretung mächtiger werde; wo jedoch die Sünde mächtig wurde, da ist die Gnade übergroß geworden.
Denn wie die Sünde herrschte und zum Tod führte, so soll auch die Gnade herrschen und durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben führen, durch Jesus Christus, unseren Herrn.
(Röm 7,14-21)

„…macht die vielen gerecht“

Lange Zeit haben wir so getan, als wäre der Gottesknecht, in dem wir Christus in seinem Todesleiden erblicken, nur für uns Christen gestorben. Von „den vielen“ ist die Rede. Wer sind „diese vielen“? Darüber werden wir an Hand des zweiten Gottesknechtlieder morgen ein wenig meditieren.

2012 Karsamstag: Licht der Völker

Das zweite Lied vom Gottesknecht

1 Hört auf mich, ihr Inseln, /
merkt auf, ihr Völker in der Ferne! Der Herr hat mich schon im Mutterleib berufen; /
als ich noch im Schoß meiner Mutter war, hat er meinen Namen genannt.
2 Er machte meinen Mund zu einem scharfen Schwert, /
er verbarg mich im Schatten seiner Hand. Er machte mich zum spitzen Pfeil /
und steckte mich in seinen Köcher.
3 Er sagte zu mir: Du bist mein Knecht, Israel, /
an dem ich meine Herrlichkeit zeigen will.
4 Ich aber sagte: Vergeblich habe ich mich bemüht, /
habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan. Aber mein Recht liegt beim Herrn /
und mein Lohn bei meinem Gott.
5 Jetzt aber hat der Herr gesprochen, /
der mich schon im Mutterleib zu seinem Knecht gemacht hat, damit ich Jakob zu ihm heimführe /
und Israel bei ihm versammle. So wurde ich in den Augen des Herrn geehrt /
und mein Gott war meine Stärke.
6 Und er sagte: Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist, /
nur um die Stämme Jakobs wieder aufzurichten /
und die Verschonten Israels heimzuführen. Ich mache dich zum Licht für die Völker; /
damit mein Heil bis an das Ende der Erde reicht.
(Jes 49,1-6)

Vergeblich habe ich mich bemüht

„Vergeblich habe ich mich bemüht“: Wie oft schon in unserem Leben stimmte dieser Satz! Vergeblichkeit durchzieht unser Leben. Ihr ringen wir unsere kleinen Erfolge ab. Noch mehr als im persönlichen Leben stimmt diese Klage auch in kirchlichen Gemeinschaften und in der Kirche als Ganzer. „Ich habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan“, so klagen viele, die gegen einen schon länger andauernden Negativtrend in der Kirche anarbeiten.

Nicht irgendjemand klagt so. Es ist der Prophet. Gott hat ihn schon seit dem Mutterleib an erwählt und berufen. Von allem Anfang an kennt er seinen Namen. Er hat ihn auch bestens für seinen Auftrag ausgerüstet. Der Mund war wie ein Schwert. Oder: Er war ein spitzer Pfeil im göttlichen Köcher.

Bleibt die Vergeblichkeit, unter welcher der Prophet leidet, nicht letztlich an Gott hängen? Wozu die Begabungen, wenn der Erfolg ausbleibt!

Zugespitzt gilt dies für Jesus. Ein ausgezeichneter Prediger. Er hat die Herzen der Menschen erreicht. Um ihn herum sammelten sich die Neugierigen, die Suchenden, die Hoffnungslosen, die Kranken, die Leute aus der schlechten Gesellschaft, die Ehebrecherin, die Dirne, der Zöllner. Frauen und Männer zählen zu seiner Bewegung, einfache und gebildete, mächtige und machtlose.

Und dann der Verrat. Ein tendenziöser Prozess mit vorgeplantem Ausgang. Die Schmach des Todes am Kreuz. Kann die Vergeblichkeit größer sein? Und dies passiert dem Vertrauten Gottes, seinem Gesandten, jenem, der in unauslotbarer Weise Gott selbst war: ungetrennt und unvermischt?

Also noch einmal: Spiegelt sich in der Vergeblichkeit des Gesandten nicht die Vergeblichkeit des Sendenden? Im Scheitern des Sohnes das Scheitern des Vaters. Vertrauen wir auf einen Gott, der scheitert?

Ich mache dich zum Licht für die Völker

Vielleicht liegt aber genau darin die tröstliche Botschaft dieses zweiten Gottesknechtsliedes. Denn es bleibt nicht beim Scheitern. Der unnütze Einsatz hindert Gott nicht, durch das Scheitern hindurch an sein Ziel zu kommen. Noch mehr: Selbst unsere Schuld hält ihn nicht auf – „o felix culpa“ haben wir heute gesungen.

Genau dem gescheiterten Gottesknecht wird ein viel größerer Auftrag gegeben. Er soll durch das Dunkel seines Scheiterns hindurch Licht für die Völker sein. Aus dem Auftrag im Volk Israel wir einen Auftrag für die ganze Menschheit. Die Sendung an ein Volk weitet sich an alle Völker, gilt der ganzen Menschheit.

Wie oft haben sich Fromme dagegen gewehrt, dass es Gott mit allen Völkern gut meint. Die Lehrerzählung über den Propheten Jona demonstriert, wie sehr es ihm zuwider ist, dass just das verkommene Ninive gerettet werden soll. Und auch Petrus meinte, dass doch die Heiden nicht so einfach getauft werden könnten – zuvor müssten sie in das rettende Volk Israel durch die Annahme der Thora und die Beschneidung aufgenommen werden. Paulus geißelte dies als Unrecht und stellte sich dem Petrus frontal entgegen – die Pfarrerinitiative ist gegen diese Konfrontation in der jungen Kirche vergleichsweise niedlich dazu. Und heute? Angestrengt versuchen wir, die Menschen zu erreichen und für die Kirche zu gewinnen. Dass Gott das Heil für alle will – und das dank des Scheiterns seines Propheten Jesus: da sind sich viele nicht sicher. Sie meinen, dass nur viele gerettet werden, aber nicht alle. Daher möchten sie auch, dass in der Übersetzung des Einsetzungsberichts es nicht – wie seit der Liturgiereform des Zweiten Konzils im Vatikan – heißt: „Blut für alle vergossen“, sondern lediglich für „die vielen“. Dabei übersehen sie offensichtlich, dass „die vielen“ in der Sprache Jesu die unzählbar vielen, also letztlich meint.

Ist also nicht das die österliche Botschaft: Der Prophet scheitert und wird gerade dadurch zum Licht aller Völker. Sein Weg führt über das Scheitern an das von Gott selbst gesteckte Ziel. Und wer von uns scheitert nicht da und dort in seinem Leben? Mit Blick auf den Gekreuzigten: – Können nicht auch wir hoffen, dass Gott auch bei uns durch das Scheitern hindurch ans Ziel kommt?

2016 Gründonnerstag: Wen habe ich in der Angst?

Monika Renz: Urangst nach der Vertreibung aus dem Paradies

Angst gehört von Anfang an zum Leben des Menschen

lebenslange Herausforderung, dem Tohuwabohu der Angst felsenfestes Lebensland des Vertrauens abzugewinnen

Angst kann akut verschärft werden durch eine „culture of fear“ (Moisi: Eine solche haben wir heute in [West]Europa)

Angst mit so vielen Gesichtern: vor dem sozialen Abstieg/Angst zu kurz zu kommen/Angst vor Vergeblichkeit, Endlichkeit und Tod

Wenn die Angst gezähmt wird, werden wir fähig zu lieben und zu glauben.

Wenn die Angst uns aber übermannt, dann greifen wir zu Selbstsicherungsstrategien:

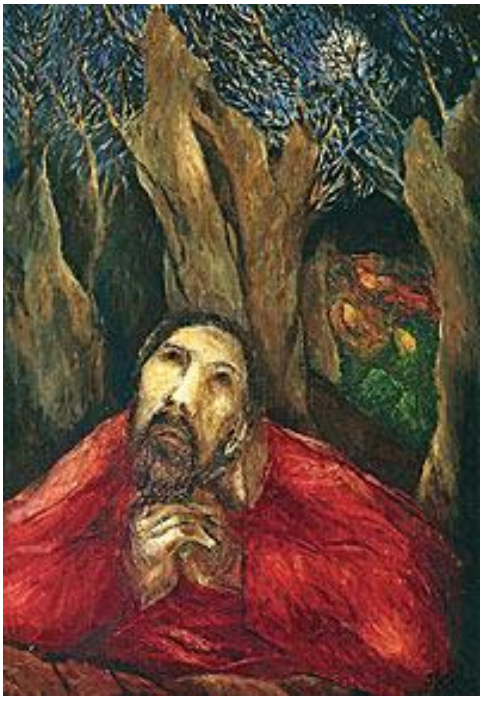
- Gewalt (Terrorismus)
- Gier (Finanzjagd)
- Lüge (Korruption)

Jesus auf dem Ölberg

Angst, so sehr, dass es ihm das Blut aus den Poren treibt

Wie aber besteht er sie?

- Die Angst wirft ihn um.
- Er „verhandelt“ mit seinem Gott“.
- Er sucht (vergeblich) den Trost seiner Freunde.
- Letztlich aber tröstet ihn Gott durch einen Engel. So setzt er auf den Felsen, der für ihn sein Vater, sein Gott ist und überlässt sich seinen Willen.



Sieger Köder: Die Nacht am Ölberg

Kann ich es zulassen, dass die Angst mich umwirft?

Habe ich Freunde?

Habe ich tröstende Engel?

Habe ich Gottvertrauen – felsenfest?

2016 Karfreitag: Gewalt in Liebe wandeln

„Auch heute, nach dem zweiten Scheitern eines weiteren Weltkriegs kann man vielleicht von einem dritten Krieg reden, der ‚in Abschnitten' ausgefochten wird, mit Verbrechen, Massakern, Zerstörungen." (Franziskus, 13.9.2014, 100 Jahre Ausbruch des 1.Weltkriegs)

Das unermessliche und brutale Leiden der Menschen/des Menschensohns geht weiter.

Vor unseren Augen.

Gibt es keinen Ausweg aus dem unendlichen Kreuz, das die Menschheit trägt und das mit und in seinem eigenen Kreuz Jesus aufgelastet ist, wie die Mystiker es sahen?

Macht der Kreuzweg Jesu / der Menschheit einen Sinn?

Kann Jesu Kreuz uns Hoffnung machen, wie die Liturgie singt?

- *„Diese erste grundlegende Verwandlung [im Tod Jesu am Kreuz hinein in die Auferstehung] von Gewalt in Liebe, von Tod in Leben*
- *zieht dann die weiteren Verwandlungen nach sich. Brot und Wein werden sein Leib und sein Blut.*
- *Aber an dieser Stelle darf die Verwandlung nicht Halt machen, hier muss sie erst vollends beginnen. Leib und Blut Jesu Christi werden uns gegeben, damit wir verwandelt werden. Wir selber sollen Leib Christi werden, blutsverwandt mit ihm. Wir essen alle das eine Brot. Das aber heißt: Wir werden untereinander eins gemacht. Anbetung*

wird, so sagten wir, Vereinigung. Gott ist nicht mehr bloß uns gegenüber der ganz Andere. Er ist in uns selbst und wir in ihm.

- *Seine Dynamik durchdringt uns und will von uns auf die anderen und auf die Welt im Ganzen übergreifen, dass seine Liebe wirklich das beherrschende Maß der Welt werde."*

  (Benedikt XVI.: Weltjugendtag in Köln 2005)

2016 Karsamstag: eine heutige Auferstehungsgeschichte

Narges ist 13, geboren in Afghanistan.

Ihren Vater hat sie verloren.

Mit der Mutter flüchtet sie in den Nordiran.

Von dort in die Türkei.

Mit ihrem Bruder.

In der Türkei verliert sie ihre Mutter, sie weiß bis heute nicht, wo sie ist, ob sie lebt oder nicht.

Sie kommt als unbegleitete Jugendliche nach Österreich.

Das Don-Bosco-Mädchenheim in Stams nimmt sie auf.

Sie baut aus Spaghetti in fünfmonatiger Arbeit einen Eifelturm. Das ist ihre Botschaft, die Sie mit ihrem Turm verbindet:

„Die Terrortragödie von Paris ist kein Werk des Islam.

Narges leidet darunter, dass im Namen des Islam so viele Gewaltverbrechen passieren.

Aber diese Verbrecher sind nicht der Islam.

Narges hat in ihren Eifelturm aus Spaghetti-Nudeln viel Mühe, Geduld, Ausdauer und Zeit investiert.

Narges hat damit ein sehr starkes Zeichen gesetzt.

Narges hofft und bittet, dass viele Menschen dieses Zeichen und die damit verbundene Botschaft verstehen.“

Als sie erzählt, dass sie jetzt in Stams erstmals zur Schule geht. bricht sie in Tränen aus.

Die Betreuerin aus dem Don-Bosco-Mädchenheim legt ihr den Arm um die Schulter.

Ich frage sie, was sie werden will: nach Amerika zur NASA will sie.

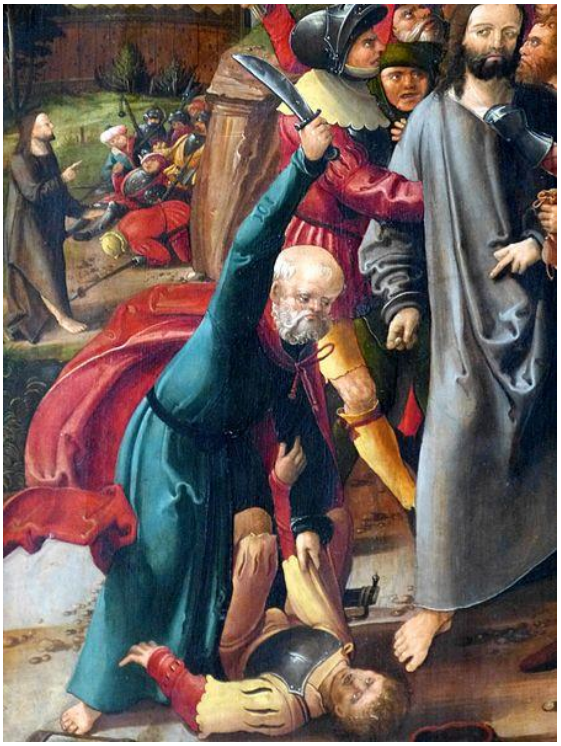
Ist da nicht eine kleine Auferstehung für dieses Mädchen passiert?

Mitten im Leben?

Mitten in unserem Land?

2017 Petrus: Dreinhauen oder erdulden?

Gründonnerstag 2017.



Schwabach - Stadtkirche. Hochaltar: Judaskuss (1506-08) aus der Werkstatt von Michael Wolgemut - Detail: Petrus schlägt Malchus das Ohr ab.

Unterschiedlicher könnten die Protagonisten auf dem Bild aus der Stadtkirche im Bayerisch Schwabach nicht. Grimmig lässt der Maler Michael Wolgemut, der das Gemälde im Jahr 1507 schuf, Petrus das Schwert erheben. Er schlägt auf den Soldaten Malchus ein, der auf dem Boden liegt. Und schlägt ihm, wie die Evangelisten berichten, das Ohr ab.

Daneben steht Jesus. Judas küsst ihn gerade (weshalb das Gemälde den Titel Judaskuss trägt). Sein Blick ist aber auf Petrus gerichtet. Er missbilligt sein Handeln. Gewalt verträgt sich nicht mit seiner Botschaft. „Selig, die keine Gewalt anwenden; / denn sie werden das Land erben." (Mt 5,5).

Es ist ein unglaublicher Kontrast. Petrus setzt auf Gewalt, Jesus auf Gewaltlosigkeit. Petrus richtet hin, Jesus richtet auf. Petrus schlägt Wunden, Jesus heilt Wunden.

Jesu Wort an Petrus ist klar. „Steck dein Schwert in die Scheide; denn alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen." (Mt 26,52)

Die Christenheit hat sich leider an diese Weisung Jesus (wie auch an viele andere) selbst nicht gehalten. Sie ist ein Bündnis mit der Macht eingegangen. Das Christentum wurde mit dem Schwert verbreitet. Nach dem Ringen um die Kirchenreform vor fünfhundert Jahren zwischen Papst und Luther kam es zu einem grausamen Krieg zwischen den zwei neuen Konfessionen der westlichen Christenheit. Im Namen Gottes wurden weite Landstriche „konfessionell gesäubert". Bis zu 70% der Angehörigen der anderen Konfession wurden umgebracht. Das Christentum hatte Krieg gegen das Christentum geführt. Das hat Gott nicht in Kredit, sondern in Misskredit gebracht. Die heutige missliche Lage des Christentums in Europa ist das tragische Resultat. Den Kirchen wurden für ihren Wahrheitsstreit die Waffen aus den blutigen Händen genommen. Die Menschen hofften, dass es ohne Kirchen und Religionen Frieden gebe. Dazu wurde der Staat von der Religion befreit. Auch die Menschen sollten Gott loswerden: gottlos also.

Hätten sich nur die Kirchen an Jesu Wort gehalten und das Schwert in die Scheide gesteckt. Viele, die zum Schwert gegriffen haben, sind inzwischen umgekommen.

Lutheraner und Katholiken haben in einem gemeinsamen Gottesdienst im schwedischen Lund am 31.10.2016 sich dafür entschuldigt. Kardinal Koch betete im Namen der katholischen Kirche in Anwesenheit von Papst Franziskus: „Lutheraner und Katholiken haben sich oft auf das konzentriert, was sie voneinander trennt, anstatt auf das zu schauen, was sie eint. Sie haben akzeptiert, dass das Evangelium mit den politischen und ökonomischen Interessen der Machthaber verwoben wurde. Ihr Versagen führte zum Tod von Hunderttausenden von Menschen. Wir bedauern zutiefst die bösen Dinge, die Katholiken und Lutheraner einander angetan haben."

2016 hatte der in Deutschland geborene Muslim Navid Kermani den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten. In seiner Dankesrede sagte er: Heute führt der Islam Krieg gegen den Islam. Wiederum verbinden Menschen, die sich auf Allah berufen, diesen mit Gewalt. Sie greifen zum Schwert und töten im Namen ihres Gottes. Nicht wenige, vor allem die Mystiker in der islamischen Weltgemeinschaft erheben Einspruch dagegen, werden aber nicht gehört. Beten wir, um der vielen gemordeten Menschen willen, darunter Christen und Muslime gleichermaßen, dass die Verantwortlichen im Islam das Wort Jesu hören. Gottes Geist möge die verblendeten Herzen erleuchten, die immer noch Wunden schlagen, statt Wunden heilen. Man möchte allen, die heute Krieg führen, zurufen: Stecke Dein Schwert in die Scheide!"

2017 Judas: Dürfen wir auch für ihn hoffen?

Karfreitag 2017.

Vezeley, Saint-Marie-Madeleine.

Er hat ein grausiges Ende genommen. Sein Name ist der Inbegriff des Verräters: „Du bist ein Judas“. Sein Kuss hatte Jesus tief berührt, obgleich er ihn vorhersah und klagend hinnahm: „Judas, mit einem Kuss verrätst du den Menschensohn?“ (Lk 22,48) Judaskuss sagen, wenn ausgerechnet einer unserer Freunde uns verrät. Bei einem Besuch bei Kardinal Meissner sagte er mir: Da war ein Prälat, der bei mir aus und einging. Und dann musste ich erfahren, dass er bei mir hinaus- und ein paar Häuser weiter bei der Stasi hineinging. Sein engster Mitarbeiter hatte ihn verraten. Er war ein Judas.

Die Evangelien sind mit ihm auch nicht gut umgegangen. Er stand dafür, dass er mit jenen kollaboriert hatte, die Jesus ans Kreuz gebracht haben. Sein Verrat wird Sinnbild des Verrates durch das eigene Volk und seine Führung. Judas erhängte sich, nachdem er die dreißig Silberlinge in den Tempel geworfen hatte.

Im Kapitel in der Kirche Saint Marie-Madeleine im französischen Vezeley hängt er am Strick. Sein Mund ist offen, Die Zunge hängt heraus. Der Blick der toten Augen geht ins Leere. Judas ist für viele ein prominentes Opfer der Hölle. Er dient der Abschreckung. Viele werden wie er dort landen, hat man uns als Kinder gepredigt, um uns vor dem Bösen abzuhalten. Dazu wurde Jesus zitiert: „Der Menschensohn muss zwar den Weg gehen, der ihm bestimmt ist. Aber weh dem Menschen, durch den er verraten wird.“ (Lk 22,22)

Das Kapitel in der Kirche von der heiligen Maria aus Magdala in Vezeley zeigt aber Judas ein zweites Mal. Es stellt dar, dass Jesus nach der Auferstehung zum erhängten Judas kommt. Er nimmt ihn vom Strick ab und trägt ihn auf seinen Schultern. Was für eine unglaubliche Wende geschieht. Und welche abgrundtiefe Hoffnung kommt hier zum Vorschein. Die Botschaft ist unüberhörbar. Auch Judas landet am Ende nicht in der Hölle. Denn der Tod Jesu rettet auch ihn.

Am 13. Mai 2017 wird Papst Franziskus in Fatima einen Gottesdienst feiern. Vor hundert Jahren ist dort Maria drei einfachen Kindern erschienen. Ich habe als Kind das sogenannte Fatimagebet gelernt, das in den Rosenkranz eingefügt wurde: „O mein Jesus, verzeih uns unsere Sünden, bewahre uns vor dem Feuer der Hölle und führe alle Seelen in den Himmel, besonders jene, die am meisten Deiner Barmherzigkeit bedürfen.“ Die Kinder hatten, so wird erzählt, im ersten Geheimnis einen Blick in die Hölle gemacht. Es ist, als

hätten sie die linke Hälfte des Kapitels erblickt und die Deutung, die ihnen Katecheten als Kinder vorgetragen haben. Aber auch in Fatima ist das Ziel nicht zu erklären, dass viele in der Hölle sein werden. Die Botschaften von Fatima richten den Blick vielmehr auf die rechte Hälfte. So kann ich dann heute besser denn als Kind verstehen, dass der Auferstandene alle in seinen Himmel führen wird. Sogar den Judas, den sichersten Höllenkandidaten. Also auch mich. Weil er auch mich dorthin als der Auferstandene auf seinen Schultern tragen wird.

2017 Dismas: ein unbekanntes Vorbild

Karsamstag 2017.

Der rechte Schächer. Konrad von Soest, 1404, Wildungen.

Apokryphe Schriften nennt man jene, die über die Geschehnisse um Jesus von Nazareth berichten, aber nicht in das amtliche Verzeichnis der Bibel Eingang gefunden haben. In solchen Schriften wird über Dismas erzählt. Sie schildern ihn als berufsmäßigen Räuber. Er soll schon früh Jesus begegnet sein. Als der König Herodes dem neugeborenen Kind nach dem Leben trachtete, flohen die Eltern mit ihm nach Ägypten (Mt 2,13-15). Dabei soll er diesen den Weg gezeigt haben. Sogar übernachten ließ er sie in seinem Haus. Er war also so etwas wie ein Fluchthelfer und hat dazu beigetragen, dass die Erlösung der Welt nicht durch den kindermordenden Machthaber Herodes abrupt beendet wurde.

Es ist berührend, wie diese gute Tat des verbrecherischen Räubers der Legende nach belohnt wurde. Er blieb zwar weiterhin ein Leben lang Räuber, wurde aber nach fast dreißig Jahren erfolgreichen Ausraubens, aber auch Mordens, gefasst und zum Tod am Kreuz verurteilt. Es wurde ihm aber durch göttliche Fügung das Geschenk gemacht, dass er mit Jesus gekreuzigt wurde. Ort: Jerusalem. Um 30 herum.

Dass es ein Geschenk war, kann man dem kurzen Wortwechsel zwischen dem sterbenden Jesus und den beiden Schächern erkennen.

Das Münchner Neue Testament übersetzt – ganz getreu dem griechischen Urtext – diese Szene so:

Einer aber der gehenkten Übeltäter lästerte ihn, sagend: Bist du nicht der Christos? Rette dich selbst und uns! Antwortend aber sagte der andere, in anfahrend: Und nicht fürchtest du Gott, weil in demselben Gericht du bist? Und wir zwar gerechterweise, denn Würdiges (für das), was wir taten, empfangen wir zurück; dieser aber tat nichts Unstatthaftes. Und er sagte: Jesus, gedenke meiner, wenn du kommst in dein Königtum. Und er sprach zu ihm: Amen ich sage dir: Heute wirst du mit mir sein im Paradies. (Lk 23, 39-42)

Oder in den Worten der uns vertrauten Übersetzung: „Denk an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ Jetzt sagt ihm Jesus das ungemein tröstliche Wort: „Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ (Lk 22,36-43)

***

Dismas ist in manchen Regionen der Christenheit zu einem hochverehrten Heiligen geworden. Am 26. März wird im Erzbistum Przemyśl jährlich seiner

feierlich gedacht. Seine Gebeine wurden in die Thomas-Kirche nach Mailand übertragen und ruhen dort. Er ist der Patron von Gallipoli in Apulien. Er wird als Patron der Fuhrleute und der zum Tode Verurteilten verehrt. Verständlich, steht er doch für einen guten Tod.

Auch dafür gibt es eine berührende Legende. Im wiederum apokryphen Evangelium des Gamaliel (dieser hatte den Europaapostel Paulus unterrichtet) wird erzählt, Joseph habe zusammen mit Nikodemus den mit Jesus gekreuzigten Dismas nach Ostern in Christi Grabtuch eingehüllt, worauf auch dieser zu neuem Leben auferstanden sei.

Kann uns Dismas nicht ein gutes Vorbild sein? Zwar sind wir keine gewalttätigen Räuber. Aber wir alle bleiben Gott und einander viel schuldig. Könnten nicht auch wir hin und wieder zum Gekreuzigten sagen: „Denk an mich…“ Und nicht zuletzt: Könnten nicht auch wir uns gläubig in Christi Grabtuch symbolisch einhüllen? Der Mystiker Paulus hatte in diese symbolische Richtung gefühlt, wenn er an die Gemeinde in Galatien schreibt: „Ihr die ihr auf Christus seid getauft habt Christus angezogen.“ (Ostkirchliche Liturgie nach Gal 3,27). Wenn wir in unserem Inneren uns mit Dismas in das Leichentuch des Auferstandenen einhüllen, dann kann seine Auferstehung auch zu unserer werden.

Pfingsten

1995 Predigt zum Weizer Pfingsttreffen

Wir brechen auf!

In den letzten Wochen haben viele in diesem Land gemeint, die katholische Kirche sei am Untergehen. Doch siehe da: ein Aufbruch hat begonnen. Gleichzeitig haben Menschen an verschiedenen Orten in der Kirche angefangen, die vermeintlich schädlich-destruktive Energie umzuformen in kreative Energie. Und wir hier in Weiz sind ein Motor dieses Aufbruchs. WIR BRECHEN AUF!

Vision zum Überleben

In Weiz gibt es dieses Grundgefühl des Aufbruchs schon seit Jahren. Das ist auch gut so, gerade für die jungen Leute unter uns. Es ist wie Brot für unsere hungrige Seele. *Keiner kann ja auf die Dauer vom Gefühl des Untergangs leben.* Ich verstehe gut, wenn heute ein Familienvater, der sich für eine große Familie verantwortlich weiß, aber in einem Land lebt, in dem es auch für morgen keine Hoffnung gibt, überlegt, ob er nicht anderswohin gehen soll.

Dasselbe gilt für die Kirche: *Die Hoffnung auf ein besseres Morgen lässt uns atmen.* Wir brauchen das Gefühl, dass es um unsere Kirche morgen besser bestellt ist als heute. Ich möchte beispielsweise heute die Kirche so sehen, dass es auch Platz gibt für Frauen in entscheidenden Positionen: also dort, wo die nachhaltigen Entscheidungen für die kirchliche Gemeinschaft getroffen werden. Heute die Kirche mit guter Hoffnung, oder sollten wir sagen, in guter Hoffnung wie eine Schwangere zu sehen, das heißt eine Vision zu haben. Denn sehen heißt im lateinischen videre. Davon leitet sich das Wort Vision ab. Vision ist aber nichts Anderes als eine heute im Inneren geschaffene Zukunft. So möchte ich die Kirche morgen haben: also werde ich alles Erdenkliche tun, damit sie morgen so aussieht, wie ich sie heute in Bildern in meinem Inneren "sehe" und womit ich schon heute andere anstecken kann. Wer eine Vision hat, ist ein Mensch in guter Hoffnung. *Sie, er geht mit der Kirchenzukunft gleichsam schwanger.* Und dieses Morgen beginnt heute, weil die hoffnungsschwangeren Menschen sie heute schon lebendig in sich tragen.

Vision statt Resignation

Visionslose Menschen hingegen resignieren. Sie wissen nicht, wo sie hinwollen, wofür sie ihre Phantasie, ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Geld einsetzen sollen. Dabei sind sie dauernd aktiv, stets überarbeitet, weil sie auch nicht unterscheiden können, was jetzt wichtig ist auf dem Weg in die Zukunft und was man auch sein lassen kann, weil es nicht so wichtig ist.

Menschen mit Visionen hingegen sind auch gefährliche Menschen, weil sie aus einer tiefen Liebe heraus die Kraft zu förderlicher Kritik aufbringen. *Sie treten auf, nicht aus.* Mir selbst ist seit Jahren der Satz wichtig: Ich gestatte es niemandem, mir meine Lust an der Kirche kaputt zu machen. Mir ist auch klar: Wo es eine für viele gemeinsam bewohnbare Vision gibt, hat der Aufbruch schon begonnen.

Weizer Vision

So finde ich es ganz toll, dass auf diesem Weizer Pfingsttreffen die Vision "WIR BRECHEN AUF!" im Mittelpunkt steht, zu der wir uns gemeinsam bekennen können. Diese Vision ist freilich auf einem langen Weg gewachsen, der 1989 begonnen hat. Damals war das Pfingsttreffen in die Visionsschule des *Martin Luther King* gegangen. Die Hoffnung auf "Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung" gelangte im Anschluss an die Kirchenversammlung von Basel in den Mittelpunkt der gemeinsamen Überlegungen. Sodann wurde die Suche nach Visionen für uns heute an der Gestalt des heiligen *Franziskus* festgemacht. Der Wunsch verdichtete sich bei uns, heute die verfallende Kirche wiederaufzubauen. Wie Juwelen in einer Krone haben sich die verschiedenen Teilvisionen im heurigen Pfingsttreffen zu den zehn Punkten der Weizer Pfingstvision verdichtet, die sich bündeln im Hoffnungsruf "WIR BRECHEN AUF!"

Mystik

Ihr Inhalt ist einfach und bewegend zugleich. Wir möchten eine Kirche, die etwas zu tun hat mit der *Umwandlung der Welt und der Menschen im Kraftfeld Gottes*. Jesus war der Überzeugung, dass dort, wo solches geschieht, das Reich Gottes wächst. "WIR BRECHEN AUF!": Das bedeutet dann zu allererst, dass wir uns von Gott für die Aufbruchbewegung Jesu in Richtung Reich Gottes beanspruchen lassen.

Je mystischer, desto politischer

"WIR BRECHEN AUF!", das bedeutet dann näher hin, in Gottes Art *Aug und Ohr sein für die Armgemachten der Einen Welt:* Daher leben wir als Kirche mit und für Benachteiligte, Randgruppen, Minderheiten, im Leben zu kurz Gekommene. Und weiter: Das Unrecht gegenüber der sogenannten Dritten Welt ist uns ein Stachel im Fleisch. Die Bewahrung der Schöpfung ist uns ein brennendes Anliegen. Wir haben noch die Formel des vorjährigen Pfingsttreffens im Ohr: "je mystischer, desto politischer" werden wir sein. Frömmigkeit verdichtet sich in die Option für die Armgemachten dieser Welt.

Je mystischer, desto geschwisterlicher

Schließlich wächst dann, so sind wir überzeugt, im Kraftfeld Gottes eine neue Art von Gemeinschaft. Auch hier haben wir kräftige und mit Sicherheit revolutionäre Visionen: dass alle in der Kirche *gleiche Würde* haben. Die Rede von der gleichen Würde kann gewiss folgenlos bleiben. Aber gedeckt durch die Hoffnungsformel "WIR BRECHEN AUF!" wird diese Rede von der gleichen Würde nicht farblos bleiben; dann steckt in der Würde auch das Recht: zum Beispiel für Frauen das Recht auf Zugang zu kirchlichen Entscheidungspositionen.

"WIR BRECHEN AUF!" enthält für uns die Vision einer *offenen und dialogbereiten Kirche*. Da darf kein Thema tabuisiert werden: also auch nicht die Themen, die das Tiroler Kirchenvolks-Begehren der österreichischen Kirche auf den Tisch legt: daher muss man ohne Maulkorb reden können über Bischofsernennungen, über die freie Wahl der Lebensform für die Priester, über die Zulassung von Frauen zu Weiheämtern der Kirche, als erstem Schritt

wenigstens zum Diakonat - eine Forderung, die ja schon viele Kirchenversammlungen und Bischöfe erhoben haben.

Wir möchten auch in der Kirche *Offenheit für alle Lebensformen*, für jene, die allein leben wollen oder müssen, für die Geschiedenen, aber auch jene, die wiederheiraten, weil sie ohne ein dauerhaftes Dach über ihrer Seele nicht überleben können, nicht zuletzt natürlich auch für jene, die das Glück haben, in einer Familie zu leben. Die Würde der Kirchenmitglieder kommt aus der Taufe, und hat daher wenig zu tun mit der Frage, ob eine bestimmte Lebensform gelingt.

Nicht unwichtig ist in unserer Pfingstvision "WIR BRECHEN AUF!" eine neue *Streit- und Konfliktkultur*. Dazu gehört, dass wir voneinander lernen, einander brauchen, und zwar gerade dann, wenn wir unterschiedliche Meinungen haben. Zur Konfliktkultur gehört aber auch, dass jedes Kirchenmitglied das Recht und Pflicht hat, dann, wenn es etwas beobachtet, was der Kirche schadet, dass dies den Verantwortlichen und der Öffentlichkeit klar und mutig gesagt wird: so steht es im Canon 212 des derzeit gültigen Kirchenrechts. Wer sich um Konflikte drückt, betrügt sich und die Gemeinschaft um das Wachstum.

Schließlich möchten wir eine *Kirche mit einem erneuerten kirchlichen Amt*. Gerade in bewegten Zeiten braucht es mehr geeignete Amtsträger als in ruhigen Zeiten. Wer ein Amt in der Kirche erhält, kann dieses nur ausüben, wenn er das Vertrauen des Kirchenvolkes hat bzw. gewinnen kann. Ein Amt ohne Vertrauen im Volk ist behindert und beschädigt sich gerade heute selbst in einer für die kirchliche Gemeinschaft fahrlässigen Weise. Karl Rahner hat einmal gesagt, zum Bischof soll man ernennen, wer in seinem Leben schon einmal einen Heiden für das Evangelium gewonnen hat. Und das geht am besten, wenn er diesen Heiden in sein Haus einladen kann, wo das Evangelium gelebt wird.

Die Weizer Kirchenvision "WIR BRECHEN AUF!" wünscht sich also nachhaltig eine tiefe Erneuerung des kirchlichen Amtes. Sie wünscht das deshalb, weil die Reform der Kirche es sehr schwer hat, wenn nicht Volk und Amt zusammenwirken. Das weiß heute jeder Wirtschaftsbetrieb, der vorankommen will, dass die Leitung keine Erneuerung zusammenbringt, wenn die Belegschaft nicht mitmacht, dass aber auch umgekehrt die Belegschaft gegen die Leitung keine Reform durchsetzen kann. Nur wenn die Kräfte zusammenfließen, haben komplexe Organisationen eine Reformchance. Daher wünscht sich die Weizer Vision, dass die Bischöfe sich unserer Vision anschließen. Wir sind schon jetzt Kardinal König sehr dankbar, dass er dies für heute Abend in Aussicht gestellt hat. Aus demselben Grund wünschen wir uns aber, ja wir verlangen geradezu, dass es alsbald in Österreich einen sogenannten "synodalen Vorgang" gibt, also eine Kirchenversammlung, bei der alle anzutreffen sein müssen, denen an der Erneuerung der Kirche in Österreich gelegen ist.

Selbstverpflichtung

Ein herausragendes Erkennungsmerkmal der Weizer Pfingstvision ist, *dass wir mit der Erneuerung bei uns selbst anfangen wollen* und sie nicht allein

anderen, zum Beispiel Rom oder den Bischöfen abverlangen. Dafür steht das Wort "Selbstverpflichtung". WIR BRECHEN AUF.

Dieses Wort kann in zweifacher Hinsicht missverstanden werden. Ich verpflichte mich, an einer Kirche im Sinn unserer gemeinsamen Vision mitzubauen. *Was aber, wenn ich nicht alle Punkte voll unterstützen kann? Wenn mir manches zu schwach formuliert ist?* Es muss klar bleiben, dass ich auch dann mitziehen und unterschreiben kann, wenn ich nur dazu entschlossen bin, mit anderen diesen Reformweg der Kirche einzuschlagen, und zwar möglichst konkret und an Ort und Stelle. So werden sich in nächster Zeit hier in Weiz viele an einem *Pfarrkonzil* beteiligen. Vielleicht werden andere, die heute hier sind, ähnliche Pfarrkonzilien anderswo anregen. *Dann wird die Vision Beine bekommen und nicht nur Papier bleiben.* Wer dann diesen Weg geht, behält das Recht, Fehler zu machen, Umwege zu gehen. Niemand wird sich deshalb ausgeschlossen fühlen.

Selbstverpflichtung könnte freilich auch so mißverstanden werden: *Wir wollen nur uns selbst ändern, nicht aber die Strukturen der Kirche.* Dadurch würden wir uns aber schuldig machen, dass die kirchlichen Verhältnisse bleiben wie sie sind: Frauen hätten dann morgen auch nicht mehr zu sagen als heute; die Art, wie die Macht in der Kirche ausgeübt würde, bliebe unverändert. Keine neuen Formen der Teilhabe aller Kirchenmitglieder an den wichtigen Entscheidungen würden sich bilden.

Wir brechen auf: auch Strukturen

Das alles wäre ein Alptraum, der sich vom Weizer Kirchentraum weit unterscheidet. WIR BRECHEN AUF, das heißt nicht nur, dass wir uns selbst in Bewegung setzen. *Wir möchten auch die verkrusteten und toten Strukturen der Kirche auf-brechen.* Vor allem möchten wir, dass morgen mehr als heute die Kirche ganz und gar auf der Seite Gottes und daher auf der Seite der Menschen zu finden ist, besonders jener, die es im Leben schwer haben. Mit Veränderungen allein in unserer eigenen Person wäre zwar viel getan. Ein Stück Welt wäre morgen schon anders. Aber wir möchten, dass diese Erneuerung auch überspringt, hinein in die kirchliche Gemeinschaft, die wir selbst sind. *Wandelt sich die Kirche, dann bleibt auch in der alten Welt nicht alles beim Alten.*

Der Heilige Geist erneuert

Und um nichts anderes, als um diese Erneuerung der Welt, ja der ganzen Schöpfung geht es Gott in seinem Heiligen Geist, dessen Fest die Kirche heute begeht. Er wird das Angesicht der Erde erneuern: mit uns, ohne uns und leider manchmal auch gegen uns. *Aus dem "WIR BRECHEN AUF!" wird so unbemerkt ein "Gottes heiliger Geist bricht auf":* die verschlossenen Tore unserer Herzen ebenso wie die versteinerten Strukturen einer alt und unfruchtbar gewordenen Kirche. Das gehört für mich zum Weizer Traum: dass wir wie die ersten verschreckten Christen hinter verschlossenen Kirchentüren randvoll werden mit jenem Geist, der uns den Mut gibt zur Erneuerung von uns selbst, der Kirche und damit dem Land, in das uns Gott hineingestellt hat. Aufbruch ist also die Losung für heute und morgen. WIR BRECHEN AUF!

1996 Den Himmel offenhalten

Weiz 1996

1. Wir wollen aus einer lebendigen Beziehung zu Gott unser Leben und Zusammenleben gestalten.

Gott ist es, der seine Kirche baut (Ps 127,1). Wir möchten als Kirche ein Moment an der heilenden „Reich-Gottes-Bewegung" Jesu sein. Deshalb möchten wir uns mit all jenen zusammenschließen, die Gott in der Welt und in ihrem Leben aufspüren wollen. Kirche möchten wir erleben als Weggemeinschaft, die eine Ahnung hat von der Suche nach Gott.

„Er aber, erfüllt vom Heiligen Geist, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen." (Apg. 7,55)

Da ist einer vom Heiligen Geist erfüllt. Ein persönliches Pfingsten findet statt. Aber nicht im verschlossenen Versammlungsraum, sondern im Freien. Steine fliegen und töten. Und vom Getroffenen wird berichtet, dass er rief: „Ich sehe den Himmel offen..." Es ist Stephanus, der erste Märtyrer der jungen Kirche.

Der verschlossene Himmel

Und wir Heutigen? Öffnet uns der Heilige Geist den Himmel? Ist uns nicht vielmehr der Himmel verschlossen? Gewiss, wir tragen die Sehnsucht nach ihm in uns, unzerstörbar. Aber suchen wir nicht längst den Himmel auf Erden? Und hat sich nicht Gott selbst verborgen?

Oswiecim

Anfang dieses Monats war ich in Südpolen zu einem Gastvortrag in der päpstlichen Akademie in Krakow, der schönen von Österreichs Monarchie geprägten südpolnischen Stadt. Bevor man von Schlesien kommend nach Krakow hineinfährt, führt die Autobahn an der Stadt Oswiecim vorbei. Auschwitz. Das Herderkurzlexikon berichtet lapidar: *„Auschwitz, poln. Oswiecim, Stadt in der Wojwodschaft Krakau, 39.000 Einwohner; nationalsozialistisches Vernichtungslager (2,5 Millionen Getötete)."* Nicht wenige Theologen, christliche wie Johann Baptist Metz, oder jüdische, wie Eli Wiesel, sagen, man könne ohne Auschwitz nicht mehr glaubwürdig von Gott reden. Und andere Theologen aus Osteuropa, die 40 Jahre lang in kommunistischer Unterdrückung leben mussten, reden von einer Theologie des GULAG.

Kein „Gottesgeschwätz"

Aber auch junge Menschen haben ein starkes Gespür dafür, dass ein leichtfertiges Reden von Gott nicht mehr geht. 1984-1986 fand in Rottenburg-Stuttgart eine Diözesansynode statt. Sie befasste sich auch mit der Jugend. Zur Vorbereitung dieses Themas bat der damalige Bischof von Rottenburg, Dr.Georg Moser, junge Menschen, ihm zu schreiben, wie es ihnen mit Kirche und Glauben ergehe. In einem Brief ist zu lesen:

„Ich bin 17 Jahre alt und arbeite als Näherin. Zu dem Thema Kirche und Gott kann ich nicht viel sagen. Ich glaube nicht (unbedingt) daran. Zur Kirche gehe ich auch nur, wenn eine Hochzeit ist oder eine Taufe. Warum soll ich jeden

Sontag zur Kirche gehen, das bringt mir nichts. Das Geschwätz ist doch zum einschlafen. Wer kann mir denn beweisen, dass das stimmt, was der Pfarrer redet. Gibt es Gott überhaupt?! Manchmal, wenn ich traurig bin, wenn ich Sorgen habe, denk ich mir auch, lieber Gott, bitte hilf mir. Hat mir dieser Gott geholfen, als ich vor zwei Jahren zu Haus auszog, hat er mir geholfen, dass ich meinen Vater vom Alkohol wegbringe? Nein, niemand hat mir geholfen. Da bringt mich der Glaube an den lieben Gott auch nicht weiter. Ich glaube zwar an das Leben nach dem Tode, aber eines glaub ich auch, dass Gott und die Kirche mit dem Weiterleben nichts zu tun haben. Für mich ist das eine andere Dimension, eine andere Welt. Meinen Eltern war es egal, ob ich in die Kirche gegangen bin oder nicht, manchmal aber habe ich Angst. Wirkliche Angst. So wie ich über Gott denke, frag ich mich manchmal, ob das nicht schlimm ist. Ich glaube an Jesus, ja, es ist bewiesen, dass es ihn gegeben hat, wird er mir vielleicht mal verzeihen? Ich habe Angst vor dem Ungewissen. Was kommt in der Zukunft, was war in der Vergangenheit? Wird irgendwann die Erde untergehen oder ins Nichts zurückkehren? Glaube, Glaube, das ist bei mir, dass ich einem lieben Menschen vertrauen kann. Meinem Freund vertrauen kann, der mir hilft bei all meinen Sorgen. Aber kann mir Gott helfen? Hat er mich mir so einer Mutter gestraft, die mich hasst und nichts für mich übrighat?" (Mit der Jugend Gott suchen, 148).

Aachener Bistumstag: Gottferne

Wenn wir uns auf die Suche nach Gott machen, so werden wir es uns nicht leichtmachen können: vor allem nicht nach Auschwitz, nach dem GULAG, nach den Gräueln auf dem Balkan, angesichts also all der großen Leidensgeschichten, die sich im Hass der Mutter auf ihre 17jährige Tochter widerspiegelt. Kein „Gottesgeschwätz" darf geschehen. Wir leben, so jüngst der Aachener Bistumstag, in einer Zeit der Gottferne. Und auch der Papst sprach bei seinem letzten Besuch in Wien von einem verdunkelten Himmel.

Leben unter dem verschlossenen Himmel

Wie aber schaut unser Leben auf Erden aus, wenn uns der Himmel verschlossen ist? Zunächst einmal: Wir können gar nicht anders, als ihn zu suchen. Wir sind alle für den Himmel geschaffen, und nicht allein für die Erde. Deshalb, so sagte einmal am Ende seines Lebens der große deutsche Schriftsteller Heinrich Böll, fühlen wir uns immer ein wenig fremd auf dieser Erde. Sie ist für das, wovon wir träumen, immer eine Nummer zu klein. Deshalb bleiben auch die Rechnungen immer offen, sind wir nach mehr aus, als stattfindet. Wir laufen dauernd mit einem Überschuss an Träumen herum.

Das ist, so die alte spirituelle Weisheit, Gottes charmante Art, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zu halten. Aber können wir diese Erinnerung heute noch deuten?

Ich habe für uns da keine sichere Antwort. Nur kann ich sagen, was mit unserem Leben geschieht, wenn wir unsere maßlose Sehnsucht nicht mehr als Himmelssehnsucht verstehen und pflegen. Wir werden dann nämlich gar nicht anders können, als den Himmel auf Erden zu suchen. Und da haben wir nicht viele Möglichkeiten: nämlich die Arbeit, die Liebe und das Amüsement.

Wer in diesen Vorgängen des Lebens den Himmel sucht, spürt bald die Folgen. Da wird zunächst das Leben schnell. Wir wollen dann alles, und zwar subito. Und das Leben wird hastig. Es wird auch erbarmungslos. Und unsolidarisch, wegen der Angst, wir könnten in einem knappen Leben zu kurz kommen. Das Leben ist dann die letzte Gelegenheit. Teilen hat keine Chance mehr. Und schließlich laufen wir in unserem biographischen Powerplay so heiß, dass es - bildlich gesprochen - einen Kolbenreiber gibt. Überforderung stellt sich ein. Wir arbeiten uns noch alle zu Tode, wir amüsieren uns zu Tode, und auch die Liebe stirbt an Überanstrengung.

Der Preis für die Suche nach dem Himmel auf Erden erweist sich als tragisch und vergeblich. Und immer mehr merken es, und suchen nach den Ursachen. Und immer mehr werden fündig. Sie ahnen, dass es gut wäre für das Leben auf Erden, wäre der Himmel wieder offen.

Spuren des Himmels auf Erde

Gemeint ist damit aber keinesfalls allein der Himmel nach dem Tod, sondern der Himmel über uns, ja unter und zwischen uns. Und in der Tat, es gibt ja längst Spuren des Himmels in unserem Leben, wenn wir nur die Augen aufmachen und unser Leben richtig lesen. Es ist das verlässliche Gefühl, dass wir Geborgenheit erleben, die wir uns nicht selbst schaffen, ein Vertrauen haben können, für das wir keinen ausreichenden Grund haben.

Schutzengel

Lasst mich eine kleine Begebenheit erzählen, die ich auf meiner Heimreise von Krakow am Anfang dieses Monats erlebt habe und die mir noch immer tief in der Seele steckt. Ich war mit dem Auto unterwegs. Ein polnischer Priester, der in Wien seine Doktorarbeit schreibt, war als Übersetzer mitgefahren. Ich sage ihm in Krakow: Am Vormittag fahr ich selbst, schlafen Sie sich einstweilen aus. Denn am Nachmittag von Brno nach Bratislava müssen Sie ans Steuer. Gesagt, getan. Wir wechseln uns nach Brno auf der Autobahn ab. Ich schlafe. Werde wach. Vor uns eine ganz langsam fahrende Kolonne. Und mein Fahrer mit 150 km/h unterwegs. Rast auf die langsame Kolonne zu. Und schläft. Bis heute weiß ich nicht, wie und warum ich wach geworden bin. aber meine alten Glaubensbilder fielen mir ein, von einem Schutzmantelgott. Und seinen Schutzengeln. Von einem tiefen Gefühl, geborgen zu sein.

Psalm der Gottessehnsucht

Ich gestehe auch gern, dass mein Lieblingspsalm der Psalm 63 ist.

„Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir. Nach dir schmachtet mein Leib wie dürres, lechzendes Land ohne Wasser.
Darum halte ich Ausschau nach dir im Heiligtum, um deine Macht und Herrlichkeit zu sehen.
Denn deine Huld ist besser als das Leben; darum preisen dich meine Lippen.
Ich will dich rühmen mein Leben lang, in deinem Namen die Hände erheben.
Wie an Fett und Mark wird satt meine Seele, mit jubelnden Lippen soll mein Mund dich preisen.
Ich denke an dich auf nächtlichem Lager und sinne über dich nach, wenn ich wache.

Ja, du wurdest meine Hilfe; jubeln kann ich im Schatten deiner Flügel.
Meine Seele hängt an dir, deine rechte Hand hält mich fest." (Ps 63,2-9)

Spuren Gottes

Und jetzt mag jede und jeder in das eigene Leben hineinschauen. Und kaum jemand wird nicht fündig werden. Sind nicht auch da Spuren Gottes zu entdecken? In der Liebe zu einem Menschen? In der Begegnung mit einem Armen? Wo uns selbstlose Liebe geschenkt ist? Wo wir einem der Geringsten Gutes getan haben (Mt 25)?

Tragen wir nicht eine „kleine heilige Schrift" in uns, die Gott mit uns verfasst, die Geschichte seine Liebe mit uns? Erweist er sich nicht auch uns als der „unbeirrbar treue Gott" (Dtn 32,4)?

Wenigstens eine Ahnung haben wir davon, Spuren lassen sich entdecken. Oft nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Eine gottsuchende Gemeinschaft

Das aber wäre dann unsere Stärke als Kirche. Da sind wir eine Gemeinschaft, in der sich solche spurenhaften Erfahrungen vom Anfang des Volkes Israel an bis auf den heutigen Tag sammeln. Wir schließen uns *„besonders mit all jenen zusammen, die Gott in der Welt und in ihrem Leben aufspüren wollen. Kirche möchten wir erleben als Weggemeinschaft, die eine Ahnung hat von der Suche nach Gott":* so der erste Punkt unserer Weizer Pfingstvision.

Kehren wir an den Anfang zurück. „Er aber, erfüllt vom Heiligen Geist, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen." (Apg. 7,55) Möge aus der Kraft des Heiligen Geistes auch uns der „offene Himmel" geschenkt werden, eine Ahnung von der bergenden Nähe Gottes.

1996 Keine Angst. Es brennt.

Weizer Pfingsttreffen am 26.Mai 1996

KEINE ANGST. ES BRENNT. Das ist das Motto der Weizer Pfingstvision für den heutigen Gottesdienst in der Wallfahrtskirche Weiz. Schwestern und Brüder: Das geht nicht zusammen. Denn weil es brennt, haben wir Angst. Zumindest auf den ersten Blick.

Wir sind weltweit in eine prekäre Lage geschlittert. Die globalen Finanzmärkte sind erschüttert, die Wirtschaftsleistung schrumpft, Arbeitsplätze sind bedroht. Im Hintergrund lauert die ökologische Krise. Der Befund ist ernüchternd. Die Jagd nach den Schuldigen hat schon begonnen: ein entfesselter, neoliberaler Kapitalismus, die Manager mit ihren unglaublichen Gehältern, die Reichen. Diese machen wir zu unseren Sündenböcken. Ihre Hinrichtung ist medial im Gang. Und schon hoffen wir, dass danach alles wieder weitergehen wird wie zuvor. Kurzum: Wir haben die Schuldigen und opfern diese. Uns selber aber halten wir für unschuldig.

Das Evangelium eröffnet uns einen anderen Blick. Es entlarvt unser Spiel. Es fordert uns auf, dieses zu beenden.

Das wäre die rettende Einsicht: „Wir alle sind mit Schuld an der Krise."

Der zeitgenössische Philosoph Rene Girard hilft uns beim Aufdecken. In jedem menschlichen Herzen, so lehrt er, steckt ein ausuferndes Begehren. Wir sehen es bei anderen und ahmen es nach. Es erfasst immer mehr Menschen, wird eine gemeinsame zerstörerische Kultur. Es ist so gefährlich, dass das 10. Gebot es aufgreift und uns aus Liebe zum Leben warnt, uns davon nicht versklaven zu lassen.

Dieses Begehren richtet sich auf Menschen und Güter. Es wird in unseren modernen Kulturen nicht gezähmt, sondern geschürt. Die Wirtschaft lebt davon, dass dieses Begehren nach Gütern möglichst hemmungslos ausgeübt wird. Längst sind wir Gefangene dieser Logik: Selbst in Zeiten der Krise fordern selbst Arbeiterführer eine Stärkung des Konsums, damit unser Kaufrausch nicht nachlässt. Ohne zu merken stecken wir in einem Teufelskreis. Lassen wir unserem Begehren nach Gütern nicht freien Lauf, stagniert die Wirtschaft, gefährden wir unsere Arbeitsplätze, geraten immer mehr Menschen und mit ihnen Familien und Kinder in das neue Prekariat.

Schuld an der Krise sind einzelnen Verantwortliche, darunter Manager, Politiker, Finanzleute. Aber nicht nur diese. Mitschuld sind wir selbst, die wahre Ursache der Krise steckt in uns allen. Ohne unser eigenes Begehren wären all jene machtlos, die es dann in der Konsumwirtschaft ausnützen. Wären wir alle von unserem Begehren frei oder hätte dieses eine andere Ausrichtung, wären wir arm wie der heilige Franz, hätte eine Wirtschaft wie unsere keine Chance. Vor unseren Augen würde jenes System in sich zusammenfallen, das wir durch unser dunkles Begehren stützen.

Ein Ausweg

Ist einmal unsere Beteiligung an der Krise der Welt erkannt, sind wir auch eher fähig, andere Wege einzuschlagen. Die Alternative zum ichverängstigten Begehren heißt liebende Solidarität. Sie ist – wie die Liebe grundsätzlich –

eine Frucht des Wirkens jenes Gottesgeistes, der das Antlitz der Erde erneuert und uns anstelle des vom Begehren versklavten alten Herzens ein neues liebesfähiges Herz schenkt.

Diese rettende aus Liebe geborene Solidarität hat zwei Gesichter.

Das eine Gesicht: Einsatzbereite Solidarität befähigt uns zur Linderung der akuten Not. Diese Art der Solidarität hilft uns, die in der jetzigen Krise zu Opfern gewordenen Menschen zu stützen. In den kommenden Monaten wird es davon immer mehr geben: jene, die durch Kurzarbeit, durch den Verlust der Arbeitsplätze, aber auch durch die Entwertung ihrer Rentenversicherung oder ihres riskant eingesetzten Ersparten unter die Räder kommen, brauchen eine solche einsatzbereite Notsolidarität.

Eine solche Solidarität in Zeiten der andrängenden Not hat deutlich erkennbare Züge und fordert unsere besten Sinne.

- Es ist eine *Solidarität der offenen Augen*. Wir schauen dann von der Not nicht mehr weg, sondern haben den Mut und die Courage, hinzuschauen. Wir kennen dann das Leid der Familien, die schon bisher nur mit zwei Einkommen auskommen konnten und die jetzt, mit nur einem Einkommen ins Schleudern geraten. Wir hören die Klage jener geschiedenen Väter und in ihrem Umkreis die alleinerziehenden Mütter, die ihren Unterhaltszahlungen nur noch unter höchster Anstrengung nachkommen können.
- Wir begnügen uns aber nicht nur mit dem Hinschauen. Wenn wir schon helfen, möchten wir nachhaltig helfen. Wir üben unsere *Solidarität mit wachem Verstand*. Wir helfen so, dass wir morgen womöglich nicht noch einmal helfen müssen. Denn es demütigt Menschen, wenn sie immer wieder auf die Hilfe anderer angewiesen sind.
- Unsere Notsolidarität sprießt aus einem *mitfühlenden Herzen*. Sie wird aus einer Bereitschaft zum Mitleiden gespeist, das den Schmerz und die Angst der Armen mitfühlen kann.
- Nicht zuletzt haben Menschen mit einer solchen einsatzbereiten Solidarität *engagierte Hände*. Jeder von uns, dem es nicht ganz schlecht geht, solidarisiert sich mit einem anderen, dem es schlechter geht. Das kann in den Familien anfangen, greift aber auf Netzwerke über. Weiz hat eine Solidarregion errichtet, in der alle solidarisch Fühlenden über alle Lagergrenzen hinweg zusammenwirken. Es ist Zeit für einen Frühling der Solidarität in unserem Land. Es wäre ein Aufbruch in erlebte und erlittene Menschlichkeit pfingstlicher Art. Eine Kultur der Liebe, die sich in der Solidarität konkretisiert, könnte im Land wachsen. Genau darin besteht das innere Ziel jenes Weges der Hoffnung, den die Weizer Pfingstvision soeben ausgerufen hat.

So wichtig es in der nächsten Zeit sein wird, den Opfern der Krise zur Seite zu stehen: Wir brauchen zudem in hohem Maß eine Solidarität einer anderen Art. Sie hilft nicht Opfern, sondern tut alles Erdenkliche, dass es immer weniger davon gibt. Eine solche Solidarität ist nicht eine helfende, sondern eine politische. Opfer werden nicht versorgt, sondern verhindert. Das ist ein längerfristiges Programm. Zu ordnen sind - durch eine mutige Politik – die Finanzmärkte. Es braucht eine Bindung des erwirtschafteten Reichtums an die

Bedürfnisse aller Menschen. Es kann nicht sein, dass die Sozialstaaten in Krise kommen, weil sich immer mehr Reichtum – international vagabundierend – seiner nationalen Verpflichtung entzieht.

Solch eine am Menschen orientierte Politik wird es umso eher geben, wenn sich auch Christinnen und Christen in die Politik einmischen. Die Kirchen im Land werden es gewiss als ihre vordringliche Aufgabe ansehen, Menschen in das Geheimnis Gottes einzuführen. Wer aber von Gott erfasst ist, den treibt es mit Gott in dessen Welt hinein, und dies in hochkompetenter Weise. Gerade gläubige Menschen werden daher morgen wieder mehr als derzeit in die Politik gehen, in die Wirtschaft, in die Gewerkschaften, in die Medien, in die Bildung. Dazu werden sie jene Fächer studieren, die dazu befähigen: Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Finanzwissenschaft usw. Es kann und darf nicht sein, dass aus den Kirchen keine Personen mehr hervorgehen, welche aus dem Geist des Evangeliums das Land, Europa, die Weltgemeinschaft gestalten. Die Theologie kennt dafür eine einfache Formel: Wer mystisch ist, wird unweigerlich auch politisch, oder wie es in Weiz heißt: solidarisch. Wer in Gott eintaucht, taucht mit Gott neben den Armen auf.

KEINE ANGST. ES BRENNT. Dieser auf den ersten Blick widersprüchliche Satz bekommt auf den zweiten Blick einen völlig neuen Hoffnungssinn. Wenn nämlich unser Herz nicht mehr vom selbstverängstigten Begehren versklavt, sondern von liebender Solidarität entflammt wird, dann haben wir selbst inmitten der beklemmenden Weltkrise keinen Grund zu Angst. Wir haben dann den Weg der Hoffnung betreten.

2002 Wege zum Frieden

Pfingstpredigt in Weiz am 19. 5. 2002 zu Evangelium aus Johannes 15

Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.
Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Winzer.
Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, schneidet er ab, und jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie mehr Frucht bringt.
Ihr seid schon rein durch das Wort, das ich zu euch gesagt habe.
Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch. Wie die Rebe aus sich keine Frucht bringen kann, sondern nur, wenn sie am Weinstock bleibt, so könnt auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibt.
Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen.
Wer nicht in mir bleibt, wird wie die Rebe weggeworfen, und er verdorrt. Man sammelt die Reben, wirft sie ins Feuer, und sie verbrennen.
Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten.
Mein Vater wird dadurch verherrlicht, dass ihr reiche Frucht bringt und meine Jünger werdet.
Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe!
Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe.
Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird.
Das ist mein Gebot: Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe.
Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.
Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage.
Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.
Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt. Dann wird euch der Vater alles geben, um was ihr ihn in meinem Namen bittet.
Dies trage ich euch auf: Liebt einander!
(Joh 15)

Ein Meer von Leid

Verletzlichkeit der Welt und des Friedens

Der Spaßgesellschaft ist der Spaß abhandengekommen. Spätestens mit dem 11. September 2001 haben sich die Welt und der Frieden in ihr als verwundbar erwiesen.

Wir stehen vor einer Weltkrise.

An die Stelle von Spaß und Fun ist das unermessliche Leid getreten, das Menschen einander auf der eins werdenden Welt zufügen. Wir erinnern uns kurz:

- in den Wolkenkratzern des WTC sterben Tausende Menschen und verursachen bei deren Angehörigen unsägliches Leid. Hinter den Terroristen steht aber das Leid vieler Armgemachter in der arabischen Welt;
- blutiges Leid wird durch SelbstmordattentäterInnen verursacht auf den Supermärkten und in den Autobussen in Israel, in den Flüchtlingslagern Palästinas;
- in der Schule zu Erfurt rottet ein 17jähriger den halben Lehrkörper aus und reißt deren Familien in ratlose Trauer.

1. Internationaler Terrorismus

Woher kommt diese Gewalt? Woher kommt der Terror?

Verführung?

Nicht wenige nennen als Ursache die Verführung durch unerleuchtete religiöse Führer: islamische, jüdische, manchmal auch christliche, die vom „Kreuzzug gegen das Böse!“ reden.

Der Terror-Gefahr wurde symbolisch ein Gesicht gegeben: Osama bin Laden. Man hält ihn für ein Gemenge von Gewalt und Religion.

Manche leiten davon das Recht ab, gegen den Islam zu Feld zu ziehen und diesem ein „wehrhaftes Christentum“ entgegenzusetzen.

Man müsse einen neuen Kreuzzug führen. Der Terror (und mit ihm die Terroristen) sollen durch militärische Gewalt ausgerottet werden.

Wird das wirklich dauerhaften Frieden schaffen, so fragen viele besorgt?

Verführbarkeit

Übersehen wird dabei aber: Die Verführung durch wenige ist nur möglich wegen der Verführbarkeit vieler.

Wer Arbeit und Liebe erlebt, neigt kaum zu Terror und Zerstörung.

Verführbarkeit kommt aus Armut.

Deren Innerstes ist die Hoffnungslosigkeit.

2. Das entheiligte Land

Das Drama im „entheiligten Land“ führt uns vor die gleiche Frage.

Israel setzt dem palästinensischen Terror militärische Gewalt entgegen.

Man versucht, die Terroristen auszurotten.

Frieden? Shalom? Kommt dieser so? Oder wächst nicht doch nur das Leid ins Unermessliche: und zwar nicht nur bei den Toten, sondern bei den überlebenden Alten, Frauen und Kindern, und das auf beiden Seiten?

Da ist das 16jährige Mädchen aus Palästina, das sich für ein Selbstmordattentat hingibt. Es hat in seinem Land als Jugendliche wenig Aussichten - die einzige Hoffnung was Großes zu tun ist sich zu opfern. Ist es nicht die Aussichtslosigkeit, die sie das Angebot der Preisgabe ihres Lebens annehmen lässt?

Natürlich braucht die Welt eine Eindämmung des Terrors.

Diese ist dann keine militärische Frage mehr, sondern wird zu einer Frage nach mehr Gerechtigkeit.

Nicht Krieg gegen den Terror wird Frieden schaffen, sondern nur mehr Gerechtigkeit.

Am 8. Mai dieses Jahres schrieb Michael Sabbah, der lateinische Patriarch von Jerusalem einen ausführlichen Brief zur Lage. Er macht auf die wahren Wurzeln des Konflikts aufmerksam. Diese sieht er in der Besetzung der palästinensische Lebensraum und Wohngebiete durch Israel im Jahre 1967. Seither gibt es den Widerstand der Palästinenser, der wiederum das Sicherheitsbedürfnis Israels stark bedroht. Eine Spirale der Gewalt ist in Gang gesetzt. „Wer weiterhin nur vom palästinensischen Terror spricht“, so der Patriarch, ohne das Recht der Palästinenser auf Freiheit zu sehen und das Ende der Besetzung zu fordern, übersieht selbst die Realität und bleibt unfähig eine Lösung zu finden. „Es sei leicht, die Gewalt zu verurteilen - das müsse man auch tun - aber die Ursachen der Gewalt zu beheben, welche die Gewalt verursacht, sei wesentlich zielführender.“ Dann könnten die Bedürfnisse beider Seiten befriedet werden: das Bedürfnis der Palästinenser nach Freiheit, nach Land und einen unabhängigen Staat. Ebenso das Bedürfnis Israels, innerhalb sicherer Grenzen zu leben, frei von Angriffen und Ängsten. Erst eine gerechte Lösung werde Frieden bringen.

Je mehr Gerechtigkeit es also in der Einen Welt geben wird, desto weniger Menschen werden sich für Terroranschläge verführen lassen. Dann werden auch nicht mehr so viele mit den Terroristen sympathisieren. Ihr Wirkkreis wird sich einengen. Die Welt wird auf dem Weg wachsender Gerechtigkeit friedvoller.

3. Jugendgewalt in Erfurt

Ich werfe noch einen Blick auf die Gewalt durch junge Menschen in Schulen. Bei einer Regierungsenquete wurde nach den Ursachen gefragt. Gesucht wurde nach Maßnahmen, welche solcher Gewalt vorbeugen: nach einer Erziehung zur Gewaltfreiheit in den Schulen, nach mehr Fähigkeit in den Familien, mit den Jugendlichen über deren Probleme zu reden, nach Medien und Computerspielen, welche nicht konkret vorführen, wie man Gewaltbereitschaft auch in die Tat umsetzen kann.

Doch muss uns deutlich bleiben: gewalttätig werden eben jene Jugendliche, bei denen die Schule, die Familie, die Öffentlichkeit versagt. Es sind jene, die auf sich allein gestellt sind. Was trägt diese jungen Menschen aber dann? Was bewahrt sie vor jener Sinnleere, von der nur ein kurzer Weg zur amokartigen Gewalt ist?

Hier zeigt sich, dass es eine spirituelle Frage ist, um die es geht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Jugendlicher, der sich von Gott geliebt weiß, in aggressiver Weise gewalttätig wird, sich selbst vernichtet und andere mit sich in den Tod reißt. Das beste Mittel gegen die Gewalt ist damit, das eigene Herz tief im Geheimnis Gottes zu verwurzeln. Wer am Weinstock Christi hängt, greift nicht zur Gewalt, sondern ist durchdrungen von Christi Gewaltlosigkeit.

Tun, was er aufträgt

Wir stehen vor diesem Meer von Leid, das aus Gewalt entspringt, die wieder aus Unrecht erwächst. Was ist zu tun?

Das heutige Evangelium enthält drei Weisungen für uns, die wir Jesus nachfolgen. Wir sollen tun, was er uns aufträgt:

* nichts ohne ihn,
* bitten,
* mitfühlen (compassion).

1. Die erste Weisung: nichts ohne ihn

In Bedrängnissen sozialer oder politischer Art neigen wir dazu, sozial oder politisch zu antworten. Jesus meint, das wäre erst der dritte Schritt.

Der erste wäre: Die Gemeinschaft mit ihm zu suchen. Nichts wird wachsen, wenn nicht aus der Verwobenheit mit ihm. Ohne mich könnt ihr nichts tun.

Würden wir nicht so anerkennen, dass Gott der Herr der Geschichte ist, der durch seinen hingemordeten und auferweckten Sohn das Haupt der Menschheit geworden ist? Er ist der Weinstock, wir nur die Reben. Das weiß aber hierzulande jeder Winzer, dass ohne Verbindung mit dem Stock die Rebe stirbt, kraft- und fruchtlos wird.

2. Die zweite Weisung: bitten

Jesus möchte uns aber nicht nur gewinnen, die Verbindung mit ihm als Weinstock unentwegt zu vertiefen. Wir sollen dann aber noch gar nicht gleich handeln. Der Jesus (im johanneischen Bericht) bremst uns vielmehr noch einmal ein: Wir sollen aus der Verbundenheit mit ihm bitten - um alles. „Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten.“ Der johanneische Jesus fordert uns zum Bittgebet auf. Das klingt nicht modern angesichts unseres Drängens nach Handeln.

Hier ist nicht jenes Gebet gemeint, das an die Stelle des Handelns tritt: jene hymnische Ausrede, mit der wir uns fürbittend von unserer Verantwortung wegstehlen. Wohl aber heißt hier beten, sich hineinbegeben in eine innige Verwobenheit mit Christus, sie bewusst und in Freiheit zu erfahren, um dann aus der Kraft und im Geist, in der Art Jesu handeln zu können.

Der heilige Franz von Assisi, dem die Weizer Pfingstvision eng verbunden, verdichtet solches Gebet um den Frieden:

Mach mich zum Werkzeug deines Friedens

O Herr,
mach mich zum Werkzeug deines Friedens,
dass ich Liebe übe, wo man sich hasst,
dass ich verzeihe, wo man sich beleidigt,
dass ich verbinde, da, wo Streit ist,
dass ich die Wahrheit sage, wo der Irrtum herrscht,
dass ich den Glauben bringe, wo der Zweifel drückt,
dass ich die Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält,
dass ich ein Licht anzünde, wo die Finsternis regiert,
dass ich Freude mache, wo der Kummer wohnt.

Herr, lass mich trachten:
nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste;
nicht, dass ich verstanden werde, sondern dass ich verstehe;
nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.

Denn wer da hingibt, der empfängt;
wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen;
und wer stirbt, erwacht zum ewigen Leben.

3. Die dritte Weisung: mitfühlen (compassion)

Die Verwobenheit mit Jesus drängt dann aber immer noch nicht zur konkreten sozialen oder politischen Tat. Vielmehr fordert Jesus die Umwandlung der innersten Gesinnung. Der Blick muss weg von unserem eigenen verängstigten Herzen auf den Bedrängten anderen. Das ist lieben.

„Das ist mein Gebot: Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt."

Solches Lieben könnte es mit sich bringen, dass den Verfeindeten geschenkt würde, des Leides der Anderen, also fremden Leids zu gedenken:

„Die politische Brisanz dieses Eingedenkens fremden Leids auch in unserer heutigen Welt ist offensichtlich. In Jugoslawien haben die einzelnen Völker immer nur ihre eigene Leidensgeschichte erinnert, und das führte nicht etwa zum Frieden, sondern zu Hass, Gewalt und Krieg. Bei Friedensschluss zwischen Israel und Palästina haben Rabin und Arafat sich gegenseitig versichert, sie wollten künftig nicht nur die eigenen Leiden erinnern, sondern auch die Leiden ihrer bisherigen Feinde nicht vergessen und beim eigenen Handeln in Betracht ziehen. Ist das nicht messianisches Friedensdenken?" (Gösing 1996)

Vielleicht wäre das der unverzichtbar erste Schritt der Umkehr auf einen Weg nachhaltigen Friedens im „entheiligten Land" Palästina. Denn bislang dreht sich die Spirale der Gewalt. Das den einen zugefügte Leid schreit nach unkontrollierter Vergeltung, und diese verursacht wiederum derart viel neues Leid, dass auch die Vergeltung darauf nicht lange warten lässt. Die Spirale der Gewalt dreht sich unerbittlich weiter.

Es müsste gelingen, die Spirale der Gewalt zu durchbrechen.

Das aber ist ein inneres Moment des Leidensweges Jesu. Ihm, dem Schuldlosen, wurde bis in den ungerechten Tod hinein bitterstes Leid hinzugefügt. Er aber schlug nicht zurück. Er ließ die Gewalt in seinem eigenen Leiden gleichsam versanden, „aus Liebe", um der anderen Willen, für die er bereit war, sein Leben hinzugeben.

Jesus ahnt, dass solches Lieben nicht leicht ist. Es kostet ganz viel: letztlich den Einsatz des eigenen Lebens.

Ist es deshalb, dass Jesus am Ende seiner Gedanken zum Weinstock ankündigt, dass er uns einen Mutbringer schicken wird: wie Fridolin Stier in unnachahmlicher Weise den Parakleten übersetzt, jenen Heiligen Geist, dem unsere Kirche das heutige hohe Fest verdankt?

„Wenn aber der Mutbringer kommt, den ich vom Vater her ausschicken werde - der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht - , so wird jener für mich zeugen. Und auch ihr bezeugt, weil ihr von Anfang an bei mir seid." (15,25f. nach Fridolin Stier).

Ist dann einmal das Herz erneuert, wird sich mit Weitsicht und Vernunft auch eine neue Politik der Gerechtigkeit und des Friedens einstellen. Ohne die Erneuerung der Herzen, ohne die innere Umkehr zum fremden Leid, werden weiterhin Gewalt und Leid herrschen.

Die Welt braucht Menschen, die aus dem Geist Gottes leben: die gottverwurzelt sind. Solche der Welt zu schenken, ist die Uraufgabe der Kirche. Dazu braucht sie neue Kraft. Die Weizer Pfingstvision, die es schon seit einigen Jahren als Quelle der Kraft gibt, trägt dazu bei, Quellen der Kraft zu erschließen.

Der neue Altarraum

Diese Kirche hat einen neuen Altarraum.

Er bildet seit alters her das Zentrum des Geschehens in unseren Kirchen.

Vom Altar her haben die Verfolgten widerstanden und überlebt: die Verfolgten unter den römischen Kaisern ebenso wie die Verfolgten der vierzigjährigen kommunistischen Gewaltherrschaft.

Vom Altar her erneuert sich die Kirche: denn hier werden wir, die als Gaben von Brot und Wein auf den Altar gelegt werden, in gefahrvoller Weise umgewandelt hinein in einen „Leib, hingegeben". Es wird Wein gewandelt in Blut, vergossen für das Leben der Welt. Der blutrote Teppich im Altarraum erinnert alle, die hier Eucharistie feiern, an diese Verwandlung in ausgegossenes Leben. Wir werden in dieser Feier so in Christus hineinverwoben, dass wir gleichsam ER werden: eine leibhaftige Gemeinschaft, deren innerstes Wesen ist, dass sie dient.

Wenn eine Gemeinde ihren Altarraum liebevoll und aufwendig, kunstvoll und mit Feingefühl erneuert, dann erneuert sie nicht nur die Architektur der Kirche. Es ist wie ein Versprechen, von innen her zu neuer Kraft sich wandeln zu lassen: ein Weg, den geleitet durch 14 Jahre Weizer Pfingstvision nicht wenige unaufhaltsam gehen.

Aufbrechen ist eine riskante und gefährliche Angelegenheit. Denn es ist leichter, beim Alten zu bleiben, beim Gewohnten, was bürgerlich ist. Es ist aber riskant, mit jenem Christus zu verwachsen, dessen innerstes Wesen dienende Hingabe ist. Es braucht Mut, wenn wir uns in eine solche „Gottesgefahr" begeben.

Dann aber stellen sich gefährliche Fragen, die zu einem neuen Aufbruch führen können:

Wie stark ist die Kraft der Gottesverwurzelung in Weiz, bei mir persönlich, in den Gottesdiensten? Wie steht es – anders formuliert – um die spirituellen Quellen, aus denen Weiz schöpft?

„Wer in Gott eintaucht, taucht geschwisterlich neben Brüdern und Schwestern auf", so die eine Faustregel. Ist also Geschwisterlichkeit unser Markenzeichen?

Dann aber gilt auch: „Wer in Gott eintaucht, taucht unweigerlich an der Seite der Armen auf." Fesseln werden gelöst, die so vielen Menschen angelegt werden. Es sind oft Fesseln der politischen Gewalt, noch mehr aber Fesseln der Armut. Steht Weiz unbeugsam und handfest für Menschenentfesselung? Also für eine klare Option für die Armgemachten der Region, des Landes, Europas, der Welt? Weiz kann nicht wegschauen, wenn in Europa 25 Millionen vor allem junger Menschen ohne Arbeit und damit ohne Einkommen sind. Weiz kann auch schweigen, sondern wird mit Papst Franziskus die Stimme erheben, wenn in Bangladesch zumeist Frauen mit skandalös unterbezahlter Sklavenarbeit ausgebeutet werden und in Fabriken arbeiten, die eine Gefahr für Leib und Leben sind.

Werden wir also, so ist am heutigen Pfingstsonntag hier in Weiz zu fragen, Gottes Geist bei jeder und jedem von uns ein Neues Pfingsten erlauben? Wird Weiz selbst und seine inzwischen gut institutionalisierte Pfingstvision ein Neues Pfingsten zulassen? Wird eine Generation nachkommen, die in einer eigenen Weise etwas Ähnliches riskiert, was vor 25 Jahren hier geschah? Konkret: Was wird aus dem gestrigen Treffen katholischer Jugendlicher erwachsen?

Kurzum: Werden wir uns Gottes Geist öffnen, dem wir nur dann wirklich treu sind, wenn wir ihm erlauben, uns zu erneuern und zu verändern? Wenn wir in unserer inneren Emigration verharren und aus den bequemen Lehnstühlen verbürgerlichten Lebens das Geschehen in der Welt und in der Kirche beobachten: Was werden wir dann Gott sagen, wenn er uns fragt, was wir getan haben, wie wir mit seiner Zumutung umgegangen sind?

Margot Käßmann, 54, ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, sagte kürzlich auf dem Evangelischen Kirchentag in Hamburg:

„Wenn Gott mich irgendwann fragt: Margot, was hast du gemacht in deinem Leben, und ich muss sagen: Ich habe 11,6 Jahre ferngesehen, das wäre mir peinlich." (SdZtg 4./5.5.2013).

Komm Heiliger Geist! Erneuere Deine Kirche. Und fang bitte bei mir und hier in Weiz an.

Amen.

2009 Pfingsten: Keine Angst. Es brennt.

KEINE ANGST. ES BRENNT. Das ist das Motto der Weizer Pfingstvision für den heutigen Gottesdienst in der Wallfahrtskirche Weiz. Schwestern und Brüder: Das geht nicht zusammen. Denn weil es brennt, haben wir Angst. Zumindest auf den ersten Blick.

Wir sind weltweit in eine prekäre Lage geschlittert. Die globalen Finanzmärkte sind erschüttert, die Wirtschaftsleistung schrumpft, Arbeitsplätze sind bedroht. Im Hintergrund lauert die ökologische Krise. Der Befund ist ernüchternd. Die Jagd nach den Schuldigen hat schon begonnen: ein entfesselter, neoliberaler Kapitalismus, die Manager mit ihren unglaublichen Gehältern, die Reichen. Diese machen wir zu unseren Sündenböcken. Ihre Hinrichtung ist medial im Gang. Und schon hoffen wir, dass danach alles wieder weitergehen wird wie zuvor. Kurzum: Wir haben die Schuldigen und opfern diese. Uns selber aber halten wir für unschuldig.

Das Evangelium eröffnet uns einen anderen Blick. Es entlarvt unser Spiel. Es fordert uns auf, dieses zu beenden.

Das wäre die rettende Einsicht: „Wir alle sind mit Schuld an der Krise."

Der zeitgenössische Philosoph Rene Girard hilft uns beim Aufdecken. In jedem menschlichen Herzen, so lehrt er, steckt ein ausuferndes Begehren. Wir sehen es bei anderen und ahmen es nach. Es erfasst immer mehr Menschen, wird eine gemeinsame zerstörerische Kultur. Es ist so gefährlich, dass das 10. Gebot es aufgreift und uns aus Liebe zum Leben warnt, uns davon nicht versklaven zu lassen.

Dieses Begehren richtet sich auf Menschen und Güter. Es wird in unseren modernen Kulturen nicht gezähmt, sondern geschürt. Die Wirtschaft lebt davon, dass dieses Begehren nach Gütern möglichst hemmungslos ausgeübt wird. Längst sind wir Gefangene dieser Logik: Selbst in Zeiten der Krise fordern selbst Arbeiterführer eine Stärkung des Konsums, damit unser Kaufrausch nicht nachlässt. Ohne zu merken stecken wir in einem Teufelskreis. Lassen wir unserem Begehren nach Gütern nicht freien Lauf, stagniert die Wirtschaft, gefährden wir unsere Arbeitsplätze, geraten immer mehr Menschen und mit ihnen Familien und Kinder in das neue Prekariat.

Schuld an der Krise sind einzelnen Verantwortliche, darunter Manager, Politiker, Finanzleute. Aber nicht nur diese. Mitschuld sind wir selbst, die wahre Ursache der Krise steckt in uns allen. Ohne unser eigenes Begehren wären all jene machtlos, die es dann in der Konsumwirtschaft ausnützen. Wären wir alle von unserem Begehren frei oder hätte dieses eine andere Ausrichtung, wären wir arm wie der heilige Franz, hätte eine Wirtschaft wie unsere keine Chance. Vor unseren Augen würde jenes System in sich zusammenfallen, das wir durch unser dunkles Begehren stützen.

Ein Ausweg

Ist einmal unsere Beteiligung an der Krise der Welt erkannt, sind wir auch eher fähig, andere Wege einzuschlagen. Die Alternative zum ichverängstigten Begehren heißt liebende Solidarität. Sie ist – wie die Liebe grundsätzlich – eine Frucht des Wirkens jenes Gottesgeistes, der das Antlitz der Erde erneuert

und uns anstelle des vom Begehren versklavten alten Herzens ein neues liebesfähiges Herz schenkt.

Diese rettende aus Liebe geborene Solidarität hat zwei Gesichter.

Das eine Gesicht: Einsatzbereite Solidarität befähigt uns zur Linderung der akuten Not. Diese Art der Solidarität hilft uns, die in der jetzigen Krise zu Opfern gewordenen Menschen zu stützen. In den kommenden Monaten wird es davon immer mehr geben: jene, die durch Kurzarbeit, durch den Verlust der Arbeitsplätze, aber auch durch die Entwertung ihrer Rentenversicherung oder ihres riskant eingesetzten Ersparten unter die Räder kommen, brauchen eine solche einsatzbereite Notsolidarität.

Eine solche Solidarität in Zeiten der andrängenden Not hat deutlich erkennbare Züge und fordert unsere besten Sinne.

- Es ist eine Solidarität der offenen Augen. Wir schauen dann von der Not nicht mehr weg, sondern haben den Mut und die Courage, hinzuschauen. Wir kennen dann das Leid der Familien, die schon bisher nur mit zwei Einkommen auskommen konnten und die jetzt, mit nur einem Einkommen ins Schleudern geraten. Wir hören die Klage jener geschiedenen Väter und in ihrem Umkreis die alleinerziehenden Mütter, die ihren Unterhaltszahlungen nur noch unter höchster Anstrengung nachkommen können.

- Wir begnügen uns aber nicht nur mit dem Hinschauen. Wenn wir schon helfen, möchten wir nachhaltig helfen. Wir üben unsere Solidarität mit wachem Verstand. Wir helfen so, dass wir morgen womöglich nicht noch einmal helfen müssen. Denn es demütigt Menschen, wenn sie immer wieder auf die Hilfe anderer angewiesen sind.

- Unsere Notsolidarität sprießt aus einem mitfühlenden Herzen. Sie wird aus einer Bereitschaft zum Mitleiden gespeist, das den Schmerz und die Angst der Armen mitfühlen kann.

- Nicht zuletzt haben Menschen mit einer solchen einsatzbereiten Solidarität engagierte Hände. Jeder von uns, dem es nicht ganz schlecht geht, solidarisiert sich mit einem anderen, dem es schlechter geht. Das kann in den Familien anfangen, greift aber auf Netzwerke über. Weiz hat eine Solidarregion errichtet, in der alle solidarisch Fühlenden über alle Lagergrenzen hinweg zusammenwirken. Es ist Zeit für einen Frühling der Solidarität in unserem Land. Es wäre ein Aufbruch in erlebte und erlittene Menschlichkeit pfingstlicher Art. Eine Kultur der Liebe, die sich in der Solidarität konkretisiert, könnte im Land wachsen. Genau darin besteht das innere Ziel jenes Weges der Hoffnung, den die Weizer Pfingstvision soeben ausgerufen hat.

So wichtig es in der nächsten Zeit sein wird, den Opfern der Krise zur Seite zu stehen: Wir brauchen zudem in hohem Maß eine Solidarität einer anderen Art. Sie hilft nicht Opfern, sondern tut alles Erdenkliche, dass es immer weniger davon gibt. Eine solche Solidarität ist nicht eine helfende, sondern eine politische. Opfer werden nicht versorgt, sondern verhindert. Das ist ein längerfristiges Programm. Zu ordnen sind - durch eine mutige Politik – die

Finanzmärkte. Es braucht eine Bindung des erwirtschafteten Reichtums an die Bedürfnisse aller Menschen. Es kann nicht sein, dass die Sozialstaaten in Krise kommen, weil sich immer mehr Reichtum – international vagabundierend – seiner nationalen Verpflichtung entzieht.

Solch eine am Menschen orientierte Politik wird es umso eher geben, wenn sich auch Christinnen und Christen in die Politik einmischen. Die Kirchen im Land werden es gewiss als ihre vordringliche Aufgabe ansehen, Menschen in das Geheimnis Gottes einzuführen. Wer aber von Gott erfasst ist, den treibt es mit Gott in dessen Welt hinein, und dies in hochkompetenter Weise. Gerade gläubige Menschen werden daher morgen wieder mehr als derzeit in die Politik gehen, in die Wirtschaft, in die Gewerkschaften, in die Medien, in die Bildung. Dazu werden sie jene Fächer studieren, die dazu befähigen: Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Finanzwissenschaft usw. Es kann und darf nicht sein, dass aus den Kirchen keine Personen mehr hervorgehen, welche aus dem Geist des Evangeliums das Land, Europa, die Weltgemeinschaft gestalten. Die Theologie kennt dafür eine einfache Formel: Wer mystisch ist, wird unweigerlich auch politisch, oder wie es in Weiz heißt: solidarisch. Wer in Gott eintaucht, taucht mit Gott neben den Armen auf.

KEINE ANGST. ES BRENNT. Dieser auf den ersten Blick widersprüchliche Satz bekommt auf den zweiten Blick einen völlig neuen Hoffnungssinn. Wenn nämlich unser Herz nicht mehr vom selbstverängstigten Begehren versklavt, sondern von liebender Solidarität entflammt wird, dann haben wir selbst inmitten der beklemmenden Weltkrise keinen Grund zu Angst. Wir haben dann den Weg der Hoffnung betreten.

2011 Pfingsten: Ein guter Geist für die Welt

Pfingsten ist ein Blick in die Zeit, als es mit der Kirche anfing. Die Jüngerschar, die sich nach der Kreuzigung ihres Herrn völlig desperat in einem Obergemach einschließt, wird aus ihrer Angst in die Kraft, aus der Verschlossenheit in die Öffnung, aus dem Davonlaufen in den Aufbruch geführt. Der dunkle Geist der Angst weicht einem lichten Geist des Mutes. Wo der Geist Gottes weht, kommt Bewegung in die Welt, in unser Leben, in die Kirche und vertreibt bösen Geist, böse Geister.

An vielen Orten gibt es eine neue Sehnsucht nach diesem guten Geist. Neue spirituelle Zentren bilden sich: Die Evangelistin Christine Brudereck in Essen etwa hat moderne Suchende zu einer „Zeit des Meisters“ eingeladen; sie feiert mutig Gottesdienste in einer aufgelassenen Fabrikhalle und geht ins Cafe, um dort Menschen in spirituelle Gespräche zu verwickeln. Vor allem prägt sie ihren Zuhörerinnen und Zuhörern ein, dass sie eine große Würde besitzen. Diese solle sich in ihrem Leben zum Ausdruck bringen. Ich war wiederholt bei dieser Gruppe zu Gast. Bald merkte ich, dass dort „ein guter Geist“ herrscht. Vor allem hat mich die Gastfreundschaft berührt, mit der sie mich empfangen haben. Ich konnte mithören, Heilungsrituale erleben, Feste mitfeiern.

Ich kenne auch das andere. Da sitze ich in einem Gremium. Es geht um wichtige Beschlüsse. Interessen und Macht sind im Spiel. Die Rede ist oft aggressiv, ja fast gewalttätig. Jede Fraktion ist auf ihren Vorteil bedacht. Um ans Ziel zu kommen, wird manchmal die Wahrheit verdreht und den Interessen untergeordnet. Niemand käme auf die Idee zu sagen: Hier herrscht ein guter Geist.

Was wir im Kleinen erleben, spielt sich weltweit im Großformat ab. Seit dem Angriff auf die Zwillingstürme des World Trade Centers in New York am denkwürdigen 11. September 2001 hat sich hinterhältiger Terror in der Welt breit gemacht. Das Ziel der Anschläge: maximal viele Tote – einschließlich der sich selbst tötenden Attentäterinnen, die immer häufiger Kinder sind. Natürlich ist der Terror lediglich ein Symptom für tieferliegende Probleme zwischen der westlichen und der arabischen Welt. Aber dieses Wissen allein schützt nicht die Opfer und rechtfertigt nicht den brutalen Terror. Was für ein Geist regiert die Welt?

Szenenwechsel. Wie Dominosteine fallen Banken weltweit in die Zahlungsunfähigkeit. Selbst reiche Länder müssen vor dem finanziellen Zusammenbruch gerettet werden. Ein imaginäres Finanzsystem ist zusammengebrochen. Seine Triebfeder: Gier nach immer mehr. Es ist nicht das solidarische Ringen darum, dass Armut in der Menschheit schwindet, auch wenn sich die UNO solche „Milleniumsziele“ gesetzt hat. Alle Menschen auf der Welt sollten Trinkwasser und ausreichend Ernährung haben. Und um die Armut zu zähmen, sollte eine weltweite Bildungsoffensive einsetzen. Auch diese so hoffnungsträchtigen Ziele gehören inzwischen zu den Opfern jener weltweiten Finanzkrise, die aus der Gier geboren wurde. Es ist kein guter Geist, der unsere Finanzwelt leitet, wenn er solche Ergebnisse zeitigt. Und dieser „böse“ Geist scheint stärker zu sein als der gute Geist, der die Verantwortlichen in der UNO leitet.

Ein starker guter Geist, der die Welt erneuern kann: ein solcher wäre gut für unsere Welt. Wir gäben viel dafür, könnten wir ihn der Welt einstiften. Es gäbe mehr Frieden, Gerechtigkeit und Freude. Die Menschen wären zueinander gut und treu, geduldig und könnten einander tragen und ertragen. Die große Erzählung der Christen ist aber realistisch. Ein solcher Geist kommt nicht von den Menschen. In der langen Geschichte des Menschen dominieren Lüge, Gier und Gewalt. Deren Wurzel ist letztlich die Angst vor dem Tod, so Denker wie Soeren Kierkegaard, Eugen Drewermann oder Eugen Biser. Der gute Geist – das ist eine Kraft, die aus der Tiefe kommen muss: aus den Tiefen der einzelnen Menschen, ihrem Herzen. Ebenso aber auch aus der Tiefe der Gemeinschaft der Menschen. Ein solcher Geist könnte eine neue, andere Art zu leben schaffen. Sie wäre nicht mehr sinnlos, wie jene, die wir von unseren Vätern und Müttern erben. Es wäre eine Lebensweise aus der Kraft der Liebe. Diese hat keine Angst vor dem Tod und ist daher fähig zu solidarischem Einsatz.

Ist das unser menschlicher Geist? Oder eine auf dem Grund der Schöpfung wirkmächtige Kraft, die im Herzen der Welt ruht und von dort her ständig danach drängt, dass böser Geist verdrängt und guter Geist sich ausbreitet? Die frommen Dichter und Beter des Volkes Israel schwärmten von einem Geist, der das Antlitz der Erde erneuert und der sich aus dem Innersten der Welt, dem Herzen Gottes, welches das Herz der Welt ist, in die Welt ergießt. Wir finden ihn dann in den Herzen vieler liebender Menschen, solcher die helfen, und solche die ihre Liebe in eine Politik treibt, durch welche die Welt gerechter und friedlicher wird.

Auch ich selbst kann ein Einlasstor für diesen guten Geist aus dem Herzen der Welt werden. Dazu braucht es zuerst einen Gang in die Tiefen. Ich gehe auf den Grund meines Herzens, um guten Geist in mein Leben einfließen zu lassen. Das kann durch Meditation wie durch Gebet, Schweigen oder Singen geschehen. Dabei rechne ich damit, dass manch Geistloses in meinem Leben im Kraftfeld des guten Gottesgeistes zugrunde geht, wenn ist auf den Grund meines Herzens gehe. Wer so in den Geist Gottes eintaucht, kann dann mit gutem Geist bei den Menschen auftauchen – in seiner Familie, im Freundeskreis, in der Kirchengemeinde, in den Welten von Freizeit und Beruf. Wir werden Quellen eines guten Geistes, wenn Gottes Geist in uns ist.

Der große polnische Papst Johannes Paul II., den die katholische Kirche in Erinnerung an die Seligpreisungen Jesu am ersten Mai dieses Jahres 2011 „selig spricht“ , stand im Jahre 1979 auf dem Warschauer Siegesplatz einem Gottesdienst vor. Zu ihm waren über eine Million Polen gekommen. Sie litten schwer unter dem Joch des Kommunismus. Da rief der Papst in die versammelte Menge: „Sende aus deinen Geist! Und erneuere das Angesicht der Erde!“ Dann hielt der große Prediger und Schauspieler einen Moment inne. Seine Hand zeigte mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Boden. Dazu rief er: „Dieser Erde“. Dieser Gottesdienst war eine gewaltige Ermutigung für die Polen. Gewaltlos machten sie sich daran, ein gerechteres und friedfertiges Polen revolutionär zu schaffen. „Solidarnosc“ war nicht nur der Name der Gewerkschaft, sondern Programm: solidarische Liebe sollte sich breit machen. Ein neuer Geist sollte ins Land ziehen: „Heiliger Geist“. Seine Markenzeichen:

Gerechtigkeit, Frieden und Freude (Röm 14,17), Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue und in allen Liebe (Gal 5,22).

2013 Ein neues Pfingsten.

25 Jahre Weizer Pfingstvision.

Präludium

Es war für mich die Versuchung der letzten Jahre in meiner Kirche. Mit vielen anderen habe ich den Aufbruch des Konzils erlebt. Auf der Wiener Diözesansynode konnte ich mitwirken, dass der Aufbruch unter dem großen Konzilskardinal Franz König die Erzdiözese Wien erreichte. Universitär habe ich mit vielen anderen daran gearbeitet, dass Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten sowie Priester ermutigt wurden, an der Umsetzung des Konzils zu arbeiten.

Mehrere Ereignisse haben alsbald den Elan bedroht. Nach der Ära König kamen in Österreich Bischöfe, die dem Image der Kirche schwer geschadet haben. Dass Johannes Paul II. mit Blick Osteuropa das Reformtempo zurücknahm, habe ich noch verstanden: Die osteuropäischen Ortskirchen konnten sich unter der 40jährigen kommunistischen Repression kaum entwickeln und haben als Sakristeikirchen im Untergrund überlebt. Aber aus dieser Retardierung wurde unter Benedikt XVI. Stagnation, in manchen Belangen auch Rückentwicklung.

Dazu kam, dass unser Land kulturell in einen tiefen weltanschaulichen Umbau geriet. Aus dem katholischen Land wurde ein weltanschaulich buntes Land. Christlicher Glaube ist heute in Österreich nicht mehr Schicksal, sondern kann gewählt werden, und das unbeschadet der Taufe als Säugling. Davon machen die Leute auch ausgiebig Gebrauch. Menschen entscheiden sich sehr bewusst für den Glauben und engagieren sich in den Kirchen. Andere wählen die Kirchen ab. Zu lange meinten wir, sie gehen, weil es zu viele Störungen gibt. Die katholische Kirche sei frauenfeindlich, sexualneurotisch, undemokratisch, vormodern, also für moderne Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, vor allem junge Menschen und darunter wieder junge Frauen einfach out. Die Forschung lehrt uns freilich, dass es letztlich nicht nur auf die Störungen ankommt, welche Trennungskräfte auslösen. Viel wichtiger sind die Bindungskräfte. Und diese zielen auf das Innerste der Kirche, das ewige Leben, die Berufung zur Jesusbewegung, die Heilung von der Angst und das Reifen in solidarischer Liebe. Ich verstehe dieses Forschungsergebnis, weil ich es selbst so erlebe. Ich kenne meine Kirche wie nicht viele im Land von innen her, die Bildungskongregation, die Pfarrgemeinderätinnen und –räte, die Diakone und Priester. Ich bin wohl mehr irritiert als viele andere. Und doch gehe ich nicht. Weil mich vieles bindet.

Dennoch ist in mir in den letzten Jahren eine tiefe Versuchung gewachsen: die innere Emigration. Eine Art innerer Kündigung bedroht mich. Diese hat ihre Wurzeln darin, dass du dich ständig einsetzt, dass das Konzil Früchte trägt. Zugleich aber hast du das Gefühl, dass solche Entwicklungen gar nicht erwünscht sind. Es machte mich sehr betroffen, wenn hochrangige Amtsträger immer lauter gefragt haben, ob das Konzil nicht die Ursache der gegenwärtigen Kirchenkrise sei. Wer so fragt, begibt sich bereits auf einen Retrokurs, weg vom Aufbruch des Konzils.

Ich sage das am Beginn meiner Hoffnungspredigt, weil ich weiß, dass ich nicht der einzige bin, dem es in den letzten Jahren so ging.

Die Welt braucht eine jesuanische Kirche

Eine solche Demotivation vieler in der Kirche ist umso tragischer, als eine lebendige und handlungsfähige Kirche heute der Welt, auch unserem Land, mehr denn je guttäte. Ich erlebe nicht nur in Österreich, sondern darüber hinaus in Europa und dann weltweit eine tiefe Zerrissenheit. Dunkle und helle Seiten ringen miteinander.

Dunkle Wolken auf dem Welthimmel

Viele dunkle Seiten nehme ich wahr:

- Da ist der internationale Terrorismus, der durch herkömmliche Mittel nicht unter Kontrolle zu bringen ist. Er raubt so vielen unschuldigen Menschen, Kindern, Frauen, Jungen und Alten das Leben. Die Gewalt in Syrien zerstört die Lebenshoffnungen einer ganzen Generation. Die Gewalt von Männern gegenüber Frauen ist in vielen Bereichen der Welt ungeschmälert, wie die vielen tragischen Vergewaltigungen und Morde in Indien zeigen.

- Dazu kommt die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise. Zum Teil zahlen wir die Rechnung für eine jahrzehntelange Deregulierung in unserer Gesellschaft, die man zumeist als neoliberal bezeichnet. Tatsache ist, dass den Preis dafür etwa in Griechenland nicht die reichen Reeder bezahlen, sondern die kleinen Leute. Eine Arbeitslosigkeit um die 25% wie in Spanien, die vor allem junge Menschen trifft, schreit einfach zum Himmel. Franziskus, Bischof von Rom: "Ich denke an die Arbeitslosen, die vielfach Opfer einer Mentalität des Egoismus sind, der Gewinn um jeden Preis sucht." (Papst auf Twitter 2.5.2013)

- Ergänzt werden die Strukturen der Gewalt und der Gier durch eine weitverbreitete Korruption. Selbst moderne Länder wie unseres sind davon nicht frei. Steuern werden in Millionenhöhe hinterzogen und dem Gemeinwohl entzogen. Politiker nützen ihre Macht auch zur persönlichen Bereicherung.

Die Psychotherapeutin und Theologin Monika Renz hat ausgelotet, woher dieser menschheitsalte Hang zu Gewalt, Gier und Lüge kommen. Sie meint, dass jede und jeder im Mutterschoß eine tiefe Einheit und vorbewusstes Vertrauen erleben kann. Durch die Geburt geht diese bergende Einheit verloren. Das große Kunstwerk reifenden Lebens besteht nach ihr darin, Vertrauen zu gewinnen – in der Begegnung mit Mutter und Vater und vielen anderen. Gelingt es, Vertrauen aufzubauen, kann ein Mensch ohne Gewalt, Gier und Lüge leben. Misslingt aber der Aufbau von Vertrauen, dann bleibt eine tiefsitzende Angst an der Wurzel der Seele. Ein solcher Mensch lebt in ständiger Selbstverteidigung. Deren bewährte und doch sinnlose Strategien aber heißen die anderen klein machen, Güter aufhäufen und der Wahrheit nicht ins Gesicht schauen. Der große Kulturanthropologe Rene Girard kann

daher beobachten, dass die Menschheitsgeschichte von Anfang an durch Gewalt, Gier und Lüge gezeichnet ist.

Die Sehnsucht nach dem Hellen

Bei allen dunklen Seiten: Wir würden sie nicht so deutlich wahrnehmen, hätten wir nicht eine tiefe Sehnsucht nach den gegenteiligen hellen Erfahrungen. Wir sehnen uns nach einer Welt, in der es gewaltfreien Frieden gibt, in der nicht egoistische Gier, sondern Gerechtigkeit herrscht und in der Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit anzutreffen sind.

So ist die Welt zerrissen: dunkel und hell in einem. Theologisch ist es nicht schwer, das Helle als das zu erkennen, was Gott in seine Schöpfung hineingelegt hat und was er durch seinen ständig wirkenden Geist in Erinnerung hält und voranbringt. Viele von diesem Heiligen Geist begabte Menschen ringen um das Gute und Helle: in den Bildungseinrichtungen, in Unternehmen und Gewerkschaftern, in den Medien und in der Politik. Nicht wenige Netzwerke haben sich dem ersehnten Guten verschrieben und finden Unterstützung breiter Kreise in der Bevölkerung. All diese machen sich stark für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Gottes Geist erneuert die Erde.

Gerade in einer solchen zugespitzten Weltentwicklung mit ihrer Zerrissenheit wäre eine starke Kirche ein Segen. Sie könnte, wie Jesus es formulierte, Licht der Welt und Salz der Erde sein (Mt 5,13f.). Es wäre eine Kirche, die nicht mit sich selbst beschäftigt ist. In ihr klingt wider, was Menschen heute umtreibt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ So das Zweite Vatikanische Konzil am Beginn ihrer Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“.

Als Licht der Welt könnte unsere Kirche die Hoffnung stärken: die Sehnsucht nach einer lügefreien-wahrhaften, gierlos-gerechten und daher gewaltfrei-friedvollen Welt.

Und als Salz der Erde könnte sie den Menschen und die Gesellschaften an ihren Wurzeln heilen. Also von jener zerstörerischen Angst, aus der Gewalt, Gier und Lüge erwachsen – in meinem eigenen Leben ebenso wie im Zusammenleben der eins werdenden Welt.

Licht und Salz wird sie in der eins gewordenen Welt aber nicht allein sein, sondern mit allen Menschen guten Willen, zusammen mit Angehörigen anderer Religionen, mit Skeptikern, mit Agnostikern und Atheisierenden.

Die verunsicherte innere Emigration

Die feste Überzeugung, dass es heute eine starke und lebendige Kirche braucht, ändert freilich für sich genommen noch nichts an meiner Versuchung zur inneren Kündigung. Diese wurde allerdings in den letzten Wochen arg verunsichert. Es geht mir persönlich wie manchen Journalisten, die ihre professionelle Kritik an den gesellschaftlichen Institutionen und ihren amtlichen Vertretern derzeit nicht einfach ausüben können.

Der Grund der Verunsicherung hat einen Namen und heißt „Franziskus“, der neue Bischof von Rom (so nennt er sich mit Vorliebe, um die Tür der katholischen Kirche in Richtung Orthodoxie weit aufzumachen). Er stiehlt uns gleichsam die „guten Gründe“, mit denen wir unser wachsendes Desengagement vor uns und anderen gut rechtfertigen konnten. Er ist kein Klerikaler, keiner der moralisiert. Er kennt aus eigener Erfahrung die enorme Spannung zwischen den Reichen Argentiniens, dem übermächtigen Militär und den Armgemachten in den Slums von Buenos Aires. In seinem Lebensstil demonstriert er, wo er den Platz der Kirche sieht: an der Seite der Armen, der Kleingemachten, der Schuldbeladenen. Er leidet darunter, dass Leben umkommt statt aufkommt.

Gewiss, nicht wenige sagen: Warten wir ab, was noch kommt. Ein paar Schwalben machen noch keinen Kirchensommer. Symbolische Gesten sind noch keine nachhaltige Kirchenreform. Kritiker vom rechten Flügel der Kirche haben bereits von einer „militanten Armut“ geredet. Sie möchten einen überraschungsfreien Papst, und nicht einen jesuitischen Franziskaner, der ständig für Überraschungen gut ist.

Solche Abwarter haben freilich auch in Einem ganz Recht. Die Verunsicherung, die unser Desengagement durch den nicht einzuordnenden Franziskus erleidet, kommt noch nicht einem neuen Engagement, einem persönlichen Aufbruch gleich. Wir können auch aus demotivierten inneren Emigranten zu sympathisierenden Zuschauern mutieren. Manche schrauben in ihren Kirchenlehnstühlen sitzend ihre Erwartungen an Franziskus derart in die Höhe, dass sie dank der so vorhersehbaren Enttäuschungen alsbald mit gutem Gefühl ihre innere Emigration fortsetzen können. Statt mit neuem Engagement in die Jesusbewegung einzusteigen, bleiben sie bei ihrer lautlosen Absetzbewegung.

25 Jahre Weiz

Und Weiz? Seine Pfingstvision? Steht sie nach wie vor für einen Aufbruch in der Kirche? Ist Weiz eine Gemeinschaft nicht von Zuschauern, sondern von Engagierten? Ist Kardinal Königs dringliche Bitte eingetroffen, die er im Jahre 1997 den Weizern ins spirituelle Stammbuch geschrieben hat: „Ich erwarte mir von Euch ein Neues Pfingsten!“, so wie Jahrzehnte zuvor der große Papst Johannes XXIII. bei der Konzilseröffnung und neuestens auch Papst Franziskus. Mich hat eine spirituelle Kritik von Franziskus sehr berührt. Mit Blick auf das 50-Jahre-Jubliäum der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils vermerkte er:

> *"In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört." Und weiter: "Um es klar zu sagen: Der Heilige Geist ist für uns eine Belästigung. Er bewegt uns, er lässt uns unterwegs sein, er bedrängt die Kirche, weiterzugehen. Wir wollen, dass der Heilige Geist sich beruhigt, wir wollen ihn zähmen. Aber das geht nicht."*

Bestrebungen zur Rückkehr in die vorkonziliare Zeit erteilte Franziskus eine Absage. Zurückgehen bedeute "dickköpfig zu sein", "törichte Herzen zu bekommen".

Nun müsste man Augen und Ohren verschließen, wollte man das kraftvolle Wirken des Geistes Gottes in Weiz übersehen. Das Wirken des Geistes hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren viel bewirkt. „Christina lebt" ist zum größten Anbieter für mobile Behindertenbetreuung in der Oststeiermark geworden. Die Gruppe „Axé", die sich mit Günther Zgubic über Jahre in Brasiliens Gefängnissen engagiert und 1,8 Mill. Euro aufgebracht hat, wird sich in Zukunft einem Projekt in Afrika verschreiben. Auf dem kräftigen Stamm der Pfingstvision ist die „Solidarregion Weiz" entstanden, eine unüberhörbare, moralische Stimme in der Region. Aus der interreligiösen und überparteilichen Initiative „WAY of HOPE" ist eine kraftvolle „Spirituelle Bewegung für einen globalen Wandel" geworden.

Doch stellen sich auch Fragen. Der amerikanische Forscher Saarinen erkundete, wie lebendig Organisationen sind. Seine Einsicht: Organisationen haben einen „life-cycle", einen Lebensbogen. Dieser verläuft von der Geburt über die Kindheit und die Jugendzeit hin zu Erwachsenenalter. Dann beginnt das Altern. Es ist daran zu erkennen, dass die Kraft der Gründungsvision nachlässt. Just dann, so vermerkt Saarinen etwas schelmisch, feiern die meisten Jubiläen.

Ist auch Weiz in Gefahr, dass sich die jugendliche Kraft der Gründungsvision abschwächt? Gemeint ist nicht, was auf dem Papier oder der ausgezeichneten Homepage steht und von früher erzählt wird. Auch die Weizer Pfingstvision ist nur so stark wie die Menschen, die sie heute tragen. Die damals Jungen kommen in die Jahre. Und die jungen Menschen in Weiz heute? Schon mit Blick auf die junge Generation benötigt die Weizer Pfingstvision ein Neues Pfingsten.

Dann aber stellen sich gefährliche Fragen, die zu einem neuen Aufbruch führen können

Wie stark ist die Kraft der Gottesverwurzelung in Weiz, bei mir persönlich, in den Gottesdiensten? Wie steht es – anders formuliert – um die spirituellen Quellen, aus denen Weiz schöpft?

„Wer in Gott eintaucht, taucht geschwisterlich neben Brüdern und Schwestern auf", so die eine Faustregel. Ist also Geschwisterlichkeit unser Markenzeichen?

Dann aber gilt auch: „Wer in Gott eintaucht, taucht unweigerlich an der Seite der Armen auf." Fesseln werden gelöst, die so vielen Menschen angelegt werden. Es sind oft Fesseln der politischen Gewalt, noch mehr aber Fesseln der Armut. Steht Weiz unbeugsam und handfest für Menschenentfesselung? Also für eine klare Option für die Armgemachten der Region, des Landes, Europas, der Welt? Weiz kann nicht wegschauen, wenn in Europa 25 Millionen vor allem junger Menschen ohne Arbeit und damit ohne Einkommen sind. Weiz kann auch nicht schweigen, sondern wird mit Papst Franziskus die Stimme erheben, wenn in Bangladesch zumeist Frauen mit skandalös unterbezahlter Sklavenarbeit ausgebeutet werden und in Fabriken arbeiten, die eine Gefahr für Leib und Leben sind.

Werden wir also, so ist am heutigen Pfingstsonntag hier in Weiz zu fragen, Gottes Geist bei jeder und jedem von uns ein Neues Pfingsten erlauben? Wird Weiz selbst und seine inzwischen gut institutionalisierte Pfingstvision ein Neues Pfingsten zulassen? Wird eine Generation nachkommen, die in einer eigenen Weise etwas Ähnliches riskiert, was vor 25 Jahren hier geschah? Konkret: Was wird aus dem gestrigen Treffen katholischer Jugendlicher erwachsen?

Kurzum: Werden wir uns Gottes Geist öffnen, dem wir nur dann wirklich treu sind, wenn wir ihm erlauben, uns zu erneuern und zu verändern? Wenn wir in unserer inneren Emigration verharren und aus den bequemen Lehnstühlen verbürgerlichten Lebens das Geschehen in der Welt und in der Kirche beobachten: Was werden wir dann Gott sagen, wenn er uns fragt, was wir getan haben, wie wir mit seiner Zumutung umgegangen sind?

Margot Käßmann, 54, ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, sagte kürzlich auf dem Evangelischen Kirchentag in Hamburg: „Wenn Gott mich irgendwann fragt: Margot, was hast du gemacht in deinem Leben, und ich muss sagen: Ich habe 11,6 Jahre ferngesehen, das wäre mir peinlich.“ (SdZtg 4./5.5.2013).

Komm Heiliger Geist! Erneuere Deine Kirche. Und fang bitte bei mir und hier in Weiz an.

Amen.

2013 Ein neues Pfingsten.

25 Jahre Weizer Pfingstvision.

Präludium

Es war für mich die Versuchung der letzten Jahre in meiner Kirche. Mit vielen anderen habe ich den Aufbruch des Konzils erlebt. Auf der Wiener Diözesansynode konnte ich mitwirken, dass der Aufbruch unter dem großen Konzilskardinal Franz König die Erzdiözese Wien erreichte. Universitär habe ich mit vielen anderen daran gearbeitet, dass Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten sowie Priester ermutigt wurden, an der Umsetzung des Konzils zu arbeiten.

Mehrere Ereignisse haben alsbald den Elan bedroht. Nach der Ära König kamen in Österreich Bischöfe, die dem Image der Kirche schwer geschadet haben. Dass Johannes Paul II. mit Blick Osteuropa das Reformtempo zurücknahm, habe ich noch verstanden: Die osteuropäischen Ortskirchen konnten sich unter der 40jährigen kommunistischen Repression kaum entwickeln und haben als Sakristeikirchen im Untergrund überlebt. Aber aus dieser Retardierung wurde unter Benedikt XVI. Stagnation, in manchen Belangen auch Rückentwicklung.

Dazu kam, dass unser Land kulturell in einen tiefen weltanschaulichen Umbau geriet. Aus dem katholischen Land wurde ein weltanschaulich buntes Land. Christlicher Glaube ist heute in Österreich nicht mehr Schicksal, sondern kann gewählt werden, und das unbeschadet der Taufe als Säugling. Davon machen die Leute auch ausgiebig Gebrauch. Menschen entscheiden sich sehr bewusst für den Glauben und engagieren sich in den Kirchen. Andere wählen die Kirchen ab. Zu lange meinten wir, sie gehen, weil es zu viele Störungen gibt. Die katholische Kirche sei frauenfeindlich, sexualneurotisch, undemokratisch, vormodern, also für moderne Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, vor allem junge Menschen und darunter wieder junge Frauen einfach out. Die Forschung lehrt uns freilich, dass es letztlich nicht nur auf die Störungen ankommt, welche Trennungskräfte auslösen. Viel wichtiger sind die Bindungskräfte. Und diese zielen auf das Innerste der Kirche, das ewige Leben, die Berufung zur Jesusbewegung, die Heilung von der Angst und das Reifen in solidarischer Liebe. Ich verstehe dieses Forschungsergebnis, weil ich es selbst so erlebe. Ich kenne meine Kirche wie nicht viele im Land von innen her, die Bildungskongregation, die Pfarrgemeinderätinnen und –räte, die Diakone und Priester. Ich bin wohl mehr irritiert als viele andere. Und doch gehe ich nicht. Weil mich vieles bindet.

Dennoch ist in mir in den letzten Jahren eine tiefe Versuchung gewachsen: die innere Emigration. Eine Art innerer Kündigung bedroht mich. Diese hat ihre Wurzeln darin, dass du dich ständig einsetzt, dass das Konzil Früchte trägt. Zugleich aber hast du das Gefühl, dass solche Entwicklungen gar nicht erwünscht sind. Es machte mich sehr betroffen, wenn hochrangige Amtsträger immer lauter gefragt haben, ob das Konzil nicht die Ursache der gegenwärtigen Kirchenkrise sei. Wer so fragt, begibt sich bereits auf einen Retrokurs, weg vom Aufbruch des Konzils.

Ich sage das am Beginn meiner Hoffnungspredigt, weil ich weiß, dass ich nicht der einzige bin, dem es in den letzten Jahren so ging.

Die Welt braucht eine jesuanische Kirche

Eine solche Demotivation vieler in der Kirche ist umso tragischer, als eine lebendige und handlungsfähige Kirche heute der Welt, auch unserem Land, mehr denn je guttäte. Ich erlebe nicht nur in Österreich, sondern darüber hinaus in Europa und dann weltweit eine tiefe Zerrissenheit. Dunkle und helle Seiten ringen miteinander.

Dunkle Wolken auf dem Welthimmel

Viele dunkle Seiten nehme ich wahr:

- Da ist der internationale Terrorismus, der durch herkömmliche Mittel nicht unter Kontrolle zu bringen ist. Er raubt so vielen unschuldigen Menschen, Kindern, Frauen, Jungen und Alten das Leben. Die Gewalt in Syrien zerstört die Lebenshoffnungen einer ganzen Generation. Die Gewalt von Männern gegenüber Frauen ist in vielen Bereichen der Welt ungeschmälert, wie die vielen tragischen Vergewaltigungen und Morde in Indien zeigen.
- Dazu kommt die weltweite Finanz- und Wirtschaftskrise. Zum Teil zahlen wir die Rechnung für eine jahrzehntelange Deregulierung in unserer Gesellschaft, die man zumeist als neoliberal bezeichnet. Tatsache ist, dass den Preis dafür etwa in Griechenland nicht die reichen Reeder bezahlen, sondern die kleinen Leute. Eine Arbeitslosigkeit um die 25% wie in Spanien, die vor allem junge Menschen trifft, schreit einfach zum Himmel. Franziskus, Bischof von Rom: "Ich denke an die Arbeitslosen, die vielfach Opfer einer Mentalität des Egoismus sind, der Gewinn um jeden Preis sucht." (Papst auf Twitter 2.5.2013)
- Ergänzt werden die Strukturen der Gewalt und der Gier durch eine weitverbreitete Korruption. Selbst moderne Länder wie unseres sind davon nicht frei. Steuern werden in Millionenhöhe hinterzogen und dem Gemeinwohl entzogen. Politiker nützen ihre Macht auch zur persönlichen Bereicherung.

Die Psychotherapeutin und Theologin Monika Renz hat ausgelotet, woher dieser menschheitsalte Hang zu Gewalt, Gier und Lüge kommen. Sie meint, dass jede und jeder im Mutterschoß eine tiefe Einheit und vorbewusstes Vertrauen erleben kann. Durch die Geburt geht diese bergende Einheit verloren. Das große Kunstwerk reifenden Lebens besteht nach ihr darin, Vertrauen zu gewinnen – in der Begegnung mit Mutter und Vater und vielen anderen. Gelingt es, Vertrauen aufzubauen, kann ein Mensch ohne Gewalt, Gier und Lüge leben. Misslingt aber der Aufbau von Vertrauen, dann bleibt eine tiefsitzende Angst an der Wurzel der Seele. Ein solcher Mensch lebt in ständiger Selbstverteidigung. Deren bewährte und doch sinnlose Strategien aber heißen die anderen klein machen, Güter aufhäufen und der Wahrheit nicht ins Gesicht schauen. Der große Kulturanthropologe Rene Girard kann daher beobachten, dass die Menschheitsgeschichte von Anfang an durch Gewalt, Gier und Lüge gezeichnet ist.

Die Sehnsucht nach dem Hellen

Bei allen dunklen Seiten: Wir würden sie nicht so deutlich wahrnehmen, hätten wir nicht eine tiefe Sehnsucht nach den gegenteiligen hellen Erfahrungen. Wir sehnen uns nach einer Welt, in der es gewaltfreien Frieden gibt, in der nicht egoistische Gier, sondern Gerechtigkeit herrscht und in der Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit anzutreffen sind.

So ist die Welt zerrissen: dunkel und hell in einem. Theologisch ist es nicht schwer, das Helle als das zu erkennen, was Gott in seine Schöpfung hineingelegt hat und was er durch seinen ständig wirkenden Geist in Erinnerung hält und voranbringt. Viele von diesem Heiligen Geist begabte Menschen ringen um das Gute und Helle: in den Bildungseinrichtungen, in Unternehmen und Gewerkschaftern, in den Medien und in der Politik. Nicht wenige Netzwerke haben sich dem ersehnten Guten verschrieben und finden Unterstützung breiter Kreise in der Bevölkerung. All diese machen sich stark für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Gottes Geist erneuert die Erde.

Gerade in einer solchen zugespitzten Weltentwicklung mit ihrer Zerrissenheit wäre eine starke Kirche ein Segen. Sie könnte, wie Jesus es formulierte, Licht der Welt und Salz der Erde sein (Mt 5,13f.). Es wäre eine Kirche, die nicht mit sich selbst beschäftigt ist. In ihr klingt wider, was Menschen heute umtreibt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ So das Zweite Vatikanische Konzil am Beginn ihrer Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“.

Als Licht der Welt könnte unsere Kirche die Hoffnung stärken: die Sehnsucht nach einer lügefreien-wahrhaften, gierlos-gerechten und daher gewaltfrei-friedvollen Welt.

Und als Salz der Erde könnte sie den Menschen und die Gesellschaften an ihren Wurzeln heilen. Also von jener zerstörerischen Angst, aus der Gewalt, Gier und Lüge erwachsen – in meinem eigenen Leben ebenso wie im Zusammenleben der eins werdenden Welt.

Licht und Salz wird sie in der eins gewordenen Welt aber nicht allein sein, sondern mit allen Menschen guten Willen, zusammen mit Angehörigen anderer Religionen, mit Skeptikern, mit Agnostikern und Atheisierenden.

Die verunsicherte innere Emigration

Die feste Überzeugung, dass es heute eine starke und lebendige Kirche braucht, ändert freilich für sich genommen noch nichts an meiner Versuchung zur inneren Kündigung. Diese wurde allerdings in den letzten Wochen arg verunsichert. Es geht mir persönlich wie manchen Journalisten, die ihre professionelle Kritik an den gesellschaftlichen Institutionen und ihren amtlichen Vertretern derzeit nicht einfach ausüben können.

Der Grund der Verunsicherung hat einen Namen und heißt „Franziskus“, der neue Bischof von Rom (so nennt er sich mit Vorliebe, um die Tür der katholischen Kirche in Richtung Orthodoxie weit aufzumachen). Er stiehlt uns gleichsam die „guten Gründe“, mit denen wir unser wachsendes

Desengagement vor uns und anderen gut rechtfertigen konnten. Er ist kein Klerikaler, keiner der moralisiert. Er kennt aus eigener Erfahrung die enorme Spannung zwischen den Reichen Argentiniens, dem übermächtigen Militär und den Armgemachten in den Slums von Buenos Aires. In seinem Lebensstil demonstriert er, wo er den Platz der Kirche sieht: an der Seite der Armen, der Kleingemachten, der Schuldbeladenen. Er leidet darunter, dass Leben umkommt statt aufkommt.

Gewiss, nicht wenige sagen: Warten wir ab, was noch kommt. Ein paar Schwalben machen noch keinen Kirchensommer. Symbolische Gesten sind noch keine nachhaltige Kirchenreform. Kritiker vom rechten Flügel der Kirche haben bereits von einer „militanten Armut“ geredet. Sie möchten einen überraschungsfreien Papst, und nicht einen jesuitischen Franziskaner, der ständig für Überraschungen gut ist.

Solche Abwarter haben freilich auch in Einem ganz Recht. Die Verunsicherung, die unser Desengagement durch den nicht einzuordnenden Franziskus erleidet, kommt noch nicht einem neuen Engagement, einem persönlichen Aufbruch gleich. Wir können auch aus demotivierten inneren Emigranten zu sympathisierenden Zuschauern mutieren. Manche schrauben in ihren Kirchenlehnstühlen sitzend ihre Erwartungen an Franziskus derart in die Höhe, dass sie dank der so vorhersehbaren Enttäuschungen alsbald mit gutem Gefühl ihre innere Emigration fortsetzen können. Statt mit neuem Engagement in die Jesusbewegung einzusteigen, bleiben sie bei ihrer lautlosen Absetzbewegung.

25 Jahre Weiz

Und Weiz? Seine Pfingstvision? Steht sie nach wie vor für einen Aufbruch in der Kirche? Ist Weiz eine Gemeinschaft nicht von Zuschauern, sondern von Engagierten? Ist Kardinal Königs dringliche Bitte eingetroffen, die er im Jahre 1997 den Weizern ins spirituelle Stammbuch geschrieben hat: „Ich erwarte mir von Euch ein Neues Pfingsten!“, so wie Jahrzehnte zuvor der große Papst Johannes XXIII. bei der Konzilseröffnung und neuestens auch Papst Franziskus. Mich hat eine spirituelle Kritik von Franziskus sehr berührt. Mit Blick auf das 50-Jahre-Jubliäum der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils vermerkte er:

"In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört." Und weiter: "Um es klar zu sagen: Der Heilige Geist ist für uns eine Belästigung. Er bewegt uns, er lässt uns unterwegs sein, er bedrängt die Kirche, weiterzugehen. Wir wollen, dass der Heilige Geist sich beruhigt, wir wollen ihn zähmen. Aber das geht nicht."

Bestrebungen zur Rückkehr in die vorkonziliare Zeit erteilte Franziskus eine Absage. Zurückgehen bedeute "dickköpfig zu sein", "törichte Herzen zu bekommen".

Nun müsste man Augen und Ohren verschließen, wollte man das kraftvolle Wirken des Geistes Gottes in Weiz übersehen. Das Wirken des Geistes hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren viel bewirkt. „Christina lebt“ ist zum

größten Anbieter für mobile Behindertenbetreuung in der Oststeiermark geworden. Die Gruppe „Axé“, die sich mit Günther Zgubic über Jahre in Brasiliens Gefängnissen engagiert und 1,8 Mill. Euro aufgebracht hat, wird sich in Zukunft einem Projekt in Afrika verschreiben. Auf dem kräftigen Stamm der Pfingstvision ist die „Solidarregion Weiz“ entstanden, eine unüberhörbare, moralische Stimme in der Region. Aus der interreligiösen und überparteilichen Initiative „WAY of HOPE“ ist eine kraftvolle „Spirituelle Bewegung für einen globalen Wandel“ geworden.

Doch stellen sich auch Fragen. Der amerikanische Forscher Saarinen erkundete, wie lebendig Organisationen sind. Seine Einsicht: Organisationen haben einen „life-cycle“, einen Lebensbogen. Dieser verläuft von der Geburt über die Kindheit und die Jugendzeit hin zu Erwachsenenalter. Dann beginnt das Altern. Es ist daran zu erkennen, dass die Kraft der Gründungsvision nachlässt. Just dann, so vermerkt Saarinen etwas schelmisch, feiern die meisten Jubiläen.

Ist auch Weiz in Gefahr, dass sich die jugendliche Kraft der Gründungsvision abschwächt? Gemeint ist nicht, was auf dem Papier oder der ausgezeichneten Homepage steht und von früher erzählt wird. Auch die Weizer Pfingstvision ist nur so stark wie die Menschen, die sie heute tragen. Die damals Jungen kommen in die Jahre. Und die jungen Menschen in Weiz heute? Schon mit Blick auf die junge Generation benötigt die Weizer Pfingstvision ein Neues Pfingsten.

LEBENSWENDEN

Heirat

1995 An old Chassidic Story

For Hemma and Arjun; for Elesa and Clemens (2011)

"A matronly woman asked the Rabbi Jose ben Chalafta: In how many days did God create his world? The Rabbi answered: in six days. The matronly woman continued to ask: And what has he been doing since then? He is bringing couples together. I can do that also, said the matronly woman. Even I have many servants and maids. In less than one hour I can make them couples. Rabbi Jose said: This may be easy in your eyes, but for God it is as difficult as to divide the sea of reed. After that the matronly woman left the Rabbi.

What did the matronly woman do then? She took a thousand knights and a thousand maids, stood them in a double row and gave the order: This one and this one has to marry that one and that one. And so she joined them all in marriage in one night.

The next morning the married servants and maids came to the matronly woman. One's head was smashed, the other had her eyes pulled out, another had his leg broken; the one said: I don't want her; and the other said: I don't want him.

Upset the matronly woman sent for and called the Rabbi Jose ben Chalafta. She said to him: Your Tora is true, useful and convenient for the circumstances. Everything you have said was correct. But Rabbi Jose answered: So I turned out to be right. It may be easily in your eyes to get married, for God it is as difficult as to divide the red sea."

"God joins couples together"

Why does God join couples together? One possible answer could be: Because he wants to give an opportunity for love.

Playfully the bible tells, that God is an unwavering God (Dtn 32,4), who has created the world out of love: ex amore. And God did this to emanate his innermost being, it is his unlimited love, into creation.

This theological statement sounds quite simple. But it has enormous consequences: Firstly, it means, that love is divine, and therefore boundless, incomprehensible, always overflowing. Nothing can confine it. Love is stronger than death. Wilder than all forces of order. Love is almost anarchic.

It is exactly for this force of his own love that God opens a room, between human beings, in human love. It is not surprising, that love ignores our cultural conventions. Such love doesn't stop at the boundaries of culture, of gender, of education, of wealth. So human beings come together finally in an unexplainable way. God joins couples together; even over continents.

"This can I do too, said the matronly woman"

Only oblivious persons and beginners may have the opinion, that love is easy. On the contrary it is one of the greatest feats, to fit the unlimited within the boundaries of time and space. It is a very high art, to live the profound love in human manner.

He who loves, ultimately is searching for a God,
that is for someone who satisfies him so much, that neither limit nor boundary

exist: therefore eternity and infinity.
The one promises the other such a fulfillment.
But who can guarantee this?
Therefore the first virtue of love is mercy:
It makes me forgive because the other cannot be my God.
(Roman Bleistein, 1975)

Saint Paul gives us in his letter to the Christian community in Corinthia instructions for loving on the basis of mercy. And so is love in the context of mercy:

Love is patient and kind; love is not jealous, or conceited, or proud; love is not ill-mannered, or selfish, or irritable; love does not keep a record of wrongs; love is not happy with evil, but is happy with the truth. Love never gives up: its faith, hope, and patience never fail. Love is eternal.

"It may be easy in your eyes; but for God it is more difficult than to divide the red sea"

All this may suggest that we should dissuade from love. But the Chassidic text doesn't want to give this advice. It says only: God makes such love possible, because a spark of his love is in the loving and therefore God himself divides the impassable sea of love and makes it passable.

Wherever such love happens, it becomes a sign that God is at work. He joins couples together. The light of his love is a gift to the lovers.

But then it is not more surprising, that Jesus says: Where this light for the world falls, human beings become like an enlightened city on high. They become light for the world: "You are like the light for the world!" (Mt 5, 14). If people live out of the power of this love, they can be a testimony for a God who is considerate und unswervingly true.

1. Love is the nature of God and therefore of the human being. It is totally boundless. It is present in everybody and binds together without limitation. Because God loves everybody, love can exist among all human beings.

2. Love has to be cultivated carefully. in order to realize and to sustain the unlimited in a context of limited possibilities. Marriage is an important way to cultivate love-.

3. One who succeeds to live visibly something of the overwhelming love, becomes not only a mirror of the light of God in his own life, gut becomes a light for the world. It helps us to read Gods unwavering love.

Now let us start with the marriage ceremony.

2002 Menschsein unter offenem Himmel

Zur Taufe von Neha Sophia.

Stephanus aber, voll Gnade und Kraft, tat Wunder und große Zeichen unter dem Volk. Doch einige von der sogenannten Synagoge der Libertiner und Zyrenäer und Alexandriner und Leute aus Zilizien und der Provinz Asien erhoben sich, um mit Stephanus zu streiten; aber sie konnten der Weisheit und dem Geist, mit dem er sprach, nicht widerstehen. Als sie das hörten, waren sie aufs äußerste über ihn empört und knirschten mit den Zähnen.

Er aber, erfüllt vom Heiligen Geist, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen. Da erhoben sie ein lautes Geschrei, hielten sich die Ohren zu, stürmten gemeinsam auf ihn los, trieben ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Die Zeugen legten ihre Kleider zu Füßen eines jungen Mannes nieder, der Saulus hieß. So steinigten sie Stephanus; er aber betete und rief: Herr Jesus, nimm meinen Geist auf! Dann sank er in die Knie und schrie laut: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an! Nach diesen Worten starb er.

(Apg 6,8-10; 7,54-60)

1. Wir heutigen Leben wie metaphysische Maulwürfe, in den dunklen Gängen einer Wirklichkeit, in der wir uns auf das Diesseits vertrösten. Der Himmel über uns ist aber verschlossen.

Stephanus dagegen ist ein Mann, der den Himmel offen sieht. Gläubige Menschen leben unter einem offenen Himmel. Hauptaufgabe aller Religionen, einschließlich der christlichen Kirchen, ist es, den Menschen den Himmel offen zu halten.

2. Der Mystiker, der Himmelsschauer Stephanus, arbeitet für die Armen. Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen auf. Mystik und Politik, Kontemplation und Aktion, Gottes- und Nächstenliebe sind ineinander verwoben.

3. Als Stephanus im Tod in den offenen Himmel schaut und zu denen, die ihn in den Tod steinigen, noch reden kann (obwohl diese schreien und sich dabei die Ohren zuhalten!), ruft er ihnen zu, was er sieht: den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen. Alle Religion ringen um Gott. Dabei entstehen vielfältige kunstvolle Bilder. Für die Christen hat Gott ein Gesicht bekommen: das des Menschensohnes. Dann braucht es keine Bilder mehr.

Nicht wenige werden dieses Gesicht Gottes erst im Tod schauen.

Christen glauben, dass wir es jetzt schon sehen: darauf taufen wir Neha Sophia jetzt.

2012 Taufe

Jetzt aber - so spricht der Herr, /
der dich geschaffen hat, Jakob, /
und der dich geformt hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, /
ich habe dich beim Namen gerufen, /

du gehörst mir.
Wenn du durchs Wasser schreitest, bin ich bei dir, /
wenn durch Ströme, dann reißen sie dich nicht fort. Wenn du durchs Feuer gehst, wirst du nicht versengt, /
keine Flamme wird dich verbrennen.
Denn ich, der Herr, bin dein Gott, /
ich, der Heilige Israels, bin dein Retter.

I give you a short meditation to this wondrous text from the Old Testament.

We learn much about ourselves. We are defenceless in a deep way in our life. In the pictures of the text: We must go by water and fire - by high tides and embers. The picture is so touching that it happens also in the opera of Wolfgang Amadeus Mozart, the magic flute. The two loving people, Pamina and Tamino, insist the threats together.

So the prophet teaches us: You are not alone in any threat. God goes by fire and high tides, by with you we would "thick and thin", so say a little more banally.

The spiritual tradition has a picture for this God of the protection: The angels. So the old people tell us that every man has a guardian angel. Perhaps God needs you parents and godparents as guardian angels for your child?

In October last year I was in Tibet. Three Buddha pictures are in the old cloisters there: The Buddha of the compassion (he is always reincarnated in the Dalai Llama), the Buddha of the wisdom (in the Panchenllama) and the Buddha of the protection (in the Karamapallama). All the great traditions of mankind know this longing of man for protection in the midst of our deep feeling that we are defenceless.

This is the good message of this service: God protects all people. Moritz and Max also. And we are celebrating this now. And praise the good God for this together.

2005 Du bist die Würze meines Lebens

Für Eva und Gregor: Spitz an der Donau.

Ihr *seid das Salz der Erde.*
Wenn aber das Salz seinen Witz verliert,
womit soll gesalzen werden?
Zu nichts taugt es mehr,
als hinausgeworfen und von den Menschen zerstampft zu werden.

Ihr seid das Licht der Welt.
Eine Stadt, die hoch auf dem Berge liegt,
kann sich nicht verstecken.
Man zündet auch keine Leuchter an und stellt sie unter den Krug, sondern auf den Leuchter:
Dann stahlt sie allen im Haus.
So erstrahle euer Licht vor den Menschen,
auf dass sie sehen eure guten Taten und verherrlichen euren Vater - den in den Himmeln.

(Mt 5, 13-16 übersetzt von Fridolin Stier)

„In der Kürze liegt die Würze."

Wer im Internet Ehe ins Google eingibt, kommt auf 1,610.000 Treffer Noch weit mehr erhält man bei Gott: 3,680.000, und die Liebe schlägt mit 4,730.000 auf Gott noch. Die Würze nimmt sich mit 267.000 Treffern dagegen dürftig aus.

Ein bewährter Treffer lautet:

In der Kürze liegt die Würze.

Ich meine damit nicht Eure Ehe, sondern meine Predigt.

Zurück zum Internet: Dieses ist heute nicht nur eine Fundgrube für Diplomarbeiten, sondern bietet auch Anregungen für Trauungspredigten. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, Euch noch wenige Kostproben meiner Recherche zu geben, obwohl eine Tischrede nachher dafür ein besserer Ort wäre als diese Trauungspredigt.

Da stößt man bald auf einen einschlägigen Satz von Roda-Roda:

Die Würze einer langen Verlobungszeit liegt darin, dass die Bräute wechseln.

Aber ihr wollte jetzt eine Heirat, wo es keinen Wechsel mehr gibt. Also keine Würze mehr? Roda-Roda scheint das anzunehmen und zu bedauern.

Und der Spruch, den eine Maria Anna mit der Bemerkung „Ui - ganz ein feiner Spruch ist das hier" einführt, bringt auch nicht so richtig weiter:

Fehlschläge sind die Würze, die dem Erfolg sein Aroma geben.

Das Evangelium, das ihr zu Eurer Hochzeit gewählt habt, hindert mich, dieser würzigen Spur weiter zu folgen, obgleich der Heiterkeit noch lange kein Ende wäre – von Bernhard Shaw ganz zu schweigen, der einmal treffsicher sagt:

Ich zitiere mich gern selbst; es gibt meiner Konversation würze.

Paulus hat das Gemeinte im Brief an die Kolosser vornehmer gesagt:

Eure Worte seien immer freundlich, doch mit Salz gewürzt; denn ihr müsst jedem in der rechten Weise antworten können. (Kol 4,6)

Eine Anleitung auch an Partner, die sich nur allzu gern selbst reden hören statt zunächst aufmerksam und achtsam zuzuhören!

Also: Das Evangelium sagt Euch auf den Kopf zu:

Ihr seid das Salz der Erde.

Das ist ein neuer Akzent. eine hilfreiche und zugleich gefährliche Variation Eures Themas „Würze".

Salz heilt; es konserviert; Salz trägt dazu bei, dass verderbliche Speisen unverdorben bleiben. Salz schmeckt. Da kann es schon gut tun, wenn die andere, der andere für einen etwas vom Salz an sich hat.

- Nicht um einem das Leben zu versalzen. Das wäre bei einer zu hohen Dosis der Fall. - Auch nicht als Ersatz für die eigenen Lebenssuppe.
- Schade wäre es auch, wenn sich der andere für Salz hält, aber sein Salz „den Witz" (Fridolin Stier) verloren hat. Jesus meint, dass man es dann hinauswirft auf die Straßen des Lebens und von anderen zertreten lässt. Oder nach Lukas (14,35): Es taugt weder für den Acker noch für den Misthaufen, man wirft es weg. Eine schale Ehe…

Wie könnt ihr da durchfinden, zwischen dem Versalzen und dem Schalwerden? Zwischen dem Zuviel und dem zu wenig? Zwischen Romantikbolzerei und desinteressierter Langeweile? Dazu ein wenig mehr.

Ora et labora

Die zwei „Beine", mit denen wir durchs Leben gehen, sind „lieben und arbeiten". Der große Europäer Benedikt von Nursia, Gründer des Ordens der Benediktiner, hatte daher als Hauptmotto für seine Mönche formuliert: ora et labora, bete und arbeite.

Das hält auch eine Beziehung dosiert würzig.

- Orare zielt auf das Zweckfreie: das Spiel, die Feste der Liebe, das Erkennen, die Begegnung.
- Laborare wieder meint das Zweckvolle: Broterwerb, Hobbies. In der Ehe vor allem Kinder.

Das Zweckfreie wird heute mehr der Freizeit zugeordnet, das Zweckvolle der Sozialzeit und der Arbeitszeit.

Wenn es von beidem – gut ausbalanciert – genug gibt in der Ehe, dann hat sie die Chance, interessant, lebendig, würzig, schmackhaft, gut gesalzen zu sein.

Aber so einfach ist das heute nicht mehr. Es ist für Euch schwieriger geworden, Eure Ehe würzig zu erhalten, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Denn:

Heute gehen Eheleute getrennt ihrer Arbeit nach. Sie teilen Arbeit nicht mehr wie einst am Hof oder im Handwerksbetrieb. Oftmals bleibt als gemeinsame Arbeit ein Kind: aber auch das hat abgenommen. Europas Jugendliche, so lese ich, wünschen sich immer weniger Kinder, und die faktische Kinderzahl ist in

Europa mit 1,39 so niedrig, dass wir kurzfristig als Bevölkerung altern und langfristig aussterben.

Da bleibt dann vielen Paaren nur noch das orare übrig. Tatsächlich war die Ehe noch nie so romantisch wie heute. Das Gefühl zählt. Die romantische Liebe. Und die ist, so kann jeder Wissenschafter leicht nachweisen, ziemlich hormongestützt. Nichts ist so labil wie der menschliche Hormonhaushalt. 60% der Ehepaare in Wien wandeln daher den Roda-Roda-Spruch ab: Sie entrinnen ihrer witzlosen Ehe, indem sie ein weiteres romantisches Abenteuer suchen. Matthis Horx meint, der fliegende Wechsel werde künftig noch rascher verlaufen. Im Lebensdurchschnitt würde Mann und Frau etwa 21,7 Partner brauchen, um endlich den Traummann, die Traumfrau gefunden zu haben. Viele werden zuvor schon das Zeitliche gesegnet haben.

Die Fragen, die Ihr Euch stellen könnt, liegen auf der Hand:

- Wie kann in Eurer Ehe gemeinsames Laborare eine Chance erhalten?
- Und wie kann Eure Liebe vor dem romantischen Verfallstrend bewahrt werden?

Das Evangelium, genau gelesen, hilft weiter. Es heißt dort ja nicht: Ihr seid füreinander das Salz, sondern Ihr seid miteinander das Salz der Erde. Also nicht Salz füreinander, Würze füreinander (das auch), sondern noch mehr Weltwürze. Und je mehr ihr euch den anderen, in die Welt hinein solidarisch öffnet, desto mehr hat auch eure Ehe eine gute Chance. Ehe ist dann nicht ein Weg aufeinander zu (das braucht es auch und kostet viel Zeit, geht aber vorbei). Ehe ist vielmehr ein Weg Schulter an Schulter, mit dem Blick auf andere.

1. Also noch einmal: mit Blick auf Kinder. Da habt Ihr ja schon ein wenig vorgearbeitet.

Natürlich sind uns allen in unseren Sonntagsreden Kinder lieb und teuer, auch wenn sie nach Europaweiten Studien erst nach dem Auto rangieren, was ihren moralischen Schutz betrifft.

- Die Praxis schaut dann auch dementsprechend aus: Ausbildung, Erwerbsarbeit, Karriere für Frau und Mann. Kinder stören dann ganz schön. Schwierige Fragen tauchen auf, die randvoll mit Konflikten für ein Paar sind: Wer bleibt daheim (unsere Kultur hält als Deutung die ätzende Formel „zurück an den Herd“ zur Verfügung), wer kann weiterarbeiten?
- Kinder brauchen Zeit, qualitätsvolle Auseinandersetzung, kosten Nerven, bringen Glück. Das ist alles nicht umsonst. Kinder brauchen Väter, sollen sie genug Daseinskompetenz erwerben. Väter brauchen Kinder, um nicht Barbaren zu werden – so Hartmut von Hentig, renommierter deutscher Pädagoge an die Adresse von uns Männern. Immer mehr werden Kinder heute zu einem Zeichen für Solidarität, für Teilen. Wie aber kann man als neuer Mann, als moderne Frau teilen, wenn man immer von der Angst gepeinigt wird, zu kurz zu kommen?
- Ich wandle Jesus ab: Ihr seid das Salz der Kinderwelt. Das wäre was für ein so christlich geformtes junges Paar wie Euch! Mit eurem Julian habt ihr ja schon einen guten Anfang gesetzt.

2. Es bleibt aber nicht bei der Kinderwelt. Die Erde, deren Salz ihr seid, weitet sich. Der Blick geht auf die Kommune, das Land, auf Europa, auf die Welt.

- Nur so kann es Jesus gemeint haben, wenn er vom Salz der Erde und vom Licht der Welt sprach. Jesus wirkte zwar lokal, dacht aber global. Das geht auch nicht anders: Wenn nur ein Gott ist, dann ist jede, jeder einer von uns.
- Es gibt dann nicht viele Welten, sondern nur die eine Erde. Mit den vielen Ungerechtigkeiten, dem drohenden „crash of civilizations“ (S. Huntington) zwischen einem verbuschten Christentum und einem fundamentalistischen Islam.
- Es gibt die Armutsmigranten: also das Wandern jener Frauen, Männer und Kinder, die im eigenen Land keine Hoffnung haben, in den nächsten Jahren Arbeit zu finden. Wir sollten aufhören, diese Migranten und Asylanten zynisch Wirtschaftsflüchtlinge zu nennen. Sie kommen zu uns, weil wir vorher nichts für sie getan haben. Wir sollten sie Hoffnungsflüchtlinge nennen und werden morgen froh sein, dass sie unserem Altersheim Europa über die Runden helfen.
- Ich behaupte, eine Ehe, in der es einen weltweiten Horizont mit gemeinsamen Projekten gibt, hat mehr Chancen: Sie ist nicht in Gefahr, zu einem arg engen Eheschließfach zu werden, wo jemand bei der ersten (und oft gar nicht besten) Gelegenheit davongeht. Statt das Weite zu suchen, wäre es besser vorher schon die Weite zu suchen. Wie kann man aber die Kraft aufbringen, miteinander für andere: Kinder und die Armen der Welt dazusein?

Wer begriffen hat, dass es letztlich die Angst um uns selbst ist, die uns daran hindert, dann hilft weiter, was diese Angst kleiner macht. Für mich ist das dann der Fall, wenn ich radikal auf Gott setze. Nada te turbe, so heißt es in einem der modernen Taizé-Lieder – getextet nach einem spirituellen Leitsatz der großen Teresa von Avila: Nichts soll euch ängstigen, nichts geht euch ab – wenn ihr nur das Risiko eingeht, auf Gott zu setzten.

Es ist vielleicht die befreiendste Voraussetzung für eine dauerhafte Ehe, dass man den anderen nicht mehr braucht, nicht einmal oLebenswürze. Denn oft genug erwarten wir vom anderen so viel Würze, wie letztlich nur Gott schenken kann. Wenn aber jemand begriffen hat, dass Gott genügt, dann bekommt der andere überraschender Weise das Recht, ein sehr begrenzter Mensch zu sein, der natürlich (in guten Zeiten) auch ein wenig zur Würze des Lebens beiträgt, den ich aber auch dann noch trage und ertrage, wenn ihm das Würzige und Witzige ausgeht. In guten wie in bösen Tagen also, wie ihr gleich öffentlich versprechen werdet und was im Ernstfall so schwer einzuhalten ist.

Finale

Ich kann nicht aufhören, ohne noch einmal auf das Thema Würze zurückzukommen. Wer unter Würze googelt, stößt irgendwann auch auf den Satz:

Das Geheimnis der Würze
kannte nur der Abt.

Es handelt sich um das würzige Bier. Und das wird ja bekanntlich mit Malz gebraut. Von Malz zu Malzer ist der Sprachweg nicht weit. Ob das nicht ein gutes Omen ist? Gregor wäre dann der Abt, der das Geheimnis kennt. Oder der Hopfen, wie das Sprichwort sinnig formuliert:

Hopfen und Malz - Gott erhalts.

2006 Kirchliche Heirat – ein Risiko für Avantgardisten

Ehe light?

Sie klingt vernünftig. Man kann leichter auseinandergehen. Sie ist eine Form, die allen zugänglich gemacht werden kann: nicht nur den Homophilen, sondern auch den Heterophilen. Ein Ersatz für das anspruchsvolle Ehemodell. Eine wirkliche Gleichstellung nach unten, eine Entdiskriminierung überraschender Art.

Ein solches Modell kommt dem Zeitwunsch entgegen. Es erweitert die Möglichkeit, das eigene Glück zu optimieren, sich dazu rasch und unbürokratisch mit jemandem zu verbünden und diese Person gegebenenfalls, wenn sie dem persönlichen Glück im Weg steht, auch ebenso „light“ wieder loszuwerden. So trägt es bei, die Angst zu beruhigen, man könnte mit seinem Wunsch nach dem optimalen Glück auf Erden in den knappen berechenbaren neunzig Jahren zu kurz kommen.

Allerdings geschieht ein nicht belangloser Wechsel im Grundverständnis von „Kultur“. Ihr war bislang zugedacht, den Menschen anspruchsvoller zu machen. Die Latte soll höher gelegt werden. Noch mehr, es gab auch über Bildung eine Art Sprungtraining, um eben auch höhere Latten überspringen zu können. Der Traum zumal der Aufklärung, in Mozarts Zauberflöte musikalisch umsungen, war, dass es anspruchsvolle Taminos gibt, obgleich für die Papagenas und Papagenos und ihre leichtere Kultur von Liebe und Essen um Verständnis geworben wird. Heute hingegen scheint man auf das Anspruchsvolle verzichten zu wollen. Das zeigt übrigens auch das liberalistische Gezeter um den Zölibat: wobei amüsant ist, dass gerade Eheleute (und Männer, die einmal Priester werden wollten, und jetzt verheiratet sind) ihn als unlebbar ausgeben.

Es ist an der Zeit, avantgardistisch für das Anspruchsvolle zu werben. Also für das Risiko einer Ehe pur. Dem Ausgedünnten ist das Unverdünnte entgegen zu setzen. Ehe pur ist eine künstlerische, Ehe light hingegen eine banale Lebensform. Der Anspruchsvolle wird sich dabei selbst trainieren müssen, sich um seine persönliche Reifung kümmern – denn auf das Institutionelle ist heute gesellschaftlich wenig Verlass. Anspruchsvolle werden das Risiko wagen, kein Ablaufdatum zu akzeptieren. Sie zeigen sich wild entschlossen, alles Erdenkliche zu tun, dass ein Auseinandergehen nicht nötig sein wird.

Solchen kulturellen Avantgardisten, solchen Künstlern in Sachen der Liebe, gilt eine überraschende Verheißung: Liebe wie Leben wachsen umso eher, je mehr man riskiert.

Kinder

Zum bequemen Lebensstil übersatter Kulturen gehört, dass Kinder immer mehr stören. Bislang war zwar noch ein platonischer Kinderwunsch vorhanden, den man mit außerhäuslichen Entsorgungseinrichtungen für Kinder oder mit Kinderschecks bewirtschaften wollte. Jetzt haben wir immer mehr von diesen Förderungen. Aber es steigt nicht die Kinderzahl, sondern es sank der Kinderwunsch. Ein Therapeut sagte es unlängst treffend: Eltern haben für Kinder nichts mehr „übrig“ Ich hörte das zunächst moralisch,

musste dann aber lernen, dass die Leute moralisch nicht so schlecht sind, wie wir Katholiken sie manchmal haben möchten. Der Therapeut: Hör das energetisch. Die Menschen sind mit sich selbst und ihrem persönlichen Glück so beschäftigt, dass sie keine Kraft und Lebensenergie mehr für Kinder parat haben.

So haben wir uns inmitten des Reichtums entschieden, als Kulturvolk auszusterben. Vielleicht eine versteckte Form der Entwicklungshilfe: Wir machen für die überbevölkerten armen Regionen der Erde Platz. Bei uns.

Übrigens haben wir kirchlich diese Entwicklung ein wenig mitgetragen, ungewollt, aber faktisch doch. Stets lehrte die Kirche, der Zweck der Ehe seien Kinder. Deshalb ist die Kirche auch logischer Weise dagegen, dass homophile Paare Kinder adoptieren. Eine Mutter ist wirklich genug. Ein Vater hingegen immer notwendig. Dann aber haben wir, unter dem Druck der Romantisierung der Liebe die Ehe vorrangig der Liebe des Paares gewidmet. Die Kinder sind immer mehr in den Hintergrund getreten, obgleich ein bewusster Ausschluss von Kindern eine kirchliche Ehe ungültig macht. Von der Nachreihung zur Ausreihung der Kinder ist der Weg nicht mehr weit.

Es ist an der Zeit, eine Lobby für Kinder zu gründen und die Gesellschaft von den Kindern her zu rekonstruieren: auch den Lebensraum der Familie, der mit einer Eheschließung kirchlicher Art begründet wird. Das macht die kirchliche Ehe zu einer avantgardistischen Einrichtung, weil sie nicht mehr der solistischen Selbstinszenierung von zwei Personen dient, sondern zum Aufbau eines Lebensraumes von Stabilität und Liebe, wo Erwachsene und Kinder ein Dach über ihrer Seele finden und gedeihen können.

Noch einmal zeigt sich die Zukunftslosigkeit der Ehe light. Denn sie setzt auf Destabilisierung statt auf Stabilität und ist deshalb als Lebensraum für Kinder gänzlich ungeeignet – und das nicht nur deshalb, weil das Kind dort nicht sicher in den Genuss von Personen mit unterschiedlichem Geschlecht kommt. Die Ehe light ist damit auch eine gekonnte Anleitung für Frauen zum Thema: Wie werde ich möglichst rasch eine Alleinerziehende?!

Salz der Erde, Licht der Welt

Immer mehr schätzte ich die „Antiquiertheit“ (Günther Anders) der Kirche und das von ihr verkündete Evangelium Jesu Christi. Dieses erweist sich geradezu in Zeiten, in denen die Zukunft immer mehr aufgegeben wird, als höchst avantgardistisch. Es mutet das Risiko zu: einer Ehe pur, und wirbt für Kinder und sorgt sich darum, dass diese einen stabilen Gedeihraum bekommen können.

Wer sich also in der Kirche vor Gott trauen lässt, traut sich tatsächlich was. Trauung wird zu einer Option für das Risiko, für eine produktive, avantgardistische Alternative. Sie signalisiert den Ausbruch aus einer zukunftsarmen Banalisierungskultur.

Das ist zunächst gut für die, die sich trauen. Denn es eröffnet sich ein Raum, in den der Mensch sich in radikaler Freiheit hineinfindet, um dort mit einem anderen zusammen das zu werden, was die Urberufung des Menschen ist. Das ist, eine Liebende, ein Liebender zu werden. Anders verdienen wir den Ehrentitel Ebenbild Gottes nicht: der Liebe pur ist.

Es ist gut auch für Kinder, die Gott euch schenkt und für die ihr gemeinsam euch engagieren wollt. Ihr schafft für sie einen stabilen Gedeihraum und seid entschlossen, Ihnen das zu sein, was sie als Lebensmittel so dringend brauchen: Vater und Mutter in Ruf- und Reichweite.

Es ist aber schließlich auch gut für das Land: Dieses wird nicht an der Gleichstellung nach unten, sondern nur durch den Mut von risikofreudigen Avantgardisten genesen. Das macht euch zum Salz der Erde, der Nation. Und je mehr andere den „light“ Weg gehen, umso mehr werden die risikofreudigen Jesusnachfolger auffallen. Je finsterer es ist, desto heller leuchtet dann euer Licht. Denn ihr seid dann nicht nur heilendes Salz der Erde, sondern auch wegweisendes Licht der Welt.

Wenn Ihr euch jetzt noch traut, dann trau ich euch.

2007 Gott führt Ehepaare zusammen

Für Steffi und Johannes:

Liebes Brautpaar, liebe Steffi, lieber Johannes!

Gott hat euch zusammengeführt, heißt es im Sondergebet inmitten des Hochgebetes dieser Trauung. Zu diesem göttlichen Tun erzählt eine Chassidische Geschichte:

"Eine Matrone fragte des Rabbi Jose Ben Chalafta: In wie vielen Tagen hat Gott seine Welt erschaffen? Der Rabbi antwortete: in sechs Tagen. Die Matrone ragte weiter: Und was tut er seitdem? Rabbi Jose erwiderte: Er bringt die Ehepaare zusammen. Das kann ich auch, versetzte die Matrone; ich habe zwar sehr viele Knechte und Mägde, aber in einer knappen Stunde kann ich sie miteinander zur Ehe verbinden! Rabbi Jose sprach: Das mag leicht sein in deinen Augen, für Gott jedoch ist es so schwierig wie das Spalten des Schilfmeeres. Darauf verließ der Rabbi die Matrone und ging fort.

Was tat die Matrone? Sie nahm 1000 Knechte und 1000 Mägde, stellte sie in einer Doppelreihe auf und befahl: Der und der soll die und die heiraten! Und so verband sie alle in einer Nacht zur Ehe.

Am nächsten Morgen kamen die verheirateten Knecht und Mägde zur Matrone: Dem einen war der Kopf zerschlagen, dem anderen war ein Auge ausgerissen, wieder einem anderen war ein Fuß gebrochen; der eine sagte: die will ich nicht, und jene sagte: den will ich nicht.

Bestürzt sandte die Matrone hin und rief den Rabbi Jose ben Chalafta zu sich. Sie sprach zu ihm: Eure Tora ist wahr, brauchbar und den Umständen entsprechend ist sie; alles was du gesagt hast, hast du richtig gesagt. Rabbi Jose jedoch erwiderte: Ich habe somit recht behalten; wenn das Eheschließen auch leicht ist in deinen Augen, für Gott ist es so schwierig wie das Spalten des Schilfmeeres."

Das Zusammenführten ist heute für Gott wohl leichter als das Zusammenhalten. Aber auch dafür gibt Euch Gott Mittel, um die Liebe zu nähren und durch Entfaltung lebendig zu erhalten.

Achtung und Aufmerksamkeit

Ein erstes Nahrungsmittel der Liebe ist Achtung und Achtsamkeit. Eingeschlossen sind durchaus Konflikte (sie sind Zeichen des Lebens und der Entfaltung, die Eure Liebe sucht und finden wird – Bewahren allein wäre der Anfang vom Ende): Der einzige Ort im Leben wo nur Frieden ist, ist der Friedhof. Das braucht Eure Ehe nicht sein. Achtsamkeit heißt: sich zusammenreden statt lautlos auseinanderschweigen. Erfahrene Paare haben auf der Toilette ein Stoffherz. Steht ein Thema an, wird eine Nadel ins Herz gesteckt – als Bitte um ein baldiges Gespräch. Das ist gerade für uns Männer eine diskrete Art angesichts unserer „Gesprächsresistenz“ ein heilendes Gespräch zu beginnen.

Vergeben und Erbarmen

Ein zweites hochwichtiges Nahrungsmittel ist die Kraft zu vergeben. Die meisten von uns richten sich im Lauf der Zeit ein „Museum von Verletzungen“ ein. Kommt es dann zu einer neuerlichen Verwundung, dann nimmt man den anderen mit und gibt ihm eine lange Führung durch dieses Museum. Die Botschaft: Du änderst Dich ja doch nie. Es ist wie immer.

Zum Gelingen einer lebenslangen Ehe ist aber noch eine Vergebung anderer Art stets nötig, die leise und unbemerkt in die größte göttliche Tugend mutiert – das Erbarmen: Es geht um die erbarmungsreiche Vergebung dafür, dass der andere nur ein Mensch mit Grenzen und Fehlern ist – und gar kein anderer sein *kann*. Ein Mensch ohne solche Grenzen wäre letztlich Gott. Aber eben nach diesem sehnen wir uns letztlich, übersehen aber oftmals in der romantischen Liebe, dass die maßlose Sehnsucht nach Gott nicht auf den Partner, die Partnerin gerichtet werden darf.

„Bis der Tod uns scheidet!“

In der Liturgie schwört Ihr schließlich in aller Öffentlichkeit: „Bis der Tod uns scheidet!“

Einen Diakon machte das bei einer Fortbildung traurig. Auch im Himmel möchte er die Frau seiner Liebe wiedererkennen. Steht aber nicht das Wort Jesu entgegen, dass im Himmel nicht mehr geheiratet wird? Nach der Auferstehung werde deshalb nicht das Beziehungschaos pur herrschen, auch nicht die dann geheiligte Polygamie und Polyandrie. Liebe wird frei geworden sein und wird der Begrenzung auf die Ehe nicht mehr bedürfen.

Das spricht aber nicht gegen das Wiedererkennen derer, die auf Erden zu lieben begonnen haben. Den Auferstandenen erkannten die Jünger an den Wundmalen. Davon gibt es in wahrer Liebe genug.

Wenn Ihr Euch jetzt noch traut, dann trau ich Euch!

2009 Ja natürlich heiraten wir!

Für Christine und Christoph, Bad Ischl

Lesung: Gen 1, 1. 26-31

Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich. Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land. Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen. Dann sprach Gott: Hiermit übergebe ich euch alle Pflanzen auf der ganzen Erde, die Samen tragen, und alle Bäume mit samenhaltigen Früchten. Euch sollen sie zur Nahrung dienen. Allen Tieren des Feldes, allen Vögeln des Himmels und allem, was sich auf der Erde regt, was Lebensatem in sich hat, gebe ich alle grünen Pflanzen zur Nahrung. So geschah es. Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut. Es wurde Abend und es wurde Morgen: der sechste Tag.

Evangelium: Mt 13, 3-8

Und er sprach lange zu ihnen in Form von Gleichnissen. Er sagte: Ein Sämann ging aufs Feld, um zu säen. Als er säte, fiel ein Teil der Körner auf den Weg und die Vögel kamen und fraßen sie. Ein anderer Teil fiel auf felsigen Boden, wo es nur wenig Erde gab, und ging sofort auf, weil das Erdreich nicht tief war; als aber die Sonne hochstieg, wurde die Saat versengt und verdorrte, weil sie keine Wurzeln hatte. Wieder ein anderer Teil fiel in die Dornen und die Dornen wuchsen und erstickten die Saat. Ein anderer Teil schließlich fiel auf guten Boden und brachte Frucht, teils hundertfach, teils sechzigfach, teils dreißigfach.

Das ist eine kühne Rede – der Text aus der Genesis über uns Menschen. Abbild – Ebenbild Gottes sind wir. Gottartig, gottförmig also – und das jeder Mensch, ob er glaubt oder nicht, Atheist ist oder Christ.

Gott aber ist in sich lautere Liebe (dreifaltig sagen wir, um den innergöttlichen Strom der Liebe anzudeuten). Kurz: „Deus caritas est“. Er ist ein Liebender. Unbeirrbar treu, voll von Erbarmen, hält die Treue auch in „bösen“ Tagen.

Ihr seid ein Abbild: Ursehnsucht des Herzens – eine Liebende, ein Liebender zu werden. Und das nicht ausschließlich, aber hauptsächlich miteinander.

„Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe.“ (1 Joh 4,8)

Das klingt alles so schön, dass man hier aufhören könnte. Jede fühlt: Das ist es. Genauso wünsche ich es mir. Was für ein Traum! Ein liebender Mensch zu sein.

Und dann fällt unser Blick auf die Realität und ernüchtert uns gewaltig.

Zwar behalten wir das Ziel vor Augen: Liebende zu werden und zu lieben; wir setzen dem Projekt auch keine zeitliche Grenze. Aber nicht wenige fühlen nach mehr oder minder, kürzer werdender Zeit: Es geht nicht mehr mit ihr, mit ihm. Die Liebe wächst nicht mehr, sie reift nicht, sondern verkümmert, sie erlahmt, ja sie stirbt.

Weil aber die Sehnsucht danach damit nicht stirbt, tragen sie diese mit sich zu einem anderen Menschen weiter. In Wien sind es nach geraumer Zeit zwei Drittel. Sie gehen auseinander und verbünden sich alsbald neuerlich. Lange haben wir das für unmoralisch disqualifiziert. Aber sind die Leute wirklich so schlecht, wie wir Katholiken sie manchmal gerne hätten? Denn ist es nicht aus Ratlosigkeit und Verzweiflung, noch mehr getrieben vom Wunsch, dem Projekt eine Liebende zu werden, eine neue, bessere Chance zu geben?

Gerade die eheliche Liebe ist heute eine Hochrisikolebensform geworden. Kein Wunder, dass manche gleich im Vorhinein den Schritt scheuen. Sie trauen es sich nicht zu, den Schritt in eine durch Heirat öffentlich verbindlich gemachte Liebesgemeinschaft zu wagen und lassen sich daher nicht trauen. Also heiraten sie nicht und denken, wenn es nicht gut geht, dann gehen wir eben auseinander. Das hat freilich einen bitteren Beigeschmack: Das Projekt wird halbiert, auf die guten Tage eingegrenzt –und mithalbiert wird in einer schmerzlichen Weise auch der andere geliebte Mensch, den man mit den bösen Seiten des Liebens allein lässt und von ihm nur die guten nimmt.

Die alte Zumutung der kirchlichen Trauung „in guten und in bösen Tagen“ gilt aber zu vielen als unzumutbar, manchmal sogar als masochistisch. Warum soll man bleiben, wenn die Liebe stirbt und das Miteinander nicht der Ort des Blühens der Liebe, sondern ihr Grab wird?

„Natürlich heiraten wir“, so sagt ihr. Und das stimmt und klingt in guten Zeiten so plausibel wie das „ja natürlich“ von Billa. Und wie sehr wünsche ich Euch, dass es bei Euch gut geht und ihr zur verrückten Minderheit gehört.

Zu diesem Eurem verrückten Projekt zwei Fußnoten, und das zu zwei einfachen Fragen:

- Warum geht es so oft nicht gut?
- Was könnt Ihr tun, damit das Projekt eine gute Chance hat?

Es geht nicht gut, weil wir die Liebe überromantisieren. In einer deutschen Männerstudie (ich habe sie mit Herrn Volz für das deutsche Familienministerium gemacht) zeigt sich, dass die Menschen heute vom Lebenspartner fast nur rosige Eigenschaften verlangen. An der Spitze stehen Vertrauen, Liebe, Treue und Ehrlichkeit. In manchen Studien kommt noch der Kinderwunsch dazu – aber dieser ist in den letzten Jahren aus vielen bedenkenswerten Gründen kleiner geworden. Frauen fühlen übrigen noch mehr überromantisch denn Männer.

Warum aber so viel, ja zu viel Romantik? Trügt der Eindruck, dass die Leute in der Liebe eine Art „Himmel auf Erden“ erleben möchten? Paradise now also? Die kluge deutsche Soziologin und Pädagogin Marianne Gronemeyer[16] hat das zu entschlüsseln versucht, warum das in unserer modernen und stolz säkularen Kultur immer häufiger so sein kann.

Die Menschen tragen eine maßlose Sehnsucht in sich: letztlich die Sehnsucht nach einem unauslotbaren Geheimnis, in dem wir mit unserer kosmisch unbehausten Seele daheim sind. Daher singt in einem der schönsten Psalmen der König David in der Wüste (seines Lebens):

---

[16] Gronemeyer, Marianne: Leben als letzte Gelegenheit, Darmstadt 1993.

„Gott du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir…" (Psalm 63)

Nun passt unsere Sehnsucht nicht in Raum und Zeit. Sie ist maßlos, ja geradezu terroristisch ausufernd. Die nach wie vor aktuelle mystische Kultur der Religionen lehrt die Menschen, dass dies nicht anders sein kann. Denn die maßlose Sehnsucht richtet sich letztlich auf den, der selbst nach uns Menschen eine maßlose Sehnsucht hat: Gott. Daher lehrt uns auch unsere Kirche, dass wir

„im Varieté unseres Lebens unsere Herzen dort festmachen sollen, wo die wahren Freuden sind".
(Tagesgebet des 22. Sonntags im Jahreskreis)

Oder der große Augustinus:

„Unruhig ist unser Herz, bis es am Herzen Gottes zur Ruhe kommt."[17]

Und der Grund ist für ihn, dass Gott selbst erst sich beruhigt, wenn er am Herzen der Menschen zur Ruhe kommt. Die Wunde der unstillbaren Sehnsucht ist deshalb gleichsam Gottes charmante (also gnadenhafte) Art, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zuhalten.

Nun beobachtet aber Gronemeyer, dass wir in unserer diesseitstrunkenen Kultur religiöse Analphabeten geworden sind. Wir sind gotttaub geworden, so Benedikt XVI. in einer sehr scharfsinnigen Formulierung auf dem Flughafen Riem bei seinem Bayernbesuch 2006. Wir verstehen unsere tiefste Sehnsucht, genauer ihr eigentliches Ziel nicht mehr. Das zwingt uns aber gleichsam, die Sehnsucht nach Gott, die ja mit unserem religiösen Analphabetismus nicht erlischt, auf Erden unterzubringen und hier zu beruhigen. Und das ist das spannende und zugleich dramatische Abenteuer von uns modernen Menschen. Wir möchten die Himmelssehnsucht auf Erden stillen. Und das suchen wir in der Arbeit, im Spiel, im Erkennen – und nicht zuletzt in der Liebe. Überromantisierung heißt das in der Sprache der weltlichen Wissenschaft. Man sucht letztlich ein Glück, das maßlos ist und dass es daher auf dieser stets mäßigen Welt nicht geben kann.

Der kluge Jesuit Roman Bleistein hat das 1975 in einem tollen Buch über die jungen Menschen und die alte Kirche so beschrieben:

„Wer liebt, sucht im letzten einen Gott,
d.h. einen, der ihn so erfüllt,
dass weder Maß noch Grenze vorhanden sind:
also Ewigkeit, Unendlichkeit.
Der eine Mensch verheißt dem anderen eine solche Erfüllung.
Welcher Mensch kann dafür einstehen?
(Roman Bleistein)

Die Antwort auf des Jesuiten Frage heißt ganz einfach: keine, keiner. Jede, jeder ist mit seiner Liebenskraft eine Nummer zu klein. Niemand kann für den anderen wie Gott sein: also eine unerschöpfliche Quelle von Glück und Glückseligkeit.

---

[17] Augustinus. Bekenntnisse. Zweisprachige Ausgabe. Aus dem Lateinischen von Joseph Bernhart. Mit einem Vorwort von Ernst Ludwig Grasmück, Frankfurt 1987.

Und deshalb geht es bei vielen nicht gut. Nicht weil sie voneinander zu wenig, sondern unbemerkt zu viel erwarten. Die Überromantisierung ist die Quelle der ständigen Überforderung und der permanenten Enttäuschung durch den anderen, die andere. Die Liebe stirbt an – unbemerkter – religiöser Überforderung.

So kommen wir zur zweiten Frage: Wie könnt ihr Euch dennoch trauen, einander zu sagen: Ich will mit Dir liebend alt werden, in guten und in bösen Tagen?

Eine erste Antwort gibt uns noch einmal der Jesuit Bleistein. Es nennt uns die wirksamste Arznei gegen die überfordernde Überromantisierung – nämlich das Erbarmen. Bleistein wörtlich:

„Die erste Tugend der Liebe heißt: das Erbarmen.
In ihm vergebe ich dem anderen,
dass er mein Gott nicht sein kann."
(Roman Bleistein)

Das ist ein letztlich hartes und zugleich entlastendes Wort. Ich muss für den anderen – noch mehr: ich kann für den anderen gar nicht die unerschöpfliche Quelle von Glück und erfüllter Sehnsucht sein. Der andere kann das auch nicht für mich sein. Menschliches Lieben hat eine bessere Chance, wenn ich dem anderen das Recht einräume, ein begrenzter Mensch zu sein. Begrenzt heißt dann auch: es wird mit ihr, mit ihm nicht nur gute Tage geben. Die bösen Tage gehören genauso zur Liebe dazu, wie die Nacht zum Tag, der stürmische Regen zum schönen Wetter, der Tod zum Leben.

Auf einen einfachen Nenner gebracht: Sagt einander „Ich liebe Dich – nicht immer, aber für immer!"

Es gibt also in der Liebe eine Art „Recht" auf Fehler, Versagen, ja – Gott sei's geklagt – auf Untreue, und damit einhergehend immer auch ein Recht auf Vergebung. Wie klug wäre es, könntet ihr einander jeden Abend ausdrücklich vergeben und im Frieden in den Schlaf fallen. Das sind alles Konkretisierungen des Erbarmens. Ihr habt nur diese Wahl: Entweder uneinlösbare Überforderung oder erbarmungsvolles Lieben.

Das führt mich noch einmal zurück zur deutschen Männerstudie. Was mich betroffen gemacht hat, ist, dass genau jene Fähigkeiten für eine gelingende Partnerschaft kaum geschätzt werden, die eine solche Kultur des Erbarmens konkretisieren. Denn nur wenig zählen: Verlässlichkeit, Rücksichtnahme, gemeinsame Werte und Projekte, Kompromissbereitschaft, Verstehen, Gesprächsbereitschaft, Selbständigkeit.

Kann man auf diesem Hintergrund denn überhaupt versprechen, dass es ein Leben lang gut geht? Ich glaube nein, näher hin: Es gilt näher zu sagen, was damit gemeint sein kann. Das Versprechen kann nämlich praktisch nur heißen: „Wir werden alles Erdenkliche tun, dass ein Auseinandergehen nicht nötig ist." Ob das gelingt - selbst das haben wir dann nicht in der Hand. Aber entscheidend ist die wilde Entschlossenheit, zumindest alles getan zu haben.

Am schwächsten unter den erwarteten Merkmalen ist eine gemeinsame religiöse Überzeugung. Aber vielleicht ist genau diese für Euch ein Kraftquell, den ihr anzapfen sollt.

Das Evangelium dieses Trauungsgottesdienstes deutet an, wie in den vorhersehbaren Stürmen des Lebens das Haus des Liebens Bestand haben kann. Jesus sagt: Lockert das Erdreich Eures Herzens, damit Gottes Wort in dieses hineinfallen kann. Das kann spirituell bedeuten:

- Bildet Euer Herz nach seinem Herzen. Lernt also von ihm vor allem sein Erbarmen. Das ist die Grundeigenschaft Gottes selbst, wie eine alte Geschichte des babylonischen Talmuds erzählt:

  > *„Zwölf Stunden hat der Tag; in den ersten drei Stunden sitzt der Heilige, gebenedeiet sei er, und befasst sich mit der Gesetzeslehre, in den anderen sitzt er und richtet die ganze Welt, und sobald er sieht, dass die Welt die Vernichtung verdient, erhebt er sich vom Stuhl des Rechts und setzt sich auf den Stuhl der Barmherzigkeit; in den dritten sitzt er und ernährt die ganze Welt, von den gehörnten Büffeln bis zu den Nissen der Läuse; in den vierten sitzt der Heilige, gebenedeiet sei er, und scherzt mit dem Levjathan, denn es heißt: ‚Der Levjathan, den du geschaffen hast, um mit ihm zu spielen!'"*[18]

- Und nicht zuletzt schürt gemeinsam Eure Gottessehnsucht. Noch mehr, spürt, wie sehr Gott selbst hinter Euch her ist und Euch an sich zieht, einzeln und gemeinsam (Joh 6,44). Das kann konkret so aussehen: Macht es zu einem gemeinsamen Projekt Eures Liebens, Eure Herzen gemeinsam an Gott festzuzurren. Redet miteinander über dieses wahre Ziel Eures eigenen und gemeinsamen Lebens, schaut nicht nur, wie frisch Verliebte nur aufeinander, sondern geht Schulter an Schulter tapfer den Weg Eures Lebens in Richtung Gott, betet miteinander, feiert gemeinsam in Eurer christlichen Gemeinde die Eucharistie. Lasst dort Euer Herz wandeln zu einem Herzen, das fähig ist zur gegenseitigen Fußwaschung (in der Ehe und mit einer christlichen Gemeinde weit darüber hinaus) und zur Hingabe bis in den Tod – also eben bis der Tod euch scheidet.

Wenn Ihr euch jetzt noch traut, dann trau ich euch.

---

[18] Babylonischer Talmud, Traktat Avoda zara (Vom Götzendienst) 3b; zitiert nach Goldschmidt, L.: Der Babylonische Talmud, VII Berlin 1925, 801.

2012 Wer liebt, sucht einen Gott…

Für Woisetschläger

Wer liebt, sucht im letzten einen Gott,
d.h. einen, der ihn so erfüllt,
dass weder Maß noch Grenze vorhanden sind:
also Ewigkeit, Unendlichkeit.
Der eine Mensch verheißt dem anderen eine solche Erfüllung.
Welcher Mensch kann dafür einstehen?

Die erste Tugend der Liebe heißt: das Erbarmen.
In ihm vergebe ich dem anderen,
dass er mein Gott nicht sein kann.

Roman Bleistein, 1975

Das désir ist masslos (Jacques Lacan)

Wir spüren Grenzen – und überschreiten sie damit

Die Liebe hat etwas Archaisches: weder Maß noch Grenze sind vorhanden.

Henri Lefebvre (La critique de la vie quotidienne, 1955): atheistische Deutung – „moments“: Arbeit, Spiel, Erkennen, Liebe. Momente kennen nicht mehr die Grenzen von Raum und Zeit. Sie lassen uns leben. Wir hoffen uns von einem Moment zum anderen durch. Ernest Hemingway ernüchternd: die lebenserfahrene Zigeunerin zum Soldaten, der in jugendlicher Naivität und Romantik ihre Tochter liebt: „Nur dreimal im Leben wackelt die Erde.“

Allerdings – die Momente scheitern. Zurück in das Tal des Alltäglichen und der Leiden. (Herab vom Berg der Verklärung… Weg der Liebe führt nach Jerusalem).

Bleistein erinnert an die Deutung der Religionen: Wenn uns ein maßlos liebender Gott erschaffen hat um uns seine Liebe zu schenken, dann musste er uns die Fähigkeit einerschaffen, maßlos lieben zu können und zu wollen.

„Der eine Mensch verheißt dem anderen eine solche Erfüllung.“

Weil uns der Himmel über uns immer mehr verschlossen ist, wir unsere Sehnsucht nicht mehr religiös deuten können (wer von uns kann den Psalm 62 inwendig?) Was aber die Sehnsucht noch nicht (gleich) mindert und den süßen Schmerz ihrer ständigen Unerfülltheit nicht mildert!

Eine unglaubliche unbemerkte religiöse Aufladung des säkularen Lebens geschieht. Männer BRD 2008: Romantisierung der Liebe. Wir erwarten letztlich den „Himmel auf Erden“. Auch in der Liebe.

Ratlos und schon mit Blick auf uns selbst und jene, die wir lieben: „Welcher Mensch kann dafür einstehen?“

„Also ist die wichtigste Tugend der Liebe das Erbarmen. In ihm vergebe ich dem anderen, dass er mein Gott nicht sein kann.“

Wie können wir den geliebten Menschen vor unserer maßlosen (religiösen) Sehnsucht verschonen, wie können wir uns vor den maßlosen Liebesavancen der anderen schützen?

Dem anderen vergeben, dass er mein Gott nicht sein kann = Recht auf das Fragment, darauf, ein Mensch zu sein, mit Schatten und Licht, mit Gelingen und Versagen, lieben und hassen, Schuld und Versagen. Ohne Vergebung geht Liebe nicht.

2013 Zur Kultur des Liebens

Kahl-Mazal

Liebes Brautpaar!

Gott hat euch zusammengeführt, heißt es im Sondergebet inmitten des Hochgebetes dieser Trauung. Das Zusammenführten ist heute für Gott wohl leichter als das Zusammenhalten. Aber auch dafür gibt Euch Gott Mittel, um die Liebe zu nähren und durch Entfaltung lebendig zu erhalten.

Achtung und Aufmerksamkeit

Erste Nahrungsmittel der Liebe sind Achtung und Achtsamkeit. Eingeschlossen sind durchaus Konflikte (sie sind Zeichen des Lebens und der Entfaltung, die Eure Liebe sucht und finden wird – Bewahren allein wäre der Anfang vom Ende): Der einzige Ort im Leben wo nur Frieden ist, ist der Friedhof. Das braucht Eure Ehe nicht sein. Achtsamkeit heißt: sich zusammenreden statt lautlos auseinanderschweigen. Erfahrene Paare haben auf der Toilette ein Stoffherz. Steht ein Thema an, wird eine Nadel ins Herz gesteckt – als Bitte um ein baldiges Gespräch. Das ist gerade für uns Männer eine diskrete Art angesichts unserer „Gesprächsresistenz“ ein heilendes Gespräch zu beginnen.

Vergeben und Erbarmen

Ein zweites hochwichtiges Nahrungsmittel ist die Kraft zu vergeben. Die meisten von uns richten sich im Lauf der Zeit ein „Museum von Verletzungen“ ein. Kommt es dann zu einer neuerlichen Verwundung, dann nimmt man den anderen mit und gibt ihm eine lange Führung durch dieses Museum. Die Botschaft: Du änderst Dich ja doch nie. Es ist wie immer.

Zum Gelingen einer lebenslangen Ehe ist aber noch eine Vergebung anderer Art stets nötig, die leise und unbemerkt in die größte göttliche Tugend mutiert – das Erbarmen: Es geht um die erbarmungsreiche Vergebung dafür, dass der andere nur ein Mensch mit Grenzen und Fehlern ist – und gar kein anderer sein kann. Ein Mensch ohne solche Grenzen wäre letztlich Gott. Aber eben nach diesem sehnen wir uns letztlich, übersehen aber oftmals in der romantischen Liebe, dass die maßlose Sehnsucht nach Gott nicht auf den Partner, die Partnerin gerichtet werden darf.

So heißt Vergeben die Bereitschaft, dem/der anderen das Recht auf Fehler und Vergebung, das Recht darauf, ein gewöhnlicher fehlerhafter und sündenfähiger Mensch zu sein, einräumen. Vielleicht ist das das wahre Geheimnis dauernder Liebe.

„Bis der Tod uns scheidet!“

In der Liturgie schwört Ihr schließlich in aller Öffentlichkeit: „Bis der Tod uns scheidet!“

Einen Diakon machte das bei einer Fortbildung traurig. Auch im Himmel möchte er die Frau seiner Liebe wiedererkennen. Steht aber nicht das Wort Jesu entgegen, dass im Himmel nicht mehr geheiratet wird? Nach der Auferstehung werde deshalb nicht das Beziehungschaos pur herrschen, auch

nicht die dann geheiligte Polygamie und Polyandrie. Liebe wird frei geworden sein und wird der Begrenzung auf die Ehe nicht mehr bedürfen.

Das spricht aber nicht gegen das Wiedererkennen derer, die auf Erden zu lieben begonnen haben. Den Auferstandenen erkannten die Jünger an den Wundmalen. Davon gibt es in wahrer Liebe genug.

Wenn Ihr Euch jetzt noch traut, dann trau ich Euch!

2014 Für ein Leben im Schalom. *Predigt zur „Traufe“.*

Für Anna, Johannes und Matthias, Traunstein.

Der Sozialpsychologie Gerhard Schmidtchen hat vor Jahren erforscht, was den Deutschen heilig ist. „Heilig“ ist für den profanen Wissenschaftler kein religiöses Wort. Für ihn bedeutet es: Darüber lassen die Menschen nichts kommen. Es ist für sie unantastbar, tabu. Wenn diese drei Lebensheiligtümer „vorkommen“, dann sind wir mit unserem Leben zu-frieden. Zu-frieden meint: ich bin im Frieden, oder hebräisch, im Schalom, was wiederum so viel heißt wie ganz, unzerstückelt. Es überrascht daher auch überhaupt nicht, dass der Apostel Paulus einmal mit Blick auf das Gelingen von Partnerschaften im Korintherbrief argumentiert: Es mache keinen Sinn, in einer Ehe sklavisch aneinander gebunden zu sein. *Denn „zu einem Leben im Frieden (im schalom) hat Gott Euch berufen“ (1 Kor 7,15).*

Wann aber sind wir zu-frieden mit unserem Leben – und ihr mit Eurer Ehe, von der ihr heute in dem von Euch ausgefeilten Trauspruch sagen werdet: alle Tage meines Lebens? Und dazu werdet ihr, damit das alle wissen und ihr es selber nicht vergesst, einander einen Ring ansteckt, dessen Wesen es ist, rundum ohne Ende zu sein.

Zu einem solchen Leben in Frieden gehören drei Erfahrungen: Name, Macht und Heimat.

Name

Name meint: ich bin als diese einmalige Person gemeint. Ich bin nicht austauschbar. Ich kann mich sehen lassen vor jeder Leistung und in aller Schuld. Eine Frau, die sich scheiden ließ, sagte: Was war ich in der Ehe? Ich habe die Kinder großgezogen, meinem Mann die Karriere ermöglicht, war für ihn wie eine ständige Therapeutin, bei der er Trost fand- aber ich kam nicht vor. Rent a wife, hätte gut gepasst.

Eine Beziehungsberaterin erzählte ein einem Youtube-Spot: Sobald in einer Beziehung einer auf den anderen herabschaut, ist sie am Ende. In Eurem Trauspruch versprecht ihr deshalb zu Recht, dass ihr einander alle Tage Eures Lebens Respekt erweisen wollt.

Macht

Macht heißt: Ich kann etwas machen. Ich kann mein Leben gestalten. Dazu bin ich frei, wie Gott der Schöpfer selbst schöpferisch zu sein. Es ist vielleicht die größte Zumutung Gottes an jede und jeden von uns, sich ein Leben lang selbst zu verwirklichen, zu erschaffen.

In Eurer Ehe habt ihr dazu gute Chancen. Ich kenne ein Paar, das schon 25 Jahre ziemlich gut verheiratet ist. Jeden Hochzeitstag gehen sie ohne Kinder romantisch essen. Bei Kerzenlicht haben Jahr um Jahr sie den ganzen Abend nur ein Thema: Kannst Du neben mir wachsen? Bin ich für Dich wie Sonne und Regen?

Das geht freilich in der Ehe zumal heute nur, wenn beide wachsen können. Das ist nicht immer ganz leicht. Da will Johannes mit seiner Band klavierspielend proben und auftreten. Anna wiederum tanzt so gern Flamenco.

Dazu zwei Goldkinder. Und in absehbarer Zeit wollt ihr beide berufstätig sein. Wird es Euch gelingen, einen solchen Ausgleich zu verhandeln, dass Ihr beide zu-frieden sein könnt? Die Rollenverteilung und die Sorge um Eure Kinder begünstigt – was Freiheit betrifft – heute die Männer. Langfristig verlieren aber die Männer, wenn Sie für sorgfältig die Freiheitsräume ihrer Partnerin fördern.

Schöpferisch sind Menschen besonders, wenn sie neuem Leben Raum geben. Da seid ihr vorbildlich. Wären alle so bereit, Kinder zu Welt zu bringen, hätte sich ### sein besorgtes Buch „Wir sterben aus“ ersparen können. Aber in welche Welt bringt ihr Eure Kinder Johanna und Matthias? Es ist eine kriegerische Welt, mit einem unaufhaltsamen Hang zur Gewalt: in der Ukraine, in Syrien, im Irak, in Afrika. Gewalt, Gier und Lüge prägen die Geschichte, so der Kulturanthropologe René Girard. Und die Wurzeln, so sagen die Fachleute, ist letztlich die Angst, die am Grund der Seele lauert? Kann man dieser Welt trauern, oder muss man nicht „mauern“? Das ist die Alternative, sagt die Tiefenpsychologin Monika Renz: Vertrauen oder Selbstverteidigung, vertrauensvoll lieben lernen oder in der Angst leben. Große Theologen sind der Meinung – ich auch – dass der Kern jeder wahren Religion die Heilung von der Angst ist, letztlich der Angst vor dem Tod. Angst entsolidarisiert. Die Heilung von der Angst macht uns frei zu lieben. Ich finde es daher gut, dass sich auch in unseren modernen Kulturen die Religionsgemeinschaften darum kümmern, dass die Angst kleiner und die Liebe größer wird. Das war auch Jesu Anliegen, den wir ja aus diesem Grund mit dem alten Wort „Heiland“ ehren. Und der derzeitige Papst lässt keine Gelegenheit aus, zu betonen, dass es die einzige Aufgabe der Kirche ist, Wunden der Angst zu heilen, damit die Liebe im privaten wie im öffentlichen Leben eine Chance behält oder überhaupt erst bekommen.

Wenn wir heute Matthias taufen, dann hat das allein den Sinn, ihn in jene Gemeinschaft hineinzuweben, in der er seine Angst um sich selbst nach und nach verlieren kann, um das zu werden, was jede und jeder von uns zu werden berufen ist: ein liebender Mensch.

Heimat

Bleibt noch ein dritter Urwunsch nach Schmidtchen: der Wunsch nach Heimat und Geborgenheit. Niemand kann ohne andere Menschen leben, die er, die sie liebt. Wir brauchen nicht nur ein Dach über dem Kopf, sondern noch viel notwendiger ein Dach über unserer Seele. Im Mühlviertel erzählt einer, wenn gefragt ist, wer er ist: dem und dem „g‘hör ich an“.

Ihr schätzt auch deshalb Eure Partnerschaft und Eure Familie hoch ein, weil sie Euch in einer hochindividualisierten Welt Heimat sein kann. Alle Prognosen, dass die Familie am Ende sei, haben nicht erhalten. Schon der große Sozialpsychologe Horst Eberhard Richter schrieb vor Jahren, dass gerade in unserer Zeit die Familie wichtiger ist als in Zeiten, wo es starke Dorfgemeinschaften und Nachbarschaften mit Großfamilien gegeben hat.

Heimat ist freilich nicht nur die eigene Familie, sondern meint auch Wurzeln. Es ist wichtig, unsere Wurzeln zu kennen. Johannes wäre es wohl am liebsten, wenn Dachau und Pletting Vororte von Wurmsegg wären.

Maßlos

Diese Urwünsche haben allerdings eine gefährliche Eigenschaft: sie passen nicht in Raum und Zeit. Sie sind maßlos. Weil wir alle aber in dieser Weltzeit „mäßige“ Menschen sind, gebunden an engen Raum und vergehende Zeit, erleben wir stets, dass immer nur Fragmente des Gewünschten Wirklichkeit werden. Manche macht das ratlos und unzufrieden. Sie fordern immer mehr vom geliebten Menschen und merken nicht, dass sie ihn damit heillos überfordern. Viele Ehen zerbrechen an dieser Unfähigkeit, damit zu leben, dass der andere kein Gott, sondern lediglich ein Mensch, mit Grenzen, Fehlern, Versagen. Das ist der Grund, warum es keine dauerhafte Liebe gibt ohne die Fähigkeit, dem anderen ständig zu vergeben. Dazu ist es gut, in Ruhe auszureden, wenn sich jemand verletzt oder benachteiligt fühlt. Ich kenne ein Paar, die haben auf der Toilette ein Stoffherz. Wenn jemand Gesprächsbedarf hat, steckt er oder sie eine Nadel in dieses Herz.

Nun bin ich freilich sehr zuversichtlich, dass ihr Euren gemeinsamen Weg gut meistert und Euren Kindern einen guten Raum, geprägt von Stabilität und Liebe schenken werdet. Anna hat Bio-Chemie studiert: Sie ist geradezu prädestiniert, ihr Herzenskönnen einzusetzen, damit zwischen Euch die Chemie stimmt. Johannes wieder ist Landschaftsarchitekt. Nicht hindert ihn daran, die Landschaft Eurer Liebe als guter Beziehungsarchitekt zu gestalten und sicherzustellen, dass sie zumindest so schön blüht wie der Vorgarten im derzeit vermieteten Haus von Tante Anni in der Passauer Plöckensteinstraße.

Wenn ihr Euch jetzt noch traut, dann trau ich Euch.

2016 Vom Vertrag zum Vertragen

Für Anna und Martin.

1. Vom Vertrag zum Vertragen

Joseph II. Ehepatent von 1783: *„§22. Der Ehevertrag (Kontrakt) selbst wird geschlossen, wenn eine Manns- und eine Weibsperson einwilligen, miteinander in eine unzertrennliche Gemeinschaft zu treten, um Kinder zu erzeugen, und der diesem Stande anklebenden Gerechtsame zu genießen.“*

Heute: Vertragen steht im Vordergrund. – Anatevka: Tradition. Heute Liebe – und diese noch dazu romantisch und halbiert (in guten Tagen)

2. Das ist besser und riskanter zugleich. Fertiges Ehehaus, von Gesellschaft und Kirche gut verriegelt (Steinzeitstamm auf den Philippinen: Dumagats): Vater- Holzbrett – zwei Messer. Heute nicht mehr (Gottlob). Heute Eigenheim, lebenslange Baustelle, selbst eingerichtet. Bis hin zu den Rollen – wer arbeitet, wenn ein Kind kommt,

Traum der Liebenden ist stark. Liebe sprengt Rahmen von Raum und Zeit. Ewigkeit und Unendlichkeit. Noch niemand bei der Hochzeit: die nächsten drei Jahre und nur in Wien…

3. Kleine Anleitung zum Glücken der Liebe: auf die drei Lebensheiligtümer achten. Name-Macht - Heimat

Nicht mehr austauschbar. Diese konkrete Person. Verlässlich. Respekt (Scheitern beginnt mit der Verachtung). Auch Bereitschaft zur Versöhnung. Recht auf Erbarmen und Fehler. Schmidbauer: Von der Destruktivität der Ideale.

Macht: Älteres Paare erzählt, dass zu jedem Hochzeitstag… Kannst Du neben mir wachsen? Bist du für mich Regen und Sonne? Gilt für beide. Unglück bahnt sich an, wenn nur eine/r gewinnt und die/der andere verliert.

Heimat: Das ist nach Eberhard Richter (1968 – Ende der Institutionen) der Grund, warum die Ehe gerade in modernen Kulturen so wichtig ist. Ein Obdach der Seele. Ein Raum geprägt von Stabilität und Liebe –füreinander. Für Kinder: Gedeihraum, damit die Urangst nach der Geburt in Vertrauen sich wandeln kann. Wo Vertrauen: Glauben und lieben.

Geburt

2012 Wenn du durchs Wasser schreitest

Predigt zur Taufe von Moritz und Max, Wallern.

„Jetzt aber - so spricht der Herr, /
der dich geschaffen hat, Jakob, /
und der dich geformt hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, /
ich habe dich beim Namen gerufen, /
du gehörst mir.
Wenn du durchs Wasser schreitest, bin ich bei dir, /
wenn durch Ströme, dann reißen sie dich nicht fort. Wenn du durchs Feuer gehst, wirst du nicht versengt, /
keine Flamme wird dich verbrennen.
Denn ich, der Herr, bin dein Gott, /
ich, der Heilige Israels, bin dein Retter.“
(Jes 43,1-3)

Ich gebe Euch eine kurze Meditation zu diesem wundersamen Text aus dem Alten Testament.

Wir erfahren viel über uns.

Dass wir in unserem Leben in einer tiefen Weise schutzlos sind. In den Bildern des Textes: Wir müssen gehen durch Wasser und Feuer, durch Fluten und Gluten. Das Bild ist so berührend, dass es auch in der Oper von Wolfgang Amadeus Mozart, die Zauberflöte, vorkommt. Die beiden Liebenden bestehen die Bedrohungen gemeinsam.

Der Prophet lehrt uns also: Du bist in keiner Bedrohung allein. Gott geht mit Dir durch Feuer und Fluten, durch "dick und dünn", so würden wir etwas banaler sagen.

Die spirituelle Tradition hat für diesen Gott des Schutzes ein Bild: die Engel. So sagen die Alten, dass jeder Mensch einen Schutzengel hat. Vielleicht braucht Gott euch Eltern oder Paten als Schutzengel für Euer Kind?

Ich war im Oktober letzten Jahres in Tibet. Dort stehen in den alten Klöstern drei Buddhabilder: der Buddha des Erbarmens (er ist im Dalai-Lama reinkarniert), der Buddha der Weisheit (im Panchen-Lama) und der Buddha des Schutzes (im Karamapalama). Auch die anderen großen Traditionen der Menschheit kennen diese Sehnsucht des Menschen nach Schutz inmitten der Schutzlosigkeit.

Gott schützt alle Menschen. Moritz und Max auch. Und das feiern wir jetzt. Und preisen den guten Gott dafür gemeinsam.

***

I give you a short meditation to this wondrous text from the Old Testament.

We learn much about ourselves. We are defenceless in a deep way in our life. In the pictures of the text: We must go by water and fire - by high tides and embers. The picture is so touching that it happens also in the opera of Wolfgang Amadeus Mozart, the magic flute. The two loving people, Pamina and Tamino, insist the threats together.

So the prophet teaches us: You are not alone in any threat. God goes by fire and high tides, by with you we would "thick and thin", so say a little more banally.

The spiritual tradition has a picture for this God of the protection: The angels. So the old people tell us that every man has a guardian angel. Perhaps God needs you parents and godparents as guardian angels for your child?

In October last year I was in Tibet. Three Buddha pictures are in the old cloisters there: The Buddha of the compassion (he is always reincarnated in the Dalai Llama), the Buddha of the wisdom (in the Panchenllama) and the Buddha of the protection (in the Karamapallama). All the great traditions of mankind know this longing of man for protection in the midst of our deep feeling that we are defenceless.

This is the good message of this service: God protects all people. Moritz and Max also. And we are celebrating this now. And praise the good God for this together.

Tod

2003 Cello in der Hand Gottes

Für Jörg, Ohlsdorf.

Am 25. März 2003 ist Hofrat Dipl. Ing. Jörg Zulehner verstorben. Als Nachruf auf ihn die Predigt beim Begräbnisgottesdienst.

Der liebende Spielmann Orpheus, so erzählt der alte griechische Mythos, verliert durch tückischen Tod Eurydike, die er liebt.

Damit hebt eine Erzählung an, die um die letzte und entscheidende Frage menschlichen Lebens kreist: Was am Ende stärker ist – der Tod oder die Liebe?!

Der Spielmann fügt sich nicht in sein Schicksal. Von seiner Liebe getrieben steigt er hinab zu den Toren der Unterwelt, überwindet den Todesfluss mit Hilfe von Charon, vorbei an Zerberus, der darüber wachte, dass niemand den Fluss übersetzt.

So gelangt er vor Hades und Persephone, die Götter der Unterwelt. Diese sind von der Liebe des Spielmanns so beeindruckt, dass sie ihm gestatten, Eurydike zurückzuführen in das Land des Lebens und der Liebe. Nur eine Auflage machen sie: Er dürfe sich den Weg zurück nicht umsehen. Und so geht er und geht, und je länger der Weg währt, umso größer wird sein Zweifel, ob Eurydike, das lautlose Schattenwesen aus dem Totenreich, ihm denn wirklich folgt. Er dreht sich um, und verliert sie für immer.

Das ist unsere menschliche Erfahrung: der Tod behält die Oberhand über die Liebe.

Ein Juwel der Schöpfung

Jörgs Leben ging zu Ende. Lautlos und voll Frieden. Früher hätte man sogar hinzugefügt; nach einem langen und reichen Leben. Heute erscheinen uns 65 Jahre zu kurz. Aber kommt es auf die Länge an?

Buddhistische Mönche singen: om mani padme hum – Lass mich ein Juwel Deiner Schöpfung sein. Jörgs Leben war solch ein Juwel.

- Jörg war es als Ehemann und Vater von drei Kindern. Er war ein begeisterter Opi für sein Enkelkind. Für sich beanspruchte er wenig. Das Vorankommen seiner Kinder war ihm wichtiger. Er wird fehlen, seiner Frau, den Kindern, dem Enkelkind.
- Jörg stand viele Jahre im Dienst des Landes Oberösterreich. Viele Grundzusammenlegungen hat er in die Wege geleitet. Landschaftsforscher werden später oft auf seine Unterschrift stoßen. Das Land hat sich wenigstens mit dem Hofratstitel bedankt.
- Jörg hat sich für den Sport engagiert. Lange spielte er selbst gern Basketball. Er war sportlich erfolgreicher Obmann der Sektion Basketball bei der Union Gmunden. Umso mehr muss ihn geschmerzt haben, als durch die Folgen der Zuckerkrankheit seine Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt wurde.
- Jörg war nicht zuletzt ein leidenschaftlicher Musiker. Das ist wertvolles elterliches Erbe. Jahrelang sang er bei den Sängerknaben im Schottenstift, mit heute prominenten Leuten wie Wolfgang Schüssel, Bundeskanzler, Peter Planyavsky, dem Domorganisten, Heinrich Ferency, den Abt des Schottenstiftes. Er selbst lernte Cello und spielte dies in Orchestern und

kammermusikalisch in verschiedensten Besetzungen. Wichtig war ihm auch der Brucknerbund Gmunden, den er lange leitete. Die von ihm geknüpften Kontakte mit tschechischen Musikern werden ihn überdauern. Die Stadt Gmunden hat dafür die Verdienstmedaille in Gold gewidmet.

Zu seinen Meisterleistungen gehören aber nicht nur die Erfolge. Jörg war auch einer, der mit erhobenem Haupt Leiden bestehen konnte. Der Zucker setzte ihm in den letzten Jahren arg zu, ein Fuß musste amputiert werden. Krücken und Rollstuhl gehörten zu seinem alltäglichen Leben. Er hat sich durchgekämpft und auch daraus, zu Recht manchmal klagend, das Beste gemacht.

Die letzten Stunden seines Lebens nehmen sich wie eine Zusammenfassung aus. Ein Namenstag, an dem er mir am frühen Morgen am Telefon sagte, es gehe ihm ganz gut. Am Abend ein Konzert. Dann legt er sich hin, um nicht mehr aufzustehen in dieser Welt. Mit der Musik im Herzen stirbt er friedlich in der Nacht.

All das tröstet freilich nicht jene, denen sein Tod sehr weh tut, allen voran Dorith, seine Frau, mit der er seit der Hochzeit 1967 in Traunkirchen den Großteil seines Lebens verbracht hat. Mag sein, dass ein Wort von Martin Gutl ein wenig Trost in die Untröstlichkeit bringen kann: Gott wird abwischen all ihre Tränen von ihren Augen: aber nicht auf einmal. Es wird eine lange Trauerzeit brauchen, bis die Wunden des Verlustes heilen können. Vor allem aber:
All diese guten Worte sind keine Antwort auf die dunkle Frage, ob nicht doch auch bei Jörg der Tod und nicht die Liebe das letzte Wort behalten hat.

Der Tod hinter uns

In den römischen Katakomben finden sich Darstellungen des alten griechischen Mythos von einem Liebenden, der letztlich an der Macht des Todes scheitert. Für die frühen Christen ist aber der wahre Orpheus der liebende Spielmann Gottes, der Christus-Orpheus. Die, die er liebt, seine Eurydike, das ist die Menschheit. Der Tod hat sie fest im Griff. So steigt auch der Orpheus-Christus als liebender Spielmann Gottes herab in das Reich des Todes (wie wir bis heute im Glaubensbekenntnis sprechen). Und anders als der griechische Orpheus schaut er sich nicht um. Christus ficht mit dem Tod einen unbändigen Zweikampf: „Mors et vita duello conflixere mirando“, so hat Jörg oftmals in der Osternacht als Sängerknabe gesungen. Und so gelangt nicht nur der Orpheus-Christus, sondern mit ihm die Eurydike-Menschheit in das Land des Lachens, der Hoffnung und der Auferweckung.

Die Botschaft dieser Bilder tröstet – wem die Gnade des Glaubenskönnens geschenkt ist. Denn mag aus unserer menschlichen Sicht also der Tod stärker sein als die Liebe – aus der Sicht Gottes und damit für uns christlich Glaubende hat seit Jesu Tod und Auferstehung die Liebe das letzte Wort: nicht nur für Christus, sondern für alle, die in einer geheimnisvollen Tiefe – als Getaufte mit ihm dem Gekreuzigten und Auferstandenen verwoben sind.

Das war in stiller Weise für Jörg wichtig: ein aufrecht christgläubiger Mann zu sein. Im Tod mit Christus gleich, nimmt er auch an seiner Auferstehung teil.

„Der Tod ist hinter uns, weil vor uns nur noch die Liebe ist“: so dichtete die gleichfalls vor wenigen Tagen verstorbene herausragende evangelische Theologin Dorothee Sölle. Das gilt jetzt auch für Jörg. Natürlich trauern wir um ihn. Aber was wir für ihn erhoffen, tröstet uns mehr.

Friedlich ist Jörg hinein gestorben in Gottes Liebe. Und mag sein Lebensjuwel an manchen Stellen noch nicht ganz fertig geschliffen gewesen sein – wessen Leben ist denn auch keine Unvollendete! – , dann wird ihm Gott in der Kraft seiner Liebe den letzten Schliff geben. Und so wird er bleibend ein Juwel der Schöpfung Gottes sein.

Bei einem vom damaligen Wissenschaftsminister Erhard Busek veranstalteten Heurigen in Wien hatte ich einmal die Möglichkeit, mit dem Komponisten Gottfried von Einem ein stilles Gespräch zu führen. Als er merkte, dass ich Theologe bin, fing er an über den Tod und das Leben danach zu reden. Er könne sich das nicht vorstellen, bekannte er. Mir kam in den Sinn, dass die Kirchenväter der Ansicht waren, die ganze Welt sei letztlich Klang, Musik: die große Harmonia mundi.

Vielleicht erlebt sich Jörg jetzt wie ein Cello in der Hand seines liebenden Gottes, auf dem er himmlische Musik spielt. Ich wünsch es ihm von Herzen.

2003 In Verschiedenheit geeint

Für Josef, St. Thomas.

“Amate scientiam, sed anteponite caritatem.” (Augustinus)

Geschätzte Trauergemeinde!

Am 25.3.1961, am Fest Maria Verkündigung, hatte unser aller Kardinal Franz König Josef Zulehner in der Lourdeskirche zu Bad Schallerbach zum Priester geweiht. Es war jene Kirche, an deren Errichtung er sich mit meinem Onkel Franz Tauber rege beteiligt hatte und in der er seit seiner Übersiedlung von Wien nach St. Thomas bis zu seinem Tod als Aushilfspriester gedient hat. Kurz nachdem ich den Kardinal von seinem Tod informiert hatte, rief er mich an. Er bat, der Familie und der Trauergemeinde seine Anteilnahme zu überbringen: Was ich hiermit gern mache.

Andere Ansichten

Und dann bemerkte er in seiner weisen Art: Sie beide hatten ja nicht immer die gleichen theologischen Ansichten.

Dabei hatten wir den gleichen religiösen Stall mit sehr gläubigen und kirchlich engagierten Eltern. Der Vater jesuitisch nüchtern, die Mutter marianisch fromm. Auch haben wir beide unsere Theologie in Innsbruck bei den Jesuiten studiert. Beide promovierten wir in scholastischer Philosophie an der katholisch-theologischen Fakultät in Innsbruck, wobei er noch zusätzlich Physik studierte, ein naturwissenschaftliches und auch praktisches Hobby, das ihm lebenslang wichtig blieb. Beide waren wir dann als Kapläne im Dienst der Erzdiözese Wien. Josef war Kaplan in Inzersdorf, Matzleinsdorf, Pötzleinsdorf; ich hingegen in Altmannsdorf. Wie ich unterrichtete auch er an einer Hochschule, er an der damals noch so genannten Theologischen Hochschule, der heutigen Privatuniversität Linz.

Josefs Entwicklung wurde freilich mitten im Studium am 1.9.1953 durch einen schweren Fahrradunfall beeinträchtigt. Auf einer seiner vielen einsamen Radtouren durch Deutschland, die Schweiz und Österreich war er bei Gunskirchen, also unweit von hier, auf einen stehenden Sattelschlepper aufgefahren und nach langer Bewusstlosigkeit im Krankenhaus Wels mit schweren Kopf- und Wirbelverletzungen aufgewacht. Es brauchte Jahre, bis er sich davon erholt hatte. Vielleicht hat dieser Unfall, wie bei Johannes Paul II. das Attentat, seinen weiteren theologischen Weg beeinflusst?

Wer Josef in der Schule als Religionsprofessor oder auch in Gottesdiensten als Prediger erlebte, merkte bald, dass er einige Lieblingsthemen in der Verkündigung hatte. Wenn ich das eine oder andere herausgreife, dann um uns in dieser Stunde nachdenklich zu machen, was immer seine seelsorgliche Absicht war.

Ein besorgter Mahner

Josef war seelsorglich ein besorgter Mahner. Das hat mit seiner Einschätzung zu tun, wie nicht wenige Menschen heute mit ihrer Freiheit umgehen. Freiheit, wie viele sie in den Achtundsechzigerjahren lernten, war eine Freiheit von repressiven Fremdsteuerungen – von Institutionen wie der Kirche, von

Normen wie der christlichen Moral, von Autoritäten wie Papst und Bischöfe. Josef war solchem Freiheitsverständnis gegenüber höchst skeptisch. Er räumte zwar wie Paulus in seinem Brief an die Galater ein, dass wir „zur Freiheit berufen“ sind.

Doch für ihn war die Mahnung des Apostels prägend: „Nur nehmt die Freiheit nicht zum Vorwand für das Fleisch“ (Gal 5,13). Er sah, wie sich nicht wenige das Evangelium exzerpierten, zum persönlichen Gebrauch also eine Art „Evangelium light“ herrichteten. Das machte er daran fest, dass die dunklen Themen des Evangeliums aus Religionsunterricht und Verkündigung, aber auch aus den Herzen der Menschen verschwanden: das fordernde Gewicht der Gebote Gottes, die bedrohliche Rede Jesu, dass unsere Freiheit vor Gott scheitern kann und daher, wenn das ausreift, was im Menschen steckt, der Weg jedes Menschen direkt in die Hölle führt, wenn Gottes zuvorkommende Gnade das nicht verhindert.

Der reichhaltige Stoff marianischer Privatoffenbarungen, die er über die Zeitschrift „Betendes Volk“ unermüdlich unter die Leute brachte, schien ihm Recht zu geben. Josef war wie der Vorläufer Jesu: ein besorgter Mahner. In Zeiten der Gottesverlieblichung mahnte er einen Gott ein, mit dem der Mensch nicht leichtfertig spielen sollte. Freilich, die Strenge, mit der er sein ernsthaftes Anliegen vortrug, brachte ihn in Gefahr, dass die Gottesverlieblichung wieder zur ebenso tragischen unjesuanischen Gottesverdrohlichung wird. Zumindest weckte er in manchen, die sich von einem falschen angstmachenden Gottesbild mit Mühsal und Schmerzen verabschiedet hatten, die Angst, sie könnten wieder rückfällig werden.

Was in der Sorge Josefs um den Ernst des Evangeliums und damit der Freiheit in den Hintergrund trat, war die Botschaft, dass Gottes dunkle Seite noch einmal umfangen war von einem unendlichen Erbarmen. Gerade weil kein Mensch, wenn sein Leben ausreift, vor Gott bestehen kann, wurde Gott in Jesus einer von uns, ging den Weg des unverbrüchlichen Vertrauens und der Hingabe an seinen auch für ihn rätselhaften Gott bis in den Tod am Kreuz. Damit wollte er uns ein Beispiel geben, noch mehr Hoffnung schenken: Auch wenn aus unserer menschlichen Sicht es um unser ewiges Schicksal nicht gut bestellt ist: Gott ist es zuzutrauen, dass er dich, und mich, ja es ist ihm (auch wenn uns da keine Gewissheit gegeben ist) zuzutrauen, dass er am Ende in einer uns unbegreiflichen Weise alle in sein Reich heimführt – denn „In seiner Macht kann Gott alle Gaben über euch ausschütten, so dass euch allezeit in allem alles Nötige ausreichend zur Verfügung steht und ihr noch genug habt, um allen Gutes zu tun“ (2 Kor 9,8).

Beides gehört also zum Evangelium: eine tiefe Bedrohtheit unserer Freiheit und zugleich eine nicht billige Hoffnung und ein unverbrüchliches Vertrauen: „Denn wenn das Herz uns auch verurteilt – Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles. Liebe Brüder, wenn das Herz uns aber nicht verurteilt, haben wir gegenüber Gott Zuversicht; alles, was wir erbitten, empfangen wir von ihm, weil wir seine Gebote halten und tun, was ihm gefällt.“ (1 Joh 3,20-22)

Stellvertretung

Etwas von diesem unverbrüchlichen Vertrauen steckte in einem zweiten Anliegen von Josef. Er wollte die Menschen zu unablässigem Beten gewinnen,

ganz wie der Apostel: „Betet ohne Unterlass!“ (1 Thess 5,17) Er selbst übte dieses Hineinbeten in die zentralen Geheimnisse unseres Glaubens, die im Rosenkranz in einfacher Form aufgehoben sind. Zugleich aber forderte er zum Beten für andere auf, für deren Heil. „Betet, betet, bringt viele Opfer für die Sünder“, so zitierte er eine Mahnung Marias vom 19.8.1917 in Fatima, in jeder und auch in der letzten von ihm gemachten Nummer des „Betenden Volks“, die im Dezember 2003 ausgeschickt worden ist.

Solche Aufforderung, für die Sünder zu beten, befremdet manche von uns, vor allem, wenn sie in Verbindung gebracht wird mit dem Bild eines Gottes, dessen strafende Hand durch die angerufene Gottesmutter zurückgehalten werden muss. Aber was hinter solchen fremdartigen Bildern steckt, ist dennoch eine tiefe und vergessene Wahrheit unseres christlichen Glaubens. Es gibt so etwas wie Stellvertretung füreinander vor Gott. In einem Gespräch zur Theologie der Seelsorge, das ich 1980 mit Karl Rahner (einem Lehrer Josefs) geführt habe, spricht dieser über die Bedeutung der Kirche und wie man diese heute darlegen könne. Vielfach, so Rahner, verweisen wir auf große „innerweltliche Leistungen“ der Kirche, „die ihr faktisch niemand abnimmt, und es können sogar neue solche hinzukommen. Aber die eigentlichste Apologetik für Notwendigkeit und Bedeutung der Kirche muss anders geführt werden: Sie ist es, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet, auch in Stellvertretung der unzähligen Menschen, die Gott zu vergessen scheinen“. Vor Gott ist Jesus für die ganze Menschheit als der eine Hohepriester stellvertretenden eingestanden, in der letzten Einsamkeit seines Todes – und mit ihm ist in seiner Auferstehung die Welt gerettet. Das lässt den Apostel Paulus jubeln:

„Ist durch die Übertretung des einen der Tod zur Herrschaft gekommen, durch diesen einen, so werden erst recht alle, denen die Gnade und die Gabe der Gerechtigkeit reichlich zuteilwurde, leben und herrschen durch den einen, Jesus Christus. Wie es also durch die Übertretung eines einzigen für alle Menschen zur Verurteilung kam, so wird es auch durch die gerechte Tat eines einzigen für alle Menschen zur Gerechtsprechung kommen, die Leben gibt. Wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen zu Sündern wurden, so werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen zu Gerechten gemacht werden“. (Röm 5,17-19)

Für andere vor Gott zu stehen und für sie stellvertretend zu beten und zu bitten, das ist der bleibende Kern der unermüdlichen Aufforderung Josefs, für andere Menschen zu beten, vor allem „für jene, die der Barmherzigkeit Gottes am meisten bedürfen“.

Verschieden miteinander Kirche sein

Nachdem also in seinem Telefonat Kardinal König die Beobachtung mitgeteilt hatte, dass wir doch ungleiche Brüder mit einer anderen Theologie seien, da konnte ich ihm sagen: Aber wir versuchten uns gegenseitig zu verstehen und vertrugen uns menschlich blendend. Noch mehr, gerade weil Josef in seinem theologischen Gespür so ganz anders an die moderne Zeit heranging, hat er mich auch in einer unaufdringlichen Weise auf meine eigene Einseitigkeit aufmerksam gemacht. Niemand von uns hat einen anderen Zugang denn einen einseitigen. Also brauchen wir einander.

Nicht zuletzt habe ich in der durchaus oft gefechtartig geführten theologischen Auseinandersetzung gelernt, dass wir dennoch – bei und vielleicht sogar wegen der unterschiedlichen begrenzten Zugänge in der Lage sind, miteinander in der einen Kirche aufgehoben zu sein und Eucharistie feiern zu dürfen.

Vielleicht ist das eine diskrete weil wortlose Lektion gerade für diese liebenswerte und doch so polarisierte Diözese Linz, in der Josef zuletzt gedient hat, dass am Ende nicht theologische Positionen zählen und uns retten werden, sondern das brüderliche und schwesterliche Miteinander, um dessen willen Christus für uns alle in den Tod gegangen ist.

Amen.

2007 Sie fragten mich nach der Auferstehung

Für Alfred Ebenbauer: Wien, 10.9.2007.

Der liebende Spielmann Orpheus – so erzählt der alte griechische Mythos - verliert durch tragisches Geschick die, die er liebt: Eurydike. Ein Mythos erzählt aber von dem, was immer und überall der Fall ist. So dreht sich dieser Mythos um die menschheitsalte Frage, die den Menschen in den Wahnsinn und in den Himmel zugleich treiben kann, was denn am Ende stärker ist, der Tod oder die Liebe, Thanatos oder Eros.

Und so erzählt der griechische Mythos, dass die Liebe den Spielmann nicht ruhen ließ. Er macht sich auf den Weg zur Unterwelt, gelangt zum Todesfluss, Karon setzt ihn über. So gelangt der Liebende vor die Götter der Unterwelt, Hades und Persephone. Und diese sind von seiner Liebe so überwältigt, dass sie Orpheus gestatten, das Schattenwesen Eurydike zurückzuführen in das Land des Lachens und der Liebe. Eine Auflage machen sie ihm: er dürfe sich den langen Weg aus der Unterwelt zurück nicht umsehen. So geht er und geht, und je länger der Weg währt, umso größer wird sein Zweifel, ob das lautlose Schattenwesen ihm denn wirklich folgt. Er schaut um und verliert sie für immer.

Welch tragisches Ende für den Liebenden! Und welch bittere Antwort auf die uralte Frage, was am Ende stärker ist, der Tod oder die Liebe. Denn, so die Lehre des Mythos: aus menschlicher Sicht besehen siegt am Ende der Tod. Die Liebe aber unterliegt.

Die Frage, was am Ende stärker ist, der Tod oder die Liebe, ist im Herzen aller Weltreligionen gegenwärtig. So überrascht es nicht, dass schon die frühen Christen, an den alten Fragen der Menschheit tief interessiert, diesen Mythos aufgegriffen haben. In den römischen Katakomben, etwa jener des Petrus und Marzellus, finden sich Fresken, die Christus als den eigentlichen Orpheus darstellen. Clemens von Alexandrien, Kirchenlehrer in der berühmten ägyptischen Gelehrtenstadt, erzählt dann den Mythos so: Der liebende Spielmann Gottes, der Christus Orpheus, verliert jene, die er liebt, in den Tod: Eurydike, nunmehr die Menschheit. Das lässt ihn nicht ruhen. Von seiner leidenschaftlichen Liebe getrieben, steigt er herab in die Unterwelt – und bis heute bekennen die Christen „herabgestiegen in dasReich de Todes“ – Er geht in das Herz der Welt, so Karl Rahner mit den Kirchenvätern, in dem Tod und Vergeblichkeit sitzen: Und führt von dort Eurydike kraft des Liedes auf seiner Lyra zurück in das Land das Lachens, des Lebens und der Liebe. Denn anders als der griechische Orpheus schaut der Christus-Orpheus nicht um (von sich selbst sagte er: „Wer die Hand an den Pflug legt und umschaut, ist meiner nicht wert!“ [Lk 9,62]).

Das ist denn auch die eigentliche frohe Botschaft, das Evangelium des Christentums: Mag auch aus der Sicht des Menschen der Tod stärker sein als die Liebe: Aus der Sicht Gottes behält die Liebe – Gott, der die Liebe ist – das letzte Wort.

In der alten Ostersequenz, zum österlichen Jubel aufsteigend, singt deshalb die Christenheit bis auf den heutigen Tag:

Mors et vita duello
conflixere mirando ;
dux vitae mortuus
regnat vivus.

Dem Kampf zwischen Liebe und Tod musst sich auch Alfred Ebenbauer stellen. Und dieser Kampf rückte immer mehr in die Mitte seines Lebens. Auch in seinem Leben stimmte immer mehr: mors et vita duello conflixere mirando. Auf den ersten Blick unterlag die Liebe in seinem Leben. Unterlag sie wirklich? War nicht er, als durchaus kritischer Christ, getragen von der alten österlichen Hoffnung, dass selbst der Tod nicht das Ende der Liebe ist – mag das aus unserer Sicht noch scheinen, sondern – wie immer auch einer es durchschreitet – der Tod ein Tor zu einer Wirklichkeit ist, indem der Tod für immer entmachtet ist und nur noch die Liebe lebt? Eine ortlose, also utopische Existenzweise, von der es in der Offenbarung des Johannes heißt:

„Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen." (Offb 21,3f.)

Die Wirklichkeit der Auferstehung also.

Dorothe Sölle, die einfühlsame Theologin und Dichterin schrieb über die Auferstehung:

sie fragen mich nach der auferstehung
sicher sicher gehört habe ich davon
dass ein mensch dem tod nicht mehr entgegenrast
dass der tod hinter einem sein kann
weil vor einem die liebe ist
dass die angst hinter einem sein kann
die angst verlassen zu bleiben
weil man selbst – gehört habe ich davon –
so ganz wird dass nichts da ist
das fortgehen könnte für immer

ach fragt nicht nach der auferstehung
ein märchen aus uralten zeiten
das kommt dir schnell aus dem sinn
ich höre denen zu
die mich austrocknen und kleinmachen
ich richte mich ein
auf die langsame gewöhnung ans totsein
den großen stein vor der tür

ach frag du mich nach der auferstehung
ach hör nicht auf mich zu fragen

2010 Ein treuer Diener

Für Vizerektor Günther Vinek: Wien

Hochgeschätzte Frau Vinek, liebe Angehörige des Toten, Magnifizenz, Kolleginnen und Kollegen, Schwestern und Brüder!

Er ist mir ganz lebendig in Erinnerung. Nicht nur bei meinem letzten Besuch am Krankenlager bei den Barmherzigen Brüdern in Wien. Ebenso farbig sind die Bilder von den gemeinsamen Projekten aus meiner Dekanszeit, wo ich ihm als Vizerektor zuarbeiten konnte. Wie so viele andere bin ich angetan von seiner erlesenen Liebenswürdigkeit. Wie er Ziele in flexibler Unnachgiebigkeit anpeilte, ist nachahmenswert. Menschlichkeit und Effizienz sind eine gelungene Ehe bei ihm eingegangen. So richtig grantig habe ich ihn ebenso wenig erlebt wie er auch immer ans Ziel kam. Dabei war das Ergebnis buchstäblich ausgehandelt und konnte daher auch mit breiter Zustimmung rechnen.

Wie auch Rektor und Dekan noch vermerken werden [schon vermerkt haben], verdankt ihm die Universität und Fakultät, damit die Studierenden und Lehrenden, sehr viel. Er hat so viele Jahre seines Lebens und seiner Kraft der Dauerbaustelle Universität gewidmet. Ist ihm dafür aber nur weltlich zu danken? Hat dieses -unser aller -weltliches Bemühen nicht eben auch eine tiefe spirituelle Dimension? Manche, auch akademisch Gebildete, schaffen es, den säkularen und den heiligen Bereich schiedlich-friedlich zu trennen. Aber geht das für eine getauften Christen wirklich? Ich bin fest davon überzeugt, dass die Welt mit ihrer grandiosen Evolution, nicht nur ein Woher hat, das wissenschaftlich mit Leidenschaft erforscht wird. Es hat auch ein Woraufhin, das wir freilich auch nur wie durch einen Schleier mehr ahnen als kennen. Ich habe nie so recht verstanden, warum zwischen der Evolutionstheorie und dem grandiosen Hymnus im Kolosserbrief in unauflösbarer Widerspruch sein soll. Erklärt die naturwissenschaftliche Theorie das Woher, ringt die Geisteswissenschaft und in ihr in dieser Frage seit jeher federführend die ebenso wissenschaftliche Theologie um das Worauf hin. „Auf ihn hin ist alles erschaffen“, singt der altkirchliche Hymnus. Damit ist gemeint der vollendete Mensch, der in einer überschaubaren Lebenszeit zu einem Liebenden ausgereift ist. Der Kolosser nennt Jesus aus Nazareth den Erstgeborenen, und deutet damit an, dass es nach ihm weitere nachgeborene Schwestern und Brüder gibt. Der bedeutende Theologe Hans Urs von Balthasar meinte auch erahnen zu können, woran man erkennen kann, dass einer trittfest auf diesem Weg zur Vollendung ist: es ist die umfassende und unteilbare Liebe zu den Menschen und zum Ursprung allen Seins, den wir Gott nennen und von dem wir angesichts des unsäglichen Leids der Menschen nur ratlos stehen und doch bekennen, dass er Liebe ist. Solches Ahnen finde ich heute nicht nur bei engagierten und überzeugten Christinnen und Christen. Ich traf dieser Tage Hermann Nitsch, der weit weniger die Kirche und ihre Gläubigen provozieren will, als seine Kritiker es gerne hätten. Er sagt: Ihn fasziniert das Sein, dessen Unendlichkeit und Schönheit, aber auch die vielfältige Passion. Aber wenn Sein vollendet und pur ist: dann ist es Liebe.

Wenn ich solche Gedanken hier ausbreite, entferne ich mich in keiner Weise von Günther Vinek, dessen wir gedenken. Sein Lebenswerk war handfeste

Liebe. Ich meine damit seine Liebe zur Familie, aber auch die Liebe, die in seinem universitären Wirken greifbare Gestalt gewonnen hat. Es hat mich tief bewegt, als er beim Besuch am Krankenbett sagen konnte: Ich habe ja meine Familie, die mich trägt. Ich konnte an einem wundersamen Abend auch den diskreten Herzschlag solch ausgegorener Liebe bei einem Besuch in Jois erfühlen. Tiefe Liebe finde ich in seinem Leben privat und familiär. Und auch seine Arbeit war von ihrer Kraft durchdrungen. Er hat durch seinen Einsatz sich als höchst solidarisch erwiesen mit der Bildungsstätte Universität und mit den dort Studierenden und Lehrenden. Nicht erst seit Mario Simmel ist Liebe nicht nur ein Wort. Es gehört zum Innersten des Christentums, dass Liebe sich in der Tat zeigt.

Keine Geringere, als Teresa von Àvila, an deren Festtag die Katholisch-Theologische Fakultät ihren Dies facultatis als universitäres Ereignis begeht, sagt in ihrem berühmten spirituellen Werk „Die innere Burg“ aus dem Jahre 1577:

Hier aber verlangt der Herr von uns nur diese zwei Dinge: Liebe zu Seiner Majestät und zum Nächsten; das ist es, woran wir arbeiten müssen…

Das sicherste Zeichen, ob wir diese beiden Dinge halten, ist meines Erachtens die treue Einhaltung der Nächstenliebe, denn ob wir Gott lieben, kann man nie wissen (auch wenn es deutliche Anzeichen gibt, um zu erkennen, ob wir ihn lieben), die Liebe zum Nächsten erkennt man aber sehr wohl…

Günther Vineks universitäres Lebenswerk war durchflutet von dieser solidarischen Liebe. Er hat mit seiner Lehre nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch – zusammen mit vielen Mitarbeitenden und Studierenden – gemehrt. Er hat den Umbau der Forschungs-und Lehreinrichtung der so ehrwürdigen Alma Mater Rudolphina mitgeschultert. Er hat damit nicht nur Wissenschaftsgeschichte mitgeschrieben, sondern eben, so der erlaubt geistliche Blick, Schöpfungsgeschichte.

Bei meinem Gedenken komme ich natürlich nicht am Kampf um die so hochgepriesene Wissensbilanz vorbei. Wie haben wir doch gerade für die Geisteswissenschaften darum gerungen, das Unzählbare zählbar zu machen, den Geist in Kennziffern zu gießen, das große Wunder des Geistes der Ökonomie zu unterwerfen. [Ich weiß schon, geschätzte Universitätsleitung: anders kommt man eben nicht an die finanziellen Ressourcen heran, und das mit dem ja auch nicht zu verachtenden Gefühl, dass es dabei vielleicht gar noch gerecht zugeht.] Unter Günther Vinek sind wir bei diesem bockbeinigen Projekt gut und verantwortlich vorangekommen.

Was mich als Theologen tröstet ist, dass die letzte „Wissensbilanz“ am Ende des ach so kurzen Lebens doch anderen Parametern folgt. Gottes Lebensbilanz, die er uns vor seinem heiligen Angesicht ziehen lässt, wird nicht der ökonomistischen Logik folgen, sondern der göttlichen Logik der Gnade und Barmherzigkeit. Gott sei es schon jetzt gedankt.

Dieser Tage hatte ich einen der herausragenden Bibelkundigen im Münchner Hospiz besucht. Er war Pfarrer und hatte vielen Menschen unverdrossen die alten Geschichten der Bibel erschlossen, mit vielen Bildern aus der mittelalterlichen Buchmalerei und einer Sprache, die diesen Bildern an Reichtum und Kraft nicht nachstand. Er erzählte mir, dass ihn eine alte

Ordensfrau fragte, ob er sich jetzt auch auf einen guten Tod vorbereite? Da muss ich noch nachdenken, hob er an. Dann aber fügte er bei: Jedenfalls will ich, wenn er mich umarmt, leere Hände haben. Vielleicht ist das für uns alle eine tröstliche Weisheit: So viel wir zu leisten bestrebt sind, so sehr man uns loben wird – was am Ende zählt ist allein, ob wir Liebende waren und geworden sind. Dabei muss dieses Gesamtkunstwerk gar nicht vollendet sein. Wir werden alle – um wenigstens einmal den Musikfreund Günther Vinek zu ehren – als „unvollendete Symphonie“ ankommen – vielleicht mit leeren Händen. Vielleicht plagen nicht wenige Zweifel, ob wir denn auch genug getan haben, oder ob uns doch eine tiefsitzende Angst daran gehindert hat, handfest zu lieben. Was für ein Gott wird uns umarmen, wird seine Gerechtigkeit eine richtende oder rettende sein, oder anders gefragt, ist Gottes tiefste Form von Gerechtigkeit nicht sein rettendes Erbarmen? So dürfen wir hoffen, dass er am Ende gar nicht unsere „Werke“, die wir vollbracht haben, braucht, sondern allein unser liebendes Herz und unsere leeren Hände.

2011 Entfesselung

Für Hans, St. Thomas.

Er hat ein verborgenes Leben gelebt. Sein Lebensraum war eng, sein Zugang zur weiten Welt eher verschlossen. Wenig von dem, was ihn bewegte, konnte er in Worte kleiden. Das war die Welt, in der Hans lebte.

Und doch gab es Schätze in seinem Leben, in dem er aus unserer Sicht arg behindert war. Ich möchte es an zwei Symbolen zeigen, die aus der kleinen, aber vielleicht reicheren Welt stammen, als wir ahnen.

Der Teppich

Hans konnte mit einer Eselsgeduld geknüpft: Hosenträger in Fein-Goblin, Kelim- Teppiche. Die Mutter und später Maria-Luise besorgten die Vorlagen und die verschiedenen farbigen Wollen. Hans schnitt die Fäden in der erforderlichen Länge. Dann zog er Faden um Faden in die Vorlage ein. Kaum ein Tag, da er nicht konzentriert über den unaufhaltsam wachsenden Teppich gebeugt arbeitete. Er ließ sich dabei auch nicht gern stören.

Manchmal hat sich unbemerkt ein Knüpffehler eingeschlichen, den Hans nicht gleich bemerkte. Viele Reihen weiter hat er ihn dann entdeckt. Dann war er nicht mehr auszuhalten. Er trennte dann alles, was nach dem Fehler kam, entschlossen auf, mag der Fehler auch noch so klein gewesen sein.

Ordnung

Ein Sinnbild für eine starke und zugleich auch nicht einfache Fähigkeit von Hans. Es musste alles seine genaue Ordnung haben. Der Tagesablauf war strengstens geregelt, vom Aufstehen, dem Waschen und Anziehen, der Zahl der Brote beim Frühstück, die Suppe, das Getränk und die Nachspeise bei jeder Mahlzeit, das Schlafengehen. Die Ordnung hat seinem Leben einen starken Rahmen gegeben. Sie hat ihn gehalten. Bis ans Ende seines Lebens.

Wie wichtig ihm die Ordnung war, hat sich gezeigt, als er vor seinem Umzug nach Gaspoltshofen das Gespür für Tag und Nacht vorübergehend verloren hat. Da geriet sein eigenes Leben, und mit ihm das der Menschen in seiner Umgebung aus den Fugen.

Gewebe

Seine Begabung, Teppiche zu knüpfen, zeigt aber auch eine bewundernswerte Eigenschaft von Hans. Obwohl er stark behindert war, führte er sein eigenes Leben. Er war im strengen Sinn dieses Wortes sehr eigensinnig. Oft tat er nicht, war andere von ihm erwarteten und was aus deren Sicht gewiss sinnvoll war. Aber sein Eigensinn stellte auch sicher, dass es sein Leben war. Und wie er Teppiche zu schönen Kunstwerken erschuf, hat er so aus seinem Lebensmöglichkeiten SEIN Leben gewoben. Und auch das ist jetzt, wo sein Lebensteppich fertig gewoben ist, in einem ganz eigenen Sinn ein Kunstwerk geworden, mir 77 Jahren, an einigen Orten, und mit einem großen Charme, den er zweifelsfrei besaß. Er konnte mit seiner anhänglichen Art das Herz viele Menschen gewinnen. Die Sprache der Zuneigung war für ihn bildhaft und einfach. Er strahlte, wenn man ihn fragte: "Bist du mein lieber Spatz?"

Rot

Ein zweites Symbol, das viel vom Reichtum des von außen her eher ärmlichen Lebens von Hans zeugt, ist seine kompromisslose Liebe zur Farbe Rot. Was immer er sich wünschte, sollte rot sein: das Armband der Uhr, die Trainingshose, die Möbel in seinem Zimmer, die Bettwäsche.

Rot ist für das russische Volk die Farbe des Schönen: krasnij - der "rote Platz". Hans liebte diese Farbe. Sie machte sein graues Leben schön.

Rot ist die Farbe des Feuers, des göttlichen Geistes, der Liebe. Letztlich trägt jeder von uns diese Sehnsucht nach der schönen Liebe in sich - und wir Theologen fragen behutsam, ob diese unstillbare Sehnsucht nicht Gottes charmante Art ist, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zu halten?

Ob jetzt Hans in einer Welt ist, voll von Rot, von Schönem, von Liebe? Ich stelle mir seinen Himmel jedenfalls so vor.

Entfesselt

Das bringt mich zu einem dritten Gedanken, der mich als Theologen oft beschäftigt hat, und der mir an Hans so anschaulich geworden ist.

Gott erschafft jeden Menschen, so sagen wir vor allem Hinschauen auf die Realität. Das macht Gott aus der Tiefe seines Wesens, so fügen wir hinzu und nennen es Liebe. Dann aber sehe ich Hans und seine Behinderungen. Und höre mit betroffenem Herzen die vielen anderen ratlos fragen, denen ein Kind mit Behinderungen geboren wird. Warum nur? Ich war vor wenigen Tagen im Holocaustmuseum in Washington. Dort sah ich Bilder von Hartheim und Kindern mit geistigen Behinderungen, ein achtjähriges Mädchen, ein zehnjähriger Bub, nackt, mit dem Kommentar: kurz vor ihrer Tötung. Lebensunwertes Leben nannte man es. Hans war damals ein potentieller Kandidat für Hartheim. Hat also solches Leben keinen Wert? Birgt es keinen Sinn in sich?

Ich habe für mich eine Idee entworfen. So wie ich Hans kennen- und lieben gelernt habe, dachte ich immer: In ihm steckt weit mehr als sich entfalten konnte. Aber sein Potential, seine reichen Begabungen: sie sind gleichsam gefesselt, durch organische Schäden, die er schon ins Leben mitbrachte oder erst später durch eine medizinisch folgenschwere Behandlung erlitt.

Dann aber stelle ich mir vor, dass im Tod, wo er all diese tragischen Behinderungen abwerfen konnte, all seine Fähigkeiten entfesselt worden sind. Hans ist, was Gott in seiner Liebe aus ihm seit eh und je machen wollte - ein Kunstwerk seiner Schöpfung, der schönste aller Teppiche, von Hans angefangen und von Gott zu Ende gewoben, den es im Himmel gibt - und das alles mit einem betörenden Rot des Schönen und der Liebe.

Wie sehr ich Hans diese Entfesselung wünsche und vergönne. Und ich gestehe, schon jetzt bin ich neugierig, wie er - entfesselt von all seinen Behinderungen - aussieht und liebenswürdigen Charme verbreitet.

Amen.

2012 Heimgekommen

Für Edeltraud Perko, Linz.

Jesus hatte eine Vorliebe für jene, die es im Leben nicht leicht hatten. Die Gesunden, so seine Rechtfertigung, brauchen keinen Arzt. Das brachte ihn mit denen in einen lebensgefährlichen Konflikt, welche im Namen Gottes die bürgerliche Ordnung hüteten. Damals die Pharisäer, die religiöse Behörde. Deren Ärger war auch deshalb so groß, weil Jesus ihnen sagte, dass auch sein Gott wie ein Arzt ist und jene liebt, die sich schwer tun im Leben. Unüberbietbar provokant das Gleichnis, in dem er hart angreift und konfrontiert: Das soeben verlesene Evangelium vom Erbarmen des Vaters und seinen beiden verlorenen Söhnen (Lk 15,11-32).

Finden wir uns in beiden wider: im verlorenen Sohn, der wegging, im verlorenen Sohn, der zuhause blieb?

1

Es ist nicht schwer, im verlorenen Sohn ein tröstliches Abbild der Toten zu erkennen, von der wir uns heute verabschieden. Auch sie verließ früh das Haus des Vaters, eines Dragoneroffiziers und einer so beschäftigten Mutter, dass sie Edeltraud einer Erzieherin überließ. Sie glaubte frei zu sein, wenn sie Julius heiratete, 17jährig, wahrlich jung. Zu jung? Die Hochzeit fand am 31. August 1939 statt, just einen Tag vor Kriegsausbruch. Nach der Hochzeit zur Hochzeitsreise mit dem Nachtzug nach Venedig aufgebrochen. „Dort am 1. September angekommen, wurden sie wegen des Kriegsbeginns sofort wieder zurückgeschickt." Julius, ihr Mann, um 13 Jahre älter, musste in den Krieg. Und als dieser zu Ende gegangen war, war geraume Zeit war unklar, ob und wann er wiederkommt. Und als er kam, fand er seine nach bergender Liebe suchende Frau in den Armen eines anderen. Die junge Ehe, kaum begonnen, war am Ende. Bei der Scheidung verlor sie viel. Vor allem Michael, ihren Sohn. Die Dokumente der Scheidung lassen noch heute erkennen, wie verschattet und leidvoll der Prozess war.

Sie ging ihren Lebensweg tapfer weiter. Es war für sie ein unebener Weg, wie im Evangelium durch Gründe und Abgründe. Der Mann, dessen Namen sie bis zum Tod trug, brachte ihrem Leben einige Jahre Frieden und Stabilität. Aber auch ihn verlor sie bei Kreta im Meer: er ertrank 1981. Den Rest ihres Lebens blieb sie allein. Ihre Aufgaben meisterte sie gut, die Gästepension in Velden, die Präsidentschaft im Zonta-Club.

2

„Eine große Sehnsucht hat sie getrieben", sagte jemand, der sie gut kannte. Ein désir: Der französische Psychotherapeut Jacques Lacan sieht darin das, was den Menschen ausmacht. Nelly Sachs dichtete: „Sehnsucht ist der Anfang von allem." Sehnsucht nach Geborgenheit, nach Liebe, nach den Armen eines sie liebenden Menschen. Dabei musste sie auch das lernen, was Lacan das Urleiden des Menschen bezeichnet: das manque – die Entbehrung. Es ist das bittere Gefühl, dass wir immer nach mehr aus sind, als stattfindet. Dass die Rechnungen des Lebens immer offenbleiben. Die religiöse Dichtung des König Davids meint dies zu verstehen. Denn in seinem großen Lied vom Menschen

singt er im Psalm 63: „Gott, Du mein Gott, Dich suche ich, meine Seele dürstet nach Dir, mein Leib verlangt nach Dir wie dürres und lechzendes Land ohne Wasser.“ Diese durch nichts in dieser Welt erfüllbare Sehnsucht richten wir nicht zuletzt in der Liebe auf Menschen: Und dann meinen wir, dass wir diese maßlose Sehnsucht in den Armen eines stets mäßigen Menschen beruhigen können. Ein wenig mag das gelingen, gewiss. Aber nie ganz und auf Dauer. Vielleicht ist das Gottes charmante Art, sich bei uns Gottvergessenen in Erinnerung zu halten.

Der verlorene Sohn im Gleichnis Jesu landet jedenfalls, nach langen Lebensumwegen, in den bergenden Armen Gottes, so wie es Rembrandt meisterlich dargestellt hat. Seine mütterlich-väterlichen Hände legt er dem auf die Schulter, dessen Fußsohlen aufgerissen sind und dessen Haar – Zeichen der Unfreien – geschoren ist. Und der Vater feiert ein Fest mit dem Angekommenen. Mit Recht: Denn auferstanden ist er, sagt der Vater - anéste. Die Sehnsucht des Sohnes, die ihn von daheim Weg durch die Welt getrieben hatte, ist ans Ziel gelangt, und bleibt in diesem jenseits von Raum und Zeit, so Jesus.

Edeltraud hat so viel gemein hat mit dem verlorenen Sohn. Das lässt mich hoffen, dass es auch ihr so ergangen ist. Anesté – angekommen und aufgestanden ist jetzt auch sie. Ihre Sehnsucht ist in der Erfüllung erwacht. Jene Sehnsucht, die sie, wie wir alle hungernd nach Wertschätzung und Liebe, in manchmal glückloser Weise zu stillen versuchte.

3

Jesus erzählt freilich von einem zweiten Sohn. Dieser war immer daheim geblieben. Er lebte nicht auf bürgerlich verpönten Umwegen. Er war der Vorzeigesohn, angesehen nach den Maßstäben der bürgerlichen Ordnung, die er nun auch gegenüber dem heimgekehrten Sohn verteidigt. Rembrandt zeichnet ihn ganz eigen. Stocksteif, eben wie der Stock, auf den er sich stützt. Starr wie die Ordnungen, in denen die Sehnsucht erstickt werden kann. Und vor allem voll Verachtung für den verlotterten Bruder. Er versteht nicht die Freude des Vaters und schon gar nicht das üppige Fest.

Welche Maßstäbe Jesus uns zumutet! Seine Botschaft ist unerhört: Vor Gott zählt am Ende nicht der glatte Lebenslauf. Es zählt die Sehnsucht, auch wenn diese unterwegs da und dort – und dies oftmals vergeblich – festgemacht worden war. Diese Vergeblichkeit ist Leiden genug. Entscheidend ist das Ankommen in den bergenden Armen Gottes.

4

Stecken nicht beide Söhne in uns? Der Sehnsuchtssohn und der Ordnungssohn? Der Lebenshungrige und der Ordnungshüter? Einer der großen spirituellen Meister unserer Zeit war Henri Nouwen. Er meditierte das Bild von Rembrandt und die zugrundeliegende Gleichnisrede Jesu. Auch er findet sich zunächst in beiden Söhnen wieder. Dann aber lehrt er uns zu unserer Überraschung, dass es Jesus letztlich nicht um die Söhne ging, sondern um uns zu lehren, wie Gott ist. Voll Erbarmen. Bereit zur Vergebung. Empfindsam für die tiefe Sehnsucht jedes Menschen nach Liebe. Lebenserfahren genug, um zu wissen, dass die Sehnsucht und die Ordnungen

oft so schwer vereinbar sind. Dann aber: Wir alle sollten lernen, wie der Vater zu werden.

Vielleicht war es für die verstorbene Edeltraud als Mutter eine der schmerzlichsten Erfahrungen, als sie bei der Scheidung ihren einzigen Sohn verlor. Aber dann hat sich – vor Jahren schon, durch guten Ratschlag, eben dieser Sohn auf den Weg gemacht und hat die Mutter ausfindig gemacht. Es war für beide der Anfang einer glücklichen Zeit: einander wieder gefunden zu haben und noch Jahre, gute und – in der Zeit zunehmender geistiger Verlorenheit – schwere Jahre miteinander zu verbringen. Es hat sich ein wenig ereignet, was Jesus wollte: Dass es nach langen Umwegen und Suchen ein Ankommen, ein Wiederfinden gibt. In dieser Weltzeit war es das Wiederfinden von Sohn und Mutter. Könnte es aber nicht sein, dass sich in diesem Wiederfinden etwas vorabgebildet hat, was sich auch für Edeltraud im Tod vollenden konnte: Das endgültige Ankommen bei dem, der die unstillbare Sehnsucht nach Lieben und Geliebtwerden in das menschliche Herz gelegt hat?

Augustinus meinte, dass unser sehnsuchtsvolles Herz unruhig bleibt, bis es am Herzen Gottes zur Ruhe kommt. Dass aber auch Gott selbst nicht ruht, bis er nicht am Herzen des Menschen ruhen kann.

Vor geraumer Zeit verstarb der bekannte deutsche SPD-Politiker Egon Bahr. Kurz vor seinem Tod wurde er gefragt, was ihn seiner Überzeugung nach erwarte, wenn er alsbald sterben werde. Da sagte er: Er sei nicht sicher, sehe aber zwei Möglichkeiten:

- Entweder erwarte ihn ein nicht endender traumloser Todesschlaf.
- Oder aber es werde etwas kommen, was er sich jetzt nicht vorstellen könne.

Ich verstehe beide Bilder.

2015 Nur Liebe, freigewordene, mich überflutend

Für Johann Weber, Wien.

Ein traumloser Todesschlaf

Ein traumloser Todesschlaf – in dem einen nichts mehr bedrängt und schmerzt. Keine Trauer, kein Leid. Alles ist vorbei. Alles: Das ist in einer unglaublichen Zeit des Alls wie ein kurzes Aufblitzen. Selbst ein Dichter aus dem Alten Testament hat Ahnungen in dieser Richtung – und kein geringerer als Johannes Brahms hat diesen Text gleich an den Beginn seines majestätischen Requiems, also die Musik zu einer feierlichen Totenmesse, gestellt.

So heißt es also im Psalm 103:

Des Menschen Tage sind wie Gras, /
er blüht wie die Blume des Feldes.

Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; /
der Ort, wo sie stand, weiß von ihr nichts mehr.

Allerdings, wenn ich ganz ehrlich bin, habe ich mit diesem Bild auch meine großen Schwierigkeiten. So vieles, was mir in meinem Leben wichtig war, würde völlig unwichtig werden. Vor allem wehrt sich in mir viel, dass die Liebe, die unser kurzes Leben so reicht macht, zu Ende ginge. Natürlich sagen manche: unsere lieben Toten leben in unserer Erinnerung weiter. Aber wirklich glücklich macht mich diese Aussicht auch nicht. Soll es wirklich keine Begegnung mehr geben mit jenen, die wir geliebt haben und immer noch – auch wenn sie sterben – lieben? Dabei meine ich das Wort Liebe nicht kitschig und romantisch allein. Aber die Liebe, die der Johann Weber als Ehemann zu seiner Frau hatte, mit der er seine Kinder liebte: Sollte diese wirklich nicht stärker sein als der Tod? Soll der Tod und damit die Vergeblichkeit, oder soll die Liebe das letzte Wort behalten?

Etwas Unerhörtes

Mein Herz wünscht sich daher zutiefst, dass mich nach dem Tod kein traumloser Todesschlaf erwartet. Vielmehr lebt in mir die Hoffnung, die in Egon Bahrs Alternative sich ankündigt: Dass sich im Tod ein Tor öffnet zu etwas, wie der Apostel Paulus einmal schrieb: „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2,9)

Die große österreichische Dichterin hat in dieselbe Richtung gedacht. Dabei rechnet sie zunächst ab mit jenen, die mit dunklen Bildern den Menschen Angst vor dem Tod gemacht haben.

Glauben Sie fragte man mich
an ein Leben nach dem Tode?

Und ich antwortete: ja
Aber dann wußte ich
keine Auskunft zu geben
wie das aussehen sollte

wie ich selber aussehen sollte
Dort

Ich wußte nur eines
Keine Hierarchie
von Heiligen
auf goldenen Stühlen sitzend
Kein Niedersturz
verdammter Seelen
(aus Marie Luise Kaschnitz, Auferstehung)

Wie oft haben wir doch gehört, man müsse sich den Himmel verdienen. Ich glaube immer mehr, dass das nicht geht und auch nicht nötig ist. Denn vielleicht ist alles viel einfacher. Ist der Himmel nicht dort, wo wirkliche Liebe ist, und wenn sie noch so holprig ist? Sind nicht die kleinsten Fragmente von Liebe Spuren des Himmels schon jetzt? Und haben nicht gerade jene ein Ahnung vom Leben nach dem Tod, die wahrhaft lieben?

Ich traue es Gott zu, dass er im Leben eines jeden Menschen Spuren von Liebe findet. Er wird bei manchen vielleicht lange suchen müssen. Aber im Leben von Johann Weber, von dem wir in dieser g Trauerfeier Abschied nehmen, ist Gott bestimmt leicht fündig geworden.

Da ist die Liebe von Baux zu seiner Gugsi, von Hans zu Julia, genauer Josephine Julia). Mit ihr war er seit dem Kaffeetrinken in der Volksbank so viele Jahre in guten Tagen zusammen. Seine Liebe hat in der schweren Zeit, in der er dann seine geliebte Ehefrau pflegte, an Tiefe und Ernsthaftigkeit nur noch gewonnen.

Seine Enkelin Marion charakterisiert ihren Opa in einem berührenden Epilog so:

„Nahezu übermenschlichen Einsatz hat er in all den Jahren gezeigt, als es Omi nicht gut ging. Er hat in dieser sehr langen Zeit schier unglaubliche Kräfte mobilisiert, um es seinem Herz so schön wie nur irgendwie möglich zu machen. Kein anderer hätte das geschafft. Nicht einmal ansatzweise. Und das werde ich ihm nie vergessen und verdient mehr als nur Bewunderung. Dafür werde – nicht nur ich – im ewig dankbar sein. Auch dankbar bin ich, dass der liebe Gott ihm seinen letzten Wunsch erfüllt hat. So traurig es für uns natürlich ist, aber damit hat der liebe Gott ihn für all seine guten Taten belohnt. Davon bin ich überzeugt.“

„In guten wie in bösen Tagen“ waren Gugsi und Baux, Julia und Hans, mehr als ein halbes Jahrhundert einander treu und unzertrennlich: so hatten Sie es vor Gott am 15. August des Jahres 1958 feierlich geschworen. Dann hat sie ihn am 13. Jänner 2013 in dieser Welt zurückgelassen.

Es war für Hans Weber eine schwere Zeit. Und gerade, als er allem Anschein nach den großen Schmerz ausgetrauert hatte, ist er ihr nachgestorben. Hat sie im anderen Leben nicht mehr ohne ihn sein wollen und hat, wie wir dann gern denken, „geholt“? Oder hatte er das Gefühl, dass seine Lebensaufgabe in der Familie und im Beruf gut gemeistert und irgendwie abgeschlossen war? Die Kinder konnten auf eigenen Füßen leben, Monika hat mit Christoph und ihren beiden Kindern eine tolle Familie aufgebaut, Renate hat mit Ernst aus

Fronleiten nachgezogen. Die beiden Töchter, die einen Vater hatten, der ohne Wenn und Aber und mit viel Humor ihnen zur Seite stand, waren jetzt auf seine breite Schulter nicht mehr so sehr angewiesen. Fühlte er sich also zunehmend frei, seiner Gugsi ins andere Glück zu folgen? Er hatte zwar Pläne, der 80er stand bevor. Und doch meinen manche, er habe mehr als gewöhnlich in der letzten Zeit mit Leuten Kontakt gesucht, traf sich mit seinem Bruder im Waldviertel, wo er seine Kindheit verbracht hatte. Ahnte er also selbst etwas?

Gut geht es uns, so die große evangelische Theologin Dorothee Sölle, wenn die beiden Lebensbeine Lieben und Arbeiten gesund sind. Hans Weber hat nicht nur geliebt, er hat auch beruflich viel geleistet. Zunächst pädagogisch ausgebildet kam er auf dem Umweg der Volksbank zur ÖBB. Die Karriere als Profifußballer Bei Rapid ist ihm zum Glück als Brillenträger erspart geblieben.

Bei der ÖBB hat er Karriere gemacht. Man hat ihm schließlich das Personal anvertraut. Wie im kleinen Lebensbereich der Familie war er in seiner Arbeit ein verlässlicher Mitarbeiter und dann selbst Chef.

Für seine Qualität spricht nicht nur sein Einsatz für den Betrieb und die Menschen in diesem. Er war auch ein Mann mit Zivilcourage. Seine Rede war immer klar. Falschheit war ihm zuwider. So gesehen war er höchst undiplomatisch.

Seine Enkelin Marion drückt das so aus:

„Ich kenne keinen Menschen auf der Welt, der „echter" war, als mein Opa. Man hat immer genau gewusst, woran man war und wie er über etwas dachte. Geschauspielert hat er nie. Und das ist eine der vielen Eigenschaften, die ich so wahnsinnig an ihm geschätzt habe."

Seine Geradlinigkeit paarte Hans Weber mit einem enormen Humor. Hans Weber konnte gut und viel lachen, auch wenn modernen Führungskräften keineswegs immer zum Lachen ist. In der Kirche nicht (da kenn ich mich aus), und auch bei der ÖBB nicht.

„Nur Liebe, freigewordene, mich überflutend."

Traumloser Todesschlaf oder Unerhörtes: das waren die zwei Bilder von Egon Bahr für das Leben nach dem Tod. Anders, unerhört – das ist mein Favorit. „Da war unser Mund voll Lachen", wird von den Israeliten erzählt, als sie aus der Gefangenschaft in Babylon heimgekehrt waren.

So sehe ich mit den Augen meines Herzens auch den verstorbenen Hans Weber vor mit: „ein Mund voll Lachen". Und manche Pläne, die er noch hatte, gehen vielleicht anders in Erfüllung. Um Graz zu überfliegen, braucht er keinen Helikopter mehr. Der Einzug ins andere Leben ist vermutlich auch weit mehr wert als der Eintritt in eine Kabarett-Vorstellung. Denn jetzt erscheint Hans vielleicht rückblickend noch weit mehr als ein Kabarett.

Ich stelle mir zudem vor, dass es Hans so geht, wie Marie-Luise Kaschnitz es im zweiten Teil ihres Gedichts besungen hat. Den „Niedersturz verdammter Seelen" hat sie gerade verworfen, um mit ihrem Lichttraum von einem Leben nach dem Tod fortzufahren:

Nur
Nur Liebe frei geworden
niemals aufgezehrte
mich überflutend

Kein Schutzmantel starr aus Gold
mit Edelsteinen besetzt
Ein spinnwebenleichtes Gewand
ein Hauch
mir um die Schultern
Liebkosung schöne Bewegung
wie einst von tyrrhenischen Wellen

Wie von Worten die hin und her
Wortfetzen
Komm du komm

Schmerzweb mit Tränen besetzt
Berg- und Talfahrt
Und deine Hand
wieder in meiner
So lagen wir
lasest du vor
schlief ich ein
wachte auf
schlief ein
wache auf
Deine Stimme empfängt mich
entlässt mich und immer
so fort

Mehr also, fragen die Frager,
erwarten Sie nicht nach dem Tode?
Und ich antworte
„Weniger nicht."

(Marie Luise Kaschnitz)

2016 Ein guter und getreuer Knecht

Für Erwin.

Das Gleichnis vom anvertrauten Geld

Es ist wie mit einem Mann, der auf Reisen ging: Er rief seine Diener und vertraute ihnen sein Vermögen an.
Dem einen gab er fünf Talente Silbergeld, einem anderen zwei, wieder einem anderen eines, jedem nach seinen Fähigkeiten. Dann reiste er ab. Sofort begann der Diener, der fünf Talente erhalten hatte, mit ihnen zu wirtschaften, und er gewann noch fünf dazu.
Ebenso gewann der, der zwei erhalten hatte, noch zwei dazu.
Der aber, der das eine Talent erhalten hatte, ging und grub ein Loch in die Erde und versteckte das Geld seines Herrn.
Nach langer Zeit kehrte der Herr zurück, um von den Dienern Rechenschaft zu verlangen.
Da kam der, der die fünf Talente erhalten hatte, brachte fünf weitere und sagte: Herr, fünf Talente hast du mir gegeben; sieh her, ich habe noch fünf dazugewonnen.
Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Diener. Du bist im Kleinen ein treuer Verwalter gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude deines Herrn!
Dann kam der Diener, der zwei Talente erhalten hatte, und sagte: Herr, du hast mir zwei Talente gegeben; sieh her, ich habe noch zwei dazugewonnen.
Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Diener. Du bist im Kleinen ein treuer Verwalter gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude deines Herrn!
(Mt 25,14-30)

Erwin sind viele Talente geschenkt worden:

Das Talent des Lebens

1945 in Ringingen/Baden Württemberg geboren. kam er 1948 Bad Schallerbach und machte dort die Volks- und Hauptschule.

Er war in der Pfarre Ministrant bis 18: da habe ich ihn und seinen Bruder kennengelernt – ein etwas ungleiches liebenswertes Brüderpaar!

Talent des beruflichen Arbeitens

Tischlerlehre, Bundeswehr; arbeitete bei der Firma Holter in Wels. 1969 hatte er Traude kennengelernt; sie arbeitete im Bayerischen Hof. 1971 heiratet er sie. Er hat den Gasthof von der Oma von Traude mitgeheiratet.

Da habe ich ihn später öfter getroffen. Mit meiner schon kränklichen Mutter und Hans, meinem behinderten Bruder manchmal zum Mittagessen. Hans war nicht immer einfach, Suppe, Torte … bei Erwin hat er alles bekommen und war ganz glücklich.

Gasthof ausgebaut, dann aber 2009 in Pension. Traude, seine Frau, und Erwin haben die Zeit genossen: mit Wandern so lang es ging, Angeln. Erwin hat viel aus dem Talent seines Lebens gemacht.

Talent des Liebens

Erwin war ein getreuer Ehemann und guter Vater. Seiner Frau Traude war er ein langes Leben treu. So erzählte mir Deine Tochter Eva:

Die Beziehung meiner Eltern fällt mir nun etwas schwerer zu beschreiben... Mama und Papa haben immer zusammengehalten und sehr viel füreinander getan. Sie haben (fast) ihr ganzes Leben immer gemeinsam verbracht, sie haben ja auch jeden Tag miteinander gearbeitet. Im Gasthaus haben die beiden etliche Jahre von früh bis spät gearbeitet. Und sich trotzdem bis zum Schluss geliebt. ;-) Die gemeinsame Leidenschaft galt dem Wandern, dem Attersee und auch den Reisen, bis es halt nicht mehr ging. Sie haben sich gegenseitig Platz gegeben, ohne den anderen großartig ändern zu wollen. Sie haben sich respektiert und den anderen genommen wie er/ sie war. Und sie haben sich bis zum Ende gerngehabt. Ich denke das alles ist so viel wert, wer kann schon nach fast 50 gemeinsamen Jahren (1971-2017=46 Jahre) noch sagen er hat den anderen gern. Seit sie in Pension waren sind sie auch oft am Sonntag gemeinsam in die Kirche gegangen, dies war ihnen beiden wichtig. Meine Mama war auch auf der Palliativstation von Anfang bis Ende bei ihm, fast zwei Wochen war sie Tag und Nacht bei ihm. Ich finde dies wunderschön, er hat bestimmt gespürt, sie ist bei ihm. Ich war auch alle Tage bei ihm, oft mit Kind und Hund, auch meine Geschwister waren sehr oft bei ihm.

Seine drei Kinder liebte er über alles. Er war stolz auf sie. Gemeinsam besuchten sie Fußballspiele und fuhren dazu nach Salzburg oder nach Linz. Einmal waren sie sogar bei einem UEFA-Cup-Finale.

Und als diese ihm Enkelkinder bescherten, war seine Freude übergroß. Vor allem Jakob wird seinen Opa vermissen. Und auch ich bin ganz sicher: Der Opa wird vom Himmel aus ein guter Schutzengel für ihn sein.

Talent seiner großen Liebenswürdigkeit

Unser Papa war der gutmütigste, bescheidenste und geduldigste Mensch den ich kenne.

Aber, besonders geschätzt haben wir wohl, dass er immer alles für uns getan hat, sich selbst hat er immer hintenangestellt. Seine Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft, seine Geduld, aber auch seinen Kampfgeist.

Sein Lächeln und seinen Humor. Und noch 100 andere Eigenschaften, die wir schmerzlich vermissen werden.

Talent des Leidens

Das Leiden hat ihn stark gemacht. Kaum, dass er geklagt hat. Wiederholt Dialyse wegen seines Nierenleidens. Er hat sich zurückgekämpft. Mit dem Rollator, dann ganz stolz wieder auf den eigenen Beinen.

Das war die Zeit, da ich ihn zum letzten Mal getroffen habe. Im November Vortrag in Peuerbach über die Flüchtlinge. Danach wartete er geduldig, bis ich für ihn frei war. Und er erzählte mir, wie es ihm gehe, von der regelmäßigen Dialyse in Ried, dass die Rettung ihn dorthin bringe und wieder heimfahre. Geduldig war er, ohne Klage.

Und dann hat er mich schon vorsichtig angefragt: Wenn es zu Ende gehe, ob ich dann die Begräbnismesse für ihn halten werde. Noch sei es nicht so weit, versuchte ich ihn zu trösten. Aber er schien damals eine starke Ahnung gehabt zu haben.

Und dann überkam sie ihn mit einem Schlag, die Gehirnblutung, die ihm das Bewusstsein raubte und das er nicht mehr erlangt hat. Da stand ihm seine Familie zur Seite, bat ihn insgeheim darum, zu kämpfen. Aber er hat den Kampf gegen den Tod verloren.

Erwin hat seine Talente, die ihm Gott geschenkt hat, reichlich genutzt. Er war ein Segen für seine große Familie, die ihn jetzt schmerzlich vermissen wird.

Weil das aber so ist, wird Erwin – bei Gott angekommen – die wunderbaren Worte Gottes gehört haben:

Sehr gut, Erwin, du bist ein tüchtiger und treuer Diener. Du bist im Kleinen ein treuer Verwalter gewesen, ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude deines Herrn!

Das macht Euren Schmerz nicht kleiner. Und doch ist es ein tiefer Trost für uns zu wissen, dass Erwin es jetzt sehr gut hat, ohne Tränen und ohne Trauer, ohne Rollator und ohne Dialyse. Erwin ist angekommen. Oft hat er im sonntäglichen Gottesdienst das Wort gehört: „Selig die zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen sind!“ Jetzt nimmt er an diesem Teil.

Varia

2006 Orpheus und Eurydike

Zum Heiligen Kreuz in Frankfurt/Oder (Abschrift)

Ein bisschen schmerzt es mich schon, wenn ich Sie jetzt stehen sehe. Das heißt, es schmerzt meine Füße. Wollen Sie nicht noch Platz nehmen? Die Predigt wird heute ein bisschen länger dauern. Man hat mir gesagt, ich könne über alles reden, nur nicht über vierzig Minuten. Wenn Sie ein bisschen zusammenrücken, ist es außerdem wärmer noch, nicht?

Und wenn Sie sich jetzt schon vorbereiten, indem Sie zusehen, ob Sie nicht so eine Karte mit dem Orpheus vor sich bekommen, weil ich dazu ein weinig meditieren will auch.

Das Stichwort, also Schwestern und Brüder, ist zunächst dieser alte griechische Mythos von Orpheus oder Eurydike.[19] Die Geschichte ist schnell in Erinnerung gerufen. Der liebende Spielmann liebt Eurydike. Und verliert sie durch tragisches Schicksal. Da beginnt diese alte Erzählung ein Thema zu behandeln, das menschheitsalt ist. Und: Ein Thema, das auch die Mitte des Evangeliums darstellt. Ein Thema, von dem ich glaube, dass es auch das Thema einer Jeden und eines Jeden von uns ist, die wir heute hier sind. Nämlich: Was ist am Ende stärker: Der Tod oder die Liebe? Und so erzählt dann der griechische Mythos, dass dieser liebende Spielmann hinabsteigt in die Unterwelt. Die Liebe lässt ihn nicht in Ruhe. Und er versucht, Eurydike zurückzusingen in das Land des Lebens und der Liebe. So überwindet er, so erzählt der alte Mythos, den Todesfluss, der gut bewacht war von Zerberus, dem Todeshund, und er wird übergesetzt und gelangt vor die Götter der Unterwelt, Hades und Persephone. Diese sind von seiner Liebe so beeindruckt, dass sie ihm gestatten, Eurydike zurückzuführen. Aber, sie machen eine Auflage. Er müsse vorausgehen, und den langen Weg zurück in das Leben dürfe er sich nicht umsehen. Eurydike werde ihm folgen. Er geht und geht, und je länger sein Weg währt, umso größer wird sein Misstrauen, er schaut um und verliert sie für immer. Es ist eine tragische Geschichte. Denn die Antwort dieses Mythos heißt: Aus der Erfahrung des Menschen gesprochen, behält am Ende der Tod die Oberhand. Der Tod ist stärker als die Liebe.

Die frühe Christenheit hat dieses Thema sehr bewegt. Und sie kannten, das ist erstaunlich, auch diese alte Orpheus-oder-Eurydike-Geschichte. Und so finden wir heute, wenn sie einmal nach Rom pilgern in die Katakomben des heiligen Petrus und des Marcellus oder in die Domitilla-Katakomben, finden Sie Darstellungen von diesem Orpheus. Aber jetzt als Christus-Orpheus. Und eine habe ich Ihnen mitgebracht. Mein Verlag hat das einmal als Werbekarte gedruckt. Und so erzählten nun die alten ersten Christen diese Geschichte

[19] Fresko in den Katakomben des heiligen Petrus und des hl. Marzellus.

neu. Und sagten: Der eigentliche liebende Spielmann Gottes, das ist Christus. Und die, die er liebt, die Eurydike, das ist die ganze Menschheit. Und auch sie ist hineingeraten in vielfältige Tode, vor dem Tod und im Tod. Und das lässt den liebenden Christus-Orpheus, den Spielmann Gottes, nicht ruhen. Und auch er macht sich auf den Weg hinab in die Unterwelt. Wenn wir nachher das große Glaubensbekenntnis sprechen würden, dann würden Sie wieder hören: Hinab gestiegen in das Reich des Todes. Das ist bis in das Glaubensbekenntnis hinein der alte Hoffnungsmythos, ob der Tod das letzte Wort hat, oder die Liebe.

Und so steigt er hinab in den Tod. Und anders als der griechische Orpheus, vermag er die Menschheit zurückzuführen in das Land des Lebens. Indem er, so sagen die Kirchenväter, in den Tod geht, überwindet er den Tod des Menschen. Vielleicht sind die älteren von Ihnen noch ein bisschen kundig und haben im Ohr den alten Hymnus des Osterfestes, den die Liturgiereform leider freigestellt hat, und weil er so lang ist, beten wir ihn nicht mehr. Und dort heißt es wörtlich: Tod und Leben fochten einen unbändigen Zweikampf. „Mors et vita duello conflixere mirando." Auf lateinisch klingt sie noch wundersamer, diese Sequenz. Und dann heißt es: Der Anführer des Lebens stirbt und siegt. Das ist Ostern. Das ist das Herz des Evangeliums, dass nicht der Tod, sondern die Liebe das letzte Wort hat.

Und nun schauen Sie auf das Bild. Da sehen Sie diesen Christus-Orpheus, und in der linken Hand hat er eine Lyra, eine Leier. Und Clemens von Alexandrien, der sich damit beschäftig hat, gibt dieser Leier einen theologischen Sinn und sagt: Diese Lyra ist die Kirche. Wir sind diese Lyra, heißt das. Und dann sagt Clemens von Alexandrien: Was ist denn der Sinn dieses Instruments in der Hand des liebenden Spielmanns. Und fügt bei: Es ist ein Instrument, damit zu Gunsten der Eurydike erklingt ein Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferstehung. Die Kirche als ein Instrument in der Hand des Christus-Orpheus für die Menschen dieser Welt, damit sie Hoffnung haben und die Erfahrung machen können, dass am Ende die Liebe stärker ist als der Tod.

Wir können gestützt auf dieses alte Visionsbild von Kirche fragen: Und wie heute? Und dann muss man, wenn man diese Frage stellt, zuerst fragen: Wie geht's denn der Eurydike heute? In welche Bedrängnisse sind die Menschen, mit denen wir leben, heute geraten? Um dann zu fragen, was für ein Lied sollte diesen Menschen in diesem Land durch uns, die Kirche erklingen? Da müsste man jetzt, und das ist der zweite Punkt, fragen: Wie geht's der Eurydike heute? Und wenn Sie sich umsehen, dann tragen Sie viele Erfahrungen in sich und wissen zum Beispiel, dass selbst in reichen Gesellschaften heute so viele Menschen in Gefahr sind, überflüssig zu werden. Ein Satz, den ich Hans-Magnus Enzensberger entnehme, einem der ganz großen Kritiker des Landes, der Kultur von heute. Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jede und jeder von uns überflüssig werden. Wohin mit ihm? Nehmen Sie nur ein Beispiel, an dem Ihre Region Europas hier so bedrängt leidet: So viele Menschen, die arbeiten möchten und keine Arbeit finden. Sie sind überflüssig geworden. Oder alte Menschen, behinderte Menschen. Wir haben sehr viel Sorge heute auch um die Sterbenden zum Beispiel, weil Sterben in den Krankenhäusern heute so teuer kommt. Und viele denken darüber nach. Der Chef der deutschen Ärzteschaft hat dann einmal

gefragt: Müssen wir nicht über „sozialverträgliches Frühableben“ nachdenken? Wie geht es den Menschen heute? Sind nicht viele von uns in Gefahr, überflüssig zu werden? Und wir fangen dann an, ihnen unsere Sorge zu entziehen. In der Sprache, Schwestern und Brüder, ist dann nicht mehr weit, dass wir sagen: Wir entsorgen sie in bleibende Arbeitslosigkeit, durch Euthanasie, in Pflegeheime und wo immer hin auch. Selbst in reichen Gesellschaften kann morgen jede, jeder von uns überflüssig werden. Ich glaube, das ist ein Thema, das die Menschen heute zutiefst bewegt.

Aber es gibt ein zweites Thema, sagen wir in unseren Kulturdiagnosen, das ist nicht die Frage der Solidarität, sondern die Frage der Spiritualität. Wir haben heute eine Kultur, wo man innerhalb von 90 Jahren optimales Glück finden will. Die Jugendkultur sagt das sehr trocken: „Ich will alles, und zwar subito.“ Theologisch würde man sagen: Den Himmel auf Erden. Gestern, als ich einen Spaziergang durch die Stadt machen konnte, las ich auf einer kleinen Säule: Das Leben ist kurz. Man muss es genießen. Das stimmt. Das Leben ist kurz. Aber, wenn man sagt: Ich habe nur dieses Leben, und ich möchte es dann so genießen, dass ich randvoll bin mit Glück. Dann gibt es heute Analysen, die uns zeigen, was dabei herauskommt. Da muss man nämlich schnell machen. Leben war noch nie so schnell wie heute. Denn wenn man in neunzig Jahren das maximale Glück in der Liebe, in der Arbeit, im Amüsement erreichen will, muss man schnell machen. Und man muss zweitens dann auch sich immer mehr anstrengen. Die Welt war noch nie so anstrengend wie heute. Man arbeitet sich zu Tode, man amüsiert sich zu Tode, man liebt sich zu Tode, und im Grunde genommen überfordern wir uns unentwegt. Und viele Menschen leben dann in der Angst, zu kurz zu kommen. Es gibt Fachleute, die sagen: Die reichen Gesellschaften sind immer auch von Angst besetzte Gesellschaften. Das ist paradox, dass im Kontext der ökonomischen Güter die Angst so aufblüht. Es gibt eine Studie aus Deutschland, dass jedes vierte Kind, das heute in die Grundschule eintritt, ein hohes Niveau diffuser Ängste in sich trägt. Und therapiebedürftig ist. Was ist das für ein Leben, wenn man so viel Angst hat? Und was dann als letztes noch kommt: Es führt diese Angst zur Entsolidarisierung. Jeder ist so für sich selbst besorgt, dass er für andere, zum Beispiel für Kinder oder für Fremde tatsächlich nichts mehr übrighat. Mit diesem übrig haben meine ich nicht moralisches nicht mehr übrighaben. Sondern man hat keine Kraft mehr, keine Energie. Ich habe einmal gelernt an dieser Stelle in einem Gespräch mit einem Therapeuten, dass die Katholiken die Leute für viel schlechter halten, als sie sind und er sagt dann, die Leute sind nicht so schlecht, wie wir Katholiken sie manchmal gerne hätten. Ist auch ein guter Satz. Also die Menschen haben Angst, dass sie zu kurz kommen, und entsolidarisieren sich aus dieser Angst.

Und die Antwort vieler Menschen ist: Wie könnte man aus diesen Bedrängnissen herauskommen? Aus dieser Enge der neunzig Jahre. Da gibt es heute in den Städten Europas einen Megatrend der Respiritualisierung. Spiritualität wird gesucht.

Die einen suchen das Weite, sagen wir. Und andere suchen die Weite. Das ist die Spiritualität. Und so glauben wir, dass, wenn man heute auf die Menschen schaut, zwei Themen wichtig sind, nämlich die Gerechtigkeit und der Sinn. Solidarität und Spiritualität. Und wenn wir einen Schritt weitergehen und

vielleicht fragen: Was für ein Lied könnte denn für diese Menschen dann erklingen, die umgetrieben sind von der Frage Solidarität und Spiritualität. Dann werden Sie sehr schnell entdecken, dass das genau die Grundaufforderung Jesu ist, Gott und den Nächsten zu lieben.

Gottesliebe, das ist das Thema der Spiritualität. Nächstenliebe, das ist das Thema der Gerechtigkeit. Und ich glaube daher, dass jede Kirchengemeinde heute ein Kerngeschäft hat. Das ist ein Wort, dass im Ordinariat in Berlin zurzeit Hochkonjunktur hat. Weil man die Frage stellt: Worauf ziehen wir uns denn zurück? Und McKinsey hat sicher beraten: Auf das Kerngeschäft. Und da muss man fragen: Was ist dieses Kerngeschäft. Und manche sind dann im Sparbetrieb versucht, zu sagen, Kerngeschäft, das ist nur der Gottesdienst. Ich glaube, das ist nicht das Kerngeschäft der Kirche. Man kann nicht die Gottesliebe von der Nächstenliebe trennen. Man kann nicht die Frömmigkeit von den Armen trennen. Im Passauer Pastoralplan steht eine kleine Formel, die das hervorragend zusammenbindet. Es gehört immer zusammen, in Gott einzutauchen und bei den Armen aufzutauchen. Das ist geradezu das Erkennungsmerkmal, dass man wirklich bei Gott ist. Dass man sich bei den Armen wiederfindet. Das heißt auch umgekehrt, dass wer wirklich bei den Armen ist, ganz nahe bei Gott ist. Also man kann auch sagen: „Wer bei den Armen eintaucht, taucht in Gott auf." Und eine der berühmtesten Gewährsfrauen für diesen Satz ist die Mutter Teresa. Ich habe in Erinnerung einen sehr einfachen, plakativen Satz von ihr, dass sie sagt: Wenn ich mich niederknie vor den Sterbenden in den Straßen von Kalkutta, dann knie ich mich genauso vor Jesus nieder, wie wenn ich mich vor dem Tabernakel niederknie.

Das ist Theologie des Evangeliums. Das ist das Herz des Evangeliums. Das ist unser Kerngeschäft, meine sehr geehrten Schwestern und Brüder. Und da sollten wir nichts weglassen davon. Denn lassen wir die Armen weg, dann haben wir eine Wellness-Frömmigkeit. Lassen wir aber Gott weg, dann sind wir in Gefahr, auszubrennen. Von den Quellen abgeschnitten zu sein, die uns stark machen für unseren Dienst an den Armen. Und ich denke, beides gehört zusammen. Wer in Gott eintaucht, taucht also neben den Menschen auf.

Sie werden natürlich fragen: Was machen wir jetzt damit praktisch? Ich denke, Sie werden schauen: Wofür haben wir Kraft? Und welche Projekte entwickeln wir? Spirituelle Projekte, soziale Projekte. Sie werden fragen, sind die Armen dieser Stadt vielleicht im Krankenhaus, da machen Sie ein gutes Projekt, wo sie bei den Kranken sind. Oder Sie sagen, wir kümmern uns ein wenig um die Arbeitslosen, um deren Familien. Vor allem um die Männer, die sehr bedroht sind, wenn sie arbeitslos sind, weil ein Mann, ohne Arbeit, ein soziales Nichts ist. Ich würde Projekte machen. Aber, mit Geduld. Machen Sie nicht zu viel. Das ist ein Rat, den ich Ihnen gebe. Machen Sie lieber wenig, und das gut, und sagen Sie, für den Rest muss jemand anderes den Kopf hinhalten. Wir können schlicht nicht alles machen, unsere Kräfte sind begrenzt. Also solche Projekte, die etwas zu tun haben mit dem Kerngeschäft der Kirche.

Nun komme ich zum letzten Punkt schon. Aber ein bisschen was will ich schon noch dazu sagen, weil es sehr viele bedrängt: Die Lyra. Wie soll denn die Kirche heute ausschauen? Wie arbeitet sie? Wie organisiert sie sich? Ich komme aus der Erzdiözese Wien. Und wir hatten dort ja lange Zeit den ganz

grandiosen Kardinal König. Dessen Namen werden sie kennen. Ich habe sehr viel mit ihm gearbeitet in Richtung Ostmitteleuropa. Wir haben ein Pastorales Forum gegründet, haben seit 1991 in Wien schon mit unseren Stipendien wohl siebzig Personen aus Ostmitteleuropa promoviert an unserer Universität, weil wir gesagt haben, wir wollen die Kirchen stärken, indem wir ihnen „nicht Steine, sondern Beine“ fördern, also Menschen fördern. Und jetzt sagt mir Kardinal König noch vierzehn Tage vor seinem Tode - er ist dann 99-jährig gestorben, der alte Abraham war noch jung dagegen, – und dann sagt Kardinal König: Glauben Sie nicht, dass die Konstantinische Ära der Kirche vor unseren Augen zu Ende geht?

Ich glaube, er hat Recht. Wir erleben heute, Schwestern und Brüder, das Ende einer sehr bewährten, sehr komfortablen Gestalt der Kirche. Die doch deswegen so komfortabel war, weil sie finanziell so sicher war. Über die von Hitler 1939 eingeführte Kirchensteuer. Wobei wir aus Österreich wissen, dass Hitler uns das angetan hat, um uns zu schaden! Und jetzt merken wir, das Geld wird knapp. Also was sage ich Ihnen. Sie wissen das selber von Ihrem finanziellen Debakel in Ihrem Erzbistum. Aber das ist ein Normalfall, dass das Geld weniger wird. Und dazu kommt noch, dass wir auch weniger Priester haben, und dazu kommt noch, dass wir neben dem Geld, weniger Priester, und auch die Sorge haben um die jungen Menschen.

Das sind die drei großen Sorgen, die heute die Diözesen haben in Europa. Was machen Sie damit? Und ich denke, nachdenken und fragen: Gibt es nicht auch die Erneuerung? Gibt es nicht eine neue Sozialform, die genauso handlungsfähig ist, nur wo wir ein bisschen umlernen werden? Und ich habe den Eindruck, hier ist eine Gemeinde, die schon früh angefangen hat, mit den Oratorianern umzulernen. Sie sind ein gutes Stück den anderen Gemeinden, die ich kenne, voraus. Kompliment! Respekt! Nur, ich glaube, Sie haben immer noch einige Schritte vor sich. Gerade jetzt in der Not braucht es einen weiteren Schritt zum Umbau. Und dazu will ich Ihnen nicht Anweisungen geben, wie das geht. Das wissen Sie selber. Aber ich möchte Ihnen zwei, drei wichtige theologische Grundpositionen mitgeben in Ihr Veränderungsgedeck.

Erstens: dass Gott das Heil aller Menschen will. Das beruhigt uns sehr. Es ist nicht nötig, dass alle zur Kirche gehören. Und trotzdem können Sie hoffen, dass Gott bei allen Menschen an ein gutes Ende kommt. Das ist vielleicht nicht so gewöhnlich in der katholischen Tradition, dass wir so großzügig über Gott denken. Aber ich denke so. Ich traue es Gott zu. Manche haben daraus den Schluss gezogen: Also brauchen wir keine Kirche mehr und keine Arbeit der Kirche. Wenn Gott das sowieso alleine macht, wozu braucht er uns? Aber nein, er braucht diese Gemeinschaft der Kirche.

Warum? Ich denke, da schauen Sie hinein in das Land. Wenn die Menschen vergessen, was es um Gott ist, - und sie sind eine Musterkultur hier, wo man das Vergessen trainiert hat. Wo die junge Generation Christus kaum noch von anderen Personen, die am Kreuz hängen unterscheiden kann, wo man eine atheisierende Kultur zusammengebracht hat. Das ist ein Meisterstück. Das haben nur noch die Tschechen in Europa zusammengebracht, eine solche atheisierende Kultur hervorzubringen – dann, denke ich, ist es ganz gut, wenn jemand Licht und Salz ist. Wozu sind wir Kirche in einem Land wie diesem?

Vielleicht ist die einzige Antwort zu sagen: Wir lassen euch was anschauen. Wir zeigen euch was.

Und vielleicht können wir auch ein bisschen was bewirken, in Bewegung bringen. Jesus sagt: Ihr seid das Licht der Welt. Das heißt: Zeigen. Oder: Ihr seid Salz der Erde. Das heißt: Heilen. Was könnten wir tun? Wir könnten an Gott erinnern. Und ein Leben, ein menschliches Leben, das im Kraftfeld Gottes erblüht. Wir könnten den Menschen sagen: Die Berufung eines jeden Menschen ist, eine Liebende zu werden. Gott und den Menschen. Ein Liebender zu sein. Also die Gestalt Jesu Christi zu erreichen, der der Liebende schlechthin war. Die Kirche steht für das Wachsen des Menschen in seine ursprüngliche Berufung hinein. Dass wir das sehen, und dass wir das voranbringen. Wir sind eine Gemeinschaft, die die Menschen liebt. Das heißt nun praktisch: Wir üben Nächstenliebe. Wir feiern die Gottesliebe. Und daran können die Menschen an uns erkennen, worum es Gott in der Menschheit geht.

Können Sie einmal einen Satz für sich probieren, dass Sie sagen: „Ohne uns ist das Land ärmer." Ich halte diesen Satz für sehr wichtig. Weil das, was uns zurzeit bedrängt, eher die Depression ist in der Kirche. Das Downsizing des Kirchenbetriebs ist nicht lustig. Wenn man Hauptamtliche verliert und gewohnte Vorgänge vergehen, dann macht das depressiv.

Ich beobachte, dass in vielen deutschen Diözesen es eine tiefe Depression gibt. Und die Folge der Depression ist das ständige Jammern. Es wird alles schlechter. Und man hat keine Leute mehr und was sollen wir denn noch alles tun. Ich glaube, so kann man die Zukunft nicht meistern. Vergessen Sie das Jammern. Verfügen Sie in der Gemeinde für die nächsten zehn Jahre ein Jammerverbot. Das wäre intelligent. Dann sind sie auf der Seite der Zukunft. Und sagen Sie: Was haben wir für tolle Leute! Ich glaube es Ihnen jetzt auch nicht mehr, wenn ich in die Runde schaue, dass Sie keine jungen Leute mehr haben. Da sitzen sie doch überall. Also wie kriegen Sie die jungen Leute, dass sie Hand anlegen. Verantwortung übernehmen und sagen: Wir sind schon die Kirche von morgen. Und wenn wir nicht heute anfangen, wird es morgen in dieser Stadt keine Kirche geben. Und die Stadt wäre ärmer ohne uns. Sie wüsste weniger um Gott, und sie hätte weniger solidarische Projekte, die aus der Selbstlosigkeit geboren sind.

Wie sammelt aber Gott sein Volk? Wie bereitet er sich dieses Licht und dieses Salz? Da gibt es ein Wort, das in der Bibel ganz einfach heißt: Er fügt hinzu. Er hat so und so viele hinzugefügt. Uns alle hat er hinzugefügt. Er hat uns berufen und begabt. Das haben Sie wahrscheinlich schon lange trainiert. Seit dem Konzil probieren wir immer den Leuten zu sagen, es gibt keine Unberufenen in der Kirche. In der Kirche hat jede und jeder eine Kirchenberufung. Und dazu Begabungen. Jede und jeder ist zu etwas gut. Für das Leben der Kirche. Frage an Sie: Haben Sie das schon gefeiert? Haben Sie schon für sich entschieden, zu sagen: Gott, was traust du mir zu, dass diese Pfarrgemeinde leben und arbeiten kann?

Denn das ist der springende Punkt. Wir sind ja nicht berufen als Konsumenten, sondern als Zeugen. Als aktive Glieder dieses Gottesvolkes. Und ich glaube, dass ist eine springende Frage der nächsten Jahre. Gewinnen Sie immer mehr junge Menschen auf diese Art. Wo ist mein Ort? Wo ist das

Projekt, wo ich mitarbeite? Was ist meine Aufgabe? Wie kann ich meine Begabung entdecken und auch entfalten?

Und auch die Verantwortung, da bitte ich Sie sehr, bei sich nachzuschauen, ob Sie das schon haben, liegt bei Ihnen persönlich. Sie können sich auf keinen Pfarrer ausreden, wenn Gott Sie am Ende Ihres Lebens fragen wird: Was hast du mit deiner Kirchenberufung gemacht? Ich kenne viele, die dann versucht sind, zu sagen, ja lieber Gott, hast du schon daran gedacht, was für einen Pfarrer wir haben? Da wird der liebe Gott nämlich sagen: Den Pfarrer werde ich auch noch fragen. Aber jetzt bist du dran. Also diese Unvertretbarkeit in der Kirchenberufung halte ich für ganz wichtig. Das ist die Kraft der Kirche von morgen, dass es viele Frauen und Männer gibt, die sagen: ich halte den Kopf hin. Adsum. Ich bin bereit. Ja, und ich glaube, das ist der springende Punkt.

Praktisch werden Sie dann kleine Aufgaben übernehmen. Sie werden sich dabei nicht übernehmen. Ich habe unendlichen Respekt als Freischaffender in der Kirche, dass Frauen und Männer, die Beruf und Familie miteinander verbinden, dann auch noch Zeit der Kirchengemeinde schenken. Das ist, meine Schwestern und Brüder, wesentlich mehr, als was wir Hauptamtlichen zusammenbringen. Denn bei uns ist es der Beruf. Aber bei Ihnen ist das Engagement in der Kirche noch neben Familie und neben der Arbeit eine zusätzliche Aufgabe, ein zusätzliches Engagement. Ich habe hohen Respekt und ich möchte Ihnen große Anerkennung dafür zollen, wenn ich sage, was Sie vollbringen, ist eine Muster- und Meisterleistung, die wir als Hauptamtliche kaum vollbringen können.

Das Alte Testament berichtet, dass die Sara lachte. Das ist etwas mit dem Jammerverbot. Die alte Sara, so erzählt ja die Genesis 18, ist alt geworden. Und die Kirche in Deutschland ist es auch. Es ist das Altersheim Europas. Es ist das Altersheim der Weltkirche, was wir hier in Europa sind, kirchlich gesprochen. Das sagen mir alle Freunde, die aus anderen Kontinenten zu uns auf Besuch kommen. Ich war jetzt in Taiwan vierzehn Tage drüben bei Missionaren, die sagen: Das alte Europa. Ich meins ein bisschen anders jetzt als der Herr Rumsfeld. Also ich denke schon, dass wir tatsächlich eine alte, aber auch weise und erfahrene Kirche sind. Aber schauen Sie nach in der Genesis: Als es dann so war, dass der Abraham und die Sara so alt geworden sind: Dieser Text ist ja so mustergültig realistisch, weil es dann heißt: Sie kannten auch die Feste der Liebe nicht mehr, die beiden Alten. Ja und wie soll dann ein Kind geboren werden? Wie soll da plötzlich inmitten dieser alten Gemeinschaft ein junges Leben da sein, ein Isaak?

Da kommt der Gott daher, und sagt: Ums Jahr, wenn ich wiederkomme, wird deine Frau Sara einen Sohn haben. Und wissen Sie, was die Sara macht? Sie lacht. Aber sie lacht nicht aus Mutterfreuden. Sondern aus Unglauben. Sie sagt: Spinnst du, würde man es übersetzen müssen, es ist ja lächerlich, zu sagen, dass hier morgen eine lebendige Kirche sein wird. Das ist doch gegen alle Prognosen und gegen alle Erfahrungen. Das ist die Rede.

Und dann sagt der Herr zu Sara: Warum lachst du? Und dann lügt sie sich heraus und sagt: ich habe gar nicht gelacht. Hebräisch heißt das: jizak. Und der Sohn heißt dann nachher: Isaak. Der Isaak ist ein Kind des lachhaften Unglaubens. Jetzt übersetzen Sie das auf Ihre Kirche, auf die Gemeinde hier.

Eigentlich ist es zum Lachen, wenn ich sage: Ich sehe morgen hier eine ganz junge, lebendige Kirchengemeinde. In zehn Jahren wird das mindestens genau so voll sein, wenn nicht voller. Und es sind viele Kinder und Jugendliche hier. Dann werden Sie sagen: Ist das nicht eine Utopie? Ist das nicht zum Lachen? Trauen Sie sich, zu denken: Wir haben das Wort der Verheißung: Und ums Jahr, wenn ich wiederkomme, wird diese Gemeinde tatsächlich so jung und lebendig sein. Und dann können Sie noch ein bisschen fantasievoll nachdenken: Was machen Sie bis dahin mit der alten Sara. Ich kenne manche, die sind so ungeduldig, dass sie sagen, damit das Neue schneller kommt, schaffen wir das Alte ab. Und ich glaube, dass das so nicht funktioniert. Das neue wird aus dem Alten geboren. Der Isaak aus der alten Sara. Sie können mit der Sara machen: Schwangerschaftsdiagnostik. Sie können schauen, wie wird sie morgen aussehen, die Kirche. Haben wir heute ein bisschen gemacht. Sie können auch Schwangerschaftsgymnastik machen mit der alten Sara. Sie können sagen: Wie können wir denn üben, dass sie gut zur Welt bringt diese neue Gestalt der Kirche. Aber eines würde ich Ihnen auf jeden Fall wünschen, dass Sie bleibend behalten das Wort der Verheißung:

„Wenn der Herr nicht das Haus der Kirche auch hier in Frankfurt an der Oder baut, bauen Sie alle umsonst.“ (Psalm 127)

Amen.

2008 Ritafest

Zum Jubiläum des Ritawerks in Luzern.

Menschen brauchen ein Obdach der Seele. Von „familialen Lebensräumen“ ist die Rede: „Räume, die geprägt sind von Stabilität und Liebe“. Nach solchem Lebensraum verlangen Erwachsene, Kinder und Alte. Wohl jenen Menschen, die in einem solchen Raum Wurzeln schlagen und zugleich wachsen können. Und was noch wichtiger ist: wo sie Ansehen erleben, weil sie jemand mit einem liebenden Herzen ansieht, wo sie selbst als Person gemeint sind, unaustauschbar, wertvoll vor jeder Leistung und in aller Schuld.

Das ist der Wunsch, den auch moderne Menschen in sich tragen und die viel Kraft dafür einsetzen, dass aus dem Traum Wirklichkeit wird. Und nicht wenigen glückt dieses Kunststück auch: Sie erleben Spuren des Glücks miteinander und füreinander. Manche so lange, dass aus Romeo und Julia Philemon und Baucis werden, die – wie der alte römische Mythos erzählt – am Ende ihres liebevollen Lebens zu einem einzigen Baum verwachsen.

Es gibt aber auch die andere Seite. Die familialen Lebensräume erweisen sich heute zunehmend als brüchig. Sie sind nicht mehr stabil – was sie als Zufluchtsorte der Seele sein sollten, sondern werden labil. Die gesellschaftlichen Bindungskräfte sind schwach geworden. Ethische Regeln und gesellschaftliche Institutionen haben ihre schützend-stützende Kraft weithin eingebüßt. Es kommt allein auf Liebeskunst der einzelnen Menschen an, und deren Liebenskraft ist immer öfter überfordert. Dazu kommen nicht selten schwere materielle Sorgen. Auch in reichen Gesellschaften gibt es viel zu viele arme Kinder, armutsgefährdete kinderreiche Familien. Manche haben Angst, ein weiteres Kind zu bekommen, weil sie fürchten, in die Armutsfalle zu tappen. Nicht selten werden Kinder aus befürchteter Armut im Mutterleib getötet, was inmitten des Reichtums eine kulturelle Schande sondergleichen darstellt.

Überforderung ist auch die Quelle von Gewalt. Solche erleiden heute oftmals die alten und pflegebedürftigen Familienangehörigen. Opfer von familialer Gewalt, manchmal durch Mütter, weit öfter aber durch Väter, sind aber auch Kinder. Es kommt auch – ist das eine Folge der modernen Kraftlosigkeit ethischer Normen – viel zu oft zu sexuellen Übergriffen gegen Kinder oder auch gegen die Partnerin. Männer müssen und können dann auch aus dem familialen Lebensraum gerichtlich weggewiesen werden: Was von bedrängten Familien immer öfter in Anspruch genommen wird. Dabei geht es hier gar nicht um die Anklage der Täter: vielmehr ist tiefer schürfend zu fragen, warum vor allem Männer so viel Gewalt nötig haben. Wie viel innere Schwäche kommt durch äußere Gewalt zum Vorschein!

So liegen Licht und Schatten eng beisammen, wenn man auf die heutigen familialen Lebensräume aufmerksam hinschaut. Für nicht wenige bedrängte Familien ist es ein richtiger Segen, wenn ihnen die Gesellschaft Unterstützung angedeihen lässt. Ein modernes Land braucht immer auch eine angemessene und leidpräventive Politik für Familien, Kinder und Alte.

So wichtig freilich eine gute Politik ist: Nie kann sie in jedem Einzelfall auch wirksam helfen. Dazu braucht es andere Verbündete mit einer qualifizierten Hilfsbereitschaft. Angesichts der Not haben sich dazu immer freie

Vereinigungen von hilfsbereiten, solidarischen Frauen und Männern gebildet. Nicht zuletzt auf dem Boden der Kirche fanden sich Menschen, deren besondere Aufmerksamkeit den familialen Lebensräumen und allen, die diese bewohne, galt und gilt. Ihr Hauptanliegen war und ist, wie den Mut- und Kraftlosen, den Überforderten und nicht selten Verzweifelten neue Kraft und neuer Lebensmut zugespielt werden können. Die Ritaschwestern und jene guten Menschen, die sich in ihrem Kraftfeld sammeln, sind ein Juwel unter jenen Gruppen, die bedrängten Familien tatkräftig zur Seite stehen.

In seiner Antrittsenzyklika hat sich Benedikt XVI. mit solchem karitativen Engagement von Christinnen und Christen ausführlich befasst. Er schätzt die Professionalität solcher Dienste sehr hoch ein. Zugleich aber hält er als besonderes Merkmal für kirchliche Dienste die „Herzensbildung" fest. Bei wahren Christinnen und Christen formt Gottes Geist das Herz: „Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch. Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch." (Ez 36,26) Es ist ein Herz, gebildet nach dem Herzen Gottes, der uns in Jesus Christus menschlich erkennbar geworden ist. Diese Herzensbildung geschieht nach all den geistlichen Erfahrungen, welche auch an der heiligen Rita abgelesen werden können, nicht durch Belehrung, sondern durch mystisches Eintauchen in Gott. Es ist eine Bildung nicht im Sinn von Erziehung, sondern von Erschaffung, von Neuformung. Und diese geschieht, indem ein Mensch in die Tiefe Gottes eintaucht. Die Regel für solche Herzens-Bildung lautet: Wer in Gott eintaucht, wird gottvoll – und damit wird sein Herz auch „gottförmig". Letztlich kann dann ein solch gottvoller Mensch gar nicht mehr anders, als in Gottes Art zu leben und zu handeln.

An zwei zentralen spirituellen Vorgängen der christlichen Existenz will ich verdeutlichen, was für ein Herz erschaffen wird, wenn es seine Formung in der Tiefe des Herzens Gottes erhält.

Exodus 3,7-10

Im Alten Testament wird erzählt, wie Gott zu seinem Volk war, das er in der Knechtschaft in Ägypten vorfand. Wenn wir in dieser Erzählung klar erkennen, wie Gott zu seinem Volk ist, können wir auch erahnen, wie Menschen leben und handeln, die randvoll sind mit Gott und seinem Geist. Ersichtlich wird somit die Spiritualität gottvoller Menschen. Die Grundregel lautet: „Wer in Gott eintaucht, taucht mit Gott unweigerlich bei den Armen und Unterdrückten auf." Der Text aus Exodus 3,7-10 lässt Facetten dieser Zuneigung Gottes zu den Armen und Unterdrückten erkennen. Mit sinnlichen Bildern lässt sich eine Spiritualität christlicher Solidarität entwerfen: offene Augen, wacher Verstand, mitfühlendes Herz, engagierte Hände.

- Ein gottvoller Mensch lebt eine Spiritualität der *offenen Augen*. „Gesehen, ja gesehen habe ich das Elend meines Volkes in Ägypten. Gehört, ja gehört habe ich die laute Klage über ihre Antreiber.", heißt es von Gott. Gott ist Aug und Ohr für die Leiden der Menschen. Typisch für gottvolle Menschen ist daher, dass sie offene Augen und offene Ohren haben. Sie schauen hin, wo andere wegschauen. Sie hören hin, wo andere weghören.
- Sodann heißt es von Gott: „Ich kenne ihr Leid." Deshalb nennen wir die Spiritualität der Gottvollen eine Spiritualität des *wachen Verstands*. Ein

gottförmiger Mensch hilft nicht nur unbürokratisch und rasch, sondern fragt auch nach den Ursachen der Not. Christen sind deshalb auch nicht nur karitativ tätig, sondern werden im guten Sinn dieses Wortes auch „politisch“: im kommunalen Raum, im Land, in Europa, in der eins werdenden Welt. Politik ist deshalb so wichtig, weil sie jene Verhältnisse im Blick hat, die Menschen klein und arm machen. Die nachhaltige Veränderung noterzeugender, ungerechter Strukturen ist daher ebenso wichtig wie die schnelle Behebung von Not. Nur die Not des einzelnen zu lindern wäre zwar eine Art erste Hilfe, aber keine nachhaltige Hilfe.

- „Ich kenne ihr Leid“ hat auch noch einen anderen Grundton. „Kennen“ wird in der Bibel verwendet, wenn es um Intimität geht. Adam erkannt seine Frau, heißt es, und sie gebar ihm einen Sohn. Gott ist gleichsam intim mit den Leiden des Volks. Er hat ein *mitfühlendes Herz*. Compassion. Gottes innerstes Wesen ist die Barmherzigkeit (das warm fühlende Herz), so viele Mystikerinnen und in letzter Zeit auch die Päpste Johannes Paul II. mit der Schwester Faustyna aus Polen oder auch Benedikt XVI. Wer gottvoll ist, erbt von Gott diese „compassion“: das liebende Mitgefühl für die Leidenden, das Mitleiden also. Sie, er bleibt dann nicht wie die weinenden Frauen am Rande des Kreuzwegs Jesu stehen, sondern lässt sich nötigen, wie Simon von Cyrene das Kreuz der Armen mitzutragen. Sie sind zur „immersion“ bereit – wie die Christinnen in der leider immer noch so genannten Dritten Welt formulieren – , zum Eintauchen in das alltägliche Leid anderer.
- Gottvolle haben schließlich eine Spiritualität der *engagierten Hände*. Sie packen zu. Sie stehen zu Diensten. Zwar werden sie nie alle Not beheben: aber in klugen Projekten des Dienens viel Not lindern. Dienen ist ein Markenzeichen für sie: und das in einer Zeit, in der moderne Frauen immer weniger dienen wollen, ohne dass im Gegenzug moderne Männer mehr dazu bereit wären. Dienende Menschen sind Juwelen in unserer angstbesetzt-ichbezogenen Kultur: wie einst Rita, das Juwel Umbriens.

„Leib hingegeben“

Wie aber werden wir Menschen, die in der Art Gottes, – gottförmig, weil gottvoll – bei den Menschen sind? Eine unumgängliche Voraussetzung, in Gottes Art bei den Armen aufzutauchen, ist, zuvor tief in Gott einzutauchen. Das kann geschehen in der sich versenkenden Meditation von Kreuz und Auferstehung Jesu, wie die heilige Rita sie von Kindesbeinen an gepflogen hat.

Mit Johannes Paul II. und noch mehr Benedikt XVI. gilt es an dieser Stelle aber auf die zentrale Bedeutung der Eucharistie hinweisen. Es gehört zu den zentralen Anliegen unseres derzeitigen Papstes, dass das Christentum nicht in erster Linie eine Morallehre, womöglich eine ziemlich verzopfte ist, sondern am Sein des Menschen und dessen Verwandlung interessiert ist. Und eben um solche Verwandlung durch Gottes heiligen Geist geht es in der Feier einer jeden Eucharistie.

Am Ablauf der Feier kann das gut abgelesen werden. Da bringen wir Gaben zum Altar, Brot und Wein, und fügen bei, dass sie für die Früchte der Erde und auch für unsere Arbeit stehen: letztlich also für uns selbst. Wir selbst sind die Gaben, weshalb wir beten: „Nimm in diesen Gaben uns selber an und

wandle sie: also uns“. Dann rufen wir in der Epiklese den Heiligen Geist auf die Gaben/also auf uns herab. Und damit klar wird, mit welcher Wandlung wir gefahrbewusst rechnen, erzählen wir, was Jesus am Abend vor seinem Leiden mit den Jüngern getan hat. Dann wird wirkmächtig gesagt: Das vom Geist Gottes Gewandelte ist „mein Leib, hingegeben“; es ist „mein Blut, vergossen für das Leben der Welt“. Das Ergebnis der Wandlung durch Gottes Heiligen Geist ist also eine Gemeinschaft, die sich hingibt. Das Abendmahl, so die alten Bilder der Kirche in der mittelalterlichen Buchmalerei, mündet stets in der Fußwaschung. Das ist die Grundlage christlicher Spiritualität. Indem wir uns Christi Leib einverleiben, werden wir sein Leib und handeln auch wie der leibhaftige Christus: Uns hingebend für das Leben der Welt. Noch mehr, weil wir der gekreuzigte und auferweckte Leib Christi werden, können wir gar nicht mehr anders, als uns in liebender Solidarität miteinander für die Menschen, insbesondere die Armen hinzugeben.

Die heilige Rita lebte aus solch tiefem Verschmelzen mit dem gekreuzigten und auferweckten Christus. Sie war in ihrem eigenen Leben ein derart leuchtendes Glied am Leib Christi geworden, dass wir sie als Heilige ehren. Mögen wir selbst kraft ihrer Fürbitte in der eucharistischen Feier davor bewahrt bleiben zu sagen: „Gott verwandle die Gaben, aber uns lass in Ruh!“ Mögen wir vielmehr Gottes schöpferischen Geist an uns wirken lassen, dass wir die eucharistische Feier anders verlassen als wir in sie eingetreten sind: als Menschen mit offenen Augen, mit einem wachen Verstand, mit einem mitfühlenden Herzen, mit engagierten Händen. Dann sind wir für viele Menschen wie ein duftender Rosenstrauch in der Hand Christi.

Amen.

2008 (en français)

Les êtres humains ont besoin d’un refuge de l’âme. Il est question „d’espaces de vie familiaux“ : „ des espaces empreints de stabilité et d‘amour“. Adultes, enfants et vieillards attendent un tel espace de vie. Ceux qui prennent racine dans un tel espace et par le fait même peuvent grandir, se sentent à l‘aise. Et ce qui encore est plus important : où ils font l‘expérience de considération, parce que quelqu’un les estime avec un cœur affectueux, où eux-mêmes sont reconnus comme personne, non interchangeable, précieuse au-devant de chaque prestation et en toute responsabilité.

Ceci est le souhait que les hommes modernes portent en eux et qui déployant énormément de forces à cet effet, afin que le rêve devienne réalité. Et ce tour de force ne réussit pas qu’à peu : ils éprouvent les traces du bonheur ensemble, les uns pour les autres. Certains aussi longtemps, que de Romeo et Juliette deviennent Philémon et Baucis, qui, - comme le raconte le vieux mythe romain - à la fin de leur vie tendre se réunissent en poussant, en un unique arbre.

Il existe cependant aussi l’autre face. Les espaces de vie familiaux se révèlent être aujourd’hui, de plus en plus fragiles. Ils ne sont plus stables – alors qu’ils devraient être des lieux de refuge, ils deviennent inconstants. Les forces des liens sociaux sont devenues défaillantes. Les règles éthiques et les institutions sociales ont de loin perdu de leurs forces protectrices et stabilisatrices. Cela dépend uniquement de la capacité d’amour des humains individuellement,

dont leur force d'amour est toujours plus souvent dépassée. A cela s'ajoute, pas si rarement que cela, de graves soucis matériels. Même dans les sociétés riches il existe beaucoup trop d'enfants pauvres, des familles nombreuses menacées par l'indigence. Bien des personnes redoutent la venue d'un autre enfant, car ils craignent de tomber dans le piège de la pauvreté. En raison d'une pauvreté redoutée, il n'est pas rare que des enfants soient tués dans le ventre de la mère, ce qui au milieu de la richesse, représente une ignominie culturelle sans pareil.

Le surmenage est aussi la source de violences. Aujourd'hui, maintes fois ce sont les vieillards et les membres de famille réclamant des soins qui les endurent. Les victimes de violences familiales parfois par les mères, bien plus souvent par les pères, ce sont aussi des enfants. Il arrive aussi – est-ce une conséquence de faiblesses modernes des normes éthiques – bien trop souvent des atteintes sexuelles envers les enfants ou également envers la partenaire. Les hommes doivent et peuvent alors aussi être juridiquement expulsés du milieu familial : situations auxquelles les familles tourmentées ont toujours davantage recours. En cela, il ne s'agit pas du tout des accusations des auteurs : mais il s'agit plutôt de se questionner plus profondément sur le pourquoi, avant tout les hommes, ont besoin d'autant de violences. Combien de faiblesses intérieure se font jour par la violence extérieure !

Si l'on examine attentivement de plus près les espaces de vie familiaux, ombres et lumières se côtoient ainsi étroitement. Pour assez peu de familles en situation difficile, cela peut être une vraie bénédiction, si la société les fait bénéficier de son soutien. Un pays moderne a également toujours besoin d'une politique appropriée et préventive des souffrances pour les familles, les enfants et les vieillards.

Aussi importante qu'est à vrai dire une bonne politique : jamais aussi elle ne pourra venir en aide efficacement dans chaque cas particulier. A cet effet on a besoin d'autres alliés avec une serviabilité qualifiée. En présence de la détresse, des associations d'hommes et de femmes serviables, solidaires se sont formés. Pas en dernier lieu sur le terrain de l'église se sont trouvés des êtres humains dont l'attention expresse a valu et vaut pour les espaces familiaux et tous ceux qui en sont habités. Leur objectif premier était et est de pouvoir transmettre de nouvelles forces, le courage de vivre aux découragés, aux faibles, aux débordés et pas si rarement aux désespérés. Les sœurs de Ste Rita et toutes ces bonnes gens qui se réunissent dans leur champ de force, sont des joyaux dans ces groupes-là, se tenant activement aux côtés des familles en situation difficile.

Dans son encyclique d'entrée en fonction, Bénédicte XVI s'est préoccupé de façon détaillée de tels engagements caritatifs de la part de chrétiennes et de chrétiens. Il apprécie hautement le professionnalisme de tels services. Tout à la fois, il retient cependant la „noblesse de cœur" comme signe particulier pour le service d'église. L'esprit de Dieu forme le cœur des véritables chrétiennes et chrétiens : „Je vous fais cadeau d'un cœur nouveau et place en vous un esprit nouveau. Je prends le cœur de pierre dans vos entrailles et vous remets un cœur de chair." (Ez 36,26) il s'agit d'un cœur façonné selon le cœur de Dieu, qui nous est devenu humainement perceptible en Jésus Christ. Cette noblesse de cœur a lieu en fonction de toutes les expériences

religieuses, lesquelles peuvent être lues sur la personne de Ste Rita, non pas en donnant une leçon, mais encore par sa mystique immersion en Dieu. Il ne s'agit pas d'une formation au sens d'éducation, mais bien de création, d'un façonnage nouveau. Et celle-ci se produit alors qu'un être humain s'immerge dans la profondeur divine. La règle pour une telle noblesse de cœur a la teneur suivante : Celui qui s'immerge en Dieu, deviendra inimitable – et ainsi son cœur devient également „forme de Dieu". En fin de compte un tel être inimitable ne peut pas du tout faire autre chose que vivre et agir à la manière de Dieu.

En regard de deux processus spirituels centraux de l'existence chrétienne, je voudrais expliquer clairement quel cœur est créé lorsqu'il reçoit son empreinte des profondeurs du cœur de Dieu.

Exodus 3,7-10

Dans l'ancien testament on raconte comment était Dieu pour son peuple se trouvant en situation d'esclavage en Égypte. Si dans cette narration nous voyons clairement l'attitude de Dieu par rapport à son peuple, nous pouvons également nous douter comment les gens vivent et agissent, plein à ras bord de Dieu et de son Esprit. Manifeste devient ainsi la spiritualité d'êtres inimitables. La règle fondamentale en est la suivante : „Celui qui s'immerge en Dieu, émerge inéluctablement avec Dieu auprès des pauvres et des opprimés. " Le texte de l'Exodus 3,7-10 révèle des facettes de cet attachement de Dieu pour les pauvres et les opprimés. Avec des images sensorielles, une spiritualité de solidarité chrétienne se laisse projeter : yeux ouverts, entendement éveillée, cœur compatissant, mains engagées.

- Un être inimitable vit une spiritualité des yeux ouverts. „Vue, oui je l'ai vue la détresse de mon peuple en Égypte. Entendue, oui je l'ai entendue la bruyante plainte sur leur gardes-chiourmes", signifie Dieu. Dieu est à la fois œil et ouïe pour les souffrances des humains. Typique pour les êtres inimitables est donc le fait qu'ils aient les yeux et les oreilles ouvertes. Ils regardent là où d'autres détournent leur regard. Ils sont à l'écoute, alors que d'autres font la sourde-oreille.
- Ensuite, de la part de Dieu : „Je connais vos souffrances." Pour cette raison, nous qualifions la spiritualité de l'inimitable, une spiritualité d'intelligence éveillée. Un être forme de Dieu ne vient pas seulement en aide de façon non bureaucratique, promptement, mais s'inquiète aussi des causes de la détresse. Les chrétiens ne sont pour cela pas seulement caritativement actifs, mais le deviennent aussi „politiquement" dans le bon sens du terme : dans l'espace communal, dans le cadre du pays, en Europe, dans un monde uni. La politique est pour cela si importante, car elle a ces rapports-là en vue, faisant les êtres petits et pauvres. La transformation durable de structures produites dans l'urgence et injustes est donc aussi importante que remédier rapidement à la détresse. Le seul soulagement de la détresse individuelle serait certes une sorte de premier secours, mais aucune aide durable.
- „Je connais votre souffrance" a également un autre ton fondamental. „Connaître" est utilisé dans la bible lorsqu'il s'agit d'intimité. Adam reconnaît sa femme, y est-il mentionné et lui donna un enfant. Dieu est pour ainsi dire intime avec les souffrances du peuple. Il a un cœur compatissant.

Compassion. L'être le plus intérieur de Dieu est la miséricorde (le cœur chaleureux), comme beaucoup de femmes mystiques et ces derniers temps également les papes Jean-Paul II avec sœur Faustyna de Pologne ou aussi Bénédicte XVI. Celui qui est inimitable hérite de Dieu cette „compassion" : ce sentiment aimant pour les souffrants, donc de l'apitoiement. Elle, lui ne reste pas debout comme des femmes pleurant sur le bord du chemin de croix de Jésus, mais comme Simon de Cyrène, se voit obligés de porter la croix des pauvres. Ils sont près pour „l'immersion" – comme le formulent les chrétiennes dans ce que l'on appelle malheureusement aujourd'hui encore le tiers monde-, à plonger dans la souffrance des autres.

- Finalement, les inimitables ont une spiritualité des mains engagées. Ils mettent la main à la pâte. Ils sont au service. Il est vrai qu'ils ne remédieront pas à toutes les détresses : mais ils apaiseront bien des misères au moyen d'intelligents projets du service. Servir est pour eux un trait caractéristique : et cela par des temps où les femmes modernes veulent de moins en moins servir, sans que pour autant en contrepartie les hommes modernes seraient prêts à en faire davantage. Les êtres humains étant au service sont des pierres précieuses dans notre culture prise par la peur de la référence à moi : comme en son temps Rita, bijou de l'Ombrie.

„Souffrance sacrifiée"

Mais comment devenons-nous des hommes, qui dans la manière de Dieu – forme de Dieu, parce qu' inimitable –sont auprès des hommes ? Une condition incontournable pour émerger à la manière de Dieu auprès des pauvres est de s'immerger préalablement en Dieu. Cela peut se produire en se plongeant dans la méditation de la croix et de la résurrection de Jésus, comme Ste Rita en avait l'habitude depuis son enfance.

Avec Jean-Paul II et davantage encore avec Bénédicte XVI, il y a cependant à cet endroit, lieu de signaler l'importance centrale de l'eucharistie. Cela fait partie des préoccupations centrales de notre pape actuel, que notre christianisme ne soit pas en premier lieu une doctrine morale, où peut 'être en être une assez dispersée, mais au fait d'être de l'humain, étant intéressé par sa transformation. Et précisément, il est question d'une telle transformation par l'Esprit Saint de Dieu lors de la célébration de chaque eucharistie.

Cela peut très bien se vérifier lors du déroulement de la cérémonie. Nous y apportons les offrandes à l'autel, le pain et le vin et y ajoutons qu'ils sont là pour les fruits de la terre et également pour notre travail : en fin de compte pour nous-mêmes. Nous-mêmes sommes offrandes, raison pour laquelle nous prions : „Par cette offrande accepte-nous nous-mêmes et transforme-la : donc nous". Ensuite nous appelons le Saint Esprit sur notre offrande/donc sur nous. Et afin qu'il soit clair avec quelle transformation nous pouvons consciemment compter, nous racontons ce que Jésus a fait avec ses disciples la veille de sa souffrance. Ensuite il est affirmé : ce qui est transformé par l'Esprit de Dieu : „je vous offre mon corps"; ceci est „mon sang versé pour la vie du monde". Le résultat de la transsubstantiation par l'Esprit Saint de Dieu est donc une communauté qui s'offre. La cène, selon les anciennes images de l'église dans les enluminures moyenâgeuses, débouche toujours dans le lavement des pieds. Ceci est le fondement d'une spiritualité chrétienne. En s'appropriant du corps du Christ, nous devenons son corps et agissons également comme le

Christ incarné : en nous sacrifiant pour la vie du monde. Davantage, parce que nous devenons le corps du Christ crucifié et ressuscité, nous ne pouvons plus rien faire d'autre que nous sacrifier en affectueuse solidarité pour les être humains, en particulier pour les pauvres.

Sainte Rita vivait dans une telle profonde fusion avec le Christ crucifié et ressuscité. Dans sa propre vie elle était devenue un membre à ce point lumineux au corps du Christ, que nous l'honorons comme sainte. Puissions nous-mêmes par son intercession dans la célébration eucharistique d'être préserver de dire : „Seigneur transforme ces offrandes, mais laisse nous en paix!" Puissions cependant bien davantage laisser agir en nous l'Esprit créateur, afin que nous quittions la célébration eucharistique autrement que nous étions en venant y assister : comme être avec les yeux ouverts, avec un entendement éveillé, avec un coeur compatissant, avec des mains engagées. Nous serons alors, pour beaucoup de gens, comme un rosier parfumé dans la main du Christ. Amen.

2009 Auf ihn hin.

St. Florian.

China 2008

2008 war ich zu einem Fortbildungskurs für Priester nach Beijing eingeladen. Ich sollte Priestern Pastoraltheologie unterrichten. Gemeinsam stellten wir uns der Frage: Wie soll unsere Kirche den von Jesus ererbten Auftrag in der Welt von heute gut erfüllen? Wie dienen wir dem Kyrios im Kairos? Dem Herrn im Heute?

Mit einigem Erschrecken musste ich trotz jahrzehntelangen Forschens und Lehren feststellen: Unsere europäischen Erfahrungen sind für die Kirche in China wenig tauglich. Unsere Fragen sind nicht die Fragen der jungen chinesischen Kirche und ihrer Priester, von denen ein beträchtlicher Teil im Untergrund einer Märtyrerkirche geweiht worden war. Unsere Pastoralüberlegungen sind zu eurozentrisch, zu konfessionalistisch, zu sehr mit Geld und Strukturen beschäftigt.

Freilich, man kann das ja verstehen. Denn unsere Kirche hierzulande steckt in einer tiefgreifenden Transformationskrise. Drei Wochen vor seinem Tod stellte mir Kardinal Franz König die Frage, ob er sich täusche, dass das „Ende der Konstantinischen Ära" endgültig gekommen sei. „Konstantinische Ära": Das ist eine Zeit, in der jede und jeder im Volk Christin oder Christ sein musste. Das Christentum war Schicksal. Europa war durchmissioniert. Mission war also kein Thema. Diese für die Kirche so komfortable Zeit ist zu Ende. Heute ist Glauben nicht mehr ein unentrinnbares Schicksal, sondern Thema einer sehr verletzlichen Wahl. Erschwert wird diese neue Lage dadurch, dass die Wahl für den christlichen Glauben auch mit der Auseinandersetzung mit der modernen Welt zu tun hat.

Nicht wenige in unserer Kirche erleben diese moderne Welt als dem Christentum feindlich. Sie folgern daraus, dass sich die Kirche deshalb der Welt nicht öffnen dürfe. Die Welt werde durch Öffnung nicht christlicher, sondern lediglich die Kirche weltlicher. Und weil sie sich auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil der modernen Welt fahrlässig zu weit geöffnet hat, rücken sie von diesem wieder ab. Sie können sich dabei auf einen Text aus dem Buch Nehemia im Alten Testament berufen:

„Seht, in welchem Elend wir leben:
Jerusalem liegt in Trümmern,
und seine Tore sind abgebrannt.
Gehen wir daran
und bauen wir die Mauern Jerusalems wieder auf.
So machen wir unserer Schande ein Ende." (Neh 2,17)

Andere teilen diesen Rückzug von der modernen Welt nicht. Sie betrachten vielmehr die Welt von heute als jenen Ort, an den uns Gott selbst „versetzt", und in der manche sich nur widerwillig aufhalten, wie einst das Volk Israel im babylonischen Exil. Auch damals gab es Unglückspropheten, die sich nostalgisch in frühere Zeiten zurückwünschten. Doch Gott schickt ihnen mit Jeremia einen wahren Propheten und ließ Ihnen sagen:

„So spricht der Herr der Heere, der Gott Israels, zur ganzen Gemeinde der Verbannten, die ich von Jerusalem nach Babel weggeführt habe: Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Früchte! Nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, damit sie Söhne und Töchter gebären. Ihr sollt euch dort vermehren und nicht vermindern. Bemüht euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl.“ (Jer 29, 4-7)

Stellt sich unsere Kirche dieser Herausforderung, sich um das Wohl der Menschen unter den modernen Lebensbedingungen zu kümmern und sich daher in das alltägliche Leben heutiger Menschen mutig einzulassen, dann wächst eine andere pastorale Kultur. Es ist nicht Abschließung, sondern Begegnung. Die Kirche geht den Weg der Menschen mit, zeigt die Kraft der Empathie, leidet mit den Leidenden und freut sich mit den Lachenden. Wunderbar dazu der Anfang der pastoralen Grundverfassung der Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil, dem Dekret „Gaudium et spes“:

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“

Muss aber eine solche Öffnung zur Welt nicht Angst machen? Kann nicht, wie der zweite Konzilspapst – Paul VI. – am Ende seines leidvollen Lebens gesagt haben soll, „der Rauch des Satans in die Kirche“ eindringen? Natürlich ist Wachsamkeit angesagt! Niemand ist vor der Verweltlichung geschützt. Zudem leben jene, die sich vor der modernen Welt traditionalistisch schützen, ja auch nicht weltlos, sondern eben in ihrer vormodernen Welt. Vor einer unvernünftigen Angst vor der Öffnung mag ein bewegender Text aus dem Buch des gar nicht so kleinen Propheten Sacharia bewahren. Der Prophet schaut in einer Vision einen jungen Mann mit einer Messschnur in der Hand. Er schickte sich an, Jerusalem, die Gottesstadt (die Kirche also) auszumessen um zu sehen, „wie breit und wie lang es sein“ werde.

„Da trat der Engel, der mit mir redete, vor und ein anderer Engel kam ihm entgegen und sagte zu ihm: Lauf und sag dem jungen Mann dort: Jerusalem wird eine offene Stadt sein wegen der vielen Menschen und Tiere, die darin wohnen. Ich selbst - Spruch des Herrn - werde für die Stadt ringsum eine Mauer von Feuer sein und in ihrem Innern ihr Ruhm und ihre Ehre.“ (Sach 2,8)

Bitten wir Gott, auch für die krisengebeutelte Kirche in diesem wunderbaren Land Oberösterreich, dass Er auch um dieses Juwel wie eine Mauer von Feuer sein möge. Und in ihrem Innern ihr Ruhm und ihre Ehre. Allen Verantwortlichen in der Diözese wünsche ich, nicht menschliche Schutzmauern um die Kirche zu ziehen, sondern deshalb eine Kirche der offenen Mitte zu sein, weil Gott selbst eine Mauer von Feuer sein wird.

Wie ein Firewall bei einem Computer schützt Gott. Dabei bleibt der Zugang zum weltweiten Netzwerk völlig offen. Lediglich das Schädliche wird ferngehalten: nicht durch Verschließung, sondern eben durch den göttlichen Firewall.

Für unsere Kirche steckt darin aber eine tiefe Ermutigung. Wir können uns mutig dem der Übergangskrise stellen. Das Motto wird dann lauten: Nicht den Untergang verwalten, sondern den Übergang gestalten. Das heißt aber auch, dass wir uns nicht nur mit Strukturen befassen werden, mit der zwiespältigen Errichtung pastoraler Megaräume entlang der Zahlen von verfügbaren Priestern, mit der Lebensform von Priestern, mit der Arbeitsteilung zwischen Laien und Priestern, Frauen und Männern, mit dem knapper werdenden Geld. Was wir in diesen Zeiten des Übergangs dringend brauchen, ist eine biblisch verbürgte Vision, die uns wie ein Stern voranleuchtet, uns motiviert und vor destruktivem Dauerjammern schützt, die aber auch eine kritische Kraft besitzt, hilft sie uns doch zu unterscheiden, welchen Weg uns Gott zutraut und vor welchen Irrwegen er uns bewahren will.

Der kosmische Christus

Zurück zu Chinas jungen Priestern. Mir hat bei meiner Arbeit im Priesterseminar in Beijing ein Bild von Hildegard von Bingen geholfen. Die Mystikerin des Mittelalters (sie war Äbtissin im heute noch bestehenden Kloster Eibingen bei Bingen) schaute die Schöpfung. Sie erblickt den Gott der Liebe selbst, als Ursprung all dessen, was ist. Sie schaut Gott als jenes Wort der Liebe, aus welcher die Schöpfung geboren ist: den Logos, der die Welt erschuf allein mit dem Ziel, sich mit dieser Welt in Liebe vereinen zu können. Dieser schöpferisch liebende Gott zeigt sich wie eine riesiger roter Feuerkreis. Dieser Kreis bildet den Leib Gottes. Die ganze Schöpfung ist gleichsam im Bauch, im Schoß Gottes. Gott hat einen „Weltleib“. Und in der Mitte der Schöpfung ist der Mensch, auf den hin die Schöpfung geformt ist.

Mit den chinesischen Priestern habe ich zu diesem wunderbaren Bild aus dem Liber divinorum operum der Visionärin einen Text aus dem Kolosserhymnus gelesen. Der Verfasser dieser paulinischen Schrift greift einen altkirchlichen Christushymnus auf. [20]

Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes,
der Erstgeborene der ganzen Schöpfung.

Denn in ihm wurde alles erschaffen
im Himmel und auf Erden…;
alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.

Er ist vor aller Schöpfung,
in ihm hat alles Bestand.“ (Kol 1,15ff.)

Auf ihn hin

Alles ist nicht nur „durch“ Christus, sondern noch mehr „auf ihn hin“ erschaffen. Christus ist das Ziel der Schöpfung. In ihn wird am Ende der Zeiten alles hineingereift sein. Er ist der Erstgeborene der ganzen Schöpfung. In ihm: also mit seiner Menschwerdung, seinem Leben als Mensch, seinem Leiden und Sterben und seiner glorreichen Auferstehung hat die Vollendung

[20] Ähnlich: „Denn aus ihm und durch ihn und auf ihn hin ist die ganze Schöpfung. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“ (Röm 11,36)

der Schöpfung begonnen. Wir leben, so Kor 11,10 – mit Gaudium et spes 48 – in der Endzeit.

- Schon daraus ergibt sich ein wichtiges Element einer schöpfungsweit wirkenden Kirche: Wir sind Mitwirkende am Ausreifen der Schöpfung in die Gestalt des Auferstandenen. Immer mehr wandelt sich die Schöpfung hinein in den österlichen Christus. Damit wächst Christus gleichsam in die Welt hinein. Er erweitert sich zum universellen und kosmischen Christus, wie viele Theologen mit wachsender Deutlichkeit erkennen.
- Benedikt XVI., den ich weit mehr als Lehrer der Kirche schätze, als vielen, denen meine loyale Kritik missfällt, lieb ist, sagte in seiner Angelusansprache am 22.12.2008: „Dieses Heilsgeheimnis hat jenseits der geschichtlichen Dimension eine kosmische: Christus ist die Sonne der Gnade, die mit ihrem Licht das wartende Universum verwandelt und entzündet".
- Konkret heißt dies: Alle pastorale Arbeit ist daher an dieser Aufgabe zu messen: Tragen wir in dem, was wir sind, was wir verkünden, was wir miteinander feiern, dazu bei, dass in der Kraft des Heiligen Geistes die Schöpfung in den Auferstandenen hineinreift? Alle Tätigkeiten der Kirche sind dieser Aufgabe unterzuordnen.

Alles

Im paulinischen Text heißt es immer uneingeschränkt „alles". Damit ist nicht nur die ganze Schöpfung gemeint, die „bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt" (Röm 8,22). Gemeint ist vor allem all jene, die ein menschliches Angesicht tragen. Also konkret die vielen Glaubenden, aber auch die Skeptiker und die zunehmend vielen spirituell Suchenden, die Menschen, die in anderen Religionen aufgewachsen sind, die Juden, die Buddhisten und Hinduisten, die Muslime. Mit allen sind wir zusammen auf dem Reifungsweg hinein in den auferstandenen Christus. Es ist auch erkennbar, wann diese Reifung vorankommt. Hans Urs von Balthasar, sicherlich nicht als progressistischer Theologe verdächtigbar, nannte als Erkennungszeichen der Hineinreifen die wahrhafte Liebe. In dieser ereignet sich verhüllt das Hineinreifen in den Auferstandenen, also in die vollendete Gestalt des Menschen schlechthin.

Mit allen Menschen leben wir daher in einer Schicksalsgemeinschaft des Heils. Unsere Aufgabe als Kirche ist dann die Heilssolidarität mit allen. Zur Kirche sind wir von Gott zusammengerufen, um das, was sich durch den Heiligen Geist in allen verhüllt ereignet, die ihm ihr Herz nicht verschließen und sich der wahren Liebe öffnen, - um diesen das Verhüllte zu enthüllen, also offenbar zu machen, was uns geoffenbart worden ist: dass auch in ihnen schon jetzt der auferstandene Christus wächst und sie auf diesem Weg des Hineinreifens in den Auferstandenen ein Juwel an der vollendeten Schöpfung werden.

Gerechtigkeit und Erbarmen

Alle: Da schwingt noch eine dunkle und bewegende weitere Frage mit. Sind da wirklich letztlich alle gemeint? Wird also nicht nur ein Teil durchkommen und zum Heil gelangen? Unseren menschlichen Erfahrungen widerspricht eine solche Vorstellung zutiefst. Karl Rahner meinte einmal: Wenn ausreift, was in uns Menschen ist, führt das direkt ins Verderben, also in jenen Zustand, den die Tradition Hölle nennt. Das gilt nicht nur für Hitler, das gilt für jede und

jeden von uns. Wer meint, ohne sündiges Begehren zu sein und diesen nicht unentwegt zum Opfer fällt, ist laut Bibel ein „Lügner“. Wir sind zuinnerst geformt von einer „von den Väter ererbten sinnlosen Lebensweise“, einem Begehren, das uns letztlich böse macht, wobei eine Facette dieser Bosheit unsere Neigung zur Gewalt in vielen Formen ist.

Aber die Theologie der griechischen Kirchenväter ist mit dieser Antwort nicht zufrieden. Zu Ostern zeigt sie in wunderbaren Ikonen, wie Christus der Auferstandene eine Hadesfahrt macht. Hades, das ist das alte Wort für die Hölle, den Ort des Teufels, der Macht hat über die Menschen und sie in Tod und Sünde festhält. Früher beteten wir in unserem Glaubensbekenntnis: „hinabgestiegen in die Hölle“. Damit, so die griechischen Kirchenväter, habe der Machthaber der Hölle nicht gerechnet, dass Gott selbst Mensch wird und in den Tod geht, um im Zentrum seiner Macht, der Hölle, aufzutauchen. Dorthin steigt der Auferstandene hinab. Und besiegt Sünde, Tod und Teufel. Radikal und für immer.

„Zum Hades bist Du, mein Erlöser, hinabgestiegen und hast seine Pforten als Allmächtiger zertrümmert, hast als Schöpfer die Verstorbenen mitauferweckt und, Christus, den Stachel des Todes zerbrochen und Adam vom Fluch erlöst, Du Menschenfreund. Darum rufen wir alle: Rette uns, Herr!“ (Ostkirchliche Liturgie: Kontakion vom Sonntag des 5. Tons)

Die Hadesfahrt Christi ist deshalb für nicht wenige orthodoxe Theologen neben der Menschwerdung das Hauptereignis der Erlösung der Welt. Karl Rahner hat das in einer bewegenden Osterpredigt schon als junger Professor so formuliert:

„Er ist gestorben... abgestiegen ins Totenreich und auferstanden; … damit bekommt das „Gestorbene“ einen ganz andern als jenen weltflüchtigen Sinn, den wir dem Tod beizulegen versucht sind. Jesus hat selbst gesagt, dass Er hinuntersteigen werde ins Herz der Erde (Mt 12,40), dorthin, eben in das Herz aller irdischen Dinge, wo alles verknüpft und eins ist und wo inmitten dieser Einheit der Tod und die Vergeblichkeit sitzt. Dorthin ist Er im Tod hinabgedrungen; Er ließ – heilige List des ewigen Lebens – sich besiegen vom Tod, damit dieser Ihn ins Innerste der Welt hineinverschlinge, damit Er, abgestiegen zu den Müttern und der wurzelhaften Einheit der Welt, ihr sein göttliches Leben für immer einstifte. Weil Er gestorben ist, gehört Er erst recht dieser Erde… Er hat schon begonnen, sich dieser Welt anzuverwandeln. Er hat die Welt für ewig angenommen. (Karl Rahner, Kleines Kirchenjahr, München 1954, 87f.)

Dies macht die innerste Mitte unseres christlichen Glaubens aus. Gott will uns durch die Geschichte, die er selbst mit der Einen Welt treibt, lehren, unsere Perspektive zu verändern:

- Mag sein, dass aus unserer menschlichen Sicht unser Weg ins Verderben führt.
- Aber Gottes Sicht ist eine andere. Das Erbheil, uns von Christus geschenkt, wird am Ende stärker sein, als das Begehren der Erbschuld, das uns seit Adams Zeiten zum Bösen geneigt macht. Dann wird alle Macht des Gottwidrigen gebrochen sein. Wie es in der Schrift heißt:

„Wenn ihm dann alles unterworfen ist, wird auch er, der Sohn, sich dem unterwerfen, der ihm alles unterworfen hat, damit Gott alles in allem sei.“ (1 Kor 15,28)

In einer Johannes Chrysostomus zugeschriebenen Osterpredigt heißt es: Der Hades *„nahm den Leib und stieß auf Gott, er nahm Erde und begegnete dem Himmel. Er nahm, was er sah, und stürzte in das, was er nicht sah. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Christus ist auferstanden und das Leben lebt“.*

Gottes Sieg über Sünde, Tod und Teufel: Wenn dieser endgültig ist, bleibt kein Platz mehr für deren Macht. Sie haben ein Ende.

Widerspricht das aber nicht der Gerechtigkeit? Heil auch für Hitler? Heil gar für uns alle? Heil für alle, die gelebt haben, leben und leben werden? Auf dem Weg zu einer gottgerechten Antwort auf diese schwerwiegende Frage mag eine Passage aus dem babylonischen Talmud weiterhelfen:

„Zwölf Stunden hat der Tag; in den ersten drei Stunden sitzt der Heilige, gebenedeiet sei er, und befasst sich mit der Gesetzeslehre, in den anderen sitzt er und richtet die ganze Welt, und sobald er sieht, dass die Welt die Vernichtung verdient, erhebt er sich vom Stuhl des Rechts und setzt sich auf den Stuhl der Barmherzigkeit; in den dritten sitzt er und ernährt die ganze Welt, von den gehörnten Büffeln bis zu den Nissen der Läuse; in den vierten sitzt der Heilige, gebenedeiet sei er, und scherzt mit dem Levjathan, denn es heißt: ‚Der Levjathan, den du geschaffen hast, um mit ihm zu spielen!'“

2009 Peter und Paul

In der Lesung wird über den Völkerapostel Paulus berichtet: „Aber der Herr stand mir zur Seite und gab mir Kraft, damit durch mich die Verkündigung vollendet wird und alle Heiden sie hören“

Dieses Programm ist mit seinem Märtyrertod 67 keineswegs abgeschlossen. Es ist aktueller denn je und fordert unentwegt die Praktische Theologie. Denn es verlangt nach einer doppelten - einer quantitativen wie qualitativen Ausweitung unseres kirchlichen Auftrags. Um an der Vollendung der Verkündigung heute mitzuwirken, sind für die Mission der Kirche eine Globalisierung sowie eine Universalisierung zu meistern:

Die Verkündigungs-Globalisierung ist für die weltumspannende Kirche im Grund keine originelle Novität. Als ich letztes Jahr in Beijing Pastoraltheologie unterrichten konnte, wurde mir freilich klar, dass unsere Theologie gar eurozentrisch und zudem konfessionalistisch ist. Wir hatten – mit der Theologie der Befreiung - vielleicht noch Lateinamerika in den Blick genommen. Aber sollte der entscheidende Kontinent für die Weltkirche im 3. Jahrtausends Asien sein? Johannes Paul II. mutmaßte in diese Richtung, Papst Benedikt XVI. [den ich im Übrigen mehr schätze als meinen Kritikern von kathnet lieb ist] erinnerte an diese Vision in seinem epochalen Brief an die Katholiken in China im Jahr 2007.

Diese eins werdende Welt ist weltanschaulich überaus verbuntet. Wir begegnen nicht nur den großen (und auch kleineren) Weltreligionen. Vielmehr breitet sich als christlich-europäisches Produkt ein unbekümmerter „alltagspragmatischer Atheismus“ aus, zugleich aber auch ein aggressiver Neoatheismus, der ebenso fundamentalistisch daherkommt wie der christliche Fundamentalismus in Amerika. Die Buntheit vermehren heute die noch viel zu wenig erforschen spirituell Suchenden der modernen Kulturen, die Danièle Hervieu-Léger, Frankreichs vielleicht beste Religionssoziologin, „Pilger“ nennt. Was weltweit gilt, ist inzwischen längst auch in Europa der Fall: die einst monocoloren konfessionalisierten europäischen Länder gleichen weltanschaulich längst einer bunten Blumenwiese.

- So wichtig eine Verkündigungsglobalisierung ist: die Universalisierung ist vermutlich noch dringlicher. Angesichts der Verbuntung stellt sich verschärft die Frage nach dem Heil auch (um Kardinal König und sein Sekretariat für die Noncredentes zu erinnern) der wachsenden Zahl der Atheisierenden (jene, bei denen wir durch eine Rede von Gott diesen nicht in Kredit, sondern in Misskredit gebracht haben, den Gott der Abtreibungskliniken vernichtet und Bordelle < warum aber in Lissabon 1775 just die Kirchen – und allein übrig blieb das Rotlichtviertel?)
  Ebenso haben wir theologisch zu ringen um das Heil der Buddhisten, der Hinduisten, der Taoisten, aber auch der spirituellen Vagabunden, Pilger, der agnostischen Skeptiker; und dann natürlich auch von uns Christen… Wir kommen um eine heilsgeschichtlich fundierte Religionstheologie und eine gediegene Theologie des Atheismus nicht herum, was noch einmal mehr ist als die unverzichtbare Religionswissenschaft.

Diese Frage ist insofern aufregend, als schon in den biblischen Urkunden und dann in der in Ost und West getrennten Christenheit zwei theologische Stränge konkurrieren:

- Da ist ein *heilspessimistischer*, festgemacht am Schlüsselbegriff der Erbschuld; Augustinus, Anselm, Luther, aber auch die westlich angestrengte Missionstheologie firmieren dafür. Danach werden nur wenige gerettet (als Ersatz für die gefallenen Engel?), jene die durch die Taufe in die Heilsgemeinschaft der Kirche Eingang fanden. Dieser Strang kreist vorrangig um Schuld und Sünde, damit aber auch um das Kreuz. Bezeichnend ist für diesen westlichen Strang, dass er nach der Aufklärung seine mystischen Tiefe [die Martin Luther mit seinem Axiom „sola gratia" noch gekannt hatte] verloren hat und auf eine angstbesetzte Moral (egal ob sozial und individuell) und zuletzt immer mehr auf Ethik (Weltethos) eingeschränkt wurde.
- Der heilsoptimistische Strang ist eine Art Gegenbewegung. Sein Schlüssel ist, um Hermann Stenger zu ehren, das „Erbheil". Dabei kennt auch dieser Strang das Heilswidrige: der Mensch hat Gott verloren – damit aber ist er vor allem sterblich geworden. Nicht die Sünde bewegt diese Heilshoffnung, sondern der Tod. Mit Blick auf Christus rückt die Inkarnation in den Mittelpunkt. Die sterbliche Natur gewinnt durch die „Gottesgeburt" (Meister Eckhart) ihre Unsterblichkeit zurück. Dieser Natur sind aber alle teilhaftig, die ein menschliches Antlitz tragen. Also ist „der Mensch" gerettet. Gregor von Nyssa – ihn hat man (anders als den vollmundigen Origenes) nicht verurteilt – geht davon aus, dass der Sieg Gottes über Sünde, Tod, Teufel und Hölle derart umfassend sein wird, dass es am Ende eben nichts davon mehr geben kann. Die ganze Schöpfung wird einer reinigenden und heilenden Feuerkur unterzogen. Im zweiten Tod wird die Schöpfung vollendet[21]. Gregor beschreibt dies im Rahmen einer Auslegung des Gleichnisses Jesu vom Weizen um von Unkraut so:
  Der Herr der Früchte wird [aber] folgendes Heilverfahren einschlagen: zunächst wird er die Unkräuter und Dörner sammeln, die mit dem Samen aufwuchsen, weil die Kraft, welche die Wurzel hätte nähren sollen, in den unechten Samen drang, so dass der gute, der Nahrung beraubt und vom schlimmen Gewächs erstickt, nicht zur Reife gelangte. Wenn nun alles Unkraut und Fremdartige von dem nahrungshaltigen Korn abgesondert und vertilgt ist und das Feuer diese Entartung der Natur verzehrt hat, so wird auch die Natur der Ungerechten gute Nahrung bekommen, aufblühen und dank dieser Sorgfalt zur Frucht reifen und so, wenngleich nach langen Zeitläuften, jene Beschaffenheit erlangen, welche uns Gott ursprünglich verliehen hatte. Selig aber die, welchen sogleich, sobald sie durch die Auferstehung emporblühen, die vollendete Schönheit der Ähren beschert wird." (333)[22]

In Liedern über die österliche Hadesfahrt Christi wird diese Hoffnung in der ostkirchlichen Liturgie überschwänglich besungen:

---

[21] „damit wir nach dem Tode nicht noch eines zweiten Todes zur Reinigung von aller fleischlichen Anhänglichkeit bedürfen" (Gregor von Nyssa)

[22] „dereinst, wenn nach langen Perioden von Jahrhunderten alles Böse vertilgt werde, kein Geschöpf mehr vom Reiche des Guten ausgeschlossen sein"

„Zum Hades bist Du, mein Erlöser, hinabgestiegen und hast seine Pforten als Allmächtiger zertrümmert, hast als Schöpfer die Verstorbenen mitauferweckt und, Christus, den Stachel des Todes zerbrochen und Adam vom Fluch erlöst, Du Menschenfreund. Darum rufen wir alle: Rette uns, Herr!“[23]

Hier (westlich) also Heil für wenige, dort (östlich) Heil für alle? Lassen sich diese beiden Stränge zusammenhalten? Oder kann letztlich nur das eine oder das andere sein?

Ich gestehe gern, dass ich als Kind die pessimistische Variante tief internalisiert habe. Die damit verbundene Heilsangst steckt auch in mir und vielen, denen ich seelsorglich begegnet bin.

Aber immer mehr gewinnt die optimistische Variante Raum. Viel verdanke ich hier Karl Rahner, dann aber auch de Lubac, Hans Urs von Balthasar oder Teilhard de Chardin. Aber auch Herausforderungen wie Pastoraltheologie für junge Priester im Priesterseminar in Beijing.

Dabei spielt für mich ein Text aus der paulinischen Schule eine zentrale Rolle. Es ist ein im Rahmen des Kolosserbriefes leicht bearbeiteter frühchristlicher liturgischer Hymnus auf den erhöhten Christus, die Mitte der Gemeinde und ihrer Liturgie.

Mich bewegt diese knappe und uneingeschränkte Aussage, dass nicht nur durch ihn, sondern „auf ihn hin“ alles erschaffen ist; „in ihm alles Bestand“ hat. Der auferstandene Christus als der Anfang der Vollendung der Schöpfung – aber auch der, der – eingegangen in das Herz wer Welt, in dem bis dahin Tod und Vergeblichkeit lauerten – nunmehr vom Innersten der Schöpfung her alles an sich zieht und mit seinem unsterblichen göttlichen Leben erfüllen wird. Ist also die Heilgeschichte ebenso wie die Geschichte einer jeden/eines jeden letztlich ein unaufhaltsames „Hineinreifen in jenen Christus, der – je mehr er im Heil reifende Menschen mit seiner Auferstehung erfüllt, sich in den Kosmos hinein ausweitet, also zum universellen Christus wird?

Mich bewegt immer mehr, dass ein Urort dieses Reifens der Schöpfung die Feier der Eucharistie ist, zu der wir uns jetzt versammelt haben [und auf deren flächendeckende Feier wir angesichts fehlender Priester großzügig verzichten]. Wir werden uns Christus „einverleiben“ und so sein Leib werden. Damit weitet sich in uns und unserem Leben das bleibende Leben des Auferstandenen aus. Wir werden anders hinausgehen als wir hereingekommen sind. Wandlung geschieht. Aber nicht nur Wandlung von Individuen, sondern eines Teils der Menschheit, damit des Kosmos. Unsere Feier hat eine kosmische Dimension. Und solches geschieht – bislang – in unserem kleinen Land Sonntag um Sonntag bei 800000 Menschen.

Dass die Mission der Kirche, damit die Praktische Theologie von solch gläubigen Fragen inspiriert wird, steht außer Zweifel. Sicher ist auch, dass dieser Transformationsprozess nicht an den Kirchentüren Halt macht, sondern nach und nach den ganzen Kosmos erfasst. Vielleicht kann daraus eines Tages eine Art Weltpastoral entstehen? Zumindest aber inspirieren sie mein eigenes gläubiges Leben. Nur meines?

---

[23] Kontakion vom Sonntag des 5. Tons

2010 Silvesterpredigt

Gersthof

> *Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.*
> *(GS 1)*

Schwestern und Brüder!

Die moderne Welt und mit ihr Europa stecken in einer kritischen Entwicklung. Auch unser Land ist voll davon betroffen. Die Krise ist aber stets eine Lesehilfe für das, was wir hoffen. Oft braucht es das Dunkel, um sich wieder am Licht erfreuen zu können. Es braucht die Nacht, um den Tag umarmen zu können. Und gäbe es kein Leid: was zählte eine nie unterbrochene und nie gefährdete Freude? Sollte es also so sein, dass selbst in der erlittenen Krise wir unsere Hoffnungen erkennen können?

Ich will in der folgenden Meditation über unser Leben und Zusammenleben zwei Hoffnungen formulieren: das wie die Freiheit wagen und die Liebe riskieren. Ich beginne mit dem zweiten Thema – wie Solidarität wachsen kann, weil die Angst kleiner wird.

Solidarität durch Entängstigung

Eine gewaltige Finanz- und Wirtschaftskrise hat die Welt erfasst. Es sieht nicht danach aus, als wäre sie schon bewältigt. Schutzschirme werden über beinahe bankrotte Euroländer gespannt. Milliarden werden in die Rettung von Banken investiert. „Rettung“ sagt man, und verwendet dabei inmitten der säkularen Sorge religiöses Vokabular!

Wer kommt aber dafür auf? Wer zahlt den Preis? Längst spüren wir: Wir alle zahlen. Wenn es aber alle trifft – muss es dann jene, die ohnedies wenig hatten, noch weit ärger treffen als jene, die reich sind? Die Aufarbeitung der Krise ist daher zu einer sozialen Bedrohung der Schwachen geworden. Es zahlen über die Schulden auch die kommenden Generationen mit.

Wir sind dabei, verängstigt uns zu entsolidarisieren. Das liegt nahe – und Forschungen bestätigen diesen Zusammenhang. Die Menschen, wenn man sie fragt, möchten solidarisch sein. 85% der von uns 2010 in Österreich Befragten halten es für ein wichtiges Erziehungsziel für ihre Kinder, dass sie teilen lernen. 1970 stand ganz oben noch der Gehorsam – jener eines Eichmann, Hess und Höss. Wir hatten die Kinder zur Unterwerfungsbereitschaft erzogen. Heute hingegen möchten wir, dass sie solidarisch sind. Freilich, auch das lehren uns die Forschungen: Auf dem Weg zur Tat erstickt der Wunsch nach Solidarität in einem Dschungel diffuser Ängste. Angst entsolidarisiert: die Angst vor dem eigenen Minderwert, vor der Ichschwäche, die Angst, mit der Jagd nach dem optimal leidfreien Glück in neunzig Jahren zu kurz zu kommen. Dies ist vielleicht die wirkmächtigste

Angst in einer Kultur, die sich längst nicht mehr auf ein Jenseits, sondern allein auf das Diesseits vertröstet.

Wir brauchen weltweit und in Europa eine sehr sensible solidarische Politik. Und es braucht Menschen, die diese auch wählen. Unterstützung findet eine solidarische Politik aber nur, wenn die Angst klein ist.

Umso heftiger ist es, dass genau in einer solchen Zeit Populisten Angst schüren, um gewählt zu werden. Die Angst vor der freien Wanderung von Arbeitskräften innerhalb Europas, die Angst vor Asylanten und Flüchtlingen, die Angst vor dem Islam. Wer politisch das Geschäft mit der Angst betreibt, mag vielleicht Stimmen gewinnen: Doch verliert dabei das Land, weil die Zahl jener Menschen schrumpft, welche eine allein zukunftsfähige solidarische Politik tragen könnten. Und das gehört nach wie vor zu den großen Weisheiten der Welt, und das schon seit der Zeit, in denen die Psalmen gedichtet worden waren. Heißt es da nicht: „Gerechtigkeit und Frieden küssen sich“ (Ps 85,11). Und längst ist es nicht mehr richtig, was die Machthaber Roms und auch noch George Bush annahmen: „Si vis pacem, para bellum“. Heute gilt: „Si vis pacem para iustitiam.“

Nicht nur unser Land; die ganze Welt braucht eine solidarische Politik. Um es am Beispiel der Kinder zu sagen (und ich spreche jetzt als Obmann der „Lobby für Kinder“, die ich zusammen mit Wolfgang Mazal, Kurt Scholz, Max Friedrich, Christine Mann ins Leben gerufen habe): Es schreit zum Himmel, dass alle sechs Minuten in der Einen Welt ein Kind verhungert, während wir in Europa jährlich 20 Millionen Tonnen Lebensmittel in den Müll werfen. Es schreit zum Himmel, dass es im zehntreichsten Land der Welt (hier in Österreich) Kinderarmut gibt. Es schreit zum Himmel, dass wir den Kindern einen riesigen Berg Schulden hinterlassen.

Können wir Christinnen und Christen, können die christlichen Kirchen dazu beitragen, dass die Welt gerechter wird und die Kluft zwischen arm und reich nicht noch mehr auseinandergeht?

Der moralische Appell hilft nicht. Das lehrt uns schon der Römerbrief (7,15-23). Denn das moralische Gebot ist lediglich wie ein Spiegel. In diesen schauen wir hinein uns sehen, dass uns die Angst entsolidarisiert. Was es braucht, ist nicht eine Kirche, die moralisiert, sondern heilt. Und das von jener tiefsitzenden Daseinsangst welche uns hindert zu sein, was wir „ewiglich in Gott gewesen sind“: solidarisch liebende Menschen. Wenn ich das sage, stützte ich mich auf den großen evangelischen Theologen Soeren Kierkegaard, auf Eugen Drewermann sowie auf Eugen Biser, den Benedikt XVI. als einzigen Theologen in Licht der Welt zitiert. Wird die Kirche die Kraft haben, sich vom Moralisieren zum Heilen zu verändern? Es stünde ihr gut an. Nicht zuletzt ist der älteste Ehrenname Jesu, der in der Auferstehung zum Christus gemacht worden ist (Apg 2,36): Heiland. Die Kirche wird morgen in der Nachfolge des Heilands immer mehr „Heil-Land“ sein. Wer verängstigt in sie eintritt, wird – gewandelt durch Gottes Heiligen Geist – als angstarmer Fußwascher hinausgehen. Der Ort dieser Transformation der Herzens aus entsolidarisierender Angst zu solidarischer Courage ist nicht zuletzt die Feier der Eucharistie und in ihr die Wandlung sein. Da werden wir Leib hingegeben. Eine Gemeinschaft der Fußwascher (weshalb Abendmahl und Fußwaschung in der mittelalterlichen Buchmalerei immer zusammen dargestellt werden, wenn

es um die Kirche ging). Ist es wirklich nur ein Traum: Sonntag um Sonntag sind eine dreiviertel Million Menschen in Österreich in einer Eucharistiefeier. Wenn wirklich Wandlung aus der Angst in solidarische Liebe geschieht: Dann könnte das Land jeden Montag anders, sozial stärker sein. 51% der Menschen in Österreich ahnen diese transformatorische Kraft der Kirchen. Denn sie sagen: „Ohne die Kirchen wäre das Land sozial kühler." Aber lassen wir uns wirklich wandeln? Begehen wir nicht allzu oft nur „religiös verschönte Konditoreibesuche" (Helmut Schüller noch als Präsident der Caritas Österreich). Neigen wir nicht auch, wie viele andere spirituell Suchende in unserer säkularen Kultur zu einer Art „Wellnessspiritualität", die uns tröstet und erbaut, aber nicht zu handfest Liebenden macht? Die große spanische Mystikerin Teresa von Àvila (1515-1582) kann einer solchen erbaulichen Spiritualität wenig abgewinnen, wenn sie ihren Schwestern zuruft:

„Aber nein, Schwestern, nein! Werke will der Herr!
Und wenn du eine Kranke siehst,
der du ein wenig Linderung verschaffen kannst,
dann mache es dir nichts aus,
diese Andacht zu verlieren,
und ihr dein Mitgefühl zu zeigen;
und wenn ihr etwas weh tut,
dann soll es dir wehtun,
und wenn nötig, sollst du fasten,
damit sie zu essen hat.

…dann mögt ihr zwar fromme Gefühle und Geschenke erhalten,
… doch glaubt mir, dass ihr nicht zur Gotteinung gelangt seid,
und bittet unseren Herrn,
dass er euch diese Liebe zum Nächsten
in Vollkommenheit gebe."

Das könnte der große spirituelle Beitrag der Kirchen für die Welt auf dem Weg in ein gerechteres und friedvolleres Morgen sein, dass sie die Erfahrung „Angst entsolidarisiert" auf den Kopf stellt und für ihre Arbeit mit den Menschen gilt: „Solidarität durch Entängstigung".

Mut zur Freiheit inmitten wachsender Freiheitsflucht

Eine zweite gesellschaftliche Entwicklung bereitet Sorge. Es ist die wachsende Flucht zumal junger Menschen vor der Freiheit. Die Zahl jener nimmt zu – und das inmitten verbürgter Freiheitsgrade – welche die für sie lästig werdende Last der Freiheit wieder loswerden wollen. Europas Geschichte ist ohne das Ringen um wachsende Freiheit nicht denkbar. Seit 1689 (Bill of rights) über die Französische Revolution (1789) hin bis zur samtenen Revolution des Jahres 1989 ist es gelungen, trotz der Rückschläge durch die großen Totalitarismen des 20. Jahrhunderts die Freiheitsgrade zu sichern und zu mehren. Die von vielen heute wieder verachtete Achtundsechzigerrevolution hat Freiheitsgrade zu einem Massengut gemacht. Wo immer ein Verdacht auf Fremdsteuerung aufkam, wurde solchen vermuteten Repressionen der Kampf angesagt. So kam es zur Krise der Institutionen, Autoritäten und Normen. Mag ja sein, dass oft über das Ziel hinausgeschossen wurde und die entlastenden

Vorteile dieser sozialen Wirklichkeiten zu gering veranschlagt worden waren. Heute haben die Menschen die Möglichkeit, ihr Leben, dessen Deutung und Gestaltung, weithin selbst zu bestimmen. Sie sind frei zu wählen, was sie glauben, wie sie es mit der Kirchenmitgliedschaft halten, wie mit den politischen Parteien. Sie wollen selbst bestimmen, wie sie ihre Sexualität kultivieren und welchen Sinn sie ihrem Leben abringen.

Warum kommt es dann aber inmitten derart komfortabler Wahlmöglichkeiten zu einer seltsam anmutenden Freiheitsflucht? Warum steigt wiederum jene Unterwerfungsbereitschaft, welche auch die Menschen in Österreich auf dem Heldenplatz dem Führer zujubeln machte? Und das insbesondere bei den Jüngeren? Man braucht sich nur daran erinnern, wie die Unter30jährigen bei den Landtagswahlen in Oberösterreich und auch in Wien gewählt haben. Und auch die Kirchen sind von dieser Entwicklung intern massiv betroffen. Die jüngeren Pfarrer halten von der Zusammenarbeit mit Laien und Pfarrgemeinderäten weniger als die ältere Konzilsgeneration. Und manche „Benedetto"-Rufe quellen weniger aus Achtung vor dem Papstamt, sondern offenbaren eher inhaltslose Unterwerfung unter eine kirchliche Autorität, die freilich – wie sie selbst formuliert – kindlichen Gehorsam verlangt, statt endlich davon ausgeht, wie Paulus es formuliert, dass die Christinnen und Christen erwachsen geworden sind und keine Milch mehr von der Mutterbrust der Kirche ersaugend als Nahrung brauchen.

Über diese zunehmende Freiheitsflucht wird heute viel nachgedacht: von Ulrich Beck über Jürgen Habermas hin zu Peter L. Berger reicht die Liste prominenter Autoren. Es gebe für die Jüngeren eine „neue Unübersichtlichkeit", so Habermas. In der Tat: Wie sollen die Jungen auch davon ausgehen können, dass man die Luft morgen noch atmen, das Wasser trinken kann? Dass die Erde nicht so kontaminiert ist, dass sie kaum noch essbare Früchte trägt? Wie können sie davon ausgehen, dass sie Arbeit finden und dass die Liebe währt?

Und für alle diese Risiken, so Ulrich Beck, trägt heute die einzelne, der einzelne allein gelassen Verantwortung. Riskante Freiheit nennt er dieses Phänomen.

Nun wäre das allein noch kein Grund, vor dem Freiheitsrisiko zu flüchten. Man könnte sich diesen Herausforderungen ja auch engagiert stellen. Es brauchte lediglich mehr Daseinskompetenz, die Fähigkeit mit dem komplexer gewordenen Leben in der modernen Welt fertig zu werden. Dies könnte in der Bildung trainiert werden (wobei es genau dafür wie für die Solidaritätskompetenz keinen PISA-Test gibt). Vor allem aber müsste sie in der Formung der ganz Kleinen in den Familien wachsen. Eben hier orten Fachleute massive Ausfälle. Kinder, so Peter L. Berger, wachsen zu oft in einer Madonnenszene auf: Mutter mit Kind. Diese extrauterale Symbiose macht ganz am Beginn schon Sinn, ja sie ist geradezu überlebenswichtig. Wenn sie aber zulange währt, wird aus dem Kind ein „Dauersäugling" – oral fixiert, ständig auf der Suche nach der gewährenden Mutter (als Ehepartner oder Sozialstaat), ein exzellentes Opfer für die Konsumkultur: Ichstärke kann sich kaum entwickeln. Dazu wären Dritte hilfreich, welche die Symbiose aufbrechen, ja stören. Und diese produktiv die Symbiose Störenden nennen wir Väter. Und genau diese fehlen viel zu vielen Kindern – nicht nur zeitlich,

sondern vor allem qualitativ. Moderne Väter sind nach wie vor eine Rarität. So tut sich die Schere auf: Die Anforderungen steigen, die Kompetenzen sinken. Kein Wunder, dass in dieser Lage immer mehr – statt sich dem Leben zu stellen – von anderen erwarten, dass sie für sie einspringen. Wer keine tragfähige Identität ausbildet, leiht sich gern eine, von selbsternannten Führern in der politischen Szene, bei rigiden religiösen Bewegungen. Auch kirchliche Autoritäten müssen dafür herhalten: Gründer ganz jungen Orden (wie die Missionare Christi), Päpste.

So kurios ein solcher Gedanke erscheinen mag: Könnten in einer solchen Zeit der wachsenden Freiheitsflucht nicht gerade die christlichen Kirchen unbeugsame Anwältinnen der Freiheit und damit der Demokratie werden? Könnte auf ihrem Boden, im innerkirchlichen Leben, nicht gerade jene Freiheit gelebt und gelernt werden, welche für den Erhalt der Demokratie so unverzichtbar ist?

Die Kirchen tragen einen Schatz in sich, der die Menschen vor jeglicher totalitären Versuchung schützen könnte. Totalitär sind übergriffige Bemächtigungen des Menschen nicht nur in der Politik. Es gibt sie – so die nach wie vor stimmige Formel von Pier Paolo Pasolini aus der Achtundsechzigerzeit – als „Faschismus des Konsumismus“. Wir meinen frei die Waren zu wählen, die wir brauchen, und auch jene abzuwählen, die wir gar nicht brauchen. Wie sehr uns doch nur die Mode prägt. Selbst die Jugendlichen schauen alle gleich aus. Wie frei wir nur sind!

Wie sehr uns wahre Religion im Sinn der Rückbindung in Gott hinein vor bemächtigenden Übergriffen und selbstbeschädigenden Unterwerfungen bewahren könnte, zeigt eine Begebenheit im Wirken des großen politischen Papstes Johannes Pauls II. 1979 predigte er zu Pfingsten auf dem großen Platz in Warschau. Über eine Million polnischer Katholiken feierte mit ihm. Der Papst dann donnernd in seiner Predigt:

„Wer sein Knie vor Gott beugt, beugt es nie mehr vor der Partei!“

Welche antitotalitäre, freiheitssichernde Kraft wahrer Glaube in sich trägt! Wer sein Knie vor Gott beugt, beugt es nie mehr vor einer politischen Idee, einem politischen Führer, nie mehr vor einem Papst, nie mehr vor den Zumutungen des Konsums, nie mehr…

Ich will das Thema nicht weiter verfolgen, obgleich dazu gerade auch mit Blick auf unsere katholische Kirche so viel zu sagen wäre. Hatte noch Pius IX. im Syllabus 1864 vermerkt, dass sich der Pontifex Romanus nie und nimmer mit Religionsfreiheit, Meinungsfreiheit, Demokratie anfreunden werde, hat dann doch das zweite Konzil im Vatikan mit Blick auf die Ohnmacht der verfolgten Christen im kommunistischen Machtbereich die Religionsfreiheit als wesentlich für das Evangelium erklärt und betont, dass das Lehramt nie das Gewissen des einzelnen freien Menschen ersetzen könne. Und heute? Warum hat die katholische Kirche so viel Angst vor der Freiheit, vor dem Gewissen der Menschen? Warum blüht gerade in ihr wieder jene Unterwerfungsbereitschaft, welche eine Amtsausübung an der Freiheit der Mitglieder vorbei erst ermöglicht?

Unterwerfungsbereitschaft ist die tragische Frucht innerer Schwäche. Tragisch ist diese auch deshalb, weil sie mit Pluralitätsintoleranz einhergeht. Das

Fremde wird als Gefahr erlebt. Der vermeintlich innerlich starke Islam als Bedrohung des als innerlich schwach eingeschätzten Christentums. Wer aber wiederum aus Schwäche Vielfalt nicht als Reichtum und Anreicherung der eigenen Position schätzt, neigt dazu, das Bedrohliche zu vernichten. Da geht heute nur verbal und Gott sei Dank nicht mehr auf brennenden Scheiterhaufen.

Das Schicksal einer freien Welt aber kann aber nur Buntheit und Vielfalt sein: an Kulturen, an Religionen. Und diese vielfältigen Kulturen und Religionen werden sich in den kommenden Jahren dank des globalen Marsches in der Einen Welt immer mehr durchmischen. Wir stehen vor zwei Möglichkeiten: einem friedlichen Miteinander, oder aber einem Zusammenprall der Zivilisationen („clash of civilizations": Samuel Huntington) oder einem „clash of religions" – oder noch fataler, weil brutaler: einer Mischung von beiden. Möge die Gott die Welt davor bewahren!

Ob es den christlichen Kirchen gelingen wird, unbeugsame Anwältinnen der verantworteten Freiheit zu sein?

Wir können unseren wenngleich stets nur bescheidenen Teil dazu beitragen. Denn Systeme sind weit stärker als unser persönliches Bemühen. Dazu wäre freilich ein nicht unwesentlicher Perspektivenwechsel, näher hin eine Art eigener Bekehrung in unserer Beziehung zu unsere kirchlichen Gemeinschaft und deren Leitungsämtern vonnöten.

Sagen wir nicht gern und verlangen das auch vehement, die Kirche sollte in ihrem inneren Leben *den Mitgliedern mehr Freiheiten gewähren*: vor allem in der Form der dialogischen Redefreiheit, der Gestaltungsfreiheit, der Partizipation, der Wahl von Bischöfen und Pfarrern? Entscheidend gestalten zu können ist einer der Topwünsche der von uns in Österreich 2009 befragten PfarrgemeinderätInnen.

Aber ist dieser Wunsch, die Verantwortlichen sollen uns mehr Freiheit gewähren, nicht selbst schon obrigkeitlich und unterwürfig? Sollte die Formel nicht heißen: *Kirchenmitglieder „nehmen sich die Freiheit"* – zu gestalten, Kritik zu äußern, ihr Gewissen zu gebrauchen und dabei respektvoll das zu bedenken, was einem die Gemeinschaft vorausgedacht hat?

Vielleicht lohnt es sich, nicht nur in das kommende und die andrängenden Jahre zu schauen, sondern an das Finale aller Geschichte vorauszueilen. Dann wird uns Gott gemeinsam und einzeln um unsere Lebensbilanz bitten. Er wird uns fragen, ob wir solidarisch geliebt haben, handfest, die Fremden, die Schwachen der Welt, wohl wissend, dass „wenn nur ein Gott ist, dass dann jeder einer von uns ist". Er wird uns dann enthüllen, dass wir ihm verhüllt oft in den Fremden und Armen begegnet sind (Mt 25). Und dass uns allein diese Begegnungen der handfesten und barmherzigen Liebe retten.

Und dann wird er uns fragen, ob wir unsere Freiheit entfaltet und mutig gebraucht haben. Vielleicht werden es dann manche probieren zu sagen: Lieber Gott, die Strukturen der katholischen Weltkirche und die samtig-autoritären Amtsträger in unserer österreichischen Kirche, hast Du das alles schon wieder vergessen? Und kannst Du uns erklären, wie diese Personen überhaupt ins Amt gekommen sind? Was war Deine Mitwirkung dabei?

Aber Gott wird dann – vielleicht ein wenig amused über so viele personalpolitische Pannen in der Kirche sagen: „Die wird ich mir alle noch vornehmen. Aber jetzt bist Du ganz allein dran. Unvertretbar. Und keine Ausrede zählt!“

Und dann geht es wirklich nur noch darum, ob ich die Freiheit gewagt und die Liebe riskiert habe.

Amen.

2011 Mystisch und politisch

Für Inge und Fery Berger: beide zusammen sind 100. Meditation in der Weizbergkirche. Zum Gleichnis vom anvertrauten Geld: Mt 25,14-30.

Heilung von der Angst

Es gibt viel Bedrohliches in der derzeitigen Weltentwicklung. Klima, Terror, die nach wie vor vorhandene atomare Bedrohung – und alle diese Bedrohungen sind tief verwoben… verschärfen sich dadurch… Es steht nicht gut um Gottes Schöpfung…

Dazu kommt das weltweite Unrecht. Es schreit laut zum Himmel. UNO hatte sich hehre Ziele gesetzt: mehr Bildung, mehr Nahrung, Wasser für jeden. Es wäre möglich: ohne Rüstung, ohne Kriege, ohne die Finanz- und Weltwirtschaftskrise…

Viele haben schon aufgegeben. Sie denken, jetzt geht es ja noch. Die späteren Generationen müssen selber zusehen…

Es brauchte einen Aufstand der Gerechtigkeit. Dazu Projekte, Regionen, engagierte Leute, Plattformen. Es braucht solidarische Menschen.

all dem steht ein Urfeind entgegen: die Angst. So auch im Evangelium: „Weil ich Angst hatte, ist nichts geworden. Vergraben habe ich das Talent. Keine Veränderung, weder privat noch politisch. Die Angst, selbst in einem kurzen Leben von [wenns hoch kommt] neunzig Jahren mit dem Traum vom leidfreien optimalen Glück zu kurz zu kommen. Die Angst vor der Vergeblichkeit. Dem Tod.

Gegen die Angst hilft kein moralischer Appell. Der mehrt nur die Angst. Seid solidarisch den Unsolidarischen zuzurufen verstört.

Ruf hinein in eine Versammlung von Christen, sie brauchten keine Angst vor dem Islam und der Türkei haben… ihre Angst wird nur noch größer durch solchen Zuruf. Die Angstmacher haben Konjunktur. Strache und Wagner. Und alle machen sie Angst mit dem Kreuz in der Hand. Im Namen Gottes. Welch ein Missbrauch Gottes, ein Missbrauch des Kreuzes!

Ob wir nicht noch tiefer ansetzen müssen, wenn wir die Welt verändern wollen? Gegen die Angst an der Wurzel der Seele hilft nur Heilung durch Gott.

Weiz hat es verstanden. Es ist ein Ort der Heilung. Absichtslos. Beständig. Nach und nach. Gottesverwurzelung.

Gott steht bei Euch in der Schuld

Mich treibt um, ob Gott mit seiner Schöpfung an ein gutes Ende kommt. Trotz und durch alle dämonischen Gegentrends und Gegenmächte – oder vielleicht schafft er gerade durch diese hindurch – hat doch Gott keine anderen Wege als unsere dunklen Wege und Irrwege! Der Kulturanthropologe Rene Girard nennt als die satanischen Kräfte Rivalität und daraus Gewalt, Gier und Lüge. Ähnlich die Theologin und Tiefenpsychologin Monika Renz. Sie ortet nach dem Verlust der Ureinheit im Mutterschoß eine Trennungsangst. Und wer nicht zum Vertrauen findet, greift neuerlich zu Gewalt, Gier und Lüge.

Bei der Suche nach alten spirituellen Weisheiten bin ich auf Johannes von Kreuz und Rilke gestoßen.

Johannes von Kreuz vermerkt in seinem wunderbaren Gedicht „Liebesflamme“ in der zweiten der insgesamt nur fünf Strophen, die alle eine unendlich berührende Tiefe und erotische Sinnlichkeit haben:

„O Brenneisen zärtlich!
O Wunde wonnetrunken!
O milde Hand, o zartkosende Berührung,
die schmeckt nach ewigem Leben
und alle Schuld begleicht!“

Es ist Gottes milde Hand, die ihn berührt wie die Hand einer Liebenden, zartkosend. Ein Geschmack von ewigem Leben (würden jene, die in der Kirche und in ihrem Namen amtlich über Sexualität reden, den Mystiker Johannes von Kreuz meditieren [wo hat er solche Erfahrung her?], sie würden anders reden). Es klingt fast wie bei Maria-Luise-Kaschnitz, wenn sie von der Auferstehung singt: Worte, komm du komm, deine Hand wieder in meiner… Mehr also fragen die Frager erwartest Du nicht – Weniger nicht. Liebe und Eros als Geschmack von ewigem Leben.

Dann aber der Satz: Diese Berührung begleicht alle Schuld.

Und gleich denken wir an unser eigenes Schuldigwerden. Moralisch. Nicht so Johannes. Er sieht eine Schuld Gottes an uns, die er durch ewiges Leben begleicht.

In die gleiche Kerbe singt Rilke. Stundenbuch.

Du hast dich so unendlich groß begonnen
an jenem Tage, da du uns begannst, -
und wir sind so gereift in deinen Sonnen,
so breit geworden und so tief gepflanzt,
dass du in Menschen, Engeln und Madonnen
dich ruhend jetzt vollenden kannst.

Gott hat sich in uns groß begonnen…

Was wäre denn auch Gott ohne uns? Was wird er tun, wenn wir einst sterben – fragt Gott in einem anderen berührenden Gedicht Rainer Maria Rilke:

Was wirst du tun, Gott, wenn ich sterbe?
Ich bin dein Krug (wenn ich zerscherbe?)
Ich bin dein Trank (wenn ich verderbe?)
Bin dein Gewand und dein Gewerbe, mit mir verlierst du deinen Sinn.
Nach mir hast du kein Haus, darin dich Worte, nah und warm, begrüßen. Es fällt von deinen müden Füßen die Samtsandale, die ich bin.
Dein großer Mantel lässt dich los. Dein Blick, den ich mit meiner Wange warm, wie mit einem Pfühl, empfange, wird kommen, wird mich suchen, lange - und legt beim Sonnenuntergange sich fremden Steinen in den Schoß.
Was wirst du tun, Gott? Ich bin bange.

Ins Positive gewendet: Es wäre in Gottes Schöpfung vieles nicht, wenn er Euch nicht gehabt hätte und Euch immer noch in Dienst hat. Eure Familie, die Kids, die Weizer Pfingstvision. Er hat schon Glück mit Euch. Und er wird es – steht er doch bei Euch tief in Schuld – begleichen.

2011 Priester für heute

Brüssel, Deutsche Gemeinde

Lieber Jubilar! Verehrte Schwestern und Brüder!

Eberau ist eine Marktgemeinde im Bezirk Güssing, Burgenland, mit 1012 Einwohnern. Eine Pressekonferenz hatte in dieser idyllischen Weingemeinde wie eine Bombe eingeschlagen. Die Innenministerin Maria Fekter hatte bekannt gegeben, dass es im Markt eine Erstaufnahmestelle für 300 Asylanten geben solle.

Die Botschaft war mitten in den Burgenländischen Wahlkampf hineingeplatzt. Der Landhauptmann bediente sich der latenten Fremdenfeindlichkeit und versprach bei einer Wiederwahl, dass es das Zentrum nicht geben werde. Eine Volksabstimmung wurde angesetzt. Die Eberauer sollten selbst entscheiden, ob sie das Lager haben möchten oder nicht. Die Regierung versuchte es den Leuten schmackhaft zu machen. 130 Arbeitsplätze seien doch für eine Marktgemeinde mit 1012 Einwohnern in wirtschaftlich bedrängenden Zeiten ein Segen.

Die Abstimmung erbracht ein klares Ergebnis: Fast 95% stimmten bei einer hohen Wahlbeteiligung am 21. März 2010 dagegen. „Einzig der katholische Pfarrer des Ortes, Johannes Lehrner, hatte sich zuletzt noch öffentlich für das Asylzentrum ausgesprochen“, so war im ORF zu hören. In einem Offenen Brief an die Bewohner von Eberau hatte er geschrieben: „Ich bitte Euch, dass Ihr in diesem Anliegen betet, damit die Menschen sich für den Plan Gottes öffnen.“ Das Abstimmungsergebnis von fast 95% zeigt, dass auch sehr viele Kirchenmitglieder, darunter viele Sonntagskirchgänger und Pfarrgemeinderatsmitglieder, gegen das Asylaufnahmelager gestimmt haben. Haben sie damit aber nicht auch gegen das Evangelium gestimmt?

Matthäus berichtet im 25. Kapitel über das Weltgericht am Ende der Zeiten. Völker stehen dann vor dem Gericht, nicht nur einzelne Menschen. Also auch die Marktgemeinde Eberau. Das ist das Drehbuch der Gerichtsszene.

„Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist. Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, … wann haben wir dich fremd und obdachlos gesehen und aufgenommen? Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Asylantinnen und Asylanten getan habt, das habt ihr mir getan.“ (aus Mt 25, 34-40)

Der Pfarrer war, das Evangelium in der Hand, ein einsamer Rufer in einer fremdenfeindlichen Marktgemeinde. Prophetisch erhob er seine Stimme. Und erlitt dabei das Schicksal so vieler Propheten: Er stieß mit seinen Worten auf taube Ohren und verängstigt verschlossene Herzen. Und diese Angst kam nicht nur von innen. Sie war von den Politikerinnen und Politikern aller

Färbung, die Grünen ausgenommen, geschürt worden. Die Wahltaktik zählte mehr als die uns Christen aufgetragene Verantwortung für Asylanten.

Lieber Jubilar! 25 Jahre sind Sie jetzt in den amtlichen Dienst der Kirche ordiniert. Was ist aber Ihre Aufgabe? Warum braucht die Kirche Priester wie Sie?

Die Zeit aus der wir kommen

Wir kommen aus einer Zeit, da war der Stellenwert eines Priesters gewaltig. Im Ranking der Berufe stand er ganz oben. Lediglich die „Götter in Weiß", wie man die Ärzte manchmal nennt, waren eine Konkurrenz. Die Priester waren die unumstrittenen Autoritäten im Volk. Sie rangierten auch im religiösen Bereich gleich unter den Engeln Gottes. Gott selbst schien ihnen zu gehorchen: Der Priester hatte Gott gleichsam in der Hand. Er konnte ihn „herbeiwandeln". Und alle um ihn herum sanken in die Knie. Es wird von einem volkstümlichen Ordensmann aus dem oberösterreichischen Stift in Wilhering erzählt, dass er in seinem Dorf, wo er Pfarrer war und Streit mit dem Gemeinderat hatte, mit der Monstranz in die Sitzung gekommen sei, um die Leute symbolisch in die Knie zu zwingen.

Der Priester galt und gilt für nicht wenige immer noch als ein „heiliger Außenseiter". Indem er anders ist, sich anders kleidet, anders lebt und spricht, ist er ein leibhaftiger Hinweis auf die andere heilige bergende Welt Gottes. Und wer es sich mit Gott gut stellen wollte, den Segen für ein Kind, das Gebet für einen Toten, und das Fest für die Liebenden unter den Augen Gottes suchte, musste sich an den Priester wenden. Zudem waren die Priester – und sind es bis heute – gute Ratgeber in Zeiten der Verzweiflung und der Ratlosigkeit.

Wie herausragend die Stellung des Priesters war, zeigt sich an der ästhetischen Gestaltung der zwei Sakramente, der Taufe und der Priesterweihe. Wie viel Zeit, Phantasie, Geld, Druck von Primizbildchen, große Festgelage werden doch bei einer Primiz investiert! Und bei einer Taufe? Dazu kommt auch die rechtliche Stellung der Priester gegenüber den Laien. Letztlich tun manche Pfarrer, was sie wollen, ganz gleich, welchen Rat ihnen ein Pfarrgemeinderat gegeben hat. Natürlich spüren weltoffene Pfarrer, dass der Pfarrgemeinde schadet, wer auf den Rat der Pfarreimitglieder nicht sorgfältig hört. Aber das Hören und Beraten kostet Zeit und kränkt zudem den untergründigen Klerikalismus. Kehrt ein solcher gar wieder? Eine Art von Priesteramt, die ohne Volk auskommt? Manche Anzeichen sprechen dafür.

Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, bei Romaufenthalten das Grab von Papst Johannes XXIII. aufzusuchen. So auch Anfang Juni. Bei dieser Gelegenheit wollte ich auch eine heilige Messe mitfeiern. Also ging ich zu einem der Seitenaltäre, an dem gerade ein jüngerer Priester um die vierzig Jahre angekommen war. Er schloss hinter sich das Kommuniongitter, stellte den Kelch ab und stieg die Stufen herunter. Dann begann er eine altehrwürdige Tridentinische Messe zu lesen. Ich hatte richtig nostalgische Gefühle. Als ich 1964 geweiht worden war, war diese Meßform der Normalfall. Das Stufengebet auf Latein zu lernen war auch Tagesordnungspunkt bei allen sommerlichen Ministrantenwochen, die ich als Kaplan geleitet habe. Der junge Priester mit Tonsur las also die Messe

buchstäblich still vor sich hin. Die Lesung: still auf Latein. Das Evangelium: still auf Latein. Keine Fürbitten. Als das Vaterunser kam, begann eine spanische Ordensfrau, die vor mir am Kommuniongitter stand, laut lateinisch mitzubeten. Da drehte sich der Ministrant um und deutete mit dem Zeigefinger: nicht mitbeten. Liturgie: Ergon tou laou, Tun des Volkes. Dagegen das altehrwürdige Priesterbild. Der Priester steht vor Gott. Einsam und allein. Mit dem Rücken zum Volk. Nicht das Kirchenvolk feiert: Der Priester zelebrierte seine Messe ohne Volk. Und nicht wenigen in der Kirche gefällt dies.

Priester heute

Ob das freilich auch der Priester ist, den die Kirche in der Welt von heute braucht? Heute ist das Image der Priester längst nicht mehr so hehr wie vor Jahrzehnten:

In den Psychologen hat der Priester eine professionelle Konkurrenz gefunden, auch wenn kluge Psychotherapeuten meist mit guten therapeutisch geschulten Priestern zusammenarbeiten.

Neben den Priestern leistet sich heute unsere Kirche auch hervorragende hauptberufliche Laien, Frauen und Männer, die eine kompetente Seelsorge machen. Ein befremdet natürlich, dass gerade diese theologisch bestens gebildeten Laien, Frauen und Männer, sich in manchen Regionen der katholischen Kirche just nicht nach dem nennen dürfen, was sie faktisch tun: Seelsorgerinnen und Seelsorger.

Befremdlich, aber doch auch auskunftsreich ist, wie das kirchliche Recht sich ausdrückt, wenn ein Priester seine Amtsausübung aus gleich welchen Gründen beendet. Dann wird ein solcher Priester zur Strafe „laisiert“, in den Laienstand „zurückversetzt“. Noch immer reden wir so, obgleich wir seit dem Konzil wissen, dass es im Gottesvolk keine höhere Würde gibt denn Laós zu sein, also von Gott selbst seinem Volk „hinzugefügt“ (Apg 2,47) worden zu sein.

Die Deutschen Bischöfe vermerkten deshalb vor einigen Jahren, dass so besehen auch die Priester Laien sind. Und keiner kann ordiniert werden, der nicht getauft ist. „Mit Euch bin ich Christ, für Euch Bischof“, so der große Kirchenlehrer des Westens, der heilige Sexualneurotiker Augustinus.

Die Aufgaben, die Gott seiner Kirche als Lyra in der Hand des Christus Orpheus gibt, ruhen daher nicht auf den Priestern allein, sondern auf dem ganzen Gottesvolk. Jedem Mitglied ist die Offenbarung des Geistes gegeben, damit es allen nützt (1 Kor 12,7). Und unter den vielen Charismen, die Paulus aufzählt, ist jenes der Leitung. Lediglich eines unter vielen!

Was aber ist dann das Charisma, die Berufung eines ordinierten Amtsträgers, eines Priesters?

Spurtreue sichern

Die Liturgie der Weihe eines Bischofs kann uns weiterhelfen. Gehört doch ein Priester in den Mitarbeiterstab des Bischofs, in sein Presbyterium. Ganz zentral bei einer Bischofsweihe ist, dass der Kandidat das Evangeliar aufs Haupt gelegt bekommt. Wohlgemerkt: Das Evangeliar, nicht den Kodex!

Aufgabe des bischöflichen Amtes ist es daher in erster Linie, in der anvertrauten Ortskirche die Spurtreue zum Evangelium zu sichern. Diese Uraufgabe des ordinierten Amtes geht auf die Pfarrer und die mit sonstigen Aufgaben bestellten Priester über. Sie haben das aufgetragene zu tun, was der Pfarrer von Eberau in der angespannten politischen Frage des Asylzentrums getan hat: Die Menschen an die im Evangelium offenbar gewordenen Absichten Gottes zu erinnern. Erfolg ist ihm, wie das Beispiel Eberau glasklar demonstriert, keiner garantiert.

Ist zudem jemand ortskirchlich oder pfarrlich bestellt, als Bischof oder als Pfarrer, dann zählt zu seinen katholischen Aufgaben zudem, die Gemeinschaften des Evangeliums zusammenzuhalten, darüber hinaus aber die Einheit aller Menschen untereinander und deren Einung mit Gott im Auge zu behalten.

Von daher kann entschlüsselt werden, welche Eigenschaften ein Pfarrer haben muss, um den Dienst an der Spurtreue im Evangelium zu sichern.

1. *Der Priester ist ein Mann des Evangeliums.* Dieses kennt er aus- und noch mehr inwendig. Er liest nicht nur die Heilige Schrift und meditiert sie (was im Ursinn des Wortes zerkauen heißt). Er versucht auch, mit der anvertrauten Gemeinde zusammen sosehr in die Gesinnung Jesu einzutauchen, dass sie am Ende so gesinnt sind wie Jesus Christus. Dann wird ein Priester einerseits – oft nächtens oder am frühen Morgen – mit Jesus auf den Berg, dann aber vom Berg herab dorthin gehen, wo die Menschen am Rand der Gesellschaft und oftmals auch psychisch ganz unten sind (vgl. Mt 8,1-4). Er lebt das, was so typisch für Jesus ist: Er taucht in Gott ein und bei den Armen auf. Liturgie und Diakonie trennt er nicht. Er widersteht der heute wieder um sich greifenden Versuchung, sich in die Liturgie zu flüchten und dabei die Armen zu vergessen. Fußwaschung ist ihm ebenso wichtig wie die Feier des Abendmahls.

2. *Der Priester spürt etwas von Gottes tiefster Eigenart und macht es erfahrbar: sein Erbarmen.* Wie schwer tat sich Jesus, das den religiösen Führern seines Volks plausibel zu machen. Diese ärgerten sich, dass er sich zu den Zöllnern, den Dirnen, den Sündern begab. Es war für sie anstößig, dass er just am Sabbat heilte und so besehen Barmherzigkeit für ihn mehr zählte als Opfer (Mt 12,7)! Er war nicht so sehr um seinen Gott besorgt, wohl aber um den Menschen. Auch moralisierte er nie, sondern heilte. Er legte niemanden auf seine Schuld fest, sondern eröffnete ihm Zukunft und Leben. Viele weise Priester haben gelernt, voll von diesem aufrichtenden Erbarmen zu sein, weil sie zuvor selbst Gottes heilendes Erbarmen erlebt haben. Als „verwundete Ärzte“ sorgen sie dafür, dass die Gemeinde, deren Spurtreue in der Nachfolge des Heilands sie sichern, für viele Menschen zum Heil-Land (Markus Beranek) wird. Ein solcher Priester, das Evangelium und nicht den Kodex auf dem Haupt, wird niemanden verurteilen, und wird beispielsweise für die vielen, deren Lebenspläne scheitern, einen Ausweg finden. Die Menschen erfahren, dass das Scheitern einer Ehe aus einem Gemenge von Schuld und Tragik nicht dem Scheitern einer Person gleichkommt.

3. *Ein solcher Priester des Evangeliums wird schließlich sich nicht abfinden damit, dass die Religionen verfeindet und die christlichen Kirchen getrennt sind.* Welchen Mut hatte doch der selige Johannes Paul II. aufgebracht, als er

als Erster eine Synagoge betrat, in der Omajjadenmoschee in Damaskus betete, an der Klagemauer in Jerusalem seinen Gebetszettel in spürbarer Betroffenheit in einen Spalt steckte. Er wird sich nie am Hass gegen die Muslime beteiligen. Vielmehr wird er mit Menschen aus anderen Konfessionen und Religionen, ja auch mit Atheisten gemeinsam für Frieden und deshalb für Gerechtigkeit wirken und mit allen zusammen zu Gott beten. Vielleicht bringt er den Mut auf, der viel zu langsamen Entwicklung zur Einheit der christlichen Kirchen und zum Zusammenwirken der drei großen abrahamitischen Religionen einen kleinen Schritt voraus zu sein. Das gemeinsam gefeierte Herrenmahl sieht er als Schritt zu jener Einheit, um die Jesus so innig gebetet hat: und nicht als Folge einer irgendwann zu erreichenden Einigung der christlichen Schwesternkirchen.

4. *Ein solcher Priester wird eucharistisch sein.* Auch und gerade für ihn wird gelten, dass er in die Feier der Messe anders hinein als hinausgeht. Hingehen manche von uns gespalten: die Reichen von den Armen, die Juden von den Griechen, die Männer von den Frauen, so Paulus an die Galater (3,28). Dann aber setzt sich ein Priester mit der feiernden Gemeinde dem Herabkommen des Heiligen Geistes aus: und seiner revolutionär-wandelnden Kraft. Hinausgeht er mit der gewandelten Gemeinde als „einer“: zum Leib Christi geworden, hingegeben für das Leben der Welt. So Messe zu feiern ist keine Frage der Häufigkeit, sondern des Risikos. Lassen wir uns wirklich wandeln? Dass unsere katholische Kirchenleitung diese revolutionäre Feier der Weltverwandlung wegen der Lebensform der Priester ausdünnt, ist gerade für viele Tiefgläubige ein unbegreifliches Ärgernis.

In der Biographie von Andreas Englisch über Johannes Paul II. wird erzählt: Ein polnischer Bischof hatte einmal den Papst besucht. Auf dem Weg zur Audienz hatte er einen seiner Diözesanpriester getroffen, der auf Grund einer Heirat sein Amt nicht ausüben konnte. Daraufhin schickte der Papst den Bischof wieder auf den Petersplatz hinunter, um diesen Priester herbei zu bitten. Nach dem gemeinsamen Frühstück zu Dritt nahm der Papst den Priester ohne Amt beiseite und beichtete bei ihm. Welche eine Geste der Wertschätzung! Vielleicht findet die Kirche in einer solchen demütig-wertschätzenden Haltung aus ihrer derzeitigen Sackgasse in Fragen des Priestermangels und seinen fatalen Folgen für die eucharistische Kraft der Kirche. Nur so vielleicht.

Ihnen aber, jubilierender Herr Pfarrer, wünsche ich, dass Ihnen Ihr Amt weiterhin am Herzen liegt. „Unnütze Knechte“ sind wir, so Jesus: *"Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren." (Lk 17,10)*. Aber gerade das Unnütze macht sich Gott für seine Welt zunutze. Er kann aus dem, was wir so recht und schlecht hinkriegen, Großes machen.

Amen.

2013 Bescheidenheit. Am Beispiel von Papst Franziskus

Das waren einige eindrucksvolle Gesten des soeben gewählten Papstes Franziskus, der sich als von weit hergeholtem Bischof von Rom vorstellte:

- er verneigt sich vor dem Volk
- trägt einfache Kleidung
- gibt das First-Class Ticket zum Konklave zurück
- wohnt nicht im Papstpalast
- fährt einen gewöhnlichen Ford
- bezahlt selbst seine Rechnung im Hotel

Leonardo Boff: Kirchkritik in Symbolen des Papstes

Normalerweise übernimmt ein Kardinal, sobald er zum Papst gewählt ist, den klassischen feierlich-sakralen Stil des Papstes, sei es in seiner Kleidung, den Gesten, den Machtsymbolen sakraler und vollkommener Gewalt oder in der Sprache. Franziskus hat in seiner immensen Freiheit des Geistes das Gegenteil gewählt: Er passte der Figur des Papstes seinen persönlichen Stil an, seine Gewohnheiten und Glaubenseinstellungen.

Jeder weiß um die Umbrüche, die er ohne viel Aufhebens eingeführt hat. Er hat sich selbst aller Machtsymbole entledigt, insbesondere des mit Edelsteinen verzierten Goldkreuzes und der Mozetta, die seine Vorgänger trugen und die voll Brokat und Edelsteine besetzt ist, das einstige Symbol der heidnischen Römischen Kaiser. Lächelnd sagte er zum Sekretär, der sie ihm um die Schultern legen wollte: „Behalte sie; der Karneval ist um“. Er kleidet sich in größter Schlichtheit, weiß mit schwarzen Schuhen und mit einer schwarzen Hose unter dem Gewand. Alle Einrichtungen für den höchsten Hirten der Kirche, wie den Papstpalast, lehnt er ab, den er durch die Kirchenherberge ersetzte, wo er auch mit den anderen Menschen isst. Er beruft sich eher auf den armen Petrus, der ein einfacher Fischer war, oder auf Jesus, der gemäß dem Poeten Fernando Pessoa „nichts von Buchführung wusste und von dem nicht bekannt wäre, dass er eine Bibliothek besessen hätte“, denn er war ein Faktotum und ein einfacher mediterraner Bauer. Franziskus sieht sich als Nachfolger des Ersteren und als Repräsentant des Letzteren. Er möchte weder als „Seine Heiligkeit“ angeredet werden, denn er fühlt sich als „Bruder unter Brüdern“, noch möchte er der Kirche in der Strenge des kanonischen Gesetzes vorstehen, sondern in warmherziger Güte.

Franziskus ist nicht nur selbst ein bescheidener Mann

Er verlangt aber vor allem von den Brüdern im priesterlichen Amt die gleiche Bescheidenheit. Hart geht er mit dem Klerikalismus ins Gericht. Titel schätzt er gar nicht (auch nicht den Titel Papst). Also nicht Hochwürden… am ehesten noch Merkwürden. Das macht viele von uns nachdenklich.

Seine Bescheidenheit berührt viele. Andere sind verärgert. So beispielsweise die Fürstin Gloria von Thurn und Taxis aus Regensburg. Mit Benedikt war sie noch sehr befreundet und hat viel Einfluss selbst bei Bischofsernennungen ausgeübt. Franziskus mag sie gar nicht.

Noch kritischer äußert sich John L. Allen Jr., der US-amerikanische Vatikanist vom National Catholic Reporter, am 17. Juni 2013:

Italian liturgy writer Mattia Rossi has said that it represents a step toward the "demolition of the papacy," because it replaces the notion of a divinely instituted authority with a fuzzy concept of collegiality -- thereby transforming the papacy, according to Rossi, from first above equals to first among equals. (Rossi derisively asked if the cardinals who are supposed to reform the Curia could even find its bathrooms.)

Es gibt nun in der Tat eine geheuchelte Bescheidenheit. Fang klein unten an damit du schnell hochkommst… Sag nichts Kritisches, das würde dich die Karriere kosten…

Lackmustest für wahre Bescheidenheit

Wahrhafte Gleichheit an Würde.

- Papst Franziskus greift zum Telefon, um einen Jugendlichen anzurufen, der ihm einen Brief zugesteckt hatte, und sagt gleich, Du kannst Du zu mir sagen.
- Der Papst hat eine hohe Wertschätzung der Laien.
- Respekt vor den Nichtglaubenden, den Skeptischen, den Agnostikern… Pressekonferenz – normal ist dann Schlusssegen. Er: ich weiß, dass sich viele mit dem Glauben schwertun. Daher nur stilles Gebet.

Das Konzil hatte die Kirche auf diese Spur gebracht. Dass die Umsetzung des Konzils noch weithin aussteht, hat er selbst betont.

Der Papst hat sich so deutlich wie noch nie seit seiner Wahl am 13. März hinter das Zweite Vatikanische Konzil gestellt - und Reformen zur Umsetzung der Beschlüsse eingefordert. In der Predigt bei einer Geburtstagsmesse für den 86-jährigen Vorgänger Papst Benedikt XVI. meinte der Papst, die Ideen der Kirchenversammlung vor 50 Jahren seien nur "mangelhaft verwirklicht".

Laut Radio Vatikan sagte er:

"In der Kontinuität und im Wachstum der Kirche, ist da das Konzil zu spüren gewesen? Nein, im Gegenteil: Wir feiern dieses Jubiläum und es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht unbequem ist, das uns nicht stört." Und weiter: "Um es klar zu sagen: Der Heilige Geist ist für uns eine Belästigung. Er bewegt uns, er lässt uns unterwegs sein, er drängt die Kirche, weiterzugehen. Wir wollen, dass der Heilige Geist sich beruhigt, wir wollen ihn zähmen. Aber das geht nicht."

Bestrebungen zur Rückkehr in die vorkonziliare Zeit erteilte Franziskus eine Absage. Zurückgehen bedeute "dickköpfig zu sein", "törichte Herzen zu bekommen". (18.4.2013 DIE PRESSE, Seite 7.)

Fußwaschung

- Am Gründonnerstag 2013 wäscht er auch einer Muslima im Jugendgefängnis die Füße.
- Eine seiner ersten Auslandsreisen führt ihn nach Lampedusa und später nach Lesbos.

Er selbst sagte zu seinem Namensheiligen:

„Franz von Assisi: Er ist für mich der Mann der Armut, der Mann des Friedens, der Mann, der die Schöpfung liebt und bewahrt. Ach, wie möchte ich eine arme Kirche für die Armen."

Kurzum:

- Wahre Bescheidenheit zeigt sich im Respekt vor allen, in der gleichen Augenhöhe und einer Kultur der Wertschätzung auch der anderen (z.B. Wer bin ich, dass ich über sie richte? – er meinte die Homosexuellen.
- Wahre Bescheidenheit verdichtet sich in der Fußwaschung.

Der Philipperhymnus singt über Jesus: *„Er hielt nicht daran fest wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich und wurde uns Menschen gleich…" (Phil 2,6)*

Was ist das doch für eine Herausforderung für jede von uns! Wir müssen auch spirituell umlernen. Richard Rohr bemerkte einmal in seiner tiefen Spiritualität:

„Wir haben uns angewöhnt, Jesus anzubeten, damit wir ihm nicht nachfolgen können."

Franziskus drängt uns wieder zur Nachfolge, ohne die Anbetung aufzukündigen.

2014 Heute Pfarrer sein

Für Herbert Spieler zum Goldenen Priesterjubiläum in Frastanz.

Herbert und ich sind Fastzwillinge. Er ist zwei Tage nach mir am 22.12.1939 in Bregenz auf die Welt gekommen. Und wie das bei „Zwillingen“ der Fall ist, verlief auch unser Leben als „Fastzwillinge“ ziemlich synchron.

- 1958 sind wir gemeinsam in Innsbruck ins Canisianum eingetreten. Wir hatten das Riesenglück, an der Theologischen Fakultät in Innsbruck bei den beiden Rahners und bei Jungmann zu studieren – auch damals waren allerdings Nieten unter den Professoren.
- Beide haben wir zusätzlich zur Theologie auch Philosophie studiert. Nicht zuletzt haben wir beide auch ein Interesse an den Wissenschaften vom Menschen. Herbert hat die psychologische Linie gewählt und hat eine Ausbildung für Krankenhaus- und Notfallseelsorge in Heidelberg Krankenhaus- und Notfallseelsorge in Heidelberg gemacht. Mich hat es auf die soziologische Schiene verschlagen. Uns beiden aber liegen die Menschen am Herzen, wie es ihnen in ihrem gar nicht so einfachen Leben und Zusammenleben ergeht: in den familialen Lebenswelten, aber auch im Land, in Europa, weltweit.
- Zu unserer Synchrongeschichte gehört, dass wir 1964 am gleichen Tag zu Priestern geweiht wurden. Herbert in Bludenz, ich in St. Florian.
- Noch eine banale Kleinigkeit haben wir gemeinsam: einen Baumeister und Architekten. Es war Friedrich von Schmidt, der in Wien das Rathaus und in Feldkirche diese neugotische 1855 Kirche hier in Frastanz erbaut hatte. Davor hatte es eine barocke und eine spätgotische Kirche gegeben. Kirchenumbau: nicht nur in Steinen – sondern seit dem Konzil mit Pfarrer und Dechant Spiel auf mit Beinen.
- Wir haben auch einen anderen Baumeister gemeinsam: Christus, dessen Kirchenleib wir seit unserer Weihe nicht nur als Getaufte, sondern auch amtlich dienen.
- Gleich nach der Weihe wurden wir beide Kapläne: Herbert 12 Jahre lang in Hard, ich freilich nur drei Jahre in einer Arbeiterpfarrei in Wien.

Erst dann verzweigten sich unsere Wege. Ich ging in die Wissenschaft, Herbert in die Seelsorge. Ich wurde Pastoraltheologie, er begnadeter Pfarrer und Dechant. Seither hat ist er mir immer voraus. Denn ich mache Theorie, er die Praxis, ohne die es keine Theorie gibt. Er war der Denker und Ausdenker, ich zumeist nur der Nachdenker. Er war immer ein Innovator, der die Lebendigkeit des kirchlichen Lebens in der Pfarre Frastanz durch Wachstum und Erneuerung mehrte. Letztlich ging ich bei ihm in die Schule. Ich konnte lernen, was Seelsorge heute bedeutet. Ich habe ihm gern zugehört. Und er hat gern von seinen Ideen und Projekten erzählt. Und weil er mit solchen Ideen stets randvoll war, hatte er auch immer was zu sagen.

Nur gerade jetzt, da wir sein 50. Weihejubiläum feiern, ist es umgekehrt: Jetzt musst Du mir zuhören, und ich kann reden. Und ich werde erzählen, was ich in Deiner Schule lernen konnte.

Raus und ran

Unlängst hatte ich in der Theologischen Fortbildung in Freising, die Herbert oftmals aufgesucht hatte, um seine Ideen auf den Prüfstand des Nachdenkens zu setzen, einen Kurs mit Führungskräften der Kirche in Deutschland. Darunter war der Jugendseelsorger der Diözese Würzburg. Wir sprachen über das österliche „Argentinische Überraschungsei" des Jahres 2013, Franziskus, neuer Bischof von Rom. Sein wegweisendes Schreiben Evangelii gaudium war gerade herausgekommen. Darin schreibt der Papst, was ihm für eine Kirche vorschwebt. Eine Kirche, die nicht um sich selbst kreist und deshalb krank wird. Eine Kirche, die tief in Gott eintaucht und daher unweigerlich bei den Armen auftaucht. Der Jugendseelsorger brachte es knapp auf den Punkt. „Raus und ran". Das ist das Programm des Papstes. Und war immer auch das Programm von Herbert.

Herbert ist kein Frömmler, aber er ist fromm. Spiritualität ist ihm wichtig. Wenn er einem Gottesdienst vorsteht, kann man eine gepflegte Gottesdienstkultur erwarten. Der Passauer Pastoralplan hatte einmal knapp formuliert, dass Gottesdienste „gottvoll und erlebnisstark" sein sollten. Herbert hat dafür ein Gespür. Der Versuchung mancher Gottesdienstleiter zum Wortdurchfall ist er trotz seiner herausragenden rhetorischen Begabung nicht erlegen. Auf gepflegte Rituale legt er großen Wert. Ich denke an das Gedächtnis der Toten hier in der Pfarre Frastanz.

So wichtig ihm Spiritualität ist: Diese ist bei Herbert stets gepaart mit Solidarität. Er hat Gottesliebe und Nächstenliebe nie getrennt. Er ist alles andere als ein tatenloser Hallelujaschlumpf. Wellnessspiritualität ist nicht Seins. Wenn Jesus nächtens auf den Berg ging, um im Geheimnis seines Vaters daheim zu sein, und dann morgens vom Berg herabkam – so wird im Matthäusevangelium erzählt – kommt er schnurstracks bei einem Aussätzigen an. Und tut alles, dass dieser aus der Todeszone in das Leben zurückkehren kann. Denn das ist Gottes Herzensanliegen, wie wir beide bei den Rahners in Innsbruck gelernt haben und wie es der Psalm 33 ausdrückt: „Seines Herzens Sinn waltet von Geschlecht zu Geschlecht, sie den Toden zu entreißen und sie zu nähren in ihrem Hunger." Gottes Anliegen ist, dass das Leben nicht umkommt, sondern aufkommt. Auferstehungen stehen auf dem Programm Jesu: schon jetzt, mitten im todumfangenen Leben. Und genau dafür steht auch die Kirche: Sie taucht in ihren Gott ein, um vom Gottesberg herabzusteigen und an den Rändern des Lebens und der Gesellschaft bei den Ausgesetzten heute anzukommen.

Herbert ist diesen Weg vom Berg herab zu den Armen unserer Tage oft gegangen. Ihn hat zwar das Innenleben der Kirche auch interessiert. Sonst hätte er ja nicht den reformerischen Zweigverein „Kirche sind wir alle" oder die Pastoralkommission gegründet und in flexibler Unnachgiebigkeit strukturelle Kirchenreformen verlangt. Aber Herbert war nicht nur an den Schläuchen interessiert, sondern vor allem am Wein.

Darin unterscheidet sich Herbert von dem, was ich anderswo wahrnehme. Ich habe den Eindruck, dass manche neuen Schläuche machen, aber dafür keinen Wein haben. Herbert hatte immer neuen pastoralen Wein und suchte dafür

neue Schläuche. Er wollte vor allem den köstlichen Wein des Evangeliums in das Leben und Zusammenleben der Menschen einfließen lassen.

Und das alles hat er gemäß dem vom Konzil vertieften Kirchenbild nie allein gemacht. Vielmehr suchte er stets Leute zu motivieren, ehrenamtlich an pfarrlichen Projekten zu arbeiten. Sein Ziel war, dass alle sich als Kirche fühlen und daher das Leben und Wirken der Pfarrgemeinde mittragen.

Ein Blick auf die Homepage der Pfarre Frastanz zeigt rasch, wie erfolgreich Herbert bei diesem Bestreben war. Wie viele Arbeitskreise es gibt. Ich zähle auf der Homepage 18 Arbeitskreise – von Bildung bis Soziales, zwei Bereiche, die überaus eng zusammenhängen.

Und was mich in einer Zeit, in der der Kirche die jungen Menschen abhandenkommen, sehr fasziniert: Herbert hat engagiert daran mitgewirkt, dass viele junge Menschen einfach anpacken und mitmachen. Die Pfarre vermittelte schon seit 1991 Zivildiener im Land und in der Pfarrei – bis 2017 finden sich bereits Stellenofferte für junge Menschen auf der pfarrlichen Homepage. Von höchstem Wert sind die vermittelten Auslandseinsätze. Ich werfe einen Blick in die Homepage der Pfarre und erfahre dort:

Seit 1991 können Zivildienstpflichtige, die ihre Fähigkeiten und ihr Engagement Menschen einer fremden Kultur widmen möchten, einen vom Innenministerium anerkannten Ersatzdienst für den ordentlichen Zivildienst leisten. Die Pfarre Frastanz hat seither über 300 Auslandsdiener entsandt, vorwiegend in Projekte der Entwicklungszusammenarbeit.

Der Einsatz für den Zivil- und den Auslandsdienst hat sich auch für die Pfarre reichlich gelohnt. Junge Menschen gewinnt man nicht über den Kopf durch Katechese und JuCat, sondern durch gemeinsames Tun. Junge Menschen suchen das Abenteuer und das Risiko. Um es in einem Bild zu sagen: Warum soll man sich katechetisch die Hände waschen, wenn man sich diese nicht zuvor schmutzig gemacht hat?! Die angelsächsische Missionstheologie formuliert diesen Zusammenhang lapidar so: *Belonging before believing.* Man kommt zum Glauben, wenn man (zuerst) dazugehört und was tut – so füge ich an.

Ein Herz für die Armen

Herbert ist in all den Jahren als Seelsorger bei den Menschen aufgetaucht. Unentwegt. Und das in verschiedener Weise. Papst Franziskus hätte seine helle Freude mit ihm. Denn dieser Papst will eine arme Kirche für die Armen. Also eine Kirche, die spirituell und solidarisch, mystisch und politisch zugleich ist.

Die Pfarre Frastanz hat sich unter der gekonnten Führung von Herbert um einzelne Menschen und Familien im Ort gesorgt. Es wurden solche *„Zwischen-Räume“* vor allem in Übergangssituationen des Lebens aufgemacht. Menschen auf der Flucht und in Migration, im Arbeitsleben, bei Arbeitslosigkeit, im Übergang zur Pensionierung, beim Leben im Elternhaus oder in der Partnerschaft usw. erhielten professionelle Unterstützung und Begleitung. Als Pfarrer gelang es Herbert, für solche Projekte Güter der Pfarrei so zu binden, dass sie jungen Menschen und Familien Entlastung und Hoffnung gebracht haben. Ein Musterprojekt ist Junges „Wohnen in Mariex“.

Die Begründung für diese Bindung von pfarrlichem Eigentum für soziale Projekte ist auf der Homepage nachzulesen:

„Aus der Überzeugung, dass unser Besitz dem Gemeinwohl zu dienen hat - dafür wurde er einst von Spendern zur Verfügung gestellt -, stellen wir Grundstücke für Einrichtungen zur Verfügung, die Angebote für solche Übergangssituationen des Lebens machen. Die Einrichtungen führen wir teilweise selbst, teilweise werden sie von pfarrnahen Vereinen getragen."

Herbert hat sich also nicht nur lokal eingesetzt. Obwohl er ein Österreicher ist, liegt ihm Provinzialität fern. Er ist ein Weltbürger. Und auch kirchlich fühlt Herbert nicht nur pfarrlich und ortkirchlich, sondern weltkirchlich. Katholisch bedeutet für ihn nicht konfessionell, sondern universell. Er hat sich engagiert um Projekte in den armgemachten Regionen der Einen Welt gekümmert. Schon früh hat er die Umwelt als Mitwelt erkannt und sich für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung eingesetzt. Das hat gewiss auch damit zu tun, dass Herbert Teilnehmer an der Ersten Ökumenischen Versammlung in Basel im Jahre 1989 war. Diese ökologische Sensibilität von Herbert spiegelt sich im pfarrlichen Programm wider:

„Ein Aspekt dieses Gemeinwohls ist auch die Verantwortung für die Zukunft der Welt: Daher engagieren wir uns in der Pfarre selbst, im Rahmen unserer Möglichkeiten auch weltweit für gesundheitsförderndes, umwelt- und sozialgerechtes Handeln."

Eine „Schlüsselperon"

Schlüssel sind in unserem Leben wichtig: der Schlüssel zur Wohnung, zum Auto, zum Büro, zum Herzen eines Menschen. In Organisationen kennt man Schlüsselpositionen. Von diesen hängen Zukunftsfähigkeit, Führungsqualität, Betriebsklima und öffentliches Ansehen der Organisation ab.

Die Apostel Petrus und Paulus, an deren Fest Herbert wie auch ich selbst geweiht wurden, gelten seit Beginn der Kirche als Schlüsselfiguren. Und das nicht nur, weil Petrus normalerweise immer mit einem Schlüssel dargestellt wird.

Ich möchte diese beiden Apostel in gebotener Kürze miteinander vergleich, um dann schließlich zu behaupten, dass auch Herbert in der langen Zeit seines Wirkens in der Pfarre, in der Diözese, im Land eine Schlüsselfigur war, der noch dazu von beiden Aposteln etwas hatte.

Simon Petrus gehört zu den ersten Jüngern Jesu. Von Beruf Fischer ging er seinem Broterwerb am See Genezareth nach, bevor er sich von Jesus rufen ließ. Nachfolge war für Petrus beileibe kein geradliniger Weg. Die Evangelien zeichnen von ihm kein verklärtes Bild. Ungeschönt werden seine starken und schwachen Seiten beschrieben. Er versteht Vieles nicht auf Anhieb, zweifelt und schwankt im Vertrauen auf Jesus nicht nur einmal. Andererseits ist er begeistert von Jesus, die Evangelisten benennen ihn – neben Martha – als denjenigen, der ein Messiasbekenntnis ablegt, um dann doch in der schwersten Stunde Jesu wieder seine Zugehörigkeit zum ihm aus Angst um das eigene Leben zu verleugnen. Stärke zeigt Petrus oft dort, wo es um Beharrlichkeit geht. Er ist der erste Leiter der Jerusalemer Gemeinde und legt in der sog. Pfingstpredigt ein beeindruckendes Zeugnis für den

Auferstandenen ab. In letzter Konsequenz hält Petrus zu Jesus und gibt sein Leben für ihn hin. Scheiternd, unbeirrt, offen, ängstlich, zuschlagend, beharrend und mutig: Das sind einige der Eigenschaften einer der Schlüsselpersonen der Kirche.

Paulus gehörte – anders als Petrus – nicht zum Jüngerkreis. Er war zwar ein Zeitgenosse Jesu, ist ihm jedoch nie persönlich begegnet. Paulus war ein gebildeter Diasporajude, geschult vom Gelehrten Gamaliel. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich ursprünglich als Zeltmacher. Tolerant war er nicht; die Apostelgeschichte beschreibt, dass er mit großem Eifer die junge Kirche verfolgt hat. So lange, bis der Auferstandene unvermittelt vor Damaskus sein Leben von Grund auf veränderte. Paulus bekehrt sich und zählt sich dann zu den Aposteln: Aus diesem Selbstverständnis heraus verkündigt er mit allen Fasern seines Lebens den Gekreuzigten und Auferstandenen. Er scheut keine Mühen, nimmt beschwerliche Reisen auf sich, riskiert seine Gesundheit und am Ende Kopf und Kragen für Jesus. Paulus eröffnet mit großer Weitsicht der jungen Kirche die Türe in die Welt. Diese Wende zur Heidenmission ringt er dem Petrus in einer heftigen Auseinandersetzung auf dem Apostelkonzil in Jerusalem ab.

Wie zwei Brennpunkte in einer Ellipse, so erscheinen Petrus und Paulus in ihrer spannenden Verschiedenheit. Bis heute lebt die Kirche aus dieser Spannung. Die „paulinische“ Seite zeigt sich in missionarischer Öffnung und Zeugnis für das Evangelium in der Welt, wie sie jeweils ist. Achtsam sein für die Überlieferung und Bewahrung des Ursprungs: das ist die stärker „petrinische“ Seite. So verkörpern sie als Schlüsselpersonen in der Tradition der Kirche Amt und Charisma. Beides ist weder voneinander zu trennen, noch gegeneinander auszuspielen.

Bei allen Unterschieden haben aber Petrus und Paulus das Entscheidende gemeinsam: Sie verbindet ihre unbedingte Hinordnung auf Jesus Christus, in dessen Dienst sie ihr Leben gestellt und hingegeben haben. Jesus ist der „Schlüsselbund“, der noch so unterschiedliche kirchlichen „Schlüsselpersonen“ zusammenhält. Petrus und Paulus erschließen in je verschiedener Weise die Botschaft, dass sich mit Jesus Gott für immer mit den Menschen verbunden hat: durch den Tod hindurch und darüber hinaus. Das ist der Kern der Botschaft.

Dass Herbert eine Schlüsselperson unserer Kirche war und ist, belegt nicht nur der reiche Ertrag seines langjährigen Wirkens, das ich in dieser Festpredigt nur unzulänglich skizzieren konnte. Gottlob haben andere seine großen Verdienste schon öffentlich gewürdigt: zurückhaltend die Kirche, großzügig die politische Gemeinde. Als die Kirche vor Franziskus noch ungeniert feudale Ehrentitel vergab, wurde Herbert Consistorialrat. Weit mehr Gewicht hat, dass die Marktgemeinde Frastanz dem Jubilar 1999 den Ehrenring und machte ihren großen Pfarrer 2009 zum Ehrenbürger verlieh. Auch der heutige Festgottesdienst würdigt und ehrt Dich, Herbert.

Die eigentliche große Ehrung steht Dir aber noch bevor. Der Apostel Paulus schrieb einmal an seinen bischöflichen Mitarbeiter Timotheus über sich selbst:

„Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue gehalten/den Glauben bewahrt. Schon jetzt liegt für mich der Kranz der

Gerechtigkeit bereit, den mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird, aber nicht nur mir, sondern allen, die sehnsüchtig auf sein Erscheinen warten." (1 Tim 3,7f.).

Ich wünsche Dir, lieber Herbert, und wünsche das auch uns allen, dass die Übergabe dieses himmlischen Ehrenkranzes durch Deinen obersten Dienstherrn noch geraume Zeit auf sich warten lässt und wir Dich bis dahin noch ausgiebig „gnüssa" können.

2015 Seepredigt

Roxheim am Rhein.

Aylan war drei Jahre alt. Er stammt aus Kobane, einer völlig zerstörten Stadt in Syrien. Mit seinen Eltern und seinem älteren Bruder wollte er von der Türkei nach Kos, um in Europa zu leben. Das kleine Boot kenterte. Die Mutter und die beiden Buben ertranken. Der Vater hat sie dann in Kobane beerdigt. Wir erleben in diesen Tagen eine enorme Herausforderung. Und weil wir immer mehr zu einer Menschheitsfamilie werden, ist Aylan einer von uns. In Kos tot ans Land geschwemmt. Das Bild ging um die Welt und habe viele berührt und bewegt. Wir merken dabei, wie ein tiefgreifender Wandel die Welt erfasst hat.

4. Auch unsere Kirchen erfahren derzeit einen tiefgreifenden Umbau ihrer Kirchengestalt. Die Konstantinische Ära in ihrer nachreformatorischen Gestalt, in der Kirchenmitgliedschaft unentrinnbares Schicksal war, geht zu Ende. Jetzt haben die Menschen die Möglichkeit zur freien Wahl. Viele wählen sich, entscheiden sich zu bleiben und mitzumachen. Andere kündigen ihre Mitgliedschaft auf. Wir werden weniger und zugleich mehr, weniger Katholiken/Protestanten, mehr Christinnen und Christen.

5. Es reicht nicht aus, für die neue Zeit der Kirche neue Strukturen zu schaffen, so nötig dies aus finanziellen und personellen Gründen erforderlich ist. Pfarreien werden zusammengelegt, was nicht allen gefällt, und eine Fusion führt nicht schon gleich zu neuen Aufbrüchen. Manchmal bringt eine Fusion auch Konfusion. Es braucht daher nicht nur neue Schläuche, sondern vor allem neuen Wein. Könnte es sein, dass wir derzeit viele neue Schläuche haben, aber keinen Wein – den Wein einer bewegenden Vision, welche unserer Kirche den Weg zeigt, uns motiviert, den Weg auch zu gehen? Das heutige Evangelium (Mt 8,1-4) kann uns dabei beflügeln. Zu seiner Meditation kann uns das Bild aus dem Codex Echternach 1004 gut helfen. Mir ist diese Buchmalerei eines Mönchs von der Insel Reichenau ans Herz gewachsen, weil sie einerseits eine alte und unverbrauchte Vision der Kirche zeigt, zugleich aber offen ist für die Herausforderungen, vor die Gott seine Menschheit in unseren Tagen gestellt hat. Zudem spielt im Bild Petrus eine Schlüsselrolle – jener Mann, den die Pfarre neu um Patron hat.

Mt 8,1-4

a) der Aussätzige. Ein Mensch am Rand, hinausgesetzt. Es fehlt ihm, was das Leben braucht. Kein Ansehen. Keine Gestaltungsmacht. Keine Heimat. Lebensleere Hände: aber hoffnungsvoll ausgestreckt.

b) Jesus: Geht „auf den Mann zu. Schenkt ihm, was ihm fehlt: dem Unansehnlichen gibt er Ansehen. Heilt ihn – und das ermöglicht, dass er wieder dazugehören kann. Schickt ihn zum Meldeamt: Aufnahmeverfahren. Das ist Gottes Absicht (Rolle in der rechten Hand): dass Leben aufkommt, dass Menschen Ansehen, Gestaltungsmacht, Gemeinschaft und Heimat finden.

c) Hinter Jesus Petrus und Johannes. Sie gehen in der Spur Jesu. Petrus schaut auf seine Hand. Handeln wie Jesus, dem er auf die Finger schaut.

d) Die Menschen hinter Jesus: wir…

Es ist nicht schwer, diese Evangelium upzudaten und als Ermutigung für uns Heutige zu lesen. Denn im Aussätzigen von damals können wir als Kirchen, die hinter Jesus hergeht, gut die vielen Flüchtlinge sehen, die an unsere Lebenstüren klopfen.

Dann aber stellen sich letztlich einfache Fragen:

Geben wir den Flüchtlingen Ansehen? Achten wir ihre Würde? Sehen wir zu, dass sie ihr Leben wieder in die Hand bekommen, indem sie Wohnung und Arbeit finden? Halten wir mit ihnen Gemeinschaft? Heiße wir sie willkommen?

Vielleicht brauchen wir dazu einen grundlegenden Wechsel in unserer Grundhaltung. Wir könnten lernen, dass Flüchtlinge nicht nur ein Problem sind, sondern auch eine Chance, ja eine Herausforderung. Sie können unsere Kultur enorm bereichern. Auch unsere Wirtschaft braucht junge Menschen. In Bayern sind 1000 Lehrstellen frei. Oft bringen die Flüchtlinge „Werte“ mit, von denen viele von uns nur noch träumen können: Zusammenhalt, Glaubenskraft, Gastfreundschaft, festen Glauben an Gott.

Und die kulturelle Buntheit, die Durchmischung: sie kann den Schwachen Angst machen. Aber es steckt in ihr auch eine Chance [siehe Wiener Küche].

Zudem: Wir erleben immer mehr, was es heißt, katholisch zu sein. Allumfassend. Kirche nicht nur in vielen Kulturen, sondern viele Kulturen auch in unserer Kirche am Ort. Das kann uns bereichern, wenn wir einander achten und beschenken.

Noch mehr: Dann kann sich jetzt schon in der Kirche etwas von der vollendeten Schöpfung abbilden. Das wir nämlich Christus das Haupt der geretteten Menschheit sein, und alle Menschen werden seinen wunderbaren Leib bilden: Eine Menschheit, die durchflutet ist von der gerechten und friedvollen Liebe Gottes. Solche Überlegungen finden sich im vatikanischen

Dokument „Umwandlung der Welt in der Liebe“ (Erga Migrantes Caritas Christi, Rom 2004)

e) All das lebt davon, dass wir „nächtens“ in Gott eintauchen. Wer aber in Gott eintaucht, taucht unmittelbar bei den Armen auf. Er schaut dann auf die Anderen, die Fremden, die Flüchtlinge mit Gottes Augen und hat wie Gott ein Herz für sie. Ein solch in Gott Verwurzelter kann in den Flüchtlingen Gottes Ebenbilder erkennen.

Amen.

2015 Allerheiligen und Allerseelen

(BLOG 1.11.2015)

Sie lassen sich nicht voneinander trennen, die beiden Feste: Allerheiligen und Allerseelen. Daran ändert nichts, dass es der Tag des Friedhofsbesuchs ist und die Erinnerung an die Toten im Vordergrund steht.

Allerheiligen erinnert daran, worauf hin jeder Mensch zulebt: auf die Vollendung. Heilige sind Vollendete. Das, was ich bin, wird ausgereift sein: ein liebender Mensch.

Was wir sind, blüht aber nicht erst nach dem Tod auf, sondern schon jetzt, in Spuren und Ahnungen. Die Heiligen sind unter uns. Ich finde sie in Nickelsdorf und in Spielfeld, unter den vielen Ehrenamtlichen, die Flüchtlingen zur Seite stehen. Heilige leben in liebenden Paaren mit unterschiedlichster Zusammensetzung, setzen sich ein für Kinder, pflegen Alte und Menschen mit Behinderung. Liebe, die heilig macht, verausgabt sich, ohne etwas zurückzuerwarten.

Solche Liebe schlummert auch in jenen, die vor den Flüchtlingen diffuse Ängste haben und gegen sie demonstrieren. Sie könnten ihre schlafende Liebe aufwecken, würden sie einem syrischen Kind in die Augen schauen. Sie könnten so ihre Angst verlieren und werden was sie im Grund doch sind: zur Liebe Geborene. Sie lernten, dass Angst entsolidarisiert - auch von sich selbst.

Dann aber *Allerseelen*. Die Erinnerung an das, was im Leben jedes Menschen das Sicherste ist. Todsicher werden wir sterben. Der Tod aber, hinterlässt, wenn geliebt wurde, Trauer und Schmerz. Oft lassen wir diese nicht zu. Martin Gutl, Dichter im Priestertalar, schrieb einmal: Gott wird abwischen alle Tränen von unseren Augen – aber nicht auf einmal.

Selbst trauern und Trauende trösten: genau dazu gewinnt uns Allerseelen. Eine Art kollektiver Trauerarbeit kann passieren.

Trauende trösten ist übrigens ein Werk des Erbarmens, das heilig macht, so Bergpredigt Jesu, die uns zu wahrhaften Heiligen formen kann: „Selig die Trauenden, denn sie werden getröstet werden.“ (Mt 5,4)